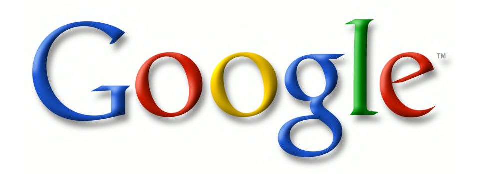
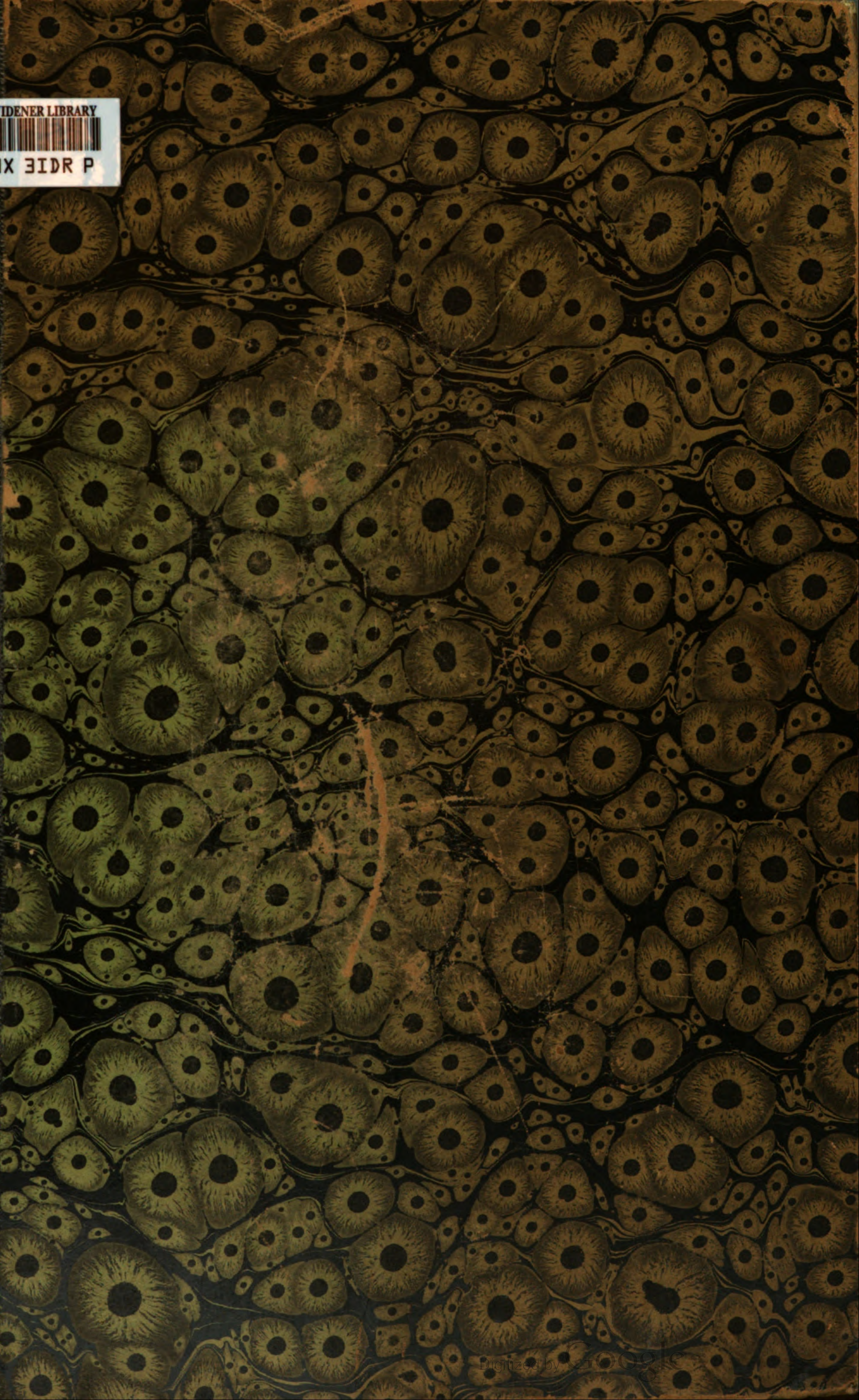
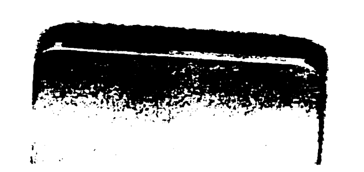




IDENER LIBRARY
X 3IDR P


Ger 6911.92.3
VE RI TAS
HARVARD
COLLEGE
LIBRARY
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY
№ 04863







in Wort und Bild.

Herausgegeben von H. Eckardt.

Mit Titelblättern, Initialen, Randleisten von G. Burmester, sowie zahlreichen Abbildungen nach Gemälden, Stichen u. s. w.



Kiel 1897.
Verlag von H. Eckardt.

Buchdruckerei Julius Klinkhardt, Leipzig.

Meiner lieben Frau.



Vorwort.

Motto: „Wer vieles bringt,
Wird manchem etwas bringen."

Bei der Herausgabe des ersten Halbbandes des Werkes „Alt-Kiel in Wort und Bild" muß ich auf die erste Ankündigung vom Erscheinen des Werkes zurückgreifen. Ich schrieb derzeit:

„Es soll der Versuch gewagt werden, in diesem Werke der jetzigen Generation das Kiel vorzuführen, welches mit all' dem Alten, Charakteristischen, das der Kleinstadt anhaftete, von Jahr zu Jahr mehr verschwindet. Die alten Giebelhäuser, in deren Schatten wir unseren Jugendspielen oblagen, fallen, und allmählich erblaßt in der Erinnerung das Bild der vergangenen Zeiten. Diese alten Stätten in Wort nnd Bild vorzuführen, ist der Zweck des Werkes.

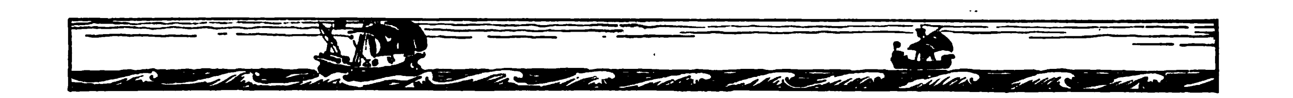
Doch nicht allein alte Häuser und Plätze sollen dargestellt, sondern auch der Menschen, welche dieselben belebten, welche für das Wohl der Stadt wirkten und zu ihrer Entwickelung und geistigen Bedeutung beitrugen in alter und neuer Zeit, soll gedacht werden, ihre Bildnisse sollen im Werke einen Platz finden.

„Alt-Kiel" soll kein wissenschaftliches Werk werden, berufeneren Federn bleibe es vorbehalten, ein Urkundenbuch und eine Geschichte der Stadt zu schreiben, das vorliegende Werk soll nur eine liebe Erinnerung sein an entschwundene Zeiten für alle die, welche in der Stadt aufgewachsen und ihre Arbeit für das Wohl derselben eingesetzt, und gleichzeitig eine Gabe, welche das Wachsen und Erblühen der Stadt denen, die hier eine neue Heimat gefunden haben, anschaulich machen soll.

Die Entwickelung der Stadt von Anbeginn bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts soll in großen Zügen geschildert werden, ausführlicher die letzten 130 Jahre. In einem Schlußwort wird die werdende Großstadt Kiel gestreift.

Der großen Bedeutung Kiels für die Provinz wird möglichst Rechnung getragen und der führenden Rolle, die Kiel in der Mitte dieses Jahrhunderts im Kampfe für die Erhaltung und Wahrung der Rechte des Landes einnahm, besondere Beachtung geschenkt





werden. Die Marinestadt Kiel werden interessante Bilder vom Hafen, dem Leben und Treiben auf demselben kennzeichnen, unter anderen Bilder der Schlacht bei der Kolberger Heide, der schleswig-holsteinischen Flotte, der englischen und französischen Flotte, der ersten preußischen Schiffe im Hafen und Andere mehr."

Ein ungemein reicher Bilderschmuck wird das Werk zieren, von dem dieser Band naturgemäß nur eine bescheidene Probe bietet.

Der vorliegende Band ist im großen und ganzen als Einleitungsband zu betrachten, Kiels Entwickelung, das Leben und Treiben in der Stadt, der Umschlag, die Feste der Gilden, das studentische Leben, dies alles wird in erschöpfenderer Weise im zweiten bedeutend umfangreicheren Bande behandelt, der ja mit dem Zeitpunkt beginnt, wo Kiel überhaupt erst eine erneute größere Bedeutung erlangte.

Herzlichster Dank gebührt allen, die das Werk, insbesondere diesen Band, durch Hergabe interessanter Bilder und Karten förderten, so Fräulein Hegewisch, Herrn Alex. Niepa, Herrn Pastor Boie, Herrn Rat Stickel, Herrn H. Jahn, der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte, der Historischen Landeshalle, dem Verein der Künstler und Kunstfreunde und manch anderen mehr. Dank gebührt auch dem genialen Künstler, der dem Werk durch die mit ersichtlicher Liebe und Hingabe gezeichneten Titelblätter, Initialen und Randleisten, die sich so vorzüglich den Zeitepochen anschmiegen, einen reichen künstlerischen Schmuck verliehen hat.

Es wird des Herausgebers bester Lohn sein, wenn das Werk manchem Anregung bringt und vielen ein lieber Gruß aus der alten Heimat ist.

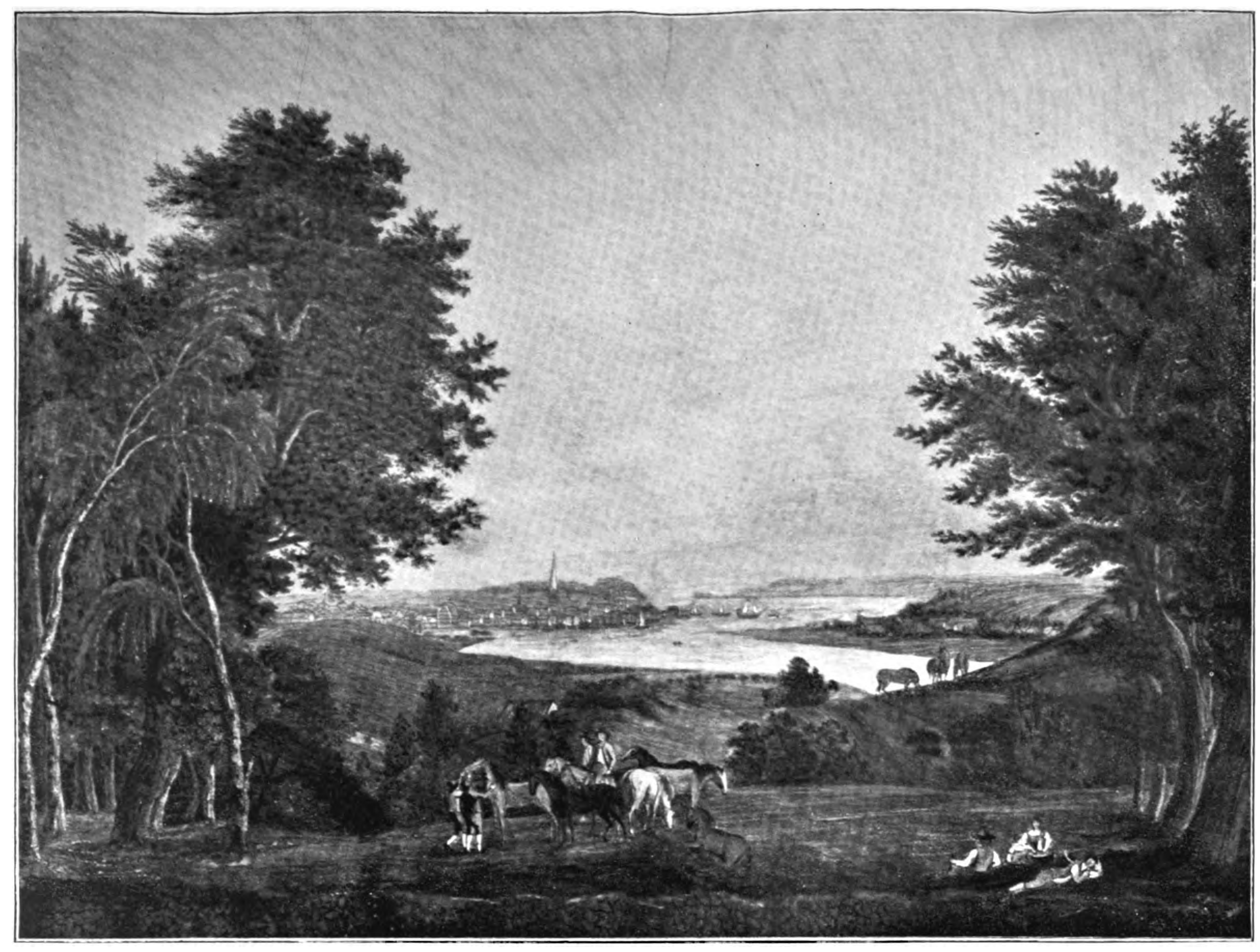
Liebe zur Vaterstadt war es, die seine Feder führte.

Kiel, November 1897.

H. Eckardt.







Kiel um 1800. Blick vom Vie burger Gehölz aus. Nach einem Gemälde von Strack.


SANCT
NICOLAVS
Kiel
im Mittelalter
S. MARIEN in KIL
G. Burmester



Gründung und erste Entwickelung der Stadt.



Es darf durch die neueren Forschungen und Ergebnisse von Hasse, Reuter, Rodenberg, Wetzel als feststehend betrachtet werden, daß Kiel vom Grafen Johann I. gegründet worden ist, und zwar ist Kiel nicht, wie so viele andere Orte, allmählich aus einem Dorfe zur Stadt erwachsen, sondern als Stadt bereits gegründet worden. Es bleibt jedoch nicht ausgeschlossen, und Urkunden und Funde beweisen dies, daß an anderen Orten der Bucht und auch in unmittelbarer Nähe der neuen Gründung schon in früherer Zeit Ansiedelungen bestanden haben. Im Schleswig-Holsteinischen Museum vaterländischer Altertümer sind Funde, welche es bezeugen, daß hier in vorgeschichtlicher Zeit eine Urbevölkerung lebte, und mit Bestimmtheit ist erwiesen, daß Brunswik und Gaarden unter dem Namen Ubbant oder Uppande und Hemmighestorp, sowie eine Ansiedelung am früheren Prünerteich, Nevereseк oder Neverseh genannt, vor 1240 an der Kieler Föhrde bestanden haben.

Von einer früheren Gründung an Stelle des jetzigen Kiel kann jedoch keine Rede sein. 1242 wird von Johann I. der civitas Holsatiae lübisches Recht verliehen, ihr Weichbild abgegrenzt und die Rechte, welche die Bürger in der Umgegend haben sollten, festgesetzt. In dieser Urkunde hat weder Stadt noch Kirche einen Namen, ein Beweis, daß die Stadt noch in der Gründung begriffen, die Kirche noch nicht geweiht war; erst siebzehn Jahre später in einer Urkunde der Grafen Johann und Gerhard heißen die Bürger „cives de Kil“ und die Stadt „Kil“; 1317 bestätigt Graf Johann II. die Freiheiten „seiner Stadt Kil“.

Die Urkunde von 1242, welche von so hervorragender Wichtigkeit für die Bestimmung des Weichbildes der Stadt ist, liegt im Original leider nicht mehr vor, sondern nur in verschiedenen älteren Abschriften. Nach dem Abdrucke in den Schleswig-Holsteinischen Regesten und Urkunden lautet sie folgendermaßen:



„In Nomine Sanctae et individuae Trinitatis Dei Gratia Johannes Comes Holsatiae Universis hoc scriptum intuentibus Salutem. Ea quae geruntur in tempore labuntur cum tempore: ut voce testium aut scripto perhennentur. Ad noticiam singulorum tam praesentium quam futurorum volumus ut perveniat quod nos Civitati Holsatiae et dilectis inhabitatoribus eiusdem, contulimus in Gratia nostra, ut tali iure, prout Civitas Lubicensis utitur, ita Ciuitas praesens libere et quiete perpetuo perfruatur. Tale tamen adhibita caucione et adiecta, si contingat, nos contra Civitatem Lubicensem discordare et Civitas antedicta intrinsecus obstruatur confluant in gratia nostra ad Civitatem Hamburgensem, diligenter iura eiusdem perquirentes ac libere sine molestia perfruentes. Denominamus vero in praesenti scripto terminos Civitatis Holsatorum, qui dicuntur Wicbeled, Totum Stagnum Kyl usque Boz et ab eodem usque Uppandelbech et ab eodem usque in Neverseh, usque ad pontem Bolbruch, et ita usque in Kyl sicut rivus descendit. Pascua Civitatis Holsatorum similiter scripto praesenti designantur a Cocse ad Marekoccoze ad primum Terminum, qvi pertingit ad Civitatem et deinde usque in Wolquensose deinde in Manhachene. Excipimus autem Villam Uppande habens VIII mansos et pretium iuxta boum, quod adiacet tali villae et V Mansos in Neveh, unde duo mansi cedent Ecclesiae et de tribus mansis, qui adiacent antiquae villae praedictae et locus ipsius Neverseh annuatim Cives pensionem persolvent, tam diu ac ut sederit nostrae voluntati. In Terminis vero praenotatis Dominus terrae et Comes neque Cives Civitatis nulla paciantur fieri novalia, nec Villa de novo istic construatur, sed aeque similiter Dives et pauper perfruantur et forum eiusdem Civitatis ipsis liberum tradidimus. Etiam ad usus nostros excipimus Novale, quod dicitur Horst et pratum vicinum Molendino et ipsum Molendinum vicinum Civitati, sed pratum, quod adiacet Horst usque ad distinctionem ipsius in usus perpetuos convertimus Civitatis. Piscationibus m. libere utantur per totum Kyl, usque in Levoldesow et infra terminos praedictos libertate habeant qviete secandi ligna omnium generum in usus eorum. Ne vero super tali Donatione et Confirmatione suboriri in posterum possit dubietas, praesens scriptum patrocinio nostro consignamus.

Huius ordinationis et Facti testes sunt. Dominus Bruno Episcopus Hamburgensis et Lubicensis, Godescalcus Praefectus, Lodewicus Plebanus eiusdem Civitatis, Elerus de Bocwolde, Tymmo de Bocwolde, Marqvardus Bloc, Rodolfus et Tymmo de Hodendorp, Hasso de Bovenow et alii quam plures. Acta sunt haec Anno Dominicae Incanationis M. C. C. Quadragesimo secundo.

Vermutlich wurde Kiel seinerzeit angelegt, um dem aufstrebenden Lübeck eine Rivalin zu werden. Zwar hatte Lübeck noch 1227, mit den Holsteinern vereint, bei Bornhöved gegen die Dänen unter Waldemar II. gekämpft und den glänzenden Sieg mit erfechten helfen. Die alten Streitigkeiten und die Eifersucht zwischen Holstein und Lübeck wurden jedoch dadurch nicht ausgeglichen, und nachdem der Dänenkönig aus einem Feind ein Freund des Holsteiner Grafen geworden war, nahmen beide gemeinsam den Kampf gegen Lübeck auf und sperrten den Travemünder Hafen. 1235 wurde zwar Frieden geschlossen, die Eifersucht blieb jedoch, und aller Wahrscheinlichkeit nach gründeten die Holsteiner Grafen Kiel, um dem Lübecker Handel zu schaden und die Macht der freien, emporblühenden Stadt zu brechen.

Kein anderer Ort war so trefflich gelegen, um allenfalls die Erbschaft Lübecks antreten und dem Handel desselben Abbruch thun zu können. Namentlich aber, um den bisher über Lübeck gegangenen,





durch die Niederländer oder Flamländer vermittelten Handel zwischen Nord- und Ostsee demselben zu entziehen, lag der neu gegründete Ort so günstig, wie kein zweiter.

Der Platz, auf dem die Stadt erbaut ist, war mit gutem Bedacht gewählt worden: In der norddeutschen Tiefebene, in Schweden, Dänemark und den Niederlanden liegen fast alle Handelsplätze der älteren Zeit nicht hart an der Küste des Meeres oder an der Mündung der Flüsse, sondern landeinwärts an Meeresbuchten oder dem unteren Flußlaufe. Rücksicht auf Sicherheit der Lage, — Seeräuber machten das Meer unsicher und zerstörten häufig die Ansiedelungen, — gute Lagerplätze vor allem scheinen schon damals bei Städtegründungen jener Art maßgebend gewesen zu sein. Dazu kam für Kiel der für eine Stadt der Tiefebene zu damaliger Zeit so überaus wichtige Vorzug, daß sich die erste Anlage der Stadt auf einer inselartigen Landzunge befand, die durch Wasser, Moor und Sumpf ein natürliches Bollwerk gegen äußere Feinde war und ein unleugbarer Vorzug für die Behauptung des Handelsweges von der See ins Innere des Landes werden mußte.

Maßgebend für die Gründung war auch die Zeit. Im Süden Deutschlands begann die Blütezeit der Städte, welche von den Hohenstaufen vielfach mit weitgehenden Privilegien versehen worden waren und in der Zeit, wo die Kaiser dieses Hauses in Italien ihr Reich zu sichern und auszubreiten suchten, an Stärke und Macht zunahmen.

Das erste wichtige, unübersehbar folgenreiche Ereignis war die Selbsthilfe des von Kaiser und Reich aufgegebenen, nordöstlichen Deutschlands durch die mutige Anteilnahme der Städte.

In der Zeit der unglücklichen Zerrissenheit des Reiches, in den Kämpfen der Gegenkaiser Otto IV. und Philipp von Schwaben war Nordalbingien verloren gegangen. Knut Waldemarsen, schon Gebieter der Pommern und Mecklenburger, vertrieb den Grafen Adolf III. aus Holstein, bemächtigte sich Hamburgs und Ratzeburgs, legte Beschlag auf die lübischen Bürger in Schonen, fing 1200 deren Schiffe auf und zwang die freie deutsche Stadt sich der dänischen Herrschaft zu unterwerfen. Auch Travemünde fiel im nächsten Jahre, und im August 1202 nannte sich Waldemar, Knuts Bruder und Nachfolger, in Lübeck „König der Dänen und Slaven, Herr von Nordalbingien“. Zum Statthalter ernannte er seinen Schwager, den Grafen Albrecht von Orlamünde. Waldemar II. hatte 1219 Esthland und Livland erobert und schien dadurch Dänemarks stolzes Königtum unerschütterlich an der baltischen Küste befestigt zu haben. Allein auf dem Höhepunkte der Macht sollte sich sein Schicksal wenden; der von dem König schwergekränkte und beleidigte Graf Heinrich von Schwerin nahm den König nebst seinem Sohne 1223 durch einen kecken Handstreich auf der Jagd gefangen und hielt sie auf Schloß Dannenberg in Haft. Vergeblich unterhandelten Kaiser Heinrich VII. und der Erzbischof von Köln auf den Fürstentagen zu Nordhausen und Bardowiek wegen Waldemars Befreiung; vergeblich drohte der kirchliche Bann.

Von allen Seiten erhoben sich nun die Unterdrückten gegen die Fremdherrschaft; Adolf IV., der Sohn des vertriebenen Adolf III., kam nach Holstein zurück und eroberte, nachdem er den Statthalter und Reichsverweser Albrecht von Orlamünde 1225 bei Mölln geschlagen und gefangen genommen, sein Heimatland wieder. Hamburg öffnete ihm gleichfalls seine Thore, und auch Lübeck befreite sich 1226 von der dänischen Oberherrschaft. Mittlerweile hatte auch Waldemar II. die harten Bedingungen angenommen, die ihm gestellt waren, und daraufhin im Dezember 1225 seine Freiheit wieder erhalten.

Diese Bedingungen umfaßten außer einem sehr hohen Lösegeld die Überlassung aller Länder diesseits der Eider und Levensaue und aller wendischen Lande außer Rügen an das deutsche Reich;



ferner die Überlassung aller holsteinischen oder nordalbingischen Eroberungen, des Erbteils seines Vaters, und des Schlosses Rendsburg an den Grafen Adolf IV. Auch mußte der König Urfehde schwören.

Aber kaum seiner Haft ledig und durch den Papst des Eides entbunden, rüstete sich Waldemar, die „Empörer" mit den Waffen wieder zu unterwerfen. Er verbündete sich mit dem jungen Welfenfürsten Otto dem Kind und fiel mit einem großen Heer in Holstein ein. Bei Bornhöved kam es am 22. Juli 1227 zur Schlacht, in der die Dänen von Adolf IV. und seinen Verbündeten, dem Grafen von Schwerin, dem Herzog Albrecht I. von Sachsen, sowie den Bürgern von Hamburg und Lübeck gänzlich geschlagen wurden. Der Abfall der Dithmarschen, welche mit dem Dänenkönig ins Feld gezogen waren, ihn aber während der Schlacht verließen, soll den Sieg der Deutschen entschieden haben. „Also", sagt ein alter Chronist, „wurden des Tages die Lande gelöst von der Dänen Gewalt: des sie alle Gott gaben Lob und Ehre." Die Gebiete nördlich der Elbe, die westlichen und südlichen Küsten der Ostsee waren der deutschen Herrschaft gesichert. Deutsches Leben konnte sich hier jetzt ungehemmt entfalten.



Grabstein Adolf IV. in der Klosterkirche zu Kiel. Nach einem Stich in Westphalen, monumenta.

Groß waren die Verluste der Dänen in der Schlacht; Prinz Otto und drei Bischöfe wurden gefangen genommen; der König selbst verlor ein Auge und soll durch einen deutschen Ritter, der ihn auf sein Pferd nahm, gerettet worden sein. Die Sage läßt diesen Ritter Graf Adolf selbst sein, der den verwundeten König auf seinem Pferde in Sicherheit bringt.

Infolge der Schlacht, und nachdem der König noch einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, Holstein wieder zu erobern, kam 1228 ein Vergleich zustande, dem 1237 ein Freundschaftsbündnis folgte.

Nach dem Friedensschluß nahm Herzog Albrecht I. von Sachsen Lauenburg und einen Teil der Grafschaft Ratzeburg in Besitz; Dithmarschen kam wieder an das Erzbistum Bremen, und sowohl der Holsteiner Graf, als der Herzog Albrecht von Sachsen ließen jeden Anspruch darauf fallen. Die Grafschaft Holstein vererbte in der Nachkommenschaft Adolfs IV., und Hamburg blieb unter Holsteinischer Landeshoheit; doch genoß dasselbe kraft kaiserlicher und landesherrlicher Privilegien, dem Weichbildrecht, eine fast unbeschränkte Selbständigkeit. Anders lag die Sache bei Lübeck: dieses hatte den Streit zwischen Waldemar und Adolf benutzt, um sich 1226 vom Kaiser Friedrich II. volle Reichsfreiheit nebst einer Gebietsvergrößerung verleihen zu lassen.

Adolf IV. versuchte nun zwar die holsteinischen Ansprüche auf die Stadt wieder geltend zu machen und verbündete sich zu dem Zwecke sogar mit König Waldemar II. Doch die Lübecker kämpften zur See glücklich gegen die Dänen, und der holsteinische Graf ward nach kaiserlichem Schiedsspruch 1235 mit einer Geldsumme abgefunden. Seitdem erhob die Reichsstadt sich schnell zu hohem Ansehen, und ihr Stadtrecht sowohl wie ihr Münzfuß wurden weit und breit gültig.



Nach dieser Zeit wird Kiel entstanden sein und zwar, wie schon erwähnt, voraussichtlich als Rivalin der emporblühenden freien Reichsstadt.

In Erfüllung eines Gelübdes erbaute Graf Adolf IV. das Marien-Magdalenen-Kloster in Hamburg, und auch in der neugegründeten Holstenstadt errichtete er ein Kloster. Fast gleichzeitig mit Kiel scheint Neustadt entstanden zu sein, worauf die der Anlage beider Städte gemeinsamen Züge schließen lassen.

Graf Adolf IV. übergab 1239 die Regierung seinen Söhnen Johann I. und Gerhard I.; der erstere erhielt bei seinem Anteil die Stadt Kiel, der zweite die Stadt Itzehoe. Er selbst trat in den Orden der Grauen Mönche (Franziskaner) ein und verlebte seine letzten Jahre in den von ihm gestifteten Klöstern zu Hamburg und Kiel. Er starb 1261 und liegt in der Klosterkirche zu Kiel begraben. Der dort befindliche Grabstein mit seiner alten Mönchsinschrift ist im Laufe der Jahre vollständig abgetreten worden, nach Westphalen (IV 3056) war die Inschrift folgende:





Adolf IV. Nach einem Gemälde aus dem 16. Jahrhundert im Magdalenenkloster zu Hamburg.

„Quondam nostrorum pater et speculum dominorum, Laus Holsatorum, Comes Adolph regula morum, fragrans flos florum, lux Scomborsh gemma bonorum, certum doctorum cui contulit, ordo minorum, ne fraus pravorum seducat dominiorum, nos prece justorum conducat ad alta polorum."

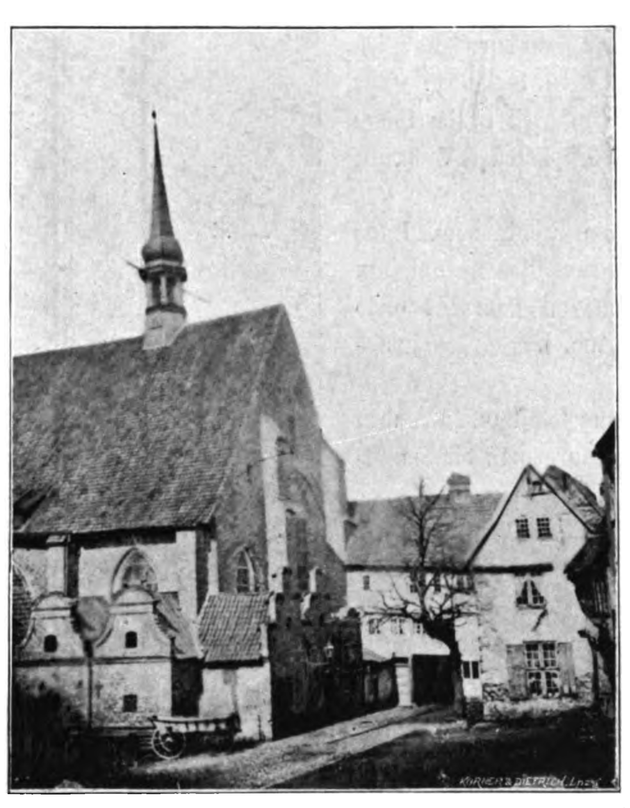
Wenden wir uns nun der jungen Ansiedelung selbst zu, so fanden sich bei der Gründung zwei Plätze, an denen sich naturgemäß die Hauptstätten des Ortes erheben mußten: dies waren die Burg und in der Mitte, auf der höchsten Erhebung der Stadt, der Markt mit der Kirche. Von Wasser umgeben, besaß der Platz eine große natürliche Festigkeit, welche durch Mauern und Palissaden erhöht wurde. Nach Reuter sind nun allerdings Mauern oder Planken vor dem Jahre 1300 nicht nachweisbar, doch führt das erste Stadtbuch bereits drei propugnacula auf, eine Art turmartiger Bollwerke; und es ist eigentlich mit Bestimmtheit anzunehmen, daß auch Mauern oder wenigstens „plankae", ein hölzernes Palissadenwerk, vorhanden gewesen sind. Um 1300 finden sich im Rentebuch mehrfach Häuser in der Nähe von Mauern aufgeführt und ermöglichen, den Gang der Mauer festzustellen. Die Mauer zwischen Pfaffenstraße und Holstenstraße wurde nach Reuter erst 1395 aufgeführt und „neue Mauer" benannt.

Die Mauern waren aus festem Material. Auf Granitblöcken errichtete Ziegelsteinmassen bildeten dieselben, wie manche Funde aus letzter Zeit bekunden; vorspringende Türme und Vorwerke, die erwähnten propugnacula, sowie Thore mit hochragenden Warten wechselten mit der Mauer ab. Zwei Thore vermittelten den Verkehr nach dem Festlande: das Holsten- oder Brückenthor und das Dänische Thor, vielfach auch nur porta Kylonensis genannt. Die übrigen Thore waren vermutlich anfangs nur Mauerpforten, die den Verkehr zum Hafen und Kleinen Kiel vermittelten. Im Rentebuch sind sie jedoch schon als Thore: porta Militum, porta Flamingorum, porta platae Cervorum, erwähnt.



Die alte Burg, das Schloß der Grafen, lag augenscheinlich auf dem jetzigen Schloßgrund, ursprünglich vom Wasser bespült; die Befestigungen derselben waren mit der Ringmauer der Stadt verbunden. Der Jurisdiction und Gewalt des städtischen Rats war das Schloß völlig entzogen, es stand unter einem landesherrlichen praefectus.*) Es sollte jedoch keine Zwingburg der Stadt sein, da die Grafen sich verpflichtet hatten, keinen Turm und keine Brücken nach der Stadtseite anzulegen.**)

Schon früh scheint mit der Erbauung der Kirche, die dem Patron der Schiffer, dem Heiligen Nikolaus, gewidmet war, begonnen worden zu sein; ein Stein am Gebäude zeigt die Jahreszahl 1241, und aller Wahrscheinlichkeit nach ist diese Zahl auch maßgebend für die erste Gründung der Stadt und den Beginn des Kirchenbaues. Aus derselben Zeit dürfte wohl auch das Franziskanerkloster stammen.



Klosterkirche.
Nach einer Photographie aus den 60er Jahren.

Planmäßig und von seltener Regelmäßigkeit ist die Anlage der Stadt: Vom Markt gehen acht Straßen ab; außer diesen bestehen noch drei andere Straßen, die von den Hauptstraßen sich abzweigen, während zwei im Laufe des nächsten Jahrhunderts angelegt wurden. So hat sich der Grundriß Kiels bis zur Gegenwart nicht wesentlich verändert.

Rasch blühte die junge Schöpfung empor, 1242 erhielt sie, wie bereits erwähnt, lübisches Recht. Handel und Wandel blühten auf, und das erste Kieler Stadtbuch wie auch das Rentebuch bieten uns das beste Bild von der raschen Entwickelung der Stadt, von dem Leben und Treiben in derselben in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens.

An der Hand dieser wichtigen Urkunden, unterstützt durch die vorzüglichen Arbeiten von Junghans, Weinhold, Hasse, Lucht, Rodenberg und Reuter will ich versuchen, auf Grund, unter Zuhilfenahme und teilweiser Veröffentlichung dieser Arbeiten ein Bild der Vaterstadt in den ersten Zeiten ihres Bestehens zu entwerfen.

Die Bewohner der Stadt bestanden zumeist aus Eingewanderten; die Land- und Dorfbevölkerung der Herzogtümer hatte eine beträchtliche Anzahl gestellt, doch auch aus den größeren Städten der Nachbarländer und aus Dänemark und Flamland waren Leute eingewandert. Möglich, daß sie noch besondere Privilegien außer den in der Urkunde erwähnten erlangten, es ist dies

*) Rodenberg, S. 12. Hasse III 202 r. 375; Wetzel, Mitt. V. S. XVIII—XXV.
**) Rodenberg, S. 12. 1315, Nov. 1. Hasse III 170, r. 323; vgl. 188 u. 351.



fast wahrscheinlich; denn sonst wäre es undenkbar, daß schon in so kurzer Zeit aus einem Nichts ein blühender Ort entstand, der 1241 eine große Kirche zu bauen imstande war und 1264 schon über ein wohlgeordnetes Gemeinwesen verfügte.

Reuter hat sich der Mühe unterzogen, in seinem Rentebuch nachzuweisen, woher die Bewohner stammen. Schon aus dem ältesten Stadtbuch geht hervor, daß der größte Teil der Bewohner aus Holstein selbst stammt, wie dies auch das Rentebuch bestätigt. Es kommen ferner in Betracht Schleswig, Westfalen, vereinzelt Sachsen, Pommern und Mecklenburg.

Die Grafen begünstigten die Stadt in jeder Weise. Adolf IV. begann den Bau des Klosters und der Kirche, in der er seine Ruhestätte finden sollte. Seine Söhne, die schon erwähnten Grafen Johann und Gerhard, gründeten um 1257 ein Heilig Geist-Haus in der Nähe des Holstenthores; Johann verlieh außerdem der Stadt ihre Privilegien.

Auch auf den benachbarten Adel ist die Gründung und das Emporblühen der Stadt nicht ohne Einfluß geblieben. Im Anfang der Gründung hatte sich der Adel vielfach zu bürgerlicher und gewerblicher Thätigkeit entschlossen und zur Teilnahme am städtischen Regiment verstanden. Im 14. Jahrhundert änderte sich das Verhältnis. Der Adel verließ die Stadt, — das Rentebuch kennt nur sehr wenig adelige Geschlechter, — und erst im 16. Jahrhundert kehrten die Adeligen zurück und kauften sich in Kiel an.

Von jener ersten Blütezeit des Ortes geben das erste Stadtbuch und das Rentebuch ein getreues Bild, ein Bild so eigenartig und genau, wie wir es von wenig anderen Städten besitzen.*)

Naturgemäß bot die Umgegend vordem einen anderen Anblick dar, als in unseren Tagen. Wohl fehlte es nicht an alten angebauten Dörfern in der Nähe, aber noch zog sich dichter ungelichteter Wald zwischen der Föhrde und dem Flemhuder See hin bis in die unmittelbare Nähe der Stadt; noch 1274 konnte der Rat auf dem Stadtgebiete Waldstrecken zur Rodung anweisen, und manch' Name städtischer Koppeln erinnert noch heute an den einstigen Waldbestand. Doch besaß die Stadt auch angebautes Land und Hopfenfelder, welche verpachtet waren. Reuter**) hat durch seine Forschungen manche Aufklärungen über die Hopfenhöfe und den Hopfenbau in und um Kiel gegeben.

So lag die Stadt zwischen Wald und Wasser, von Holz, Teich, Bruch und Heide umgeben. Zur Stadt führte die Straße durch eine Landwehr, einen Wall mit Graben, der Flur und Gemarkung in weitem Kreis umgab. Der Wall war mit Dornengebüsch und anderem Gesträuch besetzt, um die Feinde abzuhalten; vielleicht stand auch hie und da ein schmuckloser Wartturm, um in Zeiten der

---

*) Kiel besitzt im ganzen fünf solcher Stadtbücher:
Das älteste Stadtbuch 1264—1289,
das Erbebuch 1411—1604,
das älteste Rentebuch 1300—1487,
das zweite Rentebuch oder Pandbok 1487—1586,
das Denkelbok 1465—1588.

Das älteste Stadtbuch wurde 1842 in gekürzter Form von Lucht herausgegeben, in einer genauen Ausgabe ferner 1875 von Hasse; das Rentebuch gab 1892 Reuter auf Veranlassung der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte heraus, das Erbebuch ist von demselben Bearbeiter 1896 herausgegeben. Die beiden anderen Urkunden harren noch der Veröffentlichung.

**) Reuter, Rentebuch C—CXII.



Not als Auslug zu dienen. Der Hauptweg zur Stadt ging damals über den jetzigen Königsweg und über die Vollbrücke zum Holstenthor. Die Vollbrücke führte ungefähr bei der jetzigen Schevenbrücke über den Abfluß des Prünerteichs nach dem Hafen. Bis zum Brückenthor fanden sich keine menschlichen Ansiedelungen, nur ganz draußen vor der Stadt lag die St. Jürgenskapelle, verbunden mit einem Gasthaus und „der elenden Syken Haus"*); erst später wurde in der Brunswik die Gertrudenkapelle errichtet.

Beim Brückenthor führte, wie schon der Name besagt, eine Brücke über den Föhrdearm zur Stadt. Man darf sich jedoch die Brücke nicht so klein und unbedeutend, wie jetzt, denken; noch im vorigen Jahrhundert war sie erheblich größer. Es wird voraussichtlich eine einfache, auf Pfählen ruhende Holzbrücke gewesen sein, die sich wahrscheinlich bis in die Mitte der Vorstadt zwischen Holstenstraße und Hafenstraße erstreckte. Die Brücke schloß nach der Stadtseite zu ein Thor ab, nach der Landseite vielleicht ein Vorwerk; erst später wurde das stattliche massive Doppelthor errichtet. An das Brückenthor schloß sich nach der Kleinen-Kielseite zu die Mauer mit ihren Erkern und runden oder quadratischen Türmen. Ein Stadtgraben fehlte, der Hafen und der Kleine Kiel nahmen die Stelle desselben ein; doch lief die Mauer nicht direkt am Wasser hin, da das morastische Vorland desselben keinen guten Baugrund gewährte; wahrscheinlich ist auch, daß sich noch an verschiedenen Stellen weitere Einbuchtungen, schmale Wasserarme fanden, über welche die Mauern geführt waren. Verschiedene Funde scheinen diese Vermutung zu bestätigen, so am Schuhmacherthor und in der Fischerstraße.

Den Mittelpunkt einer städtischen Anlage bildete in früheren Zeiten stets der Marktplatz, an ihm lag das Rathaus, auf ihm spielte sich das Leben und Treiben der Stadt ab. So auch in Kiel. Vom Markte gehen die Hauptstraßen ab, so war es von Anfang an, so ist es noch heute; die Richtung der Straßen ist dieselbe geblieben, nur die Namen haben im Laufe der Zeit Umänderungen und Entstellungen erfahren. Aus einer Bruggestrate, platea pontis, ist die Holstenstraße; aus der Kehdingerstraße, platea kedingorum, die Kehdenstraße; aus der Hirsch-, Hert- oder Hartstraße, platea cervorum, die Haßstraße; aus der Borchstraße, platea castrensis oder borgensis, die Schloßstraße, die einst auch Schmiedestraße genannt wurde; aus der Ridderstraße, platea militum, ist die Fischerstraße geworden und so fort. Nur die Densker Strate, Küterstrate, Skomakerstrate, Flämingerstraße, Papenstrate veränderten ihren Namen nicht; die Straßen Faul-, Burg-, Kattenstraße und „Hinter der Mauer" entstanden erst später.

Zum größten Teile waren die Straßen 1264 schon bebaut, zwar noch nicht für die Ewigkeit; denn die Häuser wurden oft klein, von Fachwerk oder gar aus Lehm erbaut und vielfach mit Stroh gedeckt, häufig waren es vielleicht nur Lehmhütten und Zelte. Nach und nach verschwinden jedoch diese nur für den ersten Bedarf bei Anlage der Stadt errichteten Gebäude und weichen allmählich stattlicheren, festeren Häusern, zu deren Errichtung wachsender Wohlstand die Mittel gewährte. Noch 1385**) erscheinen steinerne Häuser als Seltenheit, im ganzen werden im Rentebuch nur 29 Häuser und 2 Buden als steinern bezeichnet; ob die sogenannten Fachwerkbauten, die sich gerade in norddeutschen Städten, Braunschweig, Hildesheim und anderen häufig fanden, zu den Stein- oder Holzbauten gerechnet

*) Reuter LXXIV.

**) Reuter LXXIX.



wurden, läßt sich leider mit Bestimmtheit nicht feststellen. Auch anderswo herrschte dieser Mangel an Steinhäusern; in Hamburg, Zürich und Bern waren selbst die Hauptgebäude noch im 12. Jahrhundert von Holz, in Lübeck und Magdeburg noch im 13., und in Görlitz, Breslau und Speyer reichten sie sogar ins 14. Jahrhundert hinein. Ganz in Stein gebaute Städte waren indes das ganze 14. Jahrhundert hindurch und auch späterhin noch sehr selten, und nur nach vollständiger Einäscherung gelangte Stralsund zu dem Ruhme, gegen Ende des 14. Jahrhunderts ganz aus Steinbauten zu bestehen. Die ärmlichen Häuser blieben jedenfalls für die ersten Jahrhunderte in der Mehrzahl, und unbebaute Plätze finden sich auch nicht selten. Nach der Bauart zerfallen die Gebäude in Häuser und Buden; was nicht Giebelhaus ist, heißt Bude. — Malerisch war das Bild einer mittelalterlichen Stadt in hohem Grade.

Die Häuser waren mit ihrer schmalen Giebelseite an die Straße gerückt, mit den Längsseiten







Alte Kieler Siegel aus Westphalen, monumenta.

zogen sie sich in die Tiefe und lehnten sich Wand an Wand. Hoch in die Luft ragten die Spitzgiebel, entweder in geraden Linien oder bei Steinbauten in treppenartigen Absätzen. Die Spitze krönte nicht selten ein Storchnest. Die Häuser trugen vielfach einen, von einem Tiere oder Menschen, einer Stadt oder einem Herrenhof, einer Blume u. a. entlehnten Namen, der entweder an das Haus selbst angeschrieben und eingegraben oder auf einem an demselben befestigten Schilde angebracht war. Oft wird der Besitzer nach seinem Hausbilde genannt. An dem Erdgeschoß der Häuser sind in die Straße hinein Schuppen und Verkaufsbuden angebaut; auch die Keller öffnen sich auf die Straße, und die Kellerhälse ragen weit in den Weg hinein.

Die Buden sind von geringer Größe ohne Hofraum und lehnen sich an die eigentlichen Häuser an oder sind ihnen hinterwärts angebaut, aber ebenfalls bewohnbar und bewohnt, besonders von Handwerkern, welche für ihren Geschäftsbetrieb keines großen Raumes bedürfen. Sie finden sich in allen Straßen und sind von den nur zum Verkauf dienenden, auf Plätzen oder in Straßen vorübergehend errichteten Buden wohl zu unterscheiden.

Zwischen den kleineren, den behäbigeren Häusern stehen bisweilen, selbstredend erst in späterer Zeit, einzelne stattliche Steinbauten, welche sich im Besitz der Stadt oder wohlhabender Bürger und Handelsleute befinden.



Die Einteilung der größeren Wohnhäuser wird ähnlich gewesen sein, wie in den Patrizierhäusern benachbarter Städte.*) An den Hauseingang schloß sich die große Diele, die ihr Licht vom Hofe erhielt, und um die sich Küche, Stuben und Schreibstube, das Geschäftszimmer, gruppierten. Diese Diele, das eigentliche Wohngemach des Hauses, an die sich auch das Treppenhaus anschloß, wird in den meisten Kieler Wohnungen vorhanden gewesen sein, da nach Rodenberg in den Privathäusern ganze Genossenschaften, 40—50 Personen, ihre Feste und gemeinschaftlichen Mahlzeiten feierten. Über den Wohnräumen befanden sich große Böden, die als Speicher dienten; hinter den Häusern dehnten sich Höfe und Gärten aus. Diese Einteilung hat sich in den Häusern jahrhundertelang erhalten. Sie bestand noch bis vor einigen Jahrzehnten, und erst jetzt sind die meisten der Häuser, in denen diese Einrichtung noch teilweise vorhanden war, abgebrochen oder umgebaut worden.

Ein bezeichnendes Merkmal der mittelalterlichen Städte war Lichtmangel und Schmutz. Sobald es dunkelte, hörte aller Verkehr und jegliche Arbeit auf; Beleuchtung gab es nicht, nur bei besonderen Gelegenheiten wurden Kienfackeln angebracht oder in eisernen Pfannen Holz angezündet.

Einen ländlichen Anstrich behielten naturgemäß die meisten Städte in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens. Zwischen den Wohnungen lag noch viel unbebautes Land, das landwirtschaftlichen Zwecken diente; hinter den Häusern selbst breiteten sich große Höfe mit Ökonomiegebäuden aus, und erst mit dem Anwachsen der Bevölkerung stieg der Wert dieser innerhalb der alten Stadtmauern gelegenen weiten Hofräume, Plätze und großen Gärten und Felder. In Kiel haben sich diese umfangreichen Gewese vielfach bis auf den heutigen Tag erhalten, in der Holsten- und Flämischenstraße z. B. fanden sich noch vor wenigen Jahren und befinden sich teilweise noch jetzt Hausgrundstücke, die bis zur Thor-, resp. Fischer- und Kehdenstraße reichen.

Die Straßen waren natürlich ungepflastert und die Unsauberkeit im Innern der Stadt groß. Das unreine Wasser floß mitten auf der Straße, hie und da Teiche und Tümpel bildend, in welche die Gossen einmündeten. Der Unrat wurde beliebig auf Straßen und Gassen abgeladen; Mist lag ständig vor den Thüren, auf den freien Plätzen, neben den Brunnen, wie hinter den Fleischbänken. Noch im Jahre 1452 verordnete der Stadtrat zu Frankfurt a. M. bei Gelegenheit eines Bittganges, jedermann solle den Mist aus der Stadt fahren und wer Kot habe, unverzüglich „ströhen“ und dann nach acht Tagen den Mist wegschaffen lassen. Und in eben derselben Stadt machten die Geistlichen einiger Stifter unter sich aus, daß sie vom Kommen zum Konvent entbunden wären, wenn der Schmutz zu groß sein würde; noch gegen Ende des 15. Jahrhunderts bedienten sich die Ratsherren hölzerner Schuhe, wenn sie bei schlechtem Wetter auf das Rathaus gingen. In den Jahren 1399 und 1454 mußten daselbst, um einen Fürstentag und einen Umzug abhalten zu können, die Gassen gereinigt und der Schmutz entfernt werden.**)

Wenn so etwas in der großen, reichen Krönungsstadt des Reiches möglich war, wie mag es dann in den kleineren Orten ausgesehen haben? Noch Ende des 15. Jahrhunderts kämpfte der Rat der verschiedensten Städte vergebens gegen die Düngerstätten vor den Häusern an; die Bürger fuhren fort, tote Tiere auf offener Straße verfaulen zu lassen und ließen ihre Schweine am liebsten

*) Rodenberg S. 6.

**) Kriegk, Deutsches Bürgertum.



auf den Gassen umherlaufen. Dieselben zerwühlten natürlich den Weg oder lagerten sich truppweise vor den Hausthüren, liefen auch bisweilen durch die Hausthüren in die Häuser selbst. Noch 1421 verbietet der Frankfurter Rat, Schweineställe an den Straßen zu bauen; auch in Ulm laufen Schweine noch bis 1410 auf der Straße herum, wo ihnen dieses Recht auf die Mittagsstunde von 11—12 beschränkt wird.*)

Bei besonderen Festen, so wahrscheinlich auch bei den von Rodenberg erwähnten Festlichkeiten des Kalands und hohen kirchlichen Festen, auch zum Umschlag, wurde nicht nur der Dünger von Straßen und Plätzen geschafft, die öffentlichen Aborte, die sogenannten „Profein", gereinigt, sondern auch die Gehängten vom Galgen genommen. In Kiel ist der Abfall**) voraussichtlich in die Gegend der Faulstraße gebracht worden. Der Name „via immunda, die schmutzige Straße" spricht dafür, daß man ursprünglich hier den Unrat außerhalb der Befestigung am Kleinen Kiel ablud. Rodenberg wird in seiner Ansicht dadurch bestärkt, daß in der Nähe die Küterstraße lag, in der die Schlächter wohnten und auch ihr Gildehaus hatten.

Auf den Straßen sind die Brunnen häufig; von reichlichem Wasservorrat hing das Gedeihen der Stadt ab; für das Vieh und gegen Brandunglück, zum Schutz gegen außen, für die vielen öffentlichen Badstuben, vor allem aber für das städtische Gewerbe war es unentbehrlicher als jetzt. In Kiel gab es einige Brunnen, die auch gutes Trinkwasser lieferten; gleichzeitig bestand auch eine Wasserleitung, die sowohl im ersten Stadtbuch, wie im Rentebuch und in den Burspraken erwähnt wird.

Es ist natürlich, daß die Unreinlichkeit der Straßen viel zur Verbreitung der furchtbaren Seuchen beitrug, durch die das Mittelalter eine so traurige Berühmtheit erlangt hat, und durch die auch Kiel, wie mehrfach erwähnt wird, schwer heimgesucht wurde.

Aller städtische Verkehr drängte dem Markte zu, welcher vordem in weit höherem Grade als heutzutage als Mittelpunkt des Verkehrs erscheint, weil er der alleinige Sitz des Kleinhandels war. Das Leben und Treiben in den engen Straßen und auf dem Platze war ein sehr bewegtes, buntes und mannigfaltiges.

Wird gerade der Markttag abgehalten, dann ist am Rathause oder an der Kirche die rote Fahne ausgesteckt; solange sie hängt, haben die fremden Verkäufer das Marktrecht. Zu beiden Thoren ziehen die Landleute der Umgegend herein; auf Ständen, Tischen, in Krambuden und auf den Stadtbänken sind die Waren ausgelegt; das kleine Handwerk der Stadt zeigt heute im Gewühl der Fremden und Einheimischen, was der Fleiß des Bürgers in der Woche geschaffen.

Damals fehlte die Häuserreihe noch, welche die Kirche vom Markt trennt; frei konnte sich der Verkehr auf dem ganzen Platze bewegen. Aber nicht nur auf dem Markt selbst, sondern auch in unmittelbarer Nähe desselben befanden sich Verkaufsbuden, welche teils städtischer, teils Privat-Besitz waren und vom Rat oder den wohlhabenden Besitzern vermietet wurden. Da wird nicht leicht ein Gewerk gefehlt haben. Die Metzger hatten schon damals ihren besonderen Schrangen am und unterm Rathause; beim Brunnen am Markte war der Heringshändler mit seiner Bude. Im bunten Marktgewühl ist auch ein Minoritenbruder, der am Brunnen seinen festen Standort hat und für sein Kloster Almosen sammelt. Eine Schenke fehlte nicht, und trotzdem ein buntes Leben und Treiben

*) Freitag, Bilder II[1] 123.

**) Rodenberg. S. 9.



herrscht, läßt die Ordnung nichts zu wünschen übrig; denn mit Strenge werden von Dienern des Rats die Marktbestimmungen durchgeführt. Den Verkäufern waren je nach dem, was sie feilboten, bestimmte Standorte zugewiesen; so hatten die Bäcker ihren Stand, die sogenannten Brotschrangen an der Ecke der Schuhmacherstraße; Kaufleute und Höker verkauften dagegen in den unter dem Rathaus gelegenen Buden, den sogenannten Lauben.

Auf dem Markte lag an der gleichen Stelle, wie noch jetzt, das Rathaus: domus consulum, bisweilen auch theatrum, consultorium, radhus, consulatus genannt.*) Aus dem Rentebuch geht hervor, daß zeitweise zwei Rathäuser bestanden haben; und zwar lag das alte bis 1392 als antiquum theatrum erwähnte auf dem Platze des jetzigen, das 1348 zuerst erwähnte neue daneben, an der Stelle, wo später die sogenannte „Veste" stand. Unter beiden Häusern lagen die Stände der Schlachter, nach denen die gegenüberliegenden Häuser prope, contra macella carnificum hießen oder später als ieghen den vleszsrangen, vleszboden gelegen, bezeichnet wurden. Auf dem Markte stand noch die Stadtwage, der Galgen und gegenüber der Haßstraße der Kaack.

Im Rathause versammelte sich der Rat, welcher der lübischen Verfassung gemäß die Stadt regierte. Von hier aus wurden der auf dem Markte versammelten Bürgerschaft die Verordnungen verlesen. Der Rat übte als Vertreter der Bürgerschaft alle öffentlichen Rechte in der Stadt aus. Die Ratsherrn, als domini bezeichnet, bildeten ein Kollegium von zwölf oder manchmal auch mehr Personen, unter denen drei Bürgermeister waren. Starb ein Mitglied, so ergänzte der Rat sich selbst durch Kooptation, wie das in allen Städten Sitte war; man kannte keine Ratswahlen durch die Bürgerschaft. Die Ratsherren bezogen keinen Gehalt, doch waren ihnen mancherlei nutzbare Rechte in der Fischerei, der Jagd und andere Nebeneinkünfte vorbehalten. Vorerst stand dem Rat der gräfliche Vogt zur Seite, der die Aufgabe hatte, als Vertreter der Grafen dem Gerichte zu präsidieren; allein schon 1317 erwarb der Rat das Recht, den Vogt zu ernennen, womit dieser aus einem herrschaftlichen Beamten ein städtischer wurde. Die Obliegenheiten des Rats waren umfassend und mannigfaltig. Er hatte die Gerichtsbarkeit in der Stadt, die Finanzwirtschaft und die Militärgewalt, d. h. ihm lag die Bewachung der Mauern ob, und er hatte den waffentragenden Bürgern ihre Stellung anzuweisen.

Dem Rate gegenüber stand die Gemeinde, die jedoch nicht alle Bewohner der Stadt in sich vereinigte. Bei ihnen ist zwischen Bürgern und Mitbürgern zu unterscheiden; unter den letzteren verstand man alle Fremden, welche sich dauernd oder vorübergehend in der Stadt aufhielten, vor allem jedoch die dienende Bevölkerung und die Arbeitsleute. Die Bürger selbst zerfielen wieder in zwei Klassen, Vollbürger und Halbbürger oder Erbgesessene und Nicht-Erbgesessene. Die Erbgesessenen, d. h. diejenigen, welche in der Stadt völlig freies Eigentum hatten, bildeten die Gemeinde, an deren Mitwirkung in wichtigen Fällen der Rat gebunden war. Nur die Erbgesessenen konnten in den Rat gewählt werden, aber auch nicht alle; denn nicht jeder Bürger vermochte allen Bedingungen der Ratsfähigkeit zu genügen, vor allem nicht die Handwerker. So verengerte sich der Kreis derer, welche sich als die „angesehenen Bürger" voller politischer Berechtigung in der Stadt lübischer Verfassung erfreuten, mehr und mehr; im alten Kiel können es nur wenige begüterte, ohne Zweifel kaufmännischem Betrieb zugewandte Familien gewesen sein.

---

*) Reuter LXXVIII.



Kiel war in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens ausschließlich Handelsstadt. Der Handel war der der übrigen deutschen Ostseestädte, hauptsächlich Tauschverkehr mit Skandinavien und Rußland; frühzeitig, schon im 13. Jahrhundert, erwarben die Kieler durch Privilegien der dänischen Könige von 1283, 1294 und 1329 ein Quartier, eine Vitte, in dem Vittenlager bei Skanör und Falsterbo an der Südwestspitze von Schonen, wo im Spätsommer und Herbst der gewinnbringende Heringsfang betrieben wurde. Noch im Jahre 1458 wird die Schonenfahrergilde in Kiel erwähnt.*) Auch nach den Nordseegebieten ging der Handel der Stadt, jedoch nur im bescheidenen Umfange. Vor allem war die Stadt auch der Markt für die Umgegend, und weiter ging der Verkehr durch ganz Holstein und Schleswig, wo die Kieler durch landesfürstliche Privilegien Zollfreiheit genossen. Vielfache und alte kommerzielle Beziehungen bestanden mit Lübeck; namentlich Hafer und Schlachtvieh wurde unter anderem dorthin verkauft.

Nach Kiel durfte nichts ein- und ausgeführt werden ohne Genehmigung des Rats**); auf Übertretung dieser Vorschrift stand Beschlagnahme der Ware und hohe Geldstrafe. Die Waren durften nur auf dem Markte, von den Händlern direkt an die Konsumenten verkauft werden; genau wurde darauf geachtet, ob die Waren gut, das Gewicht richtig und der Preis nicht zu hoch war. Natürlich durfte auch nur derjenige ein Gewerbe ausüben, der Mitglied einer Zunft war. In Kiel bestanden 1472 bereits 19 Zünfte. Aus den Stadtbüchern ist zu ersehen, welcher Beschäftigung die Bewohner vor allem oblagen; manche Namen der Ansiedler zeigten schon Gewerbebetrieb an. Wir erfahren, daß an Handwerkern ansässig waren: Schmiede und zwar Messerschmiede, Kesselschmiede, Waffenschmiede, Gelbgießer, Gerber, Rotgerber, Schuster, Schneider, Bäcker, darunter im ersten Stadtbuch ein Weißbäcker in der Brückenstraße, Hinrik Semmelberg genannt, und ein Grobbäcker; Schlachter, Wurstmacher, ein Garbroder oder Koch, welcher eine Garküche hielt; ein Lichtzieher, Kürschner, Wollweber, Böttcher, Radmacher, Korbmacher, Pumpenmacher, Segelmacher, Steinhauer, Altflicker, Bader und Badfrauen, Gärtner. Außer diesen finden sich noch Händler verschiedener Art, Krämer und Krämerinnen, Höker und Hökerinnen, ein Heringshändler, Wildverkäufer, Hopfenhändler, Makler. Auch Wucherer und Pfänderleiher, Ärzte und Schreiber hatten sich niedergelassen. Mönche und Priester waren in den Klöstern und an den Kirchen; Fischer, Schiffer und Hirten gab es natürlich ebenfalls.

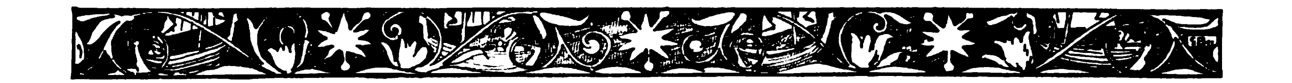
Diese Aufzählung genügt schon, um zu zeigen, wie vielfach die Bedürfnisse in der Neugründung waren; es darf dabei aber nicht vergessen werden, daß dieser Bericht nicht alle Gewerbe und Beschäftigungen aufführt, daß noch manche andere bestanden, deren nicht Erwähnung gethan ist. So blühte in Kiel besonders das Brauereigewerbe; aus dem Rentebuch ergiebt sich, daß damals 35 Brauhäuser bestanden; der in und um Kiel eifrig betriebene Hopfenbau trug sehr zur Hebung des Brauwesens bei. Für den Hopfenhandel erließ der Rat besondere Verordnungen, ebenso auch Bestimmungen gegen die Einfuhr fremder Biere.

In Kiel bestand zu damaliger Zeit auch eine Münze. Das Recht Pfennige zu münzen, erhielt die Stadt 1318 vom Grafen Johann II. Die Kieler „Witten" waren jedoch nicht sehr gut geprägt, und auf den Hansetagen wurden die Kieler Pfennige als nicht vollwertig erachtet. Reuter giebt im Rentebuch S. XCVIII ff. interessante Aufschlüsse darüber.

---

*) Rodenberg S. 21; Rentebuch 1844.

**) Rodenberg 24.



Die vornehmeren Kaufleute, die Patrizier der Stadt, schlossen sich zu Gilden oder religiös gefärbten Bruderschaften zusammen, deren vornehmste der Priesterkaland war, über den und dessen Zusammenkünfte Rodenberg ausführlich berichtet.

In dieser Weise spielte sich das Leben und Treiben in diesem ältesten Kiel ab, Handel und Wandel blühten, mutvoll wurden die Handelswege gen Norden eingeschlagen, den Wohlstand zu heben und den Handel zu fördern. Wenn auch nicht machtvoll und stark, so doch fest und sicher war die Grundlage, auf der sich die junge Gründung erhob. Getragen von der Thatkraft und dem Wagemut seiner Bürger wuchs sie empor.

Charakteristisch für das Mittelalter war der kirchliche Sinn der Bewohner. Die Kirche war damals eine Macht, der sich jedermann fügte; die kirchlichen Feste, das Fronleichnamsfest vor allem, waren die Hauptfeste des Landes, an denen jedermann, hoch und gering, teilnahm. Bedeutend war im Verhältnis zur Größe der Städte allerorten die Zahl der Kirchen, Klöster und geistlichen Stiftungen, so auch in Kiel.

Die Pfarrkirche war die St. Nikolaikirche, deren ursprünglicher Bau uns jetzt verschönert und verjüngt entgegentritt. Es war der Stolz der Bürgerschaft, ihre Gotteshäuser prächtig zu schmücken; wohlhabende Familien schenkten silberne Heiligenbilder; Altargeräte von großer Kostbarkeit wurden gestiftet; noch jetzt zeugt die prächtige Taufe aus Bronze von dem Kunstsinn der Spender. In der Kirche befand sich als besonderer Anbau die später „Ratskapelle“ benannte Kapelle des heiligen Kreuzes, in der als kostbarste Reliquie ein Stück vom heiligen Kreuz aufbewahrt wurde.

Die Nikolaikirche stand unter der Botmäßigkeit des Klosters Bordesholm; nach langwierigem Streite erhielt der Rat endlich das Recht, aus den dortigen Chorherren einen Rektor und einen Hauptpfarrer für die Nikolaikirche nach eigenem Ermessen auszuwählen.

Die zweite Kirche war die der Maria geweihte Kirche des Franziskanerklosters, in der Adolf IV. seine letzte Ruhestatt fand. Unter anderen Gotteshäusern, die nunmehr verschwunden sind, befand sich ferner die Kapelle des heiligen Geistes, die mit einem Hospital, einem Stift und einer Herberge verbunden war. Diese geistliche Stiftung war die reichste und vermutlich auch die älteste der Stadt. Sie lag in der jetzigen Thorstraße, und ihre Überreste waren bis vor kurzem in dem Hintergebäude des Hauses Holstenstraße 17 erhalten. Auf dem ältesten Plane der Stadt in „Braun und Hohenberg“ ist die Lage des Stiftes deutlich erkennbar.

In der Kapelle, die ein Kirchhof umgab, wurde auch Gottesdienst gehalten.*) In dem Stifte lebten Männer und Frauen, die jedoch weder Mönche noch Nonnen waren. Es war vielmehr eine Versorgungsanstalt für arme Leute, in Form einer geistlichen Bruderschaft, für welche strenge Hausordnung und Regeln festgesetzt wurden. Der Rat der Stadt, sowie der Meister des Hauses und vom Rate ernannte Pfleger führten eine Art Oberaufsicht und hatten auch das große Vermögen der Stiftung zu verwalten. Das Hospital erfreute sich einer großen Beliebtheit und wurde reich mit Schenkungen bedacht. Es erwarb zum Eigentum eine Reihe Dörfer in der Nähe der Stadt, die später als sogenannte Stadtdörfer in den Besitz der Stadt übergingen.

Ein zweites Gasthaus, eine Herberge für arme Wanderer und Kranke, wurde 1452 vom

---

*) Rodenberg, Hasse.



Bürgermeister Henning von der Cramer in der Holstenstraße gegründet. Vor den Thoren war, wie schon erwähnt, die Jürgenskapelle mit dem Siechenhause.

Am Schuhmacherthor lag eine der Maria geweihte Kapelle; sie wurde 1535 vom Rat verkauft und vermutlich unter dem Namen St. Annen- oder Erasmikloster in ein Armenhaus umgewandelt.

In der Brunswik bestand ferner die 1350 angelegte Gertrudenkapelle, ursprünglich als Kapelle auf einem Gottesacker errichtet, der angelegt wurde, als der „Schwarze Tod" in Kiel hauste. Sie scheint bis 1570 gestanden zu haben. Ihre Lage ist nicht mit Bestimmtheit festzustellen; vielleicht ist Reuters Ansicht die richtige, daß sie am jetzigen Langen Segen lag, und daß aus jener Zeit die Eigentümlichkeit stammt, daß sich inmitten eines Gebiets, in dem das Sachsenrecht gilt, eine Enclave befindet, die lübisches Recht wie die Stadt Kiel hat.

Im großen und ganzen blieb das Aussehen der Stadt, das Leben und Treiben in derselben unverändert bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts; zu dieser Zeit war in der Altstadt bereits alles bebaut, und es gab sich von selbst, daß Kiel sich nun auch außerhalb seiner Thore auszubreiten begann. Es war dies die Zeit des allgemeinen Wachsens der deutschen Städte. Allmählich war die Zahl der Bevölkerung gestiegen, und gleichzeitig hatte der Wert der innerhalb der alten Stadtmauer gelegenen weiten Hofräume, Plätze, Gärten und Felder eine erhebliche Steigerung erfahren. Diese Grundstücke wurden meistenteils gegen einen jährlichen Grundzins an neue Ansiedler gegeben, welche Wohnungen erbauten und bisweilen ganze Straßen anlegten. So sind voraussichtlich in Kiel die Faul-, Burg-, Kattenstraße und „Hinter der Mauer" entstanden. Seitdem nun innerhalb der alten Stadtmauer kein Raum mehr für neue Anwesen vorhanden war, siedelte man sich vor derselben an, und so entstanden die Vorstädte oder Vororte, die weitläufiger und luftiger angelegt wurden, als die Straßen der Altstadt, welche im Laufe der Jahre eng und unregelmäßig geworden waren. Dies geschah etwa seit 1575, und es ist ein glücklicher Zufall, daß wir fast aus derselben Zeit die ersten Grundrisse, Ansichten und Pläne der Stadt kennen. Sie mögen uns bei einem neuen Abschnitt als willkommene Hilfsquellen dienen.





Kieler Witte. Zeichnung nach dem Original.

Kiels Stellung zur Hansa und zum Landesherrn.





Es ist natürlich, daß sich in den 350 Jahren von der Gründung bis zu der Zeit, aus welcher die erste Stadtansicht stammt, manches innerhalb der Mauern der Stadt ereignete, was des Berichtens wert; war doch die Stadt aus einer Handelsstadt eine Residenzstadt geworden, und hatte sie doch gerade dadurch viel von ihrer Selbständigkeit eingebüßt!

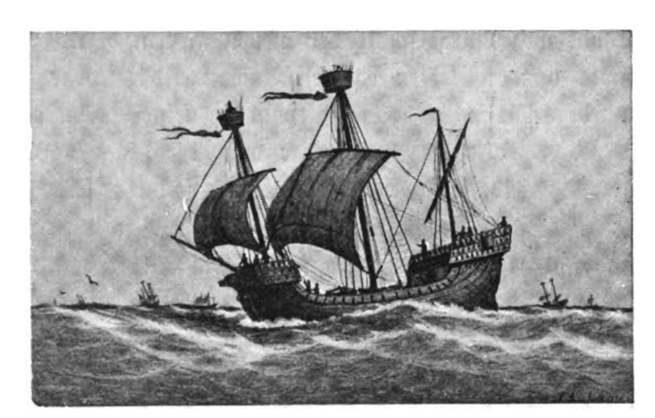
Die hervorragendsten politischen Ereignisse der Geschichte der Stadt in den ersten drei Jahrhunderten ihres Bestehens sind ihr Anschluß an die Hansa und die Errichtung einer herzoglichen Hofhaltung in Kiel; an inneren Vorfällen, besonders an Streitigkeiten mit dem Adel, ist die Zeit nicht arm.

Es ist bereits erwähnt, daß Kiel an der Südspitze von Schonen von König Erich 1283 eine Vitte erhalten hatte, die in der Folgezeit von neuem privilegiert wurde. Hierdurch tritt Kiel in Verbindung mit der 1241 gegründeten Hansa, deren Haupt Lübeck war. Die Hansa war ursprünglich nur ein Bündnis zwischen den Städten Hamburg und Lübeck. Bald schlossen sich die anderen Ostseehäfen an, und in der Mitte des 14. Jahrhunderts ist sie eine Macht, die sich im blutigen Kampfe mit dem Dänenkönig messen sollte. 1361 zerstörte König Waldemar Wisby, den Stütz- und Mittelpunkt des Handels in der Ostsee, und infolgedessen wurde auf einer Zusammenkunft zu Greifswald der Krieg gegen Waldemar beschlossen. Derselbe nahm für die Hansa einen unglücklichen Verlauf. Im Mai 1362 war die hanseatische Flotte gebildet; Kiel hatte dazu ein Schiff von 40 Lasten mit 30 Bewaffneten und 10 Schützen gestellt. Die Flotte unter Anführung des Lübecker Bürgermeisters Johann Wittenborg wandte sich gen Helsingborg, um in Gemeinschaft mit den Königen Magnus und Haker von Norwegen und Schweden die starke Festung zu erobern. Nachdem die Hanseaten schon 12 Wochen vor der Stadt gelegen hatten, ohne daß die Könige mit ihren Mannen erschienen waren, wurde der



größte Teil der Besatzung gelandet, um die Festung auch von der Landseite zu belagern. Nur eine kleine Truppe, darunter die Kieler, blieben auf den Schiffen. Dies benutzte Waldemar zu einem Angriff mit seiner Flotte am 18. Juli 1362. Die Schiffe der Verbündeten wurden genommen, die Mannschaft gefangen. Die Hanseaten gaben hierauf die Belagerung auf und zogen nach Hause; Kiels Ausrüstung war verloren.

An den Hansatagen und Tagesfahrten der nächsten Jahre beteiligte Kiel sich aufs eifrigste, da es eine Entschädigung für seinen Verlust nachsuchte, und fast auf jeder Zusammenkunft wurde dieser Anspruch anerkannt und eine Entschädigung in Aussicht gestellt, so auf den Tagen zu Rostock, Wismar, Lübeck, Stralsund und Greifswald 1363. Diese Entschädigung sollte aus dem Pfundzoll von den Städten, die einen Überschuß hatten, gezahlt werden, und thatsächlich wurden auch ab und zu Abschlagszahlungen gemacht. Auf dem Tage zu Stralsund 1364 wurde die förmliche Abrechnung aufgestellt und Kiels Restforderung auf 2511 Mark festgesetzt; 1844 Mark hatte es bereits erhalten. Besonders säumig im Zahlen war Hamburg; es entstanden infolgedessen Streitigkeiten zwischen Kiel und Hamburg, und noch jahrelang zog sich die Geldfrage hin. Mit Waldemar von Dänemark kam es 1364 zum Waffenstillstand und 1365 zum Friedensschluß, in dem die alten Freiheiten der 12 Hansastädte, darunter auch diejenigen Kiels, erneuert wurden. Allein der Friede war nicht von langer Dauer; schon 1367 schien ein neuer Krieg in Aussicht. Die Hansa verbot ihren Mitgliedern Schonen, Dänemark und Norwegen zu besuchen und befahl, die Güter und Waren von dort abzuholen. Diesem Beschluß widersprachen jedoch manche Städte, unter ihnen Kiel; und als die Stadt in der Folge die Hansatage nicht mehr besuchte, erging an sie erneut die Aufforderung, den Kriegszug zu unterstützen, gleichzeitig wurde ihr nochmals die Verbindung mit Schonen verboten. Auch wurde der Stadt die Hebung des Pfundgeldes untersagt und die Zufuhr aus den anderen Hansastädten nach Kiel verboten. Allein trotz wiederholter, 1368 erlassener Mahnungen und Drohungen nahm Kiel doch nicht am Kriege teil. Erst als 1369 das Strafrecht des Bundes eintrat und auf der Frühjahrsversammlung zu Lübeck verfügt wurde, daß den Kielern und den Einwohnern Fehmarns weder Salz noch Hopfen, Stahl und Eisen geliefert werden dürfe, sowie daß die Kieler Münze nicht angenommen werden sollte, fügte sich Kiel und bat um Gnade. Auf der folgenden Versammlung wurden dann die ersteren Maßregeln zurückgenommen und die weitere Zulassung der minderwertigen Kieler Münze in Erwägung gezogen. Kiel blieb Mitglied der Hansa, die um diese Zeit durch den mit dem besiegten Waldemar zu Stralsund am 24. Mai 1370 geschlossenen Frieden den Höhepunkt ihrer Macht erreichte. Im allgemeinen war Kiel kein sehr eifriges Mitglied der Hansa. Vornehmlich beschickte es die Tage, um seine Geldforderungen vorzubringen, und da es seinen übrigen Verpflichtungen gar nicht oder nur sehr säumig nachkam, kam es zu häufigen Streitigkeiten mit Lübeck und Hamburg.



Hansakogge, nach einer Zeichnung von L. Arenhold, mit gütiger Genehmigung der Herren Verleger Lipsius & Tischer, Kiel.



An den Kriegen der Hansa nahm es nicht mehr teil; nur einer Verbindung gegen die Seeräuber schloß es sich 1407 an und stellte dazu drei Gewappnete. Auf den Hansatagen zu Lübeck 1434 und 1441 war Kiel noch vertreten. Auf einer Versammlung im Juli 1441 wurde eine Vereinbarung (Tosogesate) zwischen 35 Städten, worunter auch Kiel war, zu Schutz und Abwehr gegen Fürsten und Herren auf 6 Jahre geschlossen, und diese Vereinbarung wurde noch öfters unter Kiels Teilnahme in den nächstfolgenden Zeiten erneuert und bestätigt, so 1447 und 1450.

Bald darauf verlor Kiel gänzlich seine Selbständigkeit. Auf die Schauenburger Grafen war Christian I., gleichzeitig König von Dänemark, der erste aus dem Oldenburger Stamm, als Herzog gefolgt. Derselbe hatte zwar, wie es 1390 auch die Schauenburger Grafen aus der Rendsburger Linie gethan hatten, 1461 Kiels Privilegien bestätigt; aber seine häufigen Geldverlegenheiten zwangen ihn, nachdem er 1465 schon das Schloß Kiel an Hans Rantzow verpfändet hatte, 1469 Stadt und Schloß zusammen für 26685 Mark, wovon 6050 an Rantzow zurückgezahlt wurden, an Lübeck zu verpfänden, allerdings unter Vorbehalt des Wiederkaufsrechts. Am 1. Oktober 1469 huldigten Stadt und Bürgerschaft der neuen Herrin. Als Schloßhauptmann blieb Hans Rantzow. Da er indes nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht war und die Interessen beider Städte vernachlässigte, wurde 1474 Claus von Ahlefeldt an seiner Statt als Schloßhauptmann eingesetzt, der das Amt bis 1486 verwaltete. Ihm folgte von 1486 bis 1488 Dietrich Blome und dann bis 1496 Heinrich von Ahlefeld, der Bruder des Claus von Ahlefeld.

Das Verhältnis Kiels zu Lübeck in dieser Zeit charakterisiert eine Anzahl Briefe, die sich im Stadtarchiv finden, und welche von Wetzel herausgegeben worden sind;*) das Verhältnis war ein gutes, Lübeck gab den Kielern manche guten Ratschläge und hielt das neue Besitztum, vor allem das Schloß, gut im Stand, die Ausgaben waren fast größer als die Einnahmen.

Nach dem Tode Christians I. teilten seine Söhne den Besitz; der ältere Sohn, Johann, folgte als König in Dänemark, der jüngere, Friedrich, erhielt den Gottorper Anteil, zu welchem Kiel gehörte. Nach mehreren Jahren gelang es ihm endlich, die erforderlichen Mittel zusammenzubringen, um Kiel aus der Pfandherrschaft zu lösen. Im Jahre 1496 zahlte er die ganze Pfandsumme und weitere 1950 Mark für geleistete Bauten an Lübeck zurück, worauf Lübeck Kiel von dem ihm geleisteten Huldigungseid freisprach.

Nachdem die Pfandherrschaft ihr Ende erreicht hatte, hob der Herzog noch eine andere Verbindung Kiels mit Lübeck auf. Bis zu jener Zeit hatten Kiel und andere holsteinische Städte, in welchen lübisches Recht galt, in Lübeck ihren Oberhof. An den Rat von Lübeck wurde in Rechtsstreitigkeiten appelliert; bei demselben hinterlegten Kieler Ratsmänner ihr Testament, und es pflegten Kläger und Beklagte mit Übergehung der eigenen Obrigkeit sich unmittelbar an den Lübecker Rat zu wenden. In diesem Zustand war immer eine Art von Abhängigkeit enthalten; es wurde darum von dem Landesherrn die Errichtung einer Oberinstanz im eigenen Lande beschlossen und im Mai 1496 von Herzog Friedrich, im März 1498 von König Johann verordnet, daß künftig in allen Städten, wo lübisches Recht galt, nicht mehr an Lübeck, sondern an das aus den Ratsmännern der vier Städte Kiel, Rendsburg, Itzehoe und Oldesloe gebildete Vierstädtegericht, welches viermal im Jahre zusammenzutreten hatte, appelliert werden sollte. Dieses Vierstädtegericht bestand bis 1655. Um die

*) Wetzel, A., Die Lübecker Briefe des Kieler Stadtarchivs. Kiel 1883.



Wende des Jahrhunderts wird der Austritt Kiels aus der Hansa erfolgt sein, wenigstens scheint Kiel eine große Teilnahmlosigkeit gezeigt und die Tage nicht mehr beschickt zu haben. Es hat sich ein Schreiben des Herzogs Adolf von Gottorp vom Jahre 1554 erhalten, in welchem derselbe mitteilt, daß ihm die Hansestädte gemeldet hätten, daß Kiel seit vielen Jahren seine Zugehörigkeit zur Hansa verwirkt habe und „wegen dieser Verwirkung oder Ungehorsam" ausgeschlossen worden sei.

Die Hansa hatte zu dieser Zeit schon längst ihren Höhepunkt überschritten. Ihr einst so gewaltiger Einfluß hatte bedeutend abgenommen, und bald fiel das stolze Gebäude in sich selbst zusammen.

Für die Stellung Kiels zur Hansa war oft das Verhältnis der Stadt zum Landesherrn maßgebend gewesen. Kiel hatte nicht wie andere Städte, so die mecklenburgischen und pommerschen Seestädte, die Obergewalt der Grafen gänzlich abgeschüttelt. Wenn es auch im 13. und 14. Jahrhundert eine gewisse Selbständigkeit erlangt hatte, so verlor es dieselbe im Laufe des 15. Jahrhunderts völlig. Ein kurzer geschichtlicher Rückblick mag dies bestätigen: Die Nachfolger Adolfs IV. hatten der Stadt, wie wir gesehen, wertvolle Privilegien verliehen, durch welche dieselbe einen raschen Aufschwung nahm. Ein Abdruck der für die Stadt wichtigen Sätze aus diesen Urkunden, wie sie Jansen in seiner Schrift „Die Stadt Kiel und ihr Weichbild im Munde der Vorzeit"*) giebt, dürfte hier erwünscht sein.

Urkunde der Grafen Johann (II.) und Gerhard (I.) vom 10. Februar 1259.

. . . omnia loca culta et inculta, sive paludosa seu etiam agrestia quae videlicet inter pascua ipsius civitatis et fluvium Kyl habuimus et habemus, eis et ipsorum successoribus contradidimus et donavimus jure proprietatis perpetuo possidenda, concedentes ipsis liberam facultatem de praemissis omnibus pro suis et civitatis suae utilitatibus et commodis ordinandi. Ipsi quoque quandam summam pecuniae pro qua quaedam de praedictis titulo pignoris a nobis tenuerunt, nobis penitus indulserunt. . . .

Urkunde des Grafen Gerhard I. vom 23. April 1271.

. . . nos terminos inter civitatem Kyel et copelpare et alia loca quae sequuntur in hunc modum denotamus. De copelpare vi usque ad rivum qui est inter Johannem de Brema et Marquard Heleu et tunc sicut rivus qui ascendit usque ad tres montes lapidum in wetherberg. De wetherberg per paludem qui dirigitur in viam croneshagen ubi monticulus lapidum positus est in distinctionem. Ab illo usque in antiquam viam Cronshagen ubi duo monticuli lapidum positi sunt. Ab illo usque ad piscinam Hassendorpe. A piscina usque ad fossatum, de fossato sicut palus transit usque Bolbrucke, de Bolbrucken rivulum sursum usque vi quod est inter Hertse et Hassendorpe. . . .

Urkunde des Grafen Johann (II.) vom 13. April 1286.

. . . omnia loca culta et inculta, sive paludosa seu etiam agrestia inter pascua ipsius civitatis sita, videlicet a parvo fluvio Kyl per danicam viam, quae ducit in campum Kotelwik et sic in kokor, quendam locum paludosum, qui Mor vulgariter dicitur, quod a nostris antecessoribus detinuerunt, ipsis et eorum successoribus jure proprietatis perpetuo donavimus disponendi ad suos usus secundum quod placuerit tempore successivo. . . .

Urkunde des Grafen Johann (III.) vom 1. August 1317.

*) Jansen, K., Die Stadt Kiel und ihr Weichbild im Munde der Vorzeit. Kiel 1890.



. . . dimisimus et dedimus jam dictae nostrae civitati Kyl . . . nostrum parvum molendinum situm ante civitatem praedictam cum stagno dicto dik et ejus utilitate et omni jure libere perpetuis temporibus possidendum expedite. Ita quod nunquam nobis nostrae curiae vel nostris successoribus de praedicto molendino ad aliquid faciendum teneantur, nec quicquam juris de cetero in eodem habebimus molendino. Dantes etiam praedictae nostrae Civitati Kyl eandem mensuram et justitiam servandas in nostro novo molendino et parvo et molendino Kobegh, quas civitas Lubeke in suis molendinis possidet et reservat. . . . Nos etiam nec turrim in castro nec pontem de castro nec aliqua aedificia nova extra civitatem vel intra in praejudicium civitatis dudum dictae aedificare vel construere volumus nec debemus.

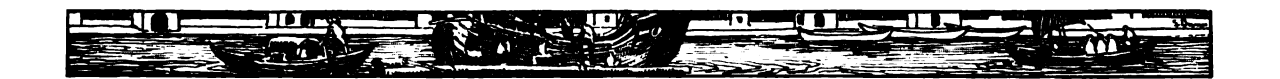
Urkunde des Grafen Johann (III.) „von Holstein und in Kiel" vom 11. November 1318.

. . . dedimus (consulibus civitatis nostrae Kyl) et voluntarie dimisimus omnem jurisdictionem infra et extra terminos civitatis qui wikbild dicuntur, quos a longis temporibus et hactenus possidere dignoscuntur, liberius et perpetuo possidendam; approbantes ut aedificia civitatis ultra extendant, ita tamen ut nostro castro inde nullatenus detrimentum inferatur. Volumus etiam . . . ut jure oppidano suo, quo usi sunt ab antiquo, perpetuis temporibus libere perfruantur et facultatem habeant statuendi reliqua (ad) incrementum et necessitatem civitatis secundum beneplacitum commune, nobis tamen et nostris (heredibus) salvis undiquaque juribus et utilitatibus quae terrae causa ad nos et heredes nostros spectant. . . .

Urkunde des Herzogs Waldemar (V.) von Schleswig vom 25. Juni 1334. (Nach Burchardi in der Zeitschrift II, 327.)

. . . Notum . . . facimus, . . . quod nos . . . civibus et civitati de Kylo totum plenum et liberum portum ab amne dicta Levoldesouwe usque Bulkehovede, quem jam actu pacifice possident et longis retroactis temporibus possiderunt, cum omni libertate et dominio, prout antecessores et progenitores nostri et nos hucusque liberius possidebamus, omnimodo dimisisse et donasse. . . .

Die Söhne Adolfs, die Grafen Johann und Gerhard, führten gemeinsam die Regierung. Nach dem Tode des ersteren führte Gerhard die Regierung allein, bis seine Neffen Adolf und Johann II. erwachsen waren. Dann erfolgte eine Teilung des Besitzes; Gerhard erhielt unter anderm Itzehoe, Rendsburg, Oldesloe, Plön und die Schauenburgischen Besitzungen an der Weser, seine Neffen Kiel, Segeberg, Elmshorn und Krempe. Diese begründeten durch weitere Teilung die Kieler und Segeberger Linie, während nach dem 1290 erfolgten Tode von Gerhard I. die Söhne, die er hinterließ, wiederum dessen Besitzungen teilten; und zwar erhielt Gerhard die wagrischen Lande mit Plön, Heinrich den Hauptteil von Holstein mit Rendsburg, Adolf die Schauenburgischen Besitzungen. So gab es vier Herrscher in der Grafschaft Holstein. Die Segeberger Linie starb schon 1308 aus, und die Kieler Linie erlosch, nachdem die Söhne Johanns, Christoph und Adolf, noch vor ihrem Vater, nicht ohne Mitwirkung ihres Vetters Gerhard III. von Rendsburg, ein gewaltsames Ende gefunden hatten. Kiel fiel in der Folge 1321 an die Plöner Linie, und Graf Johann III. residierte häufig auf dem Schlosse. Streitigkeiten, die zwischen dem Grafen und der Stadt um 1339 entstanden, wurden bald ausgeglichen, und 1351 und 1352 versprachen Graf Johann III., wie auch sein Sohn und späterer Nachfolger Adolf in zwei Verträgen, das Schloß nicht ohne Rat der Ratsmannen in Kiel zu verpfänden, da eine frühere Verpfändung des Schlosses an Nikolaus Spliit



manche Unannehmlichkeiten für die Stadt gehabt hatte. Mit Adolf VII. erlosch 1390 auch die Plöner Linie, und die Rendsburger Linie vereinigte fast den ganzen holsteinischen Besitz mit Ausnahme der Grafschaft Pinneberg, die der in Schauenburg ansässige Zweig des Geschlechtes erbte. Mit Adolf VIII. starb 1459 auch dieser Zweig aus, und die Oldenburger gelangten, wie bereits oben bemerkt, zur Herrschaft. Unter dem ersten derselben fand dann die Verpfändung an Lübeck, unter seinem Sohne 1496 die Lösung aus der Pfandschaft statt. Nach Friedrichs Tode fiel Kiel an seinen Sohn Herzog Adolf, der den Gottorpischen Teil erbte. In Verbindung mit dem Gottorpischen Hause ist dann die Stadt bis 1773 geblieben.

Auch die Gottorper Herzöge nahmen ihren ständigen Wohnsitz nicht in Kiel; nur ab und zu hielten sie sich dort längere Zeit auf. Oftmals dagegen diente das Schloß ihren Witwen als Witwensitz.



Siegel des Kieler Grafen Johann II. Anno 1300.



Bürger und Adel.



Nicht so gut, wie das Verhältnis zu den Landesherren, war das Verhältnis zu dem mächtigen Adel des Landes. Bremer erzählt in seiner Chronik mancherlei von dem Ungemach, das die Bürger durch den Adel erduldeten und führt manche bezeichnenden Fälle auf. Es war natürlich, daß Kiel ein Sammelplatz für die Bewohner der umliegenden Güter werden mußte. Einige der Adeligen hatten in Kiel Häuser. Der Umschlag vereinigte dort stets den größten Teil von ihnen, und wenn die Köpfe von Wein und Bier erhitzt waren, wurden die gröbsten Ausschreitungen begangen, sodaß Mord und Totschlag zur Tagesordnung gehörten. Während der Verpfändung Kiels an Lübeck 1491 richtete der Rat ein Schreiben an Lübeck, ob es „nicht besser sei, den Umschlag nach einem anderen Orte, etwa Rendsburg zu verlegen, da man einen Gewaltstreich der Adeligen fürchte". Es kam soweit, daß schließlich jeder sich seiner Haut wehren mußte, so gut er konnte, und manchem Adeligen erging es hierbei schlecht. Kamen grobe Ausschreitungen des Adels vor, bei denen Leben und Gut des Bürgers gefährdet waren, so wurde Sturm geläutet, und die wehrhaften Bürger versammelten sich auf dem Marktplatz. Man schloß die Thore und sperrte die Straßen mit Ketten. Die Bürger sammelten sich unter ihren Rottenmeistern zur Verteidigung der Stadt. Bei Bremer und nach ihm bei Prahl und Fick sind eine ganze Reihe derartiger Fälle aufgeführt. Im Jahre 1494 geriet Heinrich Rantzau in den Verdacht,

S. SPIRITUS IN KIL.



im Kieler Ratsweinkeller einen Menschen ermordet zu haben. Mehrere Adelige aus den Häusern Rantzau, Ahlefeldt und Brocktorff wandten sich in dieser Angelegenheit an den Herzog Friedrich, nicht etwa, um von demselben einen Befehl an die Stadt zu erlangen, daß sie dem Heinrich Rantzau den Besuch derselben wiederum gestatte, sondern daß er, der Herzog selbst, sich für den Angeschuldigten verwenden möge. Nachdem die gedachten Adeligen es bündig dargethan hatten, daß nicht jener Heinrich Rantzau, sondern ein gewisser Hans Dannow der Thäter des im Ratsweinkeller verübten Mordes sei, erließ Herzog Friedrich an den Senat von Kiel ein Schreiben, worin folgende merkwürdigen Worte vorkamen:

„Bidden unde begeeren wy von allen unsen leven getrüen Undersaten, unde sünderges von juw Ersamen unsen leven getrüen Borgermester, Rathsmannen unde Gemeinschaft unser Stadt Kyl, gy dem opgenanten Hinrich Rantzau solker siner Unschuld laten geneten, ene af unde tho de genante unse Stadt Kyle riden, fahren unde wanken, ene ock darbinnen ungehindert gan, stan, hanteren unde der na also vör gebruken to latente, gelik andern guden Mannen unde framen Lüden, de dar to schickende hebben."

Im Jahre 1530 hatte Johann von Ahlefeldt, von der Fresenburg, einem jetzigen Gute nahe bei Oldesloe, großen Mutwillen in der Stadt verübt. Die Sturmglocke ertönte. Der Ritter, nichts Gutes ahnend, warf sich auf sein Roß, um zu entfliehen, aber er fand das Holstenthor bereits geschlossen. Da sprengte er nebst seinem Diener die Holstenstraße hinauf, um den freien Markt zu gewinnen. Aber auch oben fand er die Straße gesperrt; die Bürger standen hinter ihren Ketten und streckten ihm ihre Spieße entgegen. Endlich trieben sie ihn mit Übermacht bis zum Holstenthor und erschlugen ihn daselbst samt seinem Diener.

Nachdem 1532 die peinliche Halsgerichtsordnung auch in Kiel Eingang gefunden hatte und dadurch die Selbsthilfe der Bürger unmöglich gemacht worden war, wurde der Übermut des Adels noch toller, und die größten Vergehen fanden statt. So zwang 1585 mitten im Umschlag und bei einer sehr großen Kälte Andreas Rantzau von Klamp einen Spielmann, ihn nackend und im bloßen Hemde bis an die Schevenbrücke zu begleiten und ihm auf seinem Instrumente etwas vorzuspielen und entließ ihn endlich statt des Trinkgeldes mit solchen groben Schlägen, daß der Mann jämmerlich zugerichtet das Lager hüten mußte.

Den höchsten Grad des Frevels beging aber derselbe Rantzau an einem Bürger in der Stadt, Namens Schiering. Der Bürger hatte den besagten von Rantzau wegen einer Schuld gemahnt, und dieser, anstatt zu bezahlen, überfiel den wehrlosen Bürger in dessen eigener Wohnung und richtete ihn mit Schlägen dergestalt zu, daß er den Tod davon trug.

Wieder derselbe Rantzau schlug dem Bürger Schütte in der Schloßstraße ohne weiteres am hellen Tag alle Fenster ein. Schütte klagte bei dem auf dem Schlosse wohnenden Amtmann, einem Vetter des Rantzau und erhielt die Antwort: „Man sollte dir die Augen dazu ausstechen." Darauf schlug Rantzau dem Schütte abermals die Fenster ein.

Weder Stand noch Rang vermochten gegen den Übermut der Adeligen zu schützen. Es sind uns mehrere Fälle aufbewahrt, welche in empörender Weise Zeugnis ablegen von solchem Frevel. Im Jahre 1589 wollte ein adeliges Fräulein zum Fastnachtabend gehen und eine Mummerei mitmachen; sie ließ daher die ehrbare Tochter des hiesigen Predigers Joachim Blüting ersuchen, ihr dazu ihre Kleider zu leihen. Die Kleider wurden verweigert, und darüber fand sich Otto Rantzau dermaßen beleidigt, daß er dem Prediger mit selbsteigner Hand die Fenster einwarf.



Im Jahre 1590 ließ Friedrich von Brocktorff, ein alter Mann, den gleichfalls alten Bürgermeister Paul Töcke zu sich rufen, indem er vorgab, daß er etwas mit ihm zu besprechen hätte. Der Bürgermeister mochte dem Frieden wohl nicht recht trauen und schlug daher eine Zusammenkunft in der Nikolai-Kirche vor, welche auch zustande kam. Als nun der Bürgermeister bei der Unterredung erklärte, daß er keine schließliche Resolution erteilen könne, sondern das Verlangen des von Brocktorff erst dem Rat vortragen müßte, geriet dieser darüber dermaßen in Zorn, daß er dem Bürgermeister in den grauen Bart fiel und ihm denselben unstreitig ausgerissen haben würde, wenn sich der Bürgermeister nicht nach Leibeskräften dagegen gewehrt hätte.

Dem Rat und der Bürgerschaft blieb nichts anderes übrig, als solche Unbill zu dulden, oder auch, sich an die Landesherrschaft zu wenden. Auch diese war jedoch nicht imstande, die Bürger oder die Stadt gehörig zu schützen und schlug zu dem Ende oft Mittel und Wege ein, welche unerhört waren. Als zum Beispiel Rat und Bürgerschaft der Stadt Kiel im Jahre 1608 sich bei dem Landesherrn darüber beschwerten, daß Detlev Brocktorff zu Schrevenborn einen Bürger der Stadt Schulden halber habe ins Gefängnis setzen lassen, erließ der Herzog Johann Adolf an den Rat ein Rescript, worin er ihm mit klaren Worten die Selbsthilfe befiehlt:

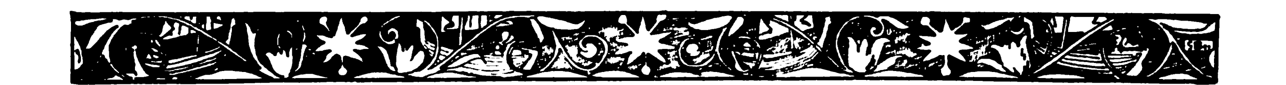


Edeldame um 1500, nach einem Stich in Westphalen, monumenta.

„Daß ihr ohn einig Säumen eine bequeme und genugsame Anzahl Bürger verordnet, welche dem von Brocktorff zum wenigsten 30 Ochsen oder andere grobe Stücke aus seinem Gute abholen, und also seinen Mutwillen und eigenthätliche Gewalt, mit gleichmäßiger Gewalt und actu in Contrarium zu Erhaltung Unser und der Stadt habende Frei- und Gerechtigkeit steuern sollet."

Vorzugsweise scheint der Bürgermeister Ameling von Lengerken, welcher von 1575 bis 1618 im Amte stand, mit dem tumultuierenden Adel seine Plage gehabt zu haben. Der Chronist Fehse erzählt folgendes von ihm:

Als er 1587 den 20. März nebst Claus Matzer, Ratsverwandten, bei der Pferdebörne am Ziegelhof, woselbst sie Arbeitsleute gehabt, hinaus gewesen, ist einer vom Adel, Andreas Rantzau, Oven, eines fürstlich holsteinischen Rats zu Salzau Erbgesessenen Sohn, um 6 Uhr abends in vollem Rennen auf sie, als Unbewehrte, mit seinem Klepper zugeritten, nicht anders, als wolle er den Bürgermeister zu Boden rennen. Indem aber dieser etwas ausgewichen, ward ihm doch sein Mantel vom Leibe gerissen und auf der Erde, allwo es ganz kotig gewesen, mit Füßen getreten. Der vom Adel lässet es hiebei nicht bewenden, sondern schmeißt seinen Klepper herum, stößet den Bürgermeister mit der Faust ins Gesicht, daß ihm das Blut aus der Nase geloffen; hält darauf eine kurze Büchse, deren er zwo im Sattel gehabt, mit aufgezogenem Hahne auf den Bürgermeister, und sagt: „Du alter Bösewicht, hast mir wohl eher einen Possen gerissen, das will ich dir jetzo bezahlen!" Wie aber die Büchse nicht losbrennen will, ziehet er die andere hervor und spricht: „Will die eine nicht losbrennen, so soll es diese thun!" Als nun der Bürgermeister antwortete: Er wüßte nicht, daß er ihm oder den Seinigen jemals sein Lebelang etwas Vorsetzliches zu wider gethan, und dazu setzte, er möchte ihm auf freier Heerstraße keine Gewalt thun, und auch des Edelmanns Diener, welcher gleichfalls mit einem langen Rohr bei ihm zu Pferde hielt, ein gutes Wort für ihn sprach, wendete er sich endlich zu Claus Matzer und sprach: „Was? Siehest du Kerl noch sauer



darum?" — Hält auch zugleich das Gewehr auf diesen zu. Doch auf Matzers vielfältiges Bitten und des Dieners Ermahnen hat er sich endlich besonnen und ist davon geritten. —

Als ein paar Jahre hernach der Edelmann Hans Penz in einem Tumult der Adeligen in Kiel umgekommen war, wurde demselben Bürgermeister wieder ein tüchtiges Bad zubereitet, welchem er selber zwar glücklich entging, das aber einen seiner Unterbeamten in großes Leid brachte: Am 12. August 1590 nämlich kam ein pommerscher Edelmann, Achatius Machau hieß er, welcher bei Otto Rantzau zu Bothkamp und Hemmelmark, Erbgesessenen, in Diensten gewesen, nach Kiel geritten und forderte des Bürgermeisters Schreiber und Schwestersohn Jürgen Wesling zu sich auf sein Zimmer, mit Vermelden: Der Bürgermeister oder einer seiner Diener mit genugsamer Vollmacht möchte allsofort gen Hemmelmark zu seinem Junker kommen, das bewußte Thorzimmer in Augenschein nehmen und desfalls weiter handeln, auch etliches Floßholz und Büchsenstein mitbringen. Der Bürgermeister blieb zu seinem Glück zu Hause, ließ aber diesen Wesling des Morgens ganz frühe mit hinaus reiten.

Sie kamen des Morgens etwa um 8 Uhr auf Hemmelmark an, wo dann der Wesling sogleich vor dem Bette des Edelmannes erscheinen mußte und sich alsofort entschuldigte, daß er das Floßholz, weil er geritten, nicht habe mit sich bringen können, und daß er es mit erster Gelegenheit senden wolle. Otto Rantzau aber fuhr gleich im Zorn heraus: Er frage den Teufel nach seinem Floßholz! — er wolle die Kieler lehren, wie sie Edelleute totschlagen sollten! Als nun Wesling darauf antwortete: Er wolle nicht hoffen, daß der Junker etwas Böses mit ihm vorzunehmen willens sein würde, er wäre auf guten Glauben herausgekommen, er wäre kein Kieler, auch daselbst nicht wohnhaft, sondern nur seines Herrn Diener, und was er sonst noch zu seiner Entschuldigung mit aller Höflichkeit vorgebracht, da erwiderte ihm Otto Rantzau mit großem Fluchen: Er habe ihn so herauslocken müssen, wo er ihn haben wolle, sonst wäre er wohl nicht zu ihm gekommen, und jetzt solle er bei allen Teufeln büßen für alt und neu, nebst anderen schrecklichen Drohworten. Seine Gemahlin, welche bei ihm im Bette lag, suchte ihn zu besänftigen mit der Vorstellung, Wesling habe ihn ja nicht beleidigt, daß er sich auch daher nicht an ihm vergreifen möchte; dieser habe nichts dazu beigetragen, daß Hans Penz in Kiel ums Leben gekommen und dergleichen mehr. Sie erhielt aber zur Antwort: „Was willst du sagen? Sein Herr hat erst die Bürger aufs Rathaus beschieden und befohlen, daß man die Sturmglocke ziehen sollte. Ich wollte, daß ich ihn hier hätte, er sollte mir tausend Thaler geben." Darauf stieg er aus dem Bette und rief das Gesinde zusammen, ließ dem Wesling seine Wehr nehmen und ihn in einen großen spanischen Mantel stellen, mit einem Fuß an einen Pfahl geschlossen, zu ihm sprechend: „Da sollst du so lange stehen, bis du umfällst!" Bald darauf ritt er nach Eckernförde und brachte auf den Nachmittag seinen Bruder Bertram mit sich zurück, der den Wesling also anredete: „Wie gefällt euch der Harnisch? Ist dies das rote Feldzeichen, welches ihr zum Kiel getragen? — Das heißt, gehet in die Heerschauung! Wenn ich den Weinzapfer oder seinen Sohn einmal in meine Hände bekomme, so will ich sie auch also traktieren," — nebst andern Schimpf- und Spottreden mehr. Darauf kamen drei Mägde heraus, und der Junker und sein Bruder auch; die mußten um ihn herumstehen und singen. Der einen Magd riß der Junker die Schürze vom Leibe, machte ein Loch darin und legte sie Wesling über den Kopf und auf den spanischen Mantel, indem er sagte: „Dies ist das rote Feldzeichen der Kieler" und schlug ihn zweimal mit der Faust an den Hals, daß er hätte umstürzen mögen. Hierauf befahl er den Mägden,



um ihn her zu tanzen, und so oft sie herum wären, ihn an den Kopf zu schlagen. Und als ihm deuchte, daß solches nicht hart genug geschähe, nahm er selbst eine Magd bei der Hand, tanzte mit ihr herum und schlug ihn darauf aus vollen Kräften an den Hals, mit dem Befehl, daß sie es alle also machen sollten, welches denn also auch geschehen. Er faßte ihn auch bei den Ohren und schüttelte ihn mit diesen Worten: „Das heißt, greift ihm in die Wunden." Nach diesem Tanz nahm der Junker einen gesalzenen Hering, hielt ihm denselbigen vor den Mund und sprach: „Dar! gnaue!" Wie er nun nicht daran gewollt, rieb der Junker ihm den Hering solange um die Nase und ums Maul, bis er endlich gezwungen wurde, nicht allein diesen, sondern noch zweene andere aufzuessen, bis er sich übergeben mußte. Alsdann wurde eine große Schale mit Wasser geholet und eine Handvoll Salz hineingeschüttet, welches er ebenfalls austrinken mußte.

Nach solcher Mahlzeit befahl der Junker dem Jungen die Daumschrauben herzuholen, die sie aber aus Mitleid verstecket hatten. Anstatt dessen mußten sie nun mit Steinen an den spanischen Mantel werfen, wobei er sagte: „Siehe da, das sind Heilweg von Ahlefeldt ihre Fenster!" Wie nun dem Wesling bei dieser Marter die Thränen ins Gesicht stiegen, da mußte der Kutscher einen Ziegelstein holen, ihm den Kopf damit reiben und und dann die Augen damit trocknen.



Volkstypen um 1500, nach einem Stich in Westphalen, monumenta.

Hierauf begaben sie sich alle von ihm weg; doch sandte Rantzau seinen Knecht zurück und ließ dem Wesling sagen: Wofern er dem Junker soviel des besten Sammets, als zu zwei ganzen Kleidern, und was sonst dazu nötig, auch daneben zwei Paar spanische, seidene Strümpfe geben wollte, und einen Bürgen stellen, so wolle er ihn loslassen. Jener stellte nun sein Unvermögen vor und erbot sich, dafern der Junker ihm zu dem auf Kredit stehenden Gelde, welches er für seinen Herrn einmahnen müsse, beförderlich sein würde, so wolle er ihm seinen ganzen Lohn verschreiben und bat um Gottes und Christi willen, ihn loszulassen. Allein der Junker bestand auf seiner Forderung und fuhr mit seinem Bruder nach Kohöfet. Als sie gegen Abend wieder zurückkamen und Mahlzeit gehalten, sandte er dem Wesling durch seinen Diener ein gebraten Ei und ein Stücklein Wecken, welches er aber nicht annehmen und essen wollte. Nicht lange hernach sandte der Junker ihm einen großen Stuhl mit dem Vermelden, daß er sich darauf niedersetzen möge; alles nur zum Spott und Hohn, dieweil er wegen des spanischen Mantels unmöglich sich hätte setzen können. Nach Mitternacht ist nun der Achatius, der Pommeraner, welcher ihn zuerst herausgelocket, im Hemde zu ihm gekommen, sagend: Die adelige Frau hätte soviel für ihn gebeten, daß man ihm den Mantel endlich abschließen sollte, welches auch sogleich durch den Vogt geschehen. Dahingegen ward ihm eine große eiserne Kette, welche an einen Rüstwagen gehörte, um den Leib geschlossen, daß er in zwo Ketten an dem Pfahl gefänglich gehalten wurde bis an den Morgen. Da wurde Wesling durch Achatium auf Ordre des Junkers wiederum gefraget: ob er das geben wolle, was des vorigen Tages von ihm be-



gehret worden? so solle er loskommen. Als nun der Wesling gesehen, daß er mit allen seinen Bitten und Vorstellungen nichts schaffen können, hat er endlich den Achatium gebeten, mit dem Junker aufs beste, so er konnte, zu handeln, und ist endlich die Sache dahin ausgeschlagen, daß Wesling dem Junker soviel schwarzen und weißen Sammet, als zu einem Kleide gehöret, und so viel breite Schnüre, womit man es zweimal besetzen konnte, auch ein Paar seidene Strümpfe und den grauen Klepper, worauf er herausgeritten, geben solle. Hat dann der Junker ihn sogleich wiederum vor sein Bett bringen lassen, um sich an seinem Anblick zu weiden, auch den Klepper besehen und ihn gleich dabehalten. Das übrige sollte des andern Tages gesendet werden, wofür der Pommeraner, als Bürge, gelobet. Ist also der arme Wesling seiner Bande endlich entlassen und kümmerlich zu Fuße nach Eckernförde gegangen, von wo er nach Kiel gelanget. Diese böse That ist Ihro Königlicher Majestät, Christian IV., wie auch Ihro Hochfürstlicher Durchlaucht, dem Herzog Philipp, de- und wehmütig geklaget worden, worauf ein gnädiger Bescheid dem Bürgermeister gegeben. Es ist auch ein ernstliches Mandat, unter den königlichen und fürstlichen Insiegeln, unterm 22. September desselben Jahres diesem von Adel zugeschicket worden; wie denn auch ein dergleichen Mandat vom 24. September hin und wieder in den Fürstentümern öffentlich publizieret und an die Kirchenthüren angeschlagen worden, des Inhalts: Daß einem jeden, sowohl adeligen als unadeligen Personen, bei ernstlicher unnachlässiger Strafe, Friede geboten, dergestalt, daß keiner wider den vor einem Jahr allhier, zum Kiel, aufgerichteten Vertrag, den hochverpönten Landfrieden brechen und wider gemeine und dieser Lande beschriebene Rechte, verbotener gewaltsamerweise, in den Städten und Flecken oder außerhalb derselben oder auf anderen unzulässigen Wegen, wie sie auch genannt werden mögen, sich an jemanden, er sei auch wer er wolle, keinen ausgenommen, freventlich vergreifen, sondern daß ein jeder, der sich beleidiget vermeinet, den Weg rechtens nehmen und dessen Austrag erwarten solle.

Alle desfalls ergangenen Tumultmandate aber waren ohne den geringsten Erfolg. Der Adelige blieb, wie er war, und fuhr fort, seinen Übermut an dem friedlichen Bürger auszulassen. Vom Jahre 1631 an bis zum Jahre 1675 sind nicht weniger als neun dergleichen Edikte wegen Tumultuierens erlassen worden; sie blieben unbeachtet, und der Adelige war und blieb überall gefürchtet. Zum Schutze der Adeligen hatte aber noch ein anderer Umstand wesentlich beigetragen: Auf dem Landtage zu Flensburg im Jahre 1611 war nämlich schon die Frage erörtert worden, ob der adelige Verbrecher von dem damals bereits angeordneten Landgerichte oder von einer Versammlung der Prälaten und Ritterschaft gerichtet werden sollte. Obgleich die Landesherrschaft für das erstere war, so wußte es doch der Adel dahin zu bringen, daß im Jahre 1614 durch ein Rittergericht entschieden werden mußte. Nun ging aber in Erfüllung, was vorauszusehen war. Der Bürger mußte nun erst recht den Kürzeren ziehen; denn der Adelige war gegen den Adeligen nicht unparteiisch und schützte diesen in jeder Weise. Daher kam es auch endlich soweit, daß der Adelige, so oft er zur Stadt kam, sich allem Unfug überließ, daß er in die Häuser drang und alles darin zertrümmerte, daß er den ruhigen Einwohner auf der Straße anfiel und mißhandelte, den Bürgermeister und Rat vor sich lud und turbierte, überhaupt den Burgfrieden auf alle Art störte.

Fick führt noch manche andere Fälle dieser Art auf, die in den Jahren 1585 und 1586 vor sich gegangen waren, und hauptsächlich von Angehörigen der Familien Rantzau, Pogwisch und Wisch verübt wurden.

Einen der interessantesten Fälle führt Dr. Rud. Brinkmann in seinem verdienstvollen Werke:



„Aus dem deutschen Rechtsleben" auf, welches auf Akten gegründet ist, die dem kaiserlichen Kammergerichte in Speier eingeschickt worden waren und von daher zurückgesandt worden sind.*) Die ausführliche Schilderung dieses Vorfalls wirft ein so grelles Licht auf die Kulturzustände um das Jahr 1593, daß ich dieselbe wörtlich hier zum Abdruck bringen möchte. Es ist unbegreiflich, wie solche Willkür und Roheit in dem Jahrhundert der Reformation noch herrschen konnte:

„Hans Penz, ein junger Herr von Adel, mit den ältesten holsteinischen Adelsfamilien verwandt, wurde am 16. Juni 1590 spät abends auf der Straße in Kiel, während die Bürgerschaft durch die Sturmglocke herbeigerufen und auf dem Markte versammelt war, in einem Handgemenge mit den Bürgern und Einwohnern unter argen Mißhandlungen schwer verwundet. Er starb in der vierten Woche nachher, am 10. Juli 1590. Die durch diesen Todesfall veranlaßten Akten enthalten folgende Thatsachen, die zwar, wie schon aus Ton und Färbung der Erzählung sich ergiebt, zum Teil auf den Behauptungen von Bürgermeister und Rat der Stadt Kiel beruhen, die jedoch im wesentlichen durch Urkunden und andere Umstände ihre Bestätigung gefunden haben.



Volkstypen um 1500, nach einem Stich in Westphalen, monumenta.

Bereits viele Jahre vor jener Begebenheit hatten sich einige unruhige und „friedhässige" Adelspersonen in Schleswig und Holstein aus lauter Mutwillen und Trotz unterstanden, den Eingesessenen in Kiel allerlei freventliche, eigenthätliche Beeinträchtigung und „Überfahrung" zu bezeigen. Sie hatten, zum Zeitvertreib und zur „Kurzweil", hie und da Fenster eingeschlagen und dabei weder fürstliche, noch etliche der Herren Räte Wappen, die in einigen solchen Fenstern gestanden, verschont. Oftmals hatten sie, bei Tage und bei Nacht, mit „kurzen Feuerbüchsen und langen geladenen Rohren" in verschiedene Häuser geschossen, die Wirte in ihren eigenen Häusern, bisweilen sogar in ihren Schlafkammern, mit langen und kurzen Rohren, auch andern Waffen, aufgesucht, auch etliche in ihren eigenen Häusern ins Angesicht geschlagen. Auch auf freier Heerstraße hatten sie etliche gesucht, angesprengt, geschlagen, verwundet, auch sonst zur Ungebühr ganz gröblich traktiert. Einen Hauswirt in Kiel hatten sie an seinem eigenen Tische, dazu an einem „befreieten Orte", ohne einige Ursache jämmerlich erstochen, den Thäter aufs Pferd gesetzt und denselben, unter Begleitung einiger vom Adel samt ihren Knechten und Jungen, bei hellem lichten Tage mit gewaffneter Hand eigenthätlich aus der Stadt gebracht und selbigen also der wohlverdienten Leibesstrafe entzogen. Dabei ließen die Adeligen es nicht bewenden. Sie fielen guten Leuten in ihre Häuser, jagten Wirt, Wirtin und Hausgenossen aus dem Hause, brachen Kisten und Kasten auf, nahmen alles heraus, spoliierten es, warfen vieles auf die Gassen hinaus und gaben es ihren daselbst stehenden Knechten und Jungen preis. In

*) Brinkmann, R., Aus dem deutschen Rechtsleben. Schilderungen des Rechtsganges und des Kulturzustandes der letzten drei Jahrhunderte. Kiel 1862.



solchem wüsten und barbarischen Streben verschonte man auch die Kirche nicht. Darin wurden zu verschiedenen Malen zwei verwundet. Der eine Fall ist besonders hervorgehoben. Nicht ein unbärtiger Junker, sondern eine „alte graue Adelsperson" hatte den ältesten Bürgermeister der Stadt Kiel, Paul Töken, in die Kirche beschieden, in der angegebenen Absicht, um etwas „wohlmeinendlich mit ihm zu reden". Statt dessen wurde demselben in der Kirche der Bart ausgerupft. Es folgten noch andere greuliche Thaten. Ein fremder Schiffsmann wurde auf der Burg, die doch ebenfalls ein befreieter Ort ist, überfallen. Obwohl derselbe bis ins Wasser (in den Hafen) zurückgewichen war, um sein Leben zu retten, so wurde er doch erbärmlich erstochen. Sechswöchnerinnen und andere krankhafte Personen wurden bei dem Einschlagen der Fenster, dem Schießen in die Häuser, und was sonst Schreckliches geschah, nicht respektiert. Endlich war es dahin geraten, die Hoheit des eigenen Landesfürsten hintenan zu setzen. Als Herzog Adolf auf dem Schlosse zu Kiel sich befand, wurde einmal bei nächtlicher Weile, Seiner fürstlichen Gnaden zuwider, tumultuiert, mit Pferden vor dem Schlosse hin und her gerannt, Büchsen losgeschossen, Alarm geblasen und alles gethan, was ihnen, den Adeligen, gefällig gewesen und ihnen ihr freches und üppiges Gemüte eingegeben.

Endlich, damit dem Unfuge gesteuert würde, erließ Herzog Adolf auf dem Schlosse zu Kiel unterm 26. Juni 1585 an Bürgermeister und Rat zu Kiel einen Befehl, in dessen Eingange es heißt: „Wie das uns nunmehr für glaubwürdig angebracht und zu erkennen geben worden, welcher Gestalt sich eine Zeit lang in unser Stadt Kiel etzliche friedhässige Leute de facto angemaßet und unterstanden, allerhand Mutwillen mit schießen, Fenster auszuschlagen, Häuser zu stürmen, und sonsten mehr Frevels und Üppigkeit, ihrer selbst eigenen Belustigung nach, zu üben und zu Werke zu richten, dahero dann Mord und Todtschlag, deren sich eines Theils allhier nicht wenig zugetragen, verursacht worden ist."

Darauf werden die landesherrlichen Pflichten in Erwägung gezogen und nun folgende Anordnungen getroffen: „Demnach wollen wir euch hiermit gnädig ermahnet, auch ernstlich auferlegt und befohlen haben, bei solchem und dergleichen unziemlichem Beginnen hinfüro die fleißige Aufsicht und Wacht zu haben, da sich der Eine oder der Andere, er wäre, wer er wolle, abermals unterfangen würde, seinen Mutwillen zu üben und euch und die Euren an Leib und Gütern mit Gewalt zu überfahren und zu beschweren, daß ihr alsobald die Sturmglocke ziehen lasset, euch mit gewehrter Hand zusammenthut, den oder die Thäter, nach Gelegenheit der Person, Hand- oder Fußfest machen, und uns die Geschaffenheit des Handels ferner zuschreiben und vermelden, darauf ihr, wie denselben Frevlern, Andern zum Abscheu und Exempel, zu verfahren, weiter Befehls von uns unverlänget gewärtig sein sollet."

Nachdem aber Herzog Adolf im folgenden Jahre 1586 verstorben war, ereigneten sich bald neue Gewaltthätigkeiten. Herzog Adolfs Witwe hatte zum Leibgedinge ein Haus am Markte zu Kiel. In ihrer Abwesenheit wohnte darin ein Hofdiener mit seiner Familie. In dieses Haus, dem die fürstliche Burgfreiheit beigemessen wurde, fiel eine „junge Adelsperson" mit seinen Dienern zu zwei verschiedenen Malen ein. Das erstemal stößt er mit „ungeblößter Wehr" den Wirt, den Hofdiener, dreimal vor die Brust, fährt dessen Frau mit gräulichem Lästern und Fluchen an und schilt sie für eine Hure, „mit Zuchten zu melden". Die Frau war hochschwanger; sie hatte die Hebamme bei sich. Als sie zum Beistande ihres Mannes hinzukommt, zieht der Thäter den Dolch und will selbigen dem Manne in den Leib stoßen, was dadurch verhütet wurde, daß die Frau dazwischen trat. Mann und



Frau entweichen in eine Kammer. Vor großem Schrecken, Zittern und Herzeleid gerät die Frau in Ohnmacht, fällt zur Erde und wird bald darauf ihrer „fräulichen Bürde“ entledigt. „Welches dann ja einem jeden Christgenossen und Ehrliebenden, bei welchem nicht alle Humanität erloschen, und welcher nicht ein ganz eisernes oder steinernes Herz hat, nur zu hören, vielmehr aber wirklich zu erfahren, jämmerlich und erbärmlich.“ Nichts desto weniger fuhr der Thäter fort, den Wirt für einen „losen Schelm“ zu schelten und zu drohen, er solle ihm doch nicht entgehen; er wolle ihm sein Leben nehmen. Nach einigen Wochen kommt er mit zwei Knechten und Jungen, welche lange Büchsen und mördliche Wehren trugen, zum andern Male in dasselbe fürstliche Witwenhaus, schilt die Wirtin eine Hure und schlägt sie mit „Kreuz und Knopf“. Die Frau, unvermögend sich zu wehren, setzt sich nieder und sagt, wenn er Recht dazu hätte, möchte er ihr vollends das Leben nehmen. Abermals stößt der Thäter sie mit Kreuz und Knopf vor die Brust. Sie versperrt sich in die Kammer. Darauf schlägt der Thäter die Fenster aus und läßt sich unter vielem Fluchen und Schelten vernehmen, er und sein Gesinde wollten alles, was sie draußen hätten, in Stücken hauen und zerschlagen. Die Wirtin wollte nicht alles, was sie draußen stehen hatte, vernichten und verderben lassen; sie tritt aus der Kammer wieder hervor und schließt dem Frevler auf dessen Begehren einen Kasten auf. Hieraus nimmt selbiger etliche Silbergeräte und läßt sie durch einen seiner Diener wegtragen; desgleichen nimmt er die Kleider heraus und durchtritt selbige mit Füßen. Das Silbergerät hat er zwar einige Zeit nachher, ohne Zweifel weil es fürstliches Eigentum war, wieder zustellen lassen, eine silberne Schale jedoch nicht wieder von sich gegeben.



Gemüsehändlerin um 1650, nach einem Stich in Dankwerth.

Diese Gewaltthat veranlaßte wiederum eine Beschwerde von Bürgermeister und Rat bei dem Herzoge Philipp, aber zugleich eine Beschwerde der Mutter dieses Herzogs, der verwitweten Herzogin Christine, geborenen Landgräfin zu Hessen. Darauf erließ der Herzog aus Gottorf den 21. August 1589 ein Reskript an Bürgermeister und Ratmannen der Stadt Kiel, worin er sein Befremden darüber bezeigte, warum, seines Vaters Befehle gemäß, der Gewalt nicht mit Gewalt gesteuert sei. Dann heißt es weiter: „Wollen derwegen euch ermahnt und begehret haben, mit solcher unleidlichen Üppigkeit und Übermut länger nicht durch die Finger zu sehen und zu geduldem, besonders vermittelst guter wohlbedächtiger Anordnung auf die Wege trachten, daß ihr und die Euren in euren Häusern und Straßen unbetrübt und unangefallen bleiben möget, damit andern Mutwilligen durch eure Nachlässigkeit zu übermäßigen strafwürdigen Handlungen Thür und Fenster nicht geöffnet werden. Im Fall euch aber auf solche nach allen Rechten zulässige Gegenwehr einige Gewalt wieder aufgedrungen und zugefügt werden sollte und wir von euch darum unterthäniglich ersucht und implorirt werden, wollen wir euch dermaaßen in unsere landesfürstliche Protection, Schutz und Schirm nehmen, auch die Mittel darauf in's Werk zu richten wissen, daß den Mutwilligen und Frevlern ihr Vornehmen gebrochen, euch Friede verschafft und andern zum Abscheu und Exempel solche und dergleichen in andern Königreichen, Kur- und Fürstenthümern verbotene und hochverpönte Handlung gewehrt und abgeschafft werden möge.“

So war das Verhältnis der Adeligen zu der Obrigkeit und den Einwohnern in Kiel, als das Handgemenge mit Hans Penz und einigen andern Junkern sich ereignete. Der Rat sollte mittelst Notwehr sich zu schützen suchen. Das gebot der Landesherr, statt selber gegen die Frevler thatkräftig



einzuschreiten. Offenbar ist es, daß die landesherrliche Macht sich schwach im Verhältnis zum Adel fühlte. Konnte es Wunder nehmen, wenn der Rat eines „Städtleins" ebenfalls eine Furcht hegte, die er nur in äußerster Not zu überwinden vermochte?

Hans Penz, in Kiel sich aufhaltend, hatte sich ebenfalls mehrere Gewaltthätigkeiten gegen die Kieler erlaubt. Eines Tages kommt er in das Haus des Bürgermeisters Ameling von Lengerken, welcher mit Waren handelte. Er begehrt von dem Diener einige Krämerwaren auf Borg. Als der Diener die Waren verabfolgen zu lassen sich weigert, weil er dazu keinen Befehl von seinem Herrn habe, schlägt Penz denselben und setzt auch dem andern Diener mit bloßer Wehre zu. Einem Stich entgeht dieser Diener dadurch, daß er auf die Wendeltreppe entspringt. Zwar war es nicht ungebräuchlich, guten Leuten bisweilen Waren zu borgen; aber des Bürgermeisters Diener hatte es doch bedenklich gefunden, Hans Penzen das Begehrte auf Versicherung künftiger Zahlung verabfolgen zu lassen, weil derselbe bereits für hundert Mark Krämergut auf Borg genommen, deren Zahlung der Bürgermeister, obwohl Penz sein Pettschier und seine Hand darauf gegeben, nicht hatte erlangen können.

Ein zweiter Vorfall. Eines Abends, als der Bürger Untidt mit der Frau seines Vetters nach Hause geht, begegnet er Hans Penz und wird von ihm ins Haupt verwundet, dergestalt, daß Untidt alsobald zur Erde fällt. Die Frau, um Untidt zu schützen, fällt diesem auf den Leib; Penz zerhauet derselben die Kleider, verfolgt die Flüchtigen bis ins Haus und thut mit seiner Wehre Stiche in die Thür.

Ein dritter Vorfall. Hans Penz schlägt die Ehefrau des Bürgers Franke „mit Kreuz und Knopf" ins Angesicht, keiner andern Ursache halber, als weil sie ihm in ihrer Behausung auf sein Anmuten kein Bett hat zurichten und darin zu schlafen ihm nicht hat gestatten wollen. Dessen sich zu weigern, schien ihr nicht unbillig; denn Penz hatte seine „Herberge" nicht bei ihr, und sie kannte selbigen auch fast gar nicht.

Ein vierter Vorfall. Wenige Tage vor jenem Tumult in den Pfingsttagen wird eine „fromme, christliche und tugendsame Matrone", Bürgerin der Stadt Kiel, in ihrer Behausung im Beisein ihres Mannes, dreier ihrer Söhne und anderer mehr von Hans Penz mit der Faust dermaßen ins Angesicht geschlagen, daß ihr Auge fast eine Faust dick aufschwillt. Am nächsten Morgen, „etwa um Zeiger vier", kommt Penz mit einem Hofknechte vor dasselbe Haus, erhält Eingang von der harmlosen Magd, nachdem er leise an die Thür geklopft, geht dann vor das Bett der alten Eheleute, entblößt dieselben und sagt: „Ich wollte den Sohn hier gefunden haben, und da solches geschehen, sollte jetzt sein jüngster Tag gekommen sein." Darauf gerät Penz, den Sohn suchend, hinten im Hofe an des Sohnes Schlafkammer, läuft die Stiegen hinauf und schlägt ein ganzes Fenster über der Kammerthür ein, macht sich darauf aber, anscheinlich aus Besorgnis vor den Söhnen, eilig aus dem Hause.

Nach Verübung dieser Unbilden legten sich Bürgermeister und Rat ins Mittel. Hans Penz wurde durch den Kieler Rat eine „verstrickte Person". Es wurde nämlich „die Faust von Hans genommen" oder, wie es in gleichem Sinne heißt, „er streckte seine Faust von sich"; er gelobte bei seiner adeligen Ehre, aus dieser Stadt nicht zu entweichen und sich daselbst friedlich zu verhalten, bis man diese Dinge an den Hof des Landesfürsten hätte gelangen lassen und von daher Bescheid bekommen. Ins Gefängnis wurde er nicht gesetzt. Damals war die Verstrickung ein übliches Mittel,



sich einer Person in der Weise zu versichern, daß sie zur Stelle bleiben und sich ruhig betragen sollte. Das damit verbundene Ehrenwort pflegte, trotz der Roheit des Zeitalters, sehr heilig gehalten zu werden. Man begnügte sich öfters mit einer Verstrickung, wo sonst eine Verhaftung statthaft gewesen wäre. Daß Penz aber lediglich durch die Umstände, weil der Rat seiner Person mächtig war, gezwungen gewesen ist, die Faust von sich zu geben, darf man als unzweifelhaft betrachten.

Bevor eine Verfügung vom Hofe angelangt war, jagt am 16. Juni 1590, gegen Abend, Melchior Ranzow, Erbgesessener zu Arlewatt, in einer Kutsche in die Stadt, springt vor der Thür des Bürgermeisters Ameling vom Wagen, ruft, mit einem Knebelspieß in der Hand: „Kommt, Ihr Kieler Schelme, und nehmet die Faust auch von mir!", schlägt dann herunter, was an Krämerwaren an Amelings Fenster gestanden und was vorn im Hause gehangen und jagt des Bürgermeisters Diener von dem Kramgute und sticht nach ihm. Des Bürgermeisters erschreckte Hausfrau verschließt sich mit ihren zwei kleinen Kindern in der Kammer, ist jedoch seitdem mit Leibesschmerzen behaftet geblieben und wenige Wochen nachher gestorben. Aus des Bürgermeisters Hause geht Melchior Ranzow weiter vor das Haus eines Ratsherrn und schlägt mit dem Knebelspieße etliche Fenster aus.



Volkstypen. Zeichnung nach Kupferstichen in Westphalen, monumenta.

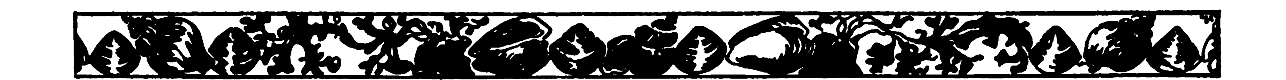
Es wurde ferner berichtet, daß Melchior Ranzow sich zu derselben Zeit habe verlauten lassen, er wolle an demselben Abend oder in der folgenden Nacht mit seinen Gefährten noch weiter haushalten und mehr Kurzweil mit Einschlagung der Fenster, Schießen in die Häuser und dergleichen seines Gefallens anrichten. Deshalb kamen Bürgermeister und Rat noch an demselben Abend zusammen und berieten sich unter Zuziehung etlicher Bürger, was in solcher gefährlichen Lage vorzunehmen wäre. In Betracht der früher ergangenen fürstlichen Befehle, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und in Gemäßheit einer deshalb bereits zwischen Rat und Bürgerschaft getroffenen Verabredung, wurde nunmehr beschlossen, daß die Sturmglocke zu läuten und dadurch die Bürgerschaft zu einer Beratung zusammen zu berufen sei. Die Sturmglocke sollte nicht deshalb gezogen werden, um im ersten Anlauf, ohne einiges Bedenken, an Melchior Ranzow oder an dessen Herberge sich zu machen und daselbst etwas Unziemliches und Schädliches vorzunehmen, sondern deshalb, damit zwischen Bürgermeister, Rat und Bürgerschaft „mit reiffsinnigem und einhelligem Rate" abgeredet werden möchte, wie man sich desjenigen, was Melchior Ranzow bereits gewaltsam begangen und vermutlich noch mehr begehen würde, zur Abwendung allerhand besorglichen Unheils am richtigsten zu verhalten habe.

Als der Klang der Sturmglocke gehört wurde, eilte Hans Penz nebst Ennecke Ranzow



und Detlef Schack, beide Hofjunker der Herzogin, auf die Straße. Dieselben waren beisammen in der Witwe Heilwig von Alefeld Hause in der Holstenstraße. Jeder springt mit seinem „Rappier“ durch ein Fenster auf die Straße, in der angeblichen Absicht, Melchior Ranzowen, welchen sie in Leibes- und Lebensgefahr glaubten, Hilfe und Rettung zu leisten. Mittlerweile hatten sich einige Bürger mit ihren Gewehren auf dem Markte versammelt. Und wie nun jene drei Edelleute von Alefelds Hause nach dem Markte hinauf laufen und am Ende der Schuhmacherstraße bei der „Feste“ ankommen, begegnet ihnen da allein ein alter „frommer, friedsamer Bürger“, Peter Keye genannt, der sich seinen Nachbarn gleich erzeigen und dem Haufen auf dem Markte anschließen will. Diesem schreien und laufen die drei „Adelspersonen“ mit ihren bloßen Wehren zu, sprechend: „Du alter Schelm sollst der erste sein,“ hauen und stechen auf ihn zu, und einer von ihnen sucht Keyens Spieß aufzuschlagen, damit die andern beiden ihre Stiche und Streiche desto freier ausführen können. Der alte Mann wehrt sich mit seinem Knebelspieß so gut er kann, weicht aber nach und nach bis an die Ecke des Rathauses am Markt und schreiet da die anwesende Bürgerschaft um Hilfe an. Als die herbeigelaufenen Bürger sehen, daß ihrer drei mit bloßen Wehren auf einen Bürger eindringen, und als zugleich aus der Holstenstraße, wie einige Bürger berichtet haben, zu ihnen, den Bürgern, hineingeschossen wird, gehen sie auf die drei Adelspersonen los „mit Schießen und anderer Gestalt“. Sie meinten, es mit Melchior Ranzow zu thun zu haben. Schon war es abends um zehn Uhr etwas finster geworden. Alle drei nehmen nun die Flucht. Ennecke Ranzow und Detlef Schack laufen zurück nach der Holstenstraße in das Haus der Frau von Alefeld. Den Flüchtigen folgen die Bürger. Ein heftiger Angriff geschieht auf das verschlossene Alefeldsche Haus, um die flüchtigen Edelleute wieder herauszuholen oder sich an denselben zu rächen. Die Bürger ließen sich nicht steuern und abhalten; sie waren um so feuriger und hitziger, als sie nicht anders meinten, Melchior Ranzow sei auch da hineingelaufen. Jedoch blieb es bei Beschädigungen der Thüren und Fenster durch Stoßen, Werfen, Schießen. Eingedrungen wurde nicht, die Geflüchteten wurden nicht herausgebracht. Frau Heilwig von Alefeld selbst soll sich in den Keller geflüchtet haben.

Hans Penz dagegen läuft die Rosenstraße hinauf, geht in das offene Haus des Bäckers Rossen, hauet daselbst der Magd vor dem Bette, worin zwei an den Pocken kranke Kinder lagen, eine Wunde, „worin drei Hefte gelegt“, in den Arm. Der Wirt, ein alter Mann, kommt vom Bette hinzu. Penz begehrt, in die Kammer gelassen zu werden. Als aber Wirt und Magd, weil sie nicht wußten, was Hans Penz mit seiner bloßen Wehre im Sinne hatte, ihn nicht da hineinlassen wollten, wirft Penz die bloße Wehre von sich; sie fliegt aufs Bett zu den darinliegenden kranken Kindern. Wie Penz aus diesem Bäckerhause wieder auf die Straße gekommen, liegt im Dunkeln, und in welcher Weise er nachher von den Bürgern, denen sich Bootsknechte und lose Leute angeschlossen, behandelt worden, darüber liegen nur, die Angaben seiner Brüder vor. Diese behaupten: Hans Penz sei aus dem Hause seiner Freundin Heilwig von Alefeld deshalb gegangen, um sich zu erkundigen, warum die Sturmglocke geschlagen werde; er sei gegangen ohne alle böse Absicht; auch habe er niemandem Ursache gegeben ‚gewaltthätige Hand‘ gegen ihn zu gebrauchen. Aber ein Haufen ‚unfriedfertiger‘ blutdürstiger Bürger hätte, mit Zuthun des Rates der Stadt Kiel, mit gewehrter Hand an Büchsen, Spießen und andern Wehren dermaßen ihm zugesetzt und ihn geschlagen, daß er nicht allein zur Erde gestürzt und eine lange Zeit auf der Gasse für tot gelegen, sondern die Thäter hätten gleich Türken und Heiden noch überdies seiner gespottet, hätten ihn in die „verstochenen und



verschlagenen Wunden" gegriffen und sehen wollen, ob er auch noch lebte, und hätten daneben noch andere greuliche Tyrannei verübt. „So fast alles abscheulich zu reden und zu schreiben." Dabei habe man es noch nicht bewenden lassen. Man habe ihn in einen tiefen Keller und Gefängnis halbtot also die Stiegen bei den Füßen hinuntergeschleppt und also greulich gemartert, bis er endlich „nach wenig Tagen" jämmerlich verstorben sei.

Daß Hans Penz „nach wenig Tagen" sein Ende erlebt habe, diese Behauptung seiner Brüder ist für ungenau zu achten. Bürgermeister und Rat geben den 10. Juli 1590 als den Todestag an, wo „die Gefahrtage" schon verflossen waren. Diese Angabe ist nicht widerlegt, scheint auch sonst richtig zu sein. Was die Ursache des Todes betrifft, so befinden sich die Brüder Penz im Widerspruch mit Bürgermeister und Rat. Während nämlich jene angeben, ihr Bruder sei dermaßen zerschlagen und verwundet gewesen, daß er weder hätte essen noch trinken können, schieben Bürgermeister und Rat den Tod auf unordentliche Lebensweise, Verwahrlosung und andere Zufälle. Namentlich führen sie an, es sei dem „Barbier" nicht gestattet worden, Hans Penzen die „gebräuchlichen Wundentränke" einzugeben. Daß Penz nicht im Gefängnisse geblieben, sondern bei Freunden oder Verwandten sein Krankenlager gehabt, ist ausgemacht. Dagegen ergeben die Akten ganz und gar nicht, wo und wie er verpflegt worden, wie seine Wunden beschaffen gewesen, und wie sein Befinden bis zum Sterbetage war. Amtliche Untersuchungen in Fällen, wie der vorliegende, waren im sechszehnten Jahrhundert nicht üblich, und in dem hinterher von den Beteiligten eingeleiteten Rechtsgange sind Zeugen überall nicht vernommen, nicht einmal der Barbier, der zur wundärztlichen Behandlung zugezogen gewesen ist.

Nach den Ereignissen am Abend des 16. Juni wurden die „Pforten" oder Thore der Stadt versperrt. Hans Penz blieb anfänglich verstrickt; Melchior Ranzow befand sich in Owe Ranzows Hause. Damit ferneren Empörungen und Feindseligkeiten vorgebeugt werde, legten sich, mit Wissenschaft Herzog Philipps, zehn Herren von Adel ins Mittel und brachten als Unterhändler mit der Stadt Kiel am 23. Juni 1590 eine Vereinbarung zustande, welche „Veranlassung" genannt, auch als „Kompromiß" bezeichnet wird. Es wurde vermittelt und in einem schriftlichen Aufsatze verabschiedet, daß Hans Penz seiner Verstrickung erledigt und Melchior Ranzowen freigelassen sein solle, sich unbeschwert wiederum aus Owe Ranzows Behausung zu begeben. Zu dem Behuf sollten die bis dahin versperrten Pforten der Stadt eröffnet werden. Dagegen sollten Melchior Ranzow und Hans Penz den adeligen Unterhändlern angeloben, auf dem nächsten Gerichts- und Verhörtage des Landgerichtes persönlich oder durch einen Anwalt zu erscheinen, wo alsdann der Rat zu Kiel seine Klage schriftlich wider sie einbringen sollte. Gleichfalls sollte den genannten Adeligen, so wie jedermann, der sich sonst über Rat und Gemeinde zu Kiel wegen einer bei dem entstandenen Auflaufe geschehenen „Beleidigung, Gewalt und Beschwerung" zu beklagen haben möchte, freistehen, ihre Gegennotdurft und Wiederklage einzuwenden. Beide Teile sollten jedoch mündlich mit Replik und Duplik beschließen und gerichtliches Erkenntnis ohne einige Appellation u. s. w. darüber erwarten. Inmittelst aber sollten alle Teile schuldig sein, an „Gleich und Recht" sich begnügen zu lassen und außerhalb desselbigen niemand zu beleidigen. Solches gelobten beide Teile den Unterhändlern.

Die Vereinbarung überlebte Hans Penz nur siebzehn Tage. Bei seinem Tode lebten noch sein Vater und zwei Brüder, Jasper und Marquard Penz. Jener scheint nicht lange nachher gestorben zu sein, diese hielten sich im Auslande auf. Allein nicht bloß aus dieser Ursache mußte



ein Stillstand in dem Streite eintreten, sondern auch deshalb, weil ein Rechtstag, ein Landgericht, des Regierungswechsels und anderer Hindernisse halber seit sieben Jahren nicht gehalten war. Als ein Rechtstag endlich auf den Monat März 1593 wieder verkündigt und in der Stadt Schleswig wirklich eröffnet wurde, traten die Brüder Jasper und Marquard Penz als Ankläger auf, um diejenigen zu verfolgen, welche den Tod ihres Bruders verursacht hatten. Auf ihr mündliches Ansuchen erließ das Landgericht am 29. März 1593 an Bürgermeister und Rat zu Kiel ein Mandat des Inhalts:

. . . . „Wann obgemeldete Ankläger vermöge der peinlichen Halsgerichtsordnung Kaution bestellen, daß ihr dann die Anfänger desselben Tumults, auch die Thäter, so an gemeldeten Hans Penzen Hand angelegt und ihn vom Leben zum Tode gebracht, alsbald fußfest machet, und daß darauf die Ankläger zum peinlichen Prozeß gestattet, und in der Sache dermaßen verfahren lasset, wie sich solches vermöge angeregter peinlicher Halsgerichtsordnung gebühret.“

Den Streit über den Nebenpunkt der Kaution können wir hier unbeachtet lassen. In der Hauptsache aber begehrten Bürgermeister und Rat, daß die Ankläger selbst die Thäter sollten namkundig machen. Dies veranlaßte eine zweite, diesmal schriftliche Vorstellung der Ankläger, ob an den Herzog, dessen Kanzlei oder an das Landgericht steht dahin, weil die Anrede an den Herzog gerichtet ist, dieser aber auch in Eingaben an das Landgericht angeredet wurde. Wahrscheinlich war zur Zeit dieser zweiten Vorstellung das Landgericht schon wieder auseinandergegangen. Die Brüder Penz stellten vor: Der Rat wolle ihnen aufdringen, daß sie die gottesvergessenen blutdürstigen Leute namkundig machen sollten; aber dem Rate wolle es gebühren, die Verbrecher zu ermitteln, weil sich der leidige Fall in seiner Gerichtsbarkeit, vor dem Rathause und im Angesichte der ganzen Stadt begeben habe. Sie, die Ankläger, hätten damals, als ihr gottseliger Bruder von denen von Kiel so jämmerlich und erbärmlich erschlagen oder ums Leben gebracht worden, nicht innerhalb Landes, sondern bei andern und fremden Nationen sich aufgehalten. Es sei daher sowohl ein ungereimtes als unmögliches Ding, daß sie wegen der schuldigen Personen in der Stadt Kiel Erkundigung und Nachforschung anstellen sollten, da sie doch die blutdürstigen Hunde nicht wohl vor ihren Augen ohne groß Herzeleid sehen könnten, wie geschweige, daß sie zu ihnen in die Stadt ziehen und daselbst inquirieren sollten. Daneben baten sie Seine fürstlichen Gnaden, in gnädigster Acht zu haben, „daß die Ritterschaft in diesem Lande und Fürstentum bei Sr. fürstlichen Gnaden hochseligem Herrn Großvater und Voreltern, den damaligen Fürsten von Holstein, in dem langwierigen dänischen Kriegswesen nicht allein das Leben, sondern alles, was sie in der Welt gehabt, aufgesetzt, und sich nicht gescheuet, was sie selber nicht im Vermögen gehabt, von Fremden und andern zu entleihen, ihnen zu der Notdurft ihren Weibern und Töchtern Ketten und Kleinodien aus dem Hals zu nehmen, worauf auch erfolgt, daß in diesen Landen Grafen zu Fürsten, wie gleichergestalt Fürsten zu Königen geworden, und deswegen die vom Adel in Holstein hinwiederum ihre Privilegien und andere Freiheiten erlangt und bis auf gegenwärtige Zeit hergebracht. Darum es auch, gnädiger Fürst und Herr, Ew. fürstliche Gnaden um derer von Kiel willen nicht auf sich laden, noch dahin werden kommen lassen, daß die Kielische Bürgerschaft ihrens Gefallens über den adeligen Stand dieser Lande herrschen oder die Hand in ihrem Blute, wie an unserm seligen lieben Bruder geschehen, zu waschen, oder gleichwie die englischen Doggen an eine wilde Sau zu laufen“ . . . .

Auf diese Eingabe erließ Herzog Johann Adolf, damals regierender Landesherr, aus dem



Schlosse Tondern unterm 19. Juni 1593 ein geschärftes Mandat an Bürgermeister und Rat, dessen wesentlicher Inhalt also lautet:

„Wann nun .... euch selbsten besser und mehr als den Penzen Gebrüdern wissentlich sein kann, welche diejenigen gewesen, so den damaligen Tumult angefangen und ihren Bruder dergestalt erbärmlicher Weise vom Leben zum Tode gebracht: Als .... befehlen wir euch .... bei Pön zweitausend Thaler, hiermit ernstlich und wollen, daß ihr .... die Thäter mit gebührendem Ernste inquirieret und in Haft nehmet, wider dieselben vermöge der peinlichen Halsgerichtsordnung mit Rechte verfahret, sie zu wohlverdienter Strafe ziehet und also nachmals dem vorigen an euch ausgegangenen und diesem unsern Befehle innerhalb drei Monaten, von dato dieses den nächsten, wirkliche gehorsame Folge leistet, so lieb euch ist, die obgesetzte Pön der 2000 Thaler zu vermeiden."

Gegen dieses und das frühere Mandat ergriffen Bürgermeister, Rat und gemeine Bürgerschaft der Stadt Kiel die Appellation an das kaiserliche Kammergericht zu Speier. In der über die Einlegung der Appellation aufgenommenen Notariatsurkunde wurde angeführt: Rat und Gemeinde seien beide zugleich des Totschlages beschuldigt, aber weder zum Erscheinen vor dem Landgerichte vorgeladen, noch zur Verantwortung gegen die Anklage aufgefordert oder dazu zugelassen worden. Der Rat könne aber auch nicht Beklagter und zugleich in der Inquisition Richter sein; er würde sonst dem Gegenteile wider sich zu „armiren" helfen. Deshalb betrachtete die appellierende Stadt den ganzen Prozeß als null und nichtig.



Fischverkäufer um 1650, nach einem Stich in Dankwerth.

Obwohl Appellation eingelegt, dieselbe auch verfolgt worden war, versuchte die Stadt Kiel ihr Heil doch zugleich bei dem Landesherrn. Sie übergab dem Herzoge Johann Adolf eine sehr ausführliche Vorstellung, die den Zweck hatte, die Vorgänge und Umstände des Ablebens des Hans Penz darzustellen, das bei dieser Gelegenheit beobachtete Benehmen der Stadt zu rechtfertigen und die Anträge der Gebrüder Penz und die darauf erlassenen Mandate als in den Rechten unbegründet erscheinen zu lassen. Die Stadt drang darauf, daß der ordentliche Weg Rechtens betreten werde, falls die Ankläger Ansprüche gegen die Stadt oder gegen einzelne zu haben vermeinten; die Stadt betrachtete es als aller Vernunft und den Rechten zuwider, daß Bürgermeister und Rat, die selbst in arger Weise beschuldigt worden, in dieser Sache wider Anstifter und Thäter eine Untersuchung anstellen sollten. Es sei ihnen auch kein anderer als Anfänger und Urheber bekannt als Melchior Ranzow und Hans Penz nebst deren Gehilfen. Sehr nachdrücklich verwahrten sie sich gegen die groben Beleidigungen, welche die Ankläger in ihrer Supplikation wider Rat und Bürgerschaft vorgebracht hatten. Zugleich bestrebten sie sich, wie ihre Gegner, außer dem Bereich des strengen Rechtes Umstände geltend zu machen, um die Gunst des Landesfürsten zu gewinnen. Sie begegneten den Anführungen der Ankläger, wie der Adel in den Kriegs-



läuften sich für den Landesherrn aufgeopfert und dadurch seine Privilegien erworben habe. Wohl erkannten sie die Verdienste des Adels an, aber sie meinten, die Gebrüder Penz hätten daneben zu Gemüte führen sollen, daß in solchem damaligen beschwerlichen Zustande auch die Eingesessenen der Städte hätten mit zu Felde ziehen, ihre Haut und ihr Blut mit daran setzen, auch überdies noch Reiter und Knechte in den Städten, womit die Ritterschaft verschont, unterhalten und sonsten allerhand Zulage zu Kriegsexpens und Unkosten thun müssen. Dieses würde etlichen der ältesten noch lebenden Adelspersonen zweifelsohne unvergessen und gleichfalls aus den Geschichtsbüchern und andern Nachrichten wohl zu erkunden sein. Dadurch seien dann auch viele, unter andern in diesem „Städtlein", in sothane Unvermögenheit geraten, auch dermaßen ausgesogen und „ausgemergelt" worden, daß sie sowohl ihre Häuser und liegende Gründe, als was sonsten das Ihrige gewesen, mit Schmerzen hätten abstehen und verkaufen und also selbst, auch ihre Weiber und Kinder, in großer Bedrängnis sitzen bleiben müssen. Gleichermaßen, wie der Adelstand, hätten dadurch auch die Städte ihre Privilegien, „so dann derer vom Adel Privilegien bewußtermaßen einverleibt", erlangt und hätten sich derselben nicht weniger, denn der Adelstand, gottlob zu berühmen und zu erfreuen. Über die Stadt Kiel sich zu beschweren, hätte den Gebrüdern Penz bedenklich sein sollen, in Betracht, daß nicht die Kielische Bürgerschaft ihres Gefallens über den Adelstand herrsche und sich sonsten suppliciertermaßen gegen denselben verhalte, sondern daß man hier vielmehr das Blatt umwenden und solche Handlungen etlichen aus der Zahl des Adelstandes mit gutem Grunde und Bestande zuschieben möge, da dieselben oft dermaßen, ohne einige „Entgeltniß", mit vielen aus dem Mittel des Rates und der Bürgerschaft hausgehalten, als wäre man hier nicht unter Christen, sondern unter eitel Türken und Heiden. Dabei wird angeführt, viele unter der Zahl des Adelstandes seien mit „sonderbarer vernünftiger Bescheidenheit" begabt und erinnerten sich nicht allein ihres adeligen Stammes, sondern bezeigten sich auch aller adeligen Gebühr, trügen daher ein großes herzliches Mißfallen an solchem und dergleichen unadeligen und widerrechtlichen Mutwillen.

Soweit ein gedrängter Auszug aus der obigen Vorstellung, die jedoch bei dem Landesherrn ohne allen der Stadt günstigen Erfolg geblieben ist. Dagegen wurde auf die Appellation gegen jene beiden Mandate von dem k. Kammergerichte eine Vorladung der Brüder Penz bekannt, zugleich mit dem Befehl an das Landgericht, die Akten auszuliefern. Diesem Befehl bezeigte sich das Landgericht gehorsam; es folgte in Speier ein Schriftwechsel unter den Parteien bis Januar 1601, aber der Prozeß gelangte nicht zum Aktenschluß.

Auf die bisher erzählte Appellation folgte eine zweite, ebenfalls von der Stadt Kiel ergriffen. In der ersten Sache waren zwar, wie oben angeführt, die Akten des Landgerichtes eingefordert, auch war Ladung an die Appellaten ergangen; allein das Kammergericht hatte besondere Verbotsbriefe, Inhibitoriales, nicht erkannt, also es unterlassen, über die aufschiebende Wirkung der Appellation sich auszusprechen. Dies gab den Brüdern Penz Anlaß, um einen dritten Befehl beim Landgerichte einzukommen. Sie hoben den Gesichtspunkt hervor, daß eine Kriminalsache vorliege, in welcher eine Appellation überall nicht statt habe, und daß von dem Kammergerichte Verbotsbriefe, die der Vollziehung der bisherigen Mandate im Wege ständen, nicht erkannt worden. Dagegen bemühte sich die Stadt in einer Gegenvorstellung auszuführen, daß nach der richtigeren Meinung der Rechtsgelehrten der Richter erster Instanz nicht weiter verfahren dürfe, auch wenn nach erkannten Appellationsprozessen keine besonderen Verbotsbriefe erlassen wären.

Das Landgericht verkündigte am 28. September 1594 ein bis zur Androhung von 4000 Thalern





geschärftes Mandat, dessen Inhalt hier buchstäblich mitgeteilt werden möge, um von den Gründen und dem Stile des Gerichtes einen Begriff zu geben.

„Auf wiederholdte Bitt Jasper vnd Marquardt gebrüdern die Pensen pro arctiore Mandato poenali wird erwogen vnd angesehen, das des Hans Pensen seligen Ableibung kundtbar vnd Notorj ist, die Thettere entweichen oder versterben können, vnd Bürgermeister vnd Radt In der Stadt Kiell den Anclegern Rechtens zu verhelffen schuldig, Auch da begangene entleibunge Also vngestraffet bliebe zu Argerlichem Exempel vnd sorglicher Unruhe vnd Unsicherheit Ursache würde gegeben werden. Und ist demnach, aus solchen vnd Andern bewegenden mehr Ursachen, gemelten Burgermeistern vnd Rahte hiemit Ernstlich vnd bei straffe 4000 Thaler nochmalen Mandiret vnd aufferlegt, das sie vff die von Anclegern den Pensen, bereit bestelte vnd noch ferner anerbothene gnügliche Caution, wo dieselbe notig, die thettere, so Hansen Pensen entleibet, zu gefengklicher Hafft vnvorzüglich bringen sollen, damit Anclegere Ihrer zu Recht mechtig sein können.“

Ebenfalls wider dieses Mandat, welches auch „Sentenz“ und „Endurteil“ genannt wird, suchte der Rat seine Zuflucht in Speier. Laut des „Appellations-Zettels“ hielten sich „Rat und ganze Gemeinde der Stadt Kiel“ darum beschwert, weil dieses Mandat während der Anhängigkeit der frühern Appellation in derselben Sache abgegeben sei; weil ferner den Beklagten etwas Unmögliches, nämlich die Thäter zu suchen und zur Haft zu bringen, auferlegt worden; sodann weiter, weil, im Fall das Angemutete sollte ins Werk gesetzt werden, ein greulicher, hochschädlicher Aufstand, äußerste Gefahr und Ungelegenheit zwischen dem Rat und der Gemeinde sich vermutlich erheben würde, da die Gemeinde in der ihr abgezwungenen Verteidigung anders nichts vorgenommen, als wozu ihr die Mandate ihrer landesfürstlichen Obrigkeit Anleitung und Befehl gegeben: ingleichen, weil „durch sothane Execution etzlichen Unruhigen vom Adell dieses orts .... würden fenestra und occasion eröffnet werden, hernachmals allerlei mutwillen, frevell und gewaldt, kegen den Rath und die Gemeindte In der Stadt wie vorhin albereit mehr denn zuvill geschehen, ferner ungescheuet zu gebrauchen; dessen denn auch für wenig tagen der anfang albereits etzlichermaßen gemachet“, und andere Gründe der Beschwerde mehr.

Diese gegen das dritte Mandat eingewandte Appellation wurde in Speier verfolgt. Zugleich hatte der Rat die verwitwete Herzogin Christine, geborne Landgräfin zu Hessen, die in ihrem „Erbgedinghause“ in Kiel wohnte, um ein Fürschreiben gebeten. Diese Fürstin gab der Bitte nach und schrieb an den Kammerrichter, Bischof Eberhard zu Speier, natürlich in einem der bedrängten Stadt günstigen Sinne.

Das angefochtene Mandat mit der angedrohten Strafe von 4000 Thalern gelangte nicht zur Vollziehung, weil das Kammergericht nicht bloß Ladung und Zwangsbriefe, sondern auch Verbotsbriefe erlassen hatte. Darauf gingen die Verhandlungen in Speier fort bis 1601. Allein die Sache blieb unentschieden; nicht, wie vielfältig, wegen des schwerfälligen und schleppenden obwohl nicht ungesetzlichen Rechtsganges und der dem Gerichte und den Anwälten beizumessenden Nachlässigkeit, sondern sehr wahrscheinlich wegen des Ausganges, den der sogleich zu erzählende Rechtsstreit der Frau von Alefeld in einer verwandten Sache genommen hat.

Es hatte nämlich ebenfalls die oben erwähnte Witwe Heilwig von Alefeld durch ihre kriegischen Vormünder, den königlichen Rat Detlef von Brockdorf zu Schrevenborn und Klaus von Buchwald, wider Bürgermeister, Rat und ganze Gemeinde der Stadt Kiel eine Klage angestellt und



zwar wegen geübter Gewalt, Schimpfs und zugefügter Injurien. Daß die Klage von „kriegischen“ Vormündern angestellt wurde, hat darin seinen Grund, daß nach Holsteinischem Rechte keine Frau ohne Beistand vor Gericht auftreten kann. In Gemäßheit der Landgerichts-Ordnung war die Ladung den Beklagten volle sechs Wochen vor Anfang des Rechtstages zu verkündigen. Nun erging zum nächsten Landgericht unterm 28. Januar 1593 die Ladung. Dabei stellte die fürstliche Kanzlei auf Gottorf unterm 29. desselben Monats die Bescheinigung aus, daß das Ladungsgesuch bereits den 20. desselben Monats angebracht worden, daß aber die Expedition der erbetenen Citation aus vorgefallenen Ehehaften sich um etwas verweilt habe, so daß sie in den sechs Wochen vor Anfang des Landgerichstages nicht habe insinuiert werden können. Die Insinuation erfolgte allererst am 5. Februar. Die Begründung der Klage anlangend: so wurde dieselbe angestellt zufolge der unterm 23. Juni 1590 aufgerichteten „Veranlassung“. Selbige wurde als eine summarische bezeichnet und im wesentlichen also begründet: Es sei wahr und landkundig, daß den 16. Juni 1590, am Abend um zehn Uhr ganz spät bei nächtlicher Weile, ohne alle gegebene Ursache, der Rat und ganze Gemeinde zum Kiel gewaltthätiger und friedbrüchiger Weise das Haus der Klägerin gestürmt, die Fenster hin und wieder im Hause oben und nieder, allenthalben, sowie die Wände in den Stuben, den Kachelofen, samt etlichen Kannen auf den Borden, Wassergläsern und andern mehr, mördlicher Weise zerschossen, auch in diesem Zerschießen noch nicht ersättigt gewesen, sondern mit unzähligen Flintensteinen die Thür und Fenster des Hauses zerschmettert hätten. Dieser Flintensteine seien so viel im Hause gefunden, als man etwa auf einer „Böhr“ hätte wegtragen können. Dabei sei es auch noch nicht verblieben, sondern es sei ihr, der Frau, in solchem „Braßen“ und Schießen ein „klein Kettlein nebst vier gülden Ringen“ entwandt und weggenommen. Durch diese mörderlichen Vorfälle und tötlichen Handlungen würde der Kläger Pflegfrau, wenn sie nicht mit ihren Kindern und Gesinde ganz kümmerlich bei Nacht entkommen wäre, in merkliche Leibes- und Lebensgefahr gesetzt worden sein. Dies gereiche besonders auch der adeligen Herkunft und Freundschaft der klägerischen Pflegfrau zu großem merklichen „fürtrefflichen“ Schimpf, Schmach und Verhöhnung. Dieselbe wolle lieber 6000 Thaler von dem Ihrigen missen, denn solches auf sich sitzen lassen. Die Schlußbitte ging dahin: zu sprechen, zu erkennen und zu erklären, daß Beklagte wider die bepönte Konstitution des Landfriedens häufig gefrevelt, und daß sie demnach der Kläger Pflegfrau aller solcher gewaltthätigen Handlung halber erlittenen Schaden, auch wegen zugefügten Schimpfs, Injurien, Schmach und Verhöhnung, die 6000 Thaler, nebst allen Gerichts-Unkosten, abzutragen und zu erstatten schuldig.

In der Exceptionsschrift erklärt der Rat, daß er sich nicht versehen habe, mit solcher unbilligen Klage beschwert zu werden, da ihm nicht unwissend sei, daß der Kläger Pflegfrau, als die gnädige Fürstin gegen sie erwähnt, warum sie Melchior Ranzow und Hans Penz, welche im Tumult gewesen, in ihr Haus aufgenommen, sich rund erklärt, auch Ihrer fürstlichen Gnaden die Zusage gethan habe, „daß sie dasjenige, so im Tumult geschehen, zu eifern (d. h. gerichtlich zu verfolgen) mit nichten gesonnen“. Sodann beruft sich der Rat darauf, daß die Kläger nun in die drei Jahre geschwiegen und Beklagte nicht mit einem Worte um einen „Scherf“ angesprochen, da sie doch solche Klage auch vermöge des Kompromisses den ersten künftigen Gerichtstag, welcher allbereits vor einem halben Jahr gehalten worden, hätten anbringen oder doch zum wenigsten Citation ausbringen können. Derentwegen müsse es nunmehr billig heißen: Tibi jam amplius non competit actio, quia injuriarum actio finitur anno. Ferner gebühre es sich vermöge ... der Landgerichts-Ordnung, die



Citation sechs Wochen zuvor, ehe Beklagte auf die Klage zu antworten schuldig, insinuieren zu lassen. Dieses hätten Kläger nicht beachtet. Der Schein aus der Kanzlei, wornach der Mangel nicht bei Klägern, sondern bei den Kanzleiverwaltern gestanden, könne nicht behilflich erscheinen, sintemalen die Kläger fast in drei Jahren Zeit genug gehabt, um Citation anzuhalten. Die Schlußbitte der Beklagten, gestützt überdies auf die Wichtigkeit der Sache, sowie auf die Schwierigkeit, alle die Zeugen abzuhören, ging auf Befristung, Gestattung der Dilation bis zum künftigen Verhörstag. Dann seien Beklagte erbötig, ihre Gegennotdurft und Unschuld dermaßen darzuthun, daß es sich viel anders, als Kläger vorgebracht, befinden solle.

Nach diesem Schriftwechsel verhandelte die klagende Partei vor dem in Schleswig gehaltenen Landgerichte noch mündlich ihre Replik, worauf „In veranlaßten Sachen ꝛc. den 22. März" 1593 der Bescheid folgte:

„Daß Beklagte der Veranlassung zu Folge, auf eingekommene summarische Petition und dann erfolgte Exceptionsschrift, vermöge und Inhalts angedeuteter Veranlassung, anstatt einer Replik und Conclusion von Klägern gehaltenen mündlichen Receß, nunmehr ihrem Vorwenden ungeachtet, zu dupliciren und zu beschließen schuldig, mit dem Anhange, da sie demselben also nicht nachfolgen werden, daß alsdann die Sache für beschlossen angenommen und darin erkannt werden soll, was Rechtens."



Verkäuferin von Butter, Käse u. s. w. um 1650, nach einem Stich aus Dankwerth.

Gegen diesen Bescheid legten die Beklagten am 23. März 1593 die Appellation an das Kammergericht ein, weil ihnen nicht die gesetzlichen sechs Wochen vergönnt worden. Dies geschah zu Schleswig in der Domkirche, in templo cathedrali, vor Notar und Zeugen. Nicht ungewöhnlich war es in der alten Zeit, daß die Parteien miteinander in der Kapelle einer Kirche verhandelten, und daß sogar obrigkeitliche Verhandlungen mit einer Partei da vorgenommen wurden. Die Heiligkeit der Stätte verhieß eine Sicherheit gegen Gewaltthätigkeiten. Aber hier haben wir den Fall, wo eine Partei in der Kirche handelt, ohne einem Gegner oder einer Obrigkeit gegenüber zu stehen. Der Notar entwarf sein Instrument in lateinischer Sprache.

Von dieser Einwendung der Appellation hatten die Beklagten, wie sie anführen, dem Landgericht Anzeige gemacht. Von fernern schriftlichen Eingaben an das Landgericht enthalten die Akten nichts; es müssen indessen nach Erteilung jenes Bescheides vom 22. März mündliche Vorstellungen im Landgerichte angebracht sein; denn am 24. März 1593 kam „In Violentiensachen Moritz von Alefeld nachgelassener Witwe ꝛc. wider Bürgermeister und Rat der Stadt Kiel" ꝛc. der Bescheid:

„daß Beklagte, ungeachtet ihres Einwendens, den 22sten Martii eröffnetem Decrete Folge thun sollen."

Weder in diesem Bescheide, noch in dem vorhergehenden war eine Frist vorgeschrieben, innerhalb welcher die Beklagten zu duplizieren und zu beschließen schuldig sein sollten. Da die Verhandlung



vor dem versammelten Landgerichte mündlich vor sich ging, auch die Parteien oder deren Anwälte gegenwärtig waren, so wird das Landgericht sofort die Fortsetzung des mündlichen Vortrages erwartet haben. Bürgermeister und Rat behaupten, sie hätten endlich nicht mehr denn nur einen einzigen Tag begehrt, um die allbereits mehrenteils gefertigte zerstörliche Einrede (peremtoria exceptio) zu verfertigen und abschreiben zu lassen, da die vorige Einrede, welche nur verzögerlich (dilatoria) gewesen, wider Erwarten nichts Fruchtbarliches bewirkt habe. Dies sei nicht vergönnt worden, sondern es seien kurz nacheinander die Bescheide den 22. und 24. März eröffnet worden. Aber auch die nach Abgabe dieser Bescheide fertig gewordene und gerichtlich präsentierte Exceptionsschrift sei nicht angenommen, unter dem Vorwenden, es wäre allbereits eine Exception des Rates eingekommen, die andere wäre also nunmehr nicht nötig, oder aber vermöge aufgerichteter „Veranlassung“ billig zuzulassen. Darüber sei denn auch den 26. März mit dem Endurteile verfahren. Wirklich wurde schon zwei Tage nach Abgabe des letzten Bescheides, nämlich am 26. März 1593, das Endurteil verkündigt, wodurch die beklagte Stadt zum Ersatz des Schadens sowie zur Abbitte verurteilt wurde. Dieses Urteil lautet also:

„In veranlaßten Sachen öffentlichen Gewalts, zugefügten Schadens und Injurien zwischen ... Heilwigen ... von Alefeld ... gegen ... Stadt Kiel ...

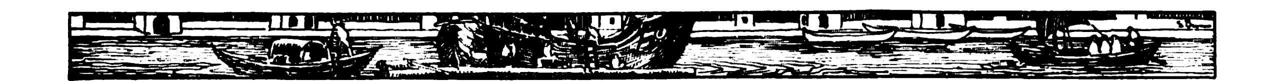
„Ist in contumaciam des Krieges Rechtens für befestigt, die Klage für bekannt und die ganze Sache von Amtes wegen für beschlossen hiemit angenommen,

„Darauf, und dem schriftlichen, auch allem mündlichen beider Seits Vorbringen nach, zudem die geklagte Gewalt ohnedas notorj und kundbar, durch uns Sophie rc. und Johann Adolf rc. sammt unsern beisitzenden Statthaltern und Räten, zu Recht erkannt,

„Daß gemeldeten Beklagten nicht geziemet noch gebürt, geklagter Gestalt zu freveln und Gewalt zu üben, sondern daran zu viel und unrecht gethan haben, und derowegen in unsers Herzogs Johann Adolf rc. willkürliche Strafe gefallen, zu verdammen und zu erklären rc. Beklagte auch der Klägerin allen zugefügten und verursachten Schaden, Verderb und Nahme, auf deren hiezu verordneten Commissarien Christoph Ranzow zum Quarnbeck, Balzer von Alefeld zu Heiligenstedten und D. Paul Kupferschmid, der Rechten Doctor, Aestimation, wozu die Commissarien zu ihrer ersten Gelegenheit den Parteien Zeit bestimmen werden, zu erstatten, und durch eine christliche Abbitte bei vielgemeldeter Klägerin, in ihrer und obgedachter Commissarien Gegenwart, durch sechs aus dem Mittel der Bürgermeister und Aeltesten des Raths und sechs vornehmen Bürgern sich auszusöhnen, jedoch ihren Ehren unabbrüchig, schuldig sein sollen. Von R. W.“

In welcher Weise die Abbitte geschehen sollte, darauf hatte das Gericht sofort Bedacht genommen; denn bei dem vorstehenden Erkenntnisse befindet sich zugleich eine „Forma der Abbitte“ rc. also lautend:

„Nachdem wider uns Bürgermeister, Rath und Gemeinde der Stadt Kiel, wegen geübter Gewalt, ein Proceß erhoben und zu Rechte erkannt, Daß wir Bürgermeister, Rath und Bürger allhier gegenwärtig, für uns wegen der ganzen gemeinen Bürgerschaft allhier eine christliche Abbitte Euch der beleidigten Klägerin zu thun schuldig, Als bitten wir ganz dienstlich und fleißig, weil durch uns des Rathes solche Gewalt nicht gewendet und verhütet werden können, Ihr edle, ehrbare und tugendsame Frau, aus christlicher Liebe und um Gottes willen uns und andern unsern Amtsverwandten und Mitbürgern solches alles, so begangen, günstiglich verzeihen und freilassen wollen, Sind Erbietens in



künftiger Zeit gegen E. G. uns nachbarlich zu verhalten und in keinerlei Weise der Gebür zuwider etwas Thätliches wider dieselbe zu beginnen oder solches zu geschehen verstatten" 2c.

Wider obiges Urteil wurde seitens der Stadt Kiel ebenfalls die Appellation eingelegt.

Das Kammergericht erkannte vollständige Prozesse. Der Appellationslibell enthält in 104 Artikeln eine Darstellung der oben erzählten eigenthätlichen Handlungen einiger Adeligen, der deshalb infolge fürstlicher Mandate getroffenen Anstalt zur Gegenwehr, sowie der Ereignisse, bei welchen das Haus der Frau von Alefeld beschädigt worden. Dabei suchte der Rat auszuführen, daß Heilwig von Alefeld, indem sie die aufrührerischen Adeligen in ihr Haus genommen, zu der Beschädigung selbst Anlaß gegeben, und daß kein Mitglied des Rates den Angriff auf das Haus veranlaßt oder daran teilgenommen habe, daher Bürgermeister und Rat deshalb nicht verantwortlich sei. Die Beschwerden liefen darauf hinaus, daß, wider die Landgerichts-Ordnung, die Ladung nicht sechs Wochen vor dem Termine behändigt und der verklagten Stadt nicht volle sechs Wochen zu ihrer Antwort auf die Klage vergönnt worden; daß die erbetene Frist abgeschlagen sei; daß die präsentierte peremtorische Exceptionsschrift nicht angenommen worden; daß das Endurteil ergangen sei, ungeachtet die erste Einrede bloß von verzögerlicher Wirkung gewesen und ungeachtet in der „Veranlassung", worauf sich die Gegenpartei gründe, ausdrücklich gesetzt sei, daß beiden Teilen frei stehen sollte, auf die Klage ihre Gegennotdurft schriftlich einzuwenden, daß aber die aus unumgänglicher Not erst eingewandte verzögerliche Einrede für eine genugsame Gegennotdurft nicht könne erachtet werden; endlich, daß, wenn dem Urteile sollte nachgelebt werden, die Stadt Kiel die ihr gebührende Verteidigung durch Zeugnis und dergleichen andere Mittel, allen Rechten und der gemeinen Vernunft zuwider, nicht zu genießen haben würde. Die Bitte ging auf das Erkenntnis, daß übel gesprochen und wohl appelliert und daß derentwegen Appellanten von der Instanz zu entbinden, auch Appellaten ihnen die Gerichtskosten und Schäden . . . . zu erstatten schuldig. Noch vor Eingang dieses Appellationslibells hatten die kriegischen Vormünder der Klägerin dem Kammergerichte Einreden wider die Zulässigkeit der Appellation eingereicht, darauf gegründet, daß dies eine Kompromißsache sei, gegen deren Entscheidung zu appellieren die Gegner Verzicht geleistet hätten, daß es aber zugleich eine Kriminalsache sei, eine causa fractae pacis publicae, welche eine Appellation überall nicht gestatte. Diese Einreden wurden in der Vernehmlassung auf den nachher eingekommenen Appellationslibell wiederholt, eventuell erfolgte von seiten der Appellaten eine verneinende Einlassung und die Beziehung auf die Vorakten.

Der Schriftwechsel in Speier dauerte fort bis ins Jahr 1602. Nicht bloß kam es bis zur Duplik, sondern sogar zu einer Widerlegung derselben (Refutatio duplicarum), die der Prokurator der Appellanten noch hinzuzufügen sich erlaubte. Zeugenverhöre fanden nicht statt; ebensowenig gab es Zwischenbescheide, außer in Fällen, wo das Ableben eines Prokurators der Appellaten eine neue Legitimation eines Anwaltes notwendig gemacht hatte. Aber auch ohne erhebliche Incidentpunkte wurde die Sache durch die langen Fristen verzögert, die für jede einzelne processualische Handlung gewöhnlich auf acht Monate gestattet wurden. Doch erfolgte in dieser Sache wirklich ein Endurteil, ein Ereignis, das in Speier zu den selteneren zu zählen war. Die Stadt wurde von der Klage entbunden und Heilwig von Alefeld zum Ersatz der Kosten verurteilt, unterm 14. April 1603. Buchstäblich lautet das Urteil wie folgt:

„In Sachen Bürgermeyster, Raht vnd gemeynde der Statt Kiell, appellanten, eines, wieder



weylandt Moritz von Alenfeldt Wittiben Kriegische Vormund in actis benanndt, appellaten andern theils Ist die refutatio ahm 7. February Ao 601 durch D. Reynhardt (Prokurator der Appellanten) als über die zahl vnd ordnung vorbracht mit vorbehaltener straff derselben Entwerffung vnd vorgewandt einredens vnverhindertt, die auff libellum articulatum den 17. Aprilis Ao 94. einkommen, in eventum gethane Kriegs Bevestigung pro pura, die articul für bekandt (d. h. eingeräumt, zugestanden), auch D. Fabri (Prokurators der Appellaten) derweg Defensionales Vorgepung benomen Vnd die sach für beschlossen angenommen, darauff jeds allem Vorpringen nach zu recht erkanndt, Daß durch Richter voriger instantz, Übell geurtheylt woll davon appellirt, vnd gedachte appellanten von angestellter clag zu absolviren vnd zu erledigen seyen als Wir sie auch hiemit davon Absolviren vnd erledigen, ermeltte appellaten in die Gerichtskosten allenthalben auff gelauffen ihnen den appellanten nach richterlicher ermäßigung zu entrichten vnd zu bezahlen fällig vrtheylende."

So erlangte denn die Stadt Kiel ein obsiegliches Urteil gegen die Ansprüche der Frau Heilwig von Alefeld. Aus welchen Gründen? das muß dahingestellt bleiben, da das Urteil nicht die mindeste Andeutung enthält, weshalb das Kammergericht sich bewogen gefühlt hat, die Appellanten von der Klage zu entbinden. Aber erhebliche Zweifel können nicht obgewaltet haben; sonst wäre schwerlich eine Verurteilung der Appellaten in sämtliche Kosten ausgesprochen worden. Dieser für die Stadt günstige Ausgang in der Alefeldschen Sache wird die Brüder Jasper und Marquard Penz bedenklich gemacht haben, auf eine Entscheidung über die oben vorgetragenen beiden Appellationen, welche die Stadt in der Mandatssache anhängig gemacht, zu bringen.

So schloß der Proceß Ahlefeld wider Kiel.

Diese an das Faustrecht erinnernde Zustände dauerten noch bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Erst allmählich kamen bessere Zeiten; indem die Landesherrschaft den Adel an ihren Hof zog, verlor er die rohen Sitten und wurde feinerer Bildung zugänglich; indem sie ferner Ehrenämter auf denselben übertrug, wußte sie ihn allmählich in eine gewisse Abhängigkeit zu bringen. Sie trat in späterer Zeit auch kräftig gegen widerspenstige Adelige auf und kannte keine Schonung gegen dieselben.

Veranlassung zu Zusammenkünften des Adels gab stets der wichtige Umschlag, welcher früher vom Dreikönigstag bis in den Februar hinein währte. Kiel war von vornherein der Markt, das Absatzgebiet für das große Hinterland gewesen. Nicht wie Lübeck und Hamburg hatte es sich durch einen regen Verkehr mit dem Reiche wie mit dem Ausland emporgeschwungen zu einem weltbedeutenden Handelsplatz, der dem deutschen Handel die Macht auf den Meeren errang. Sein Handel nach außen blieb vielmehr stets in bescheideneren Grenzen, von einer Rivalität mit Lübeck konnte längst keine Rede mehr sein; das Übergewicht der landesherrlichen Macht ließ das Selbstbewußtsein der Bürger, den weiten Blick derselben, das Hauptbedingnis für den Welthandel, nicht erstarken und hemmte die Macht der Bewegung. Nahm auch Kiel immerhin die bedeutendste Stellung unter den holsteinischen, ja vielfach selbst unter den Städten des ganzen Landes ein, so verdankte es diese vor allem seiner Lage. Inmitten der fruchtbarsten, reichsten Gegend gelegen, in einer von der Natur so ungemein begünstigten Lage, mußte sich hier der günstigste Markt für die Produkte des platten Landes bilden. So erlangte die Stadt für das engere Land eine große Bedeutung und wurde auch allmählich zum Geldmarkt für die umliegenden Besitzer und Herren.

Zu welcher Zeit der Umschlag zuerst in Kiel abgehalten wurde, ob er ursprünglich nur ein





Termin zur Abrechnung und Zahlung für die Grundbesitzer war, an den sich wie ja vielfach üblich eine Messe, ein Jahrmarkt anschloß, hat bis jetzt nicht mit Bestimmtheit festgestellt werden können. Jedenfalls stand er schon am Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts auf einem bedeutenden Höhepunkt, und im fünfzehnten Jahrhundert ließen selbst Könige und Fürsten ihre Geldgeschäfte auf dem Kieler Umschlage durch Agenten abwickeln, wie unter anderem aus einem Briefe der Königin Dorothea von Dänemark an den Magistrat von Kiel aus dem Jahre 1482 hervorgeht. Erwähnt wurde bereits, daß man 1491 ernstlich daran dachte, den Umschlag wegen der fortwährenden Reibereien mit den Adeligen ganz aus Kiel zu verlegen, was aber Lübeck, an welches Kiel damals verpfändet war, verhinderte. Mit Ausnahme einiger Jahre, so 1565 und 1566, wo wie auch 1597 die Pest in Kiel sehr wütete, und 1634, 1713 und 1814 wegen der Kriegswirren, ist der Umschlag dann stets in Kiel abgehalten worden.

An den eigentlichen Umschlag schloß sich der Jahrmarkt an, der in früherer Zeit sehr bedeutend war und großen Zuspruch fand.

Dankwerth thut des Umschlags in folgenden Zeilen Erwähnung:

„Es ist auch daselbst vor alters hingeleget der jährliche Umbschlag, wie man es nennet, welcher ist eine jährliche Zusammenkunft vieler vornehmer Leute, auff heiligen Drey König in der Stadt Kiel, nicht allein deren vom Adel in diesen beeden Fürstenthümern, sondern auch der Königlichen und Fürstlichen Rentemeistern, und anderer vornehmen und geringen Standes Personen in großer Anzahl, denn allhie werden die Gelder bei vielen Tonnen Goldes zusammengeführet, und wer ein dem andern schuldig, der bezahlet hie auff dem Umbschlag; wer Geld übrig hat, der leyhet es auff Zinse wieder aus, und dannenhero führet diese Zusammenkunft den Namen Umbschlag, daß man daselbst die Gelder umbsetzt, umgkehrt oder umbschlägt, daß ist von einem zu dem andern wendet, oder versuras damit anstellet. Diese Verkehrung mit dem Gelde wehret acht Tage; wann dieselben vorüber, wird ein statlicher Jahrmarkt gehalten, so sich auff die vierzehn Tage erstrecket. Von welchem Convent die Bürger zum Kiel gute Nahrung haben, wissen die Zehrung und Stuben, wegen grosser Anzahl vieler vornehmen Leut, teuhr genug außzubringen."

Eng mit dem Umschlag verbunden war das Recht des „Einlagers". Das „Einlager", obstagium, ein altes deutsches Recht, war schon seit dem dreizehnten Jahrhundert in Kiel in Kraft und galt auch noch in Holstein, als es in Deutschland abgeschafft war. Diese Gerechtsame gab dem Gläubiger das Recht, seinen saumseligen Schuldner, der sich zum Einlager verschrieben, in eine Herberge in einer holsteinischen Stadt zu fordern, die er dann nicht eher verlassen durfte, bis die Bezahlung erfolgt war. Früher pflegten die Gläubiger ihren Schuldnern selbst schriftlich oder mündlich das Einlager zu verkünden, später geschah es durch einen mit Vollmacht versehenen Notar, der sich mit Zeugen zu dem Schuldner begab und ihm das Einlager ankündigte.

Auch Fürsten verschrieben sich zum Einlager; allerdings gingen dieselben, falls es ernst wurde, nicht selbst hin, sondern schickten ihre Räte oder Bürger. Als die Lübecker Christian I. von Dänemark das Einlager ankündigten, mußten, da der König nicht zahlte, eine große Zahl holsteinischer Herren und Edle, welche Bürgschaft geleistet, das Einlager beziehen, bis sie die Summe gezahlt hatten.

Wer auf den Fall der Nichterfüllung einer Verbindlichkeit sich zum Einlager verschrieben hatte, war nicht nur bei Verlust seiner Ehre verbunden, auf Mahnung des Gläubigers sich in die bestimmte Herberge zu begeben, sondern mußte daselbst auch auf eigene Kosten leben. Nur im Fall des



Unvermögens hatte ihm der Gläubiger ein Geringes zu seiner Zehrung zu reichen. Wer dagegen von richterlichen Amts wegen ins Einlager gewiesen wurde, hatte zwar ebenfalls bei Verlust seiner Ehre Gehorsam zu bezeigen, aber da er es nicht infolge eines freiwilligen Versprechens that, so lag in dem Umstande allein, daß er in die ihm angewiesene Herberge ging, für ihn noch keine vertragsmäßig gegen den Wirt übernommene Verbindlichkeit, demselben die Kosten für Wohnung und Zehrung zu bezahlen. Sicher aber durfte der Wirt, bei dem auf solche Weise ein Einlieger sich einfand, an denjenigen sich halten, der das Einlager befohlen hatte.

Diese letzte Bestimmung wurde häufig in ärgster Weise ausgenutzt, und manche Schuldner lebten mit ihren Knechten üppig auf Kosten ihrer Gläubiger in den Herbergen. Um diesem Übel zu steuern, wurden verschiedene Verfügungen erlassen; so wurde 1654 bestimmt, daß der Gläubiger mehr nicht denn 3 ß. lübisch täglich für die eingemahnten adeligen Personen, andere 3 Sechsling, und nach ihres Standes Gelegenheit zu ihrer Alimentation den Wirten zur Bezahlung schuldig sei. Auch soll keine Ehefrau hinferner bemächtigt sein, ihren Ehemann mit den Obstagialprozessen anzustrengen, so lieb ihr ist, den Verlust ihrer fräulichen Gerechtigkeit zu vermeiden. Wer auch seinen Schuldner an einen andern Ort, als in eine öffentliche ehrliche Herberge, zum Einlager einfordern würde, der hat sich seines Einmahnungsrechtes und seiner Forderung gänzlich verlustig gemacht. Gehorchet aber der Schuldige nicht der Ermahnung zu einem gewöhnlichen Ort oder läuft wieder daraus weg, so kann man ihn für infam erklären, auch wohl gegen ihn mit dem Landbann verfahren.

Ausnahmen zum Verlassen des Einlagers boten nur Feuer, Pestilenz und andere unvermeidliche Gefahr und Not. In diesen Fällen kann sich der Betreffende zwar flüchten, muß aber doch warten, ob nicht einer oder mehrere seiner Gläubiger ihm einen andern Ort anweisen; geschieht dieses, so muß er sich ohne Verzug daselbst einstellen und Einlager halten.

Starb ein Schuldner im Einlager, so kam es mehrfach vor, daß der Tote lange Zeit unbegraben blieb oder schließlich an der Kirchhofsmauer eingescharrt wurde.

Im Laufe der Zeit verlor natürlich dieses Verfahren an Härte; es wurde dem Schuldner gestattet, das Zimmer zu verlassen, Besuche zu empfangen und vor der Thür oder im Garten zu sitzen. Allmählich hat dann der Brauch aufgehört, aber noch bis zur preußischen Herrschaft galt das Recht und fand die Verschreibung zum Einlager, wenn auch nur noch als eine bloße Formsache, statt.

Über den Umschlag in alter Zeit besitzen wir einige Berichte, die in der Zeitschrift für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte durch Handelmann veröffentlicht sind.*) Dieselben, ursprünglich in der Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte abgedruckt, finden sich in Briefen, die an einen Lübecker Kaufmann Matthias Mulich gerichtet sind. Der Handlungsdiener desselben, Matthias Scharpenberg, erstattet in einem derselben unterm 25. Januar 1523 Bericht über den Kieler Umschlag.

Es war zur Zeit der Entsetzung des Königs Christian II. von Dänemark. Die ganze unsichere politische Lage trug Schuld an den zerrütteten Geldverhältnissen, und Scharpenberg machte auch bei den Schuldnern seines Herrn die traurigsten Erfahrungen. „Ich habe von Niemanden können Geld kriegen, lieben Junker Matz", schreibt er, „das ist ein schlimmer Umschlag gewesen. Heinrich Rantzau war nicht da und Henneke von Buchwald auch nicht; Henneke Rantzau will sich mit Euch wohl vertragen. Herr Jürgen von der Wisch meint, er wolle noch Geld von Euch heraushaben, wenn ihr beide mit einander abrechnet." Auch Herzog Friedrich I. war ein säumiger Zahler; die 40 Gulden, die Mulich,



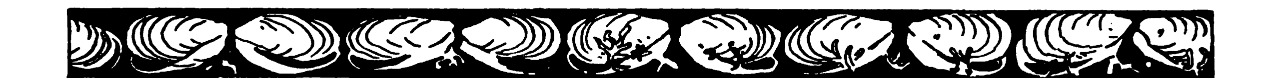


wie es scheint, für ein im Auftrage des Herzogs zu Lübeck bestelltes Stück Silberzeug zu fordern hatte, waren nicht einzutreiben. Zwar ritt Scharpenberg deshalb nach Gottorp und ließ durch den Amtmann von Tondern, Klaus von Ahlefeld, die Rechnung bei dem Herzoge einreichen; von dort aber ward er wieder nach Kiel an den herzoglichen Kanzler Wolfgang von Uttenhoven und an Hinrich Schulte verwiesen. Als Scharpenberg dann zurückritt, begegnete ihm unterwegs der Kanzler, der nach Gottorp wollte; doch der wußte von nichts und hatte keinen Befehl. Hinrich Schulte war allerdings instruiert, die Rechnung nachzusehen und darüber nach Gottorp zu berichten, aber Scharpenberg wollte sich nichts abziehen lassen, da es meist ausgelegtes Geld sei. Nun reiste Schulte nach Gottorp, um mit dem Herzog zu sprechen. „Als Hinrich wiederkam", schreibt Scharpenberg, „da war es nach wie vor; er sollte mit mir rechnen, und dann sollte ich zu Seiner Gnaden kommen nach Gottorp, da sollte ich Bezahlung kriegen. Darüber beklagte ich mich gegen Hinrich: es eigne sich weder meinetwegen noch Euretwegen, mich so hin und her zu weisen; ich müsse so meinen Leib und Euer Geld zum Spiel umherführen, und anderen Leuten würde doch ihr Geld nach Kiel oder gar nach Lübeck gesandt, wie dem Herrmann Schutt im vorigen Jahre geschah. Da sagte Hinrich zu mir: ich solle zufrieden sein; er wolle S. Gn. die Sache vorstellen und sein Bestes thun; was er von S. Gn. erlangen könne, wolle er nach Lübeck schaffen; aber ich müßte mich gedulden noch etwa 14 Tage; S. Gn. hätte jetzt zu schicken u. s. w." Noch schlechter waren die Finanzen des Königs Christian II. bestellt, mit dem Matthias Mulich gleichfalls in langjähriger Geschäftsverbindung stand. „Weiter, so wisset, lieber Junker", schreibt Scharpenberg, „daß Meister Andreas (der Propst zu Odensee und Rentmeister des Königs, Magister Andreas Glob) und seine Bürger in Kiel Einlager halten, eingemahnt wegen des Königs, und sie haben Botschaft gesandt nach S. Gn. Ich mahnte den Meister Andreas auch; aber er klagte: er hätte kein Geld, ich sähe und hörte wohl wie es jetzt zugänge, Ihr müßtet jetzt mit ihm zufrieden sein.

Der Schreiber des Briefes berichtet dann über einen ausgeübten Brauch „des Schandgemäldes". In alten Schuldbriefen kam der Passus vor: „bei Strafe des Schandgemäldes". Zahlte nun der Schuldner nicht rechtzeitig, so war der Gläubiger berechtigt, eine Karikatur auf den rückständigen, „ehrlosen, treulosen und siegellosen" Schuldner anfertigen und öffentlich anschlagen zu lassen. Diese Schandgemälde waren in der alten derben deutschen Art gehalten, gewöhnlich ritt der Schuldner auf einem Esel oder einem Schwein. Das Bild wurde an den Kaak genagelt. So berichtet nun Scharpenberg:

„Kay von Ahlefeld ist gemalt, auf einer Sau reitend, wie er der Sau sein Siegel vor den ‚Steert' drückt, und das Bild ward an den Kaak genagelt. Das hatte Borgert Hoken thun lassen, der zu Hamburg im Dienst ist; aber er war des Abends weggeritten, als dies des Morgens geschah. Wie Kays Freunde davon hörten, kam Syvert von der Wisch und riß das Bild ab, und lief hastig nach der Holstenstraße, und kriegte da Borgerts Bruder, Dietrich Hoken, zu fassen, und wollte ihn totgeschlagen haben. Aber der entsprang ihm in ein Haus und hat sich damit entschuldigt, daß er von nichts gewußt habe. So ist die Sache ausgesetzt bis Fastnacht; aber sie sind so sehr erbittert auf den, der in Hamburg ist, und wollen schreiben an die von Hamburg, Lübeck und Lüneburg, daß sie denselben Borgert nicht in ihrer Stadt dulden, sonst würden sie es mit ihnen zu thun bekommen.

*) Zeitschrift f. Geschichte III. S. 131.



Und Klaus von Ahlefeld hier, des Bischofs Vogt, soll gesagt haben: es solle gerächt werden, oder er wolle kein geborener Ahlefeld sein."

Das Jahrmarktstreiben spielte sich in den Hallen unter dem Rathause und in der Holstenstraße ab; einige Verkaufsstellen fanden sich auch um die Kirchen und in denselben; so waren in der Nikolaikirche die Verkaufsstellen für Buch- und Bilderhändler. Eine Menge Volk strömte natürlich zu einem solch' wichtigen Markte zusammen; dadurch, daß, sobald der Umschlag eingeläutet war, selbst der gemeinste Dieb sich frei und ungehindert in der Stadt bewegen durfte, ohne wegen früherer Verbrechen gefaßt zu werden, bildeten sich ganze Banden zweifelhafter Elemente, welche die Straßen und Plätze unsicher machten, bei den unausbleiblichen Zusammenrottungen und Streitigkeiten ihre Beute zu machen suchten und insbesondere auch für das platte Land eine sehr große Plage wurden. An das Einläuten des Umschlages knüpfte sich daher die Redensart:

„Nu warrt Schelm und Deef inlött".

Die fremden Kaufleute wurden von alters her sehr privilegiert und hatten verschiedene Gerechtsame und Freiheiten. Zahlreich strömten die fahrenden Leute, die Gaukler und Possenreißer in Kiel zusammen; da waren die Männer, welche Mittel gegen Krankheiten aller Art verkauften, Wurmsamen und Bilsensamen gegen das Zahnweh waren die unschuldigsten. Ein anderer hat oleum philosophorum und die Quintessenz, womit man bald reich werden kann; ein anderer oleum tassibarhassi wider den Frost; ein anderer eine köstliche Pomade, von Hammelschmalz bereitet, wider den Schwund; ein anderer ein Ratten- und Mäusegift; ein anderer Gestelle für die, welche ein Glied gebrochen haben; ein anderer Feuerspiegel und Brillen, mit welchen man im Dunkeln sehen kann oder sonst allerhand wunderbare Sachen sieht. Hier steht einer, der frißt Werg und stopft es bis in den Hals hinein und speit Feuer heraus. Hier steht einer und verkauft Läusesalbe, das Gedächtnis damit zu stärken. Hier steht einer, der läßt sich die Hände mit heißem Fett betriefen; dort steht ein anderer, der wäscht die Hände und das Angesicht mit geschmolzenem Blei; hier wiederum einer, der schneidet seinem Gesellen mit einem besonderen Messer durch die Nase, ohne Schaden. An einem anderen Orte zieht einer etliche Ellen Schnüre aus dem Munde.

Auf seiner Tribüne stand der bebrillte weltberühmte Doktor mit dem fremdländischen Namen, welcher alle Sorten Pillen und Latwergen feilbot, Zähne zog und sonstige Operationen verrichtete. Gewöhnlich stand ihm ein Hanswurst zur Seite, der durch seine Späße das Publikum im schallendsten Gelächter erhielt, so daß das Geschrei der armen Opfer nicht hörbar ward.

Die fahrenden Leute gehörten zu den „unehrlichen Leuten"; außer ihrer Heimatlosigkeit war bei ihnen der Umstand, daß sie für Geld und Gut ihre Künste trieben, der Hauptgrund ihres Ehrenmangels.

Den Begriff „unehrliche Leute" teilten mit ihnen selbstredend die Spielleute aller Art, die Hirten, Schäfer und Müller, die Bader, Barbiere und Leineweber, die Zöllner, Totengräber, Bettelvögte, Türmer, Nachtwächter, Gerichtsdiener und vor allem der Scharfrichter und seine Gesellen.

Im ganzen ließ man jedoch Gaukler und Possenreißer, Musikanten und Komödianten als notwendig zur Jahrmarktlust gewähren, übte keine vorbeugende Censur und schritt nur ein gegen allzu pöbelhafte Darstellungen, etwa auf Antrag der Geistlichkeit oder einer verspotteten ehrsamen Zunft.

Der Adel der Umgegend besuchte fast stets den Markt, und gerade in diesen Zeiten ge-



schahen manche Exzesse, wie sie oben geschildert wurden. An anderer Stelle wird berichtet, wie sehr sich der adelige Besitz in der Stadt mehrte, und wie gerade dadurch manche Unzuträglichkeiten geschaffen wurden.

Ein Hauptsammelpunkt der Bürger wie der Adeligen war der Ratskeller. Der Wirt des Kellers hatte allein das Recht, die damals so beliebten schweren Biere zu schenken. Stieg nun das Bier zu Kopf, so entstanden leicht Streitigkeiten und Schlägereien, und gerade der Ratskeller wurde wegen der vielen darin entstandenen Raufereien, die nur zu oft mit Todesröcheln endigten, berüchtigt. Sitten und Gewohnheit waren roh, und nicht selten machte ein Messerstich, ein Totschlag einem geringfügigen Streit ein Ende. Die Chronik jener Jahrhunderte ist reich an derartigen Vorfällen, die von Bürgern an Bürgern verübt wurden.

Die vielen Fremden, welche zum Umschlag zusammenkamen, fanden Unterkunft teils bei Freunden und Stammesgenossen, teils in Häusern von Bürgern, welche Stuben vermieteten, oder aber in den Gasthäusern.

Große Annehmlichkeiten boten die Gasthäuser damaliger Zeit im großen und ganzen kaum, und für die Mehrzahl wird die Schilderung zutreffend sein, die Erasmus von Rotterdam von den deutschen Herbergen giebt. Sie möge hier wiedergegeben werden.

„Bei der Ankunft grüßt niemand, damit es nicht scheine, als ob sie viel nach Gästen fragten; denn dies halten sie für schmutzig und niederträchtig und des deutschen Ernstes unwürdig. Nachdem du lange geschrieen hast, steckt endlich irgendeiner den Kopf durch das kleine Fensterchen der geheizten Stube heraus gleich einer aus ihrem Hause hervorschauenden Schildkröte. In solchen geheizten Stuben wohnen sie beinahe bis zur Zeit der Sommersonnenwende. Diesen Herausschauenden muß man nun fragen, ob man hier einkehren könne. Schlägt er es nicht ab, so ersiehst du daraus, daß du Platz haben kannst. Die Frage nach dem Stall wird mit einer Handbewegung beantwortet. Dort kannst du nach Belieben dein Pferd nach deiner Weise behandeln; denn kein Diener legt eine Hand an. Ist es ein angeseheneres Gasthaus, so zeigt dir ein Knecht den Stall und auch den freilich gar nicht bequemen Platz für das Pferd. Denn die besseren Plätze werden für spätere Ankömmlinge, vorzüglich für Adelige, aufgehoben. Wenn du etwas tadelst oder irgend eine Ausstellung hast, hörst du gleich die Rede: „Ist dir es nicht recht, so suche dir ein anderes Gasthaus!“ Heu wird in den Städten ungern und sparsam gereicht und ist fast ebenso teuer als der Hafer selbst. Ist das Pferd besorgt, so begiebst du dich, wie du bist, in die Stube, mit Stiefeln, Gepäck und Schmutz. Diese geheizte Stube ist allen Gästen gemeinsam. Daß man wie bei den Franzosen eigene Zimmer zum Umkleiden, Waschen, Wärmen oder Ausruhen anweist, kommt hier nicht vor; sondern in dieser Stube ziehst du die Stiefel aus, bequeme Schuhe an und kannst auch das Hemd wechseln. Die vom Regen durchnäßten Kleider hängst du am Ofen auf und gehst, dich zu trocknen, selbst an ihn hin. Auch Wasser zum Händewaschen ist bereit; aber es ist meist so unsauber, daß du dich nach einem anderen Wasser umsehen mußt, um die vorgenommene Waschung abzuspülen. Kommst du um 4 Uhr nachmittags an, so wirst du doch nicht vor 9 Uhr speisen, nicht selten erst um 10 Uhr; denn es wird nicht eher aufgetragen, als wenn sie alle sehen, damit auch allen dieselbe Bedienung zu teil werde. So kommen in demselben geheizten Raume häufig 80 oder 90 Gäste zusammen, Fußreisende, Reiter, Kaufleute, Schiffer, Fuhrleute, Bauern, Knaben, Weiber, Gesunde und Kranke. Hier kämmt der eine sich das Haupthaar, dort wischt sich ein anderer den Schweiß ab, wieder ein anderer reinigt



seine Schuhe oder Reitstiefel, jenem stößt der Knoblauch auf, kurz, es ist ein Wirrwarr der Sprachen und Personen wie beim Turm zu Babel. Etwas inzwischen zu begehren geht nicht an. Wenn es schon spät am Abend ist und keine Ankömmlinge mehr zu erwarten sind, tritt ein alter Diener mit grauem Bart, geschorenem Haupthaar, grämlicher Miene und schmutzigem Gewande herein, läßt seine Blicke, still zählend, nach der Zahl der Anwesenden umhergehen und den Ofen desto stärker heizen, je mehr er gegenwärtig sieht; denn es bildet bei ihnen einen vorzüglichen Punkt der Bewirtung, wenn alle vom Schweiße triefen. Öffnet nun einer, ungewohnt solchen Qualms, nur eine Fensterritze, so schreit man sogleich: „Zugemacht!“ Antwortest du: „Ich kann's vor Hitze nicht aushalten!“ so heißt es: „Such' dir ein anderes Gasthaus!“ Und doch ist nichts gefährlicher, als wenn so viele Menschen, zumal mit geöffneten Poren, ein und denselben Qualm einatmen, in solcher Luft speisen und mehrere Stunden darin verweilen müssen. Nichts zu sagen von den Winden, die ganz ohne Zwang nach oben und unten losgelassen werden. Mit stinkendem Athem giebt es viele, meist solche, die an heimlichen Krankheiten leiden, wie z. B. der so häufig vorkommenden spanischen oder französischen Krätze, von der man sagen kann, sie sei allen Nationen gemein. Von solchen Kranken droht größere Gefahr als von Aussätzigen. Der bärtige Ganymed kommt wieder und legt auf so vielen Tischen, als er für die Zahl der Gäste hinreichend hält, die Tischtücher auf, grob wie Segeltuch; für jeden Tisch bestimmt er mindestens acht Gäste. Diejenigen, welche mit der Landessitte bekannt sind, setzen sich, wohin es ihnen beliebt; denn hier ist kein Unterschied zwischen Armen und Reichen, zwischen Herren und Dienern. Sobald sich alle an den Tisch gesetzt haben, erscheint der sauersehende Ganymed abermals, zählt noch einmal seine Gesellschaft ab und setzt dann vor jeden einzelnen einen hölzernen Teller, einen Holzlöffel und nachher ein Trinkglas, darauf bringt er Brot, das sich jeder zum Zeitvertreibe, während die Speisen kochen, reinigen kann; so sitzt man nicht selten nahezu eine Stunde, ohne daß irgendwer das Essen begehrt. Endlich wird der Wein, von bedeutender Säure, aufgesetzt. Fällt es nun etwa einem Gaste ein, für sein Geld um eine andere Weinsorte von anderswoher zu ersuchen, so thut man anfangs, als ob man es nicht hörte, aber mit einem Gesichte, als wollte man den ungebührlichen Begehrer umbringen. Wiederholt der Bittende sein Anliegen, so erhält er den Bescheid: „In diesem Gasthofe sind schon so viele Grafen und Adelige eingekehrt, und keiner hat sich noch über meinen Wein beschwert; steht er dir nicht an, so suche dir ein anderes Gasthaus.“ Denn nur die Adeligen ihres Volkes halten sie für Menschen und zeigen auch häufig deren Wappen. Damit haben die Gäste einen Bissen für ihren bellenden Magen. Bald kommen mit großem Gepränge die Schüsseln. Die erste bietet fast immer Brotstückchen mit Fleischbrühe oder Brühe von Gemüsen. Dann folgt eine andere Brühe, hierauf etwas von aufgewärmten Fleischarten oder Pökelfleisch oder eingesalzenem Fisch. Wieder eine Musart, hierauf festere Speise, bis dem wohlbezähmten Magen gebratenes Fleisch oder gesottene Fische von nicht zu verachtendem Geschmacke vorgesetzt werden. Aber hier sind sie sparsam und tragen sie schnell wieder ab. Am Tische muß man bis zur vorgeschriebenen Zeit sitzen bleiben und diese, glaube ich, wird nach der Wasseruhr bemessen. Endlich erscheint der bewußte Bärtige oder gar der Gastwirt selbst, welch' letzterer sich am wenigsten von seinen Dienern in der Kleidung unterscheidet; dann wird auch etwas besserer Wein herbeigebracht. Die besser trinken, sind den Wirten angenehmer, obgleich sie um nichts mehr zahlen als jene, die sehr wenig trinken; denn es sind nicht selten welche, die mehr als das Doppelte im Weine verzehren, was sie für das Gastmahl zahlen. Es ist zum Verwundern, welches Lärmen und



Schreien sich erhebt, wenn die Köpfe vom Trinken warm werden. Keiner versteht den andern. Häufig mischen sich Possenreißer und Schalksnarren in diesen Tumult, und es ist kaum glaublich, welche Freude die Deutschen an solchen Leuten finden, die durch ihren Gesang, ihr Geschwätz und Geschrei, ihre Sprünge und Prügeleien solch ein Getöse machen, daß die Stube den Einsturz droht und keiner den anderen hört. Und doch glauben sie, so recht angenehm zu leben, und man ist gezwungen, bis in die tiefe Nacht hinein sitzen zu bleiben. Ist endlich der Käse abgetragen, der ihnen nur schmackhaft erscheint, wenn er stinkt oder von Würmern wimmelt, so tritt wieder jener Bärtige auf mit der Schreibtafel in der Hand, auf die er mit Kreide einige Kreise und Halbkreise gezeichnet hat. Diese legt er auf den Tisch hin, still und trüben Gesichts wie Charon. Die das Geschreibe kennen, legen und zwar einer nach dem andern ihr Geld darauf, bis die Tafel voll ist. Dann merkt er sich diejenigen, die gezahlt haben und rechnet im Stillen nach; fehlt nichts an der Summe, so nickt er mit dem Kopfe. Niemand beschwert sich über eine ungerechte Zeche; wer es thäte, der würde alsbald hören müssen: „Was bist du für ein Bursche? Du zahlst um nichts mehr als die andern!" Wünscht ein von der Reise Ermüdeter gleich nach dem Essen zu Bette zu gehen, so heißt es, er solle warten, bis die übrigen sich niederlegen. Dann wird jedem sein Nest gezeigt, und das ist weiter nichts als ein Bett, denn es ist außer den Betten nichts, was man brauchen könnte, vorhanden. Die Leintücher sind vielleicht vor sechs Monaten zuletzt gewaschen worden."

So werden im großen und ganzen auch die Herbergen in Holstein und in Kiel gewesen sein; Grobheit und Kriecherei vor hohen Herren zeichnete die Wirte allerorten aus.

Zum Umschlag waren die Herbergen fast immer überfüllt, und für einen Reisenden von geringerem Stande war es daher oft schwer, ein Unterkommen zu finden; es ist uns ein Bericht aus dem Jahre 1585 erhalten, der uns hierüber Aufschluß giebt.

Der Erzähler ist ein Ulmer Kind, Samuel Kiechel, der sich die Welt ansehen wollte und bei dieser Gelegenheit auch Kiel besuchte.

„Den fünfundzwanzigsten kamen wir nachmittags um die Vesperzeit nach Kiel, dem vornehmsten Orte im Lande Holstein. Allda hat Herzog Adolf ein Haus oder Schloß, hart an dem Arm der See gelegen, welche dazumal festgefroren war, daß man mit Schlitten hinüberfuhr, wie auch unser Kutscher that. Es war eben ihr Jahrmarkt, welchen sie den „Umschlag" nennen. Auf selbige Zeit kommt viel Adel zusammen mit großer Pracht und Köstlichkeit, und einer will immer dem andern zuvor und noch stattlicher sein. Und es geschieht auf gemeldetem Markte ein großes Ausleihen und Einnehmen, sonderlich unter denen vom Adel! — Ich bekam noch den Tag Gesellschaft, so daß ich nicht über Nacht zu bleiben brauchte, welches mir sehr lieb war. Denn die Herbergen waren alle voller Edelleute und Reiter; und wenn die bezecht sind, dann ist ihnen niemand lieb, und sie achten den Menschen wie ein Vieh; wurde mir auch gesagt, daß wohl einer einen Jungen gegen eines andern Hund vertauschte."

Im Laufe der Zeit trug natürlich auch das Herbergswesen dem Wandel in allem Rechnung, und aus späterer Zeit haben wir Nachrichten, die Erfreulicheres berichten.

Mit Ausnahme der inneren Streitigkeiten, der Kämpfe zwischen Adel und Bürgern, hatte Kiel sich in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens einer ziemlich ungestörten Ruhe zu erfreuen. Nur in der Zeit der Streitigkeiten zwischen den Söhnen Adolf IV. hatte es eine Belagerung auszuhalten. Es blühte ihm auch das Schicksal mancher anderen Städte, in die Reichsacht erklärt zu



werden. 1417 war sie von einem gewissen Albrecht von Affeln wegen jetzt nicht mehr bekannter Ursache beim Kaiser verklagt. Dieser citierte den Rat vor das kaiserliche Hofgericht, und als man diesem Befehle nicht nachkam, erfolgte die Achtserklärung, die jedoch aufgehoben wurde, als die Stadt sich mit dem Kläger verglich.

Luthers Auftreten bedeutete den Anfang einer neuen Zeitperiode. Das deutsche Wort trug den Sieg über römisches Wesen davon, ein freierer Geist regte sich allerorten. Während Friedrich I., dem nach der Verjagung Christian II. die dänische Krone angeboten worden war, obgleich persönlich der Reformation geneigt, alle Ursache hatte, in seinen reformatorischen Bestrebungen, soweit sie Dänemark angingen, aus politischen Gründen etwas zurückhaltender zu sein, machte die Reformation zuerst rasche Fortschritte in den Herzogtümern. Dieselben wurden dadurch sehr begünstigt, daß Friedrich seinen Sohn Christian 1525 zum Statthalter der Herzogtümer einsetzte. Daß in Hamburg 1528, in Lübeck 1530 die Reformation durchgeführt wurde, war von nicht geringem Einfluß auf Holstein, und nach dem Vorgange dieser beiden Städte richtete sich manche andere. In Kiel hielt schon im Jahre 1526 die Reformation ihren Einzug, indem Wilhelm Praweſt auf Luthers Empfehlung hier Pastor an der Nikolaikirche wurde und eifrig die evangelische Lehre verkündigte. Allein bald wurde er verdächtig, und Luther selbst, der ihn anfangs für einen seiner Getreuen gehalten hatte, sah sich enttäuscht, als ihm Spottlieder, die Prawest auf ihn verfaßt hatte, zu Gesichte kamen. Er schrieb deshalb an ihn 1528 einen Vermahnungsbrief und richtete gleichzeitig an den Bürgermeister Paul Heugen eine Warnung, in der er unter anderem schrieb: „Dat yck von dem Parherr schentlych bedrogen, nicht anders geweten hebbe, denn also were he de beste unse Fründe.“ Prawest packte darauf die besten Sachen in dem Pastorathause ein und zog sich ins Kloster Bordesholm zurück, welches das Patronat über die Kieler St. Nikolaikirche hatte, es aber bald darauf dem Magistrat überließ, erst auf einige Jahre, 1534 aber „to ewige Tyden“, gegen eine jährliche Abgabe von 10 Mark, die indessen, so machte der Magistrat es aus, wegfallen sollte, wenn das Kloster sollte zerstört, niedergelegt oder in einen weltlichen Stand verwandelt werden.

Mit der Übernahme des Patronats durch die Stadt kamen auch endgültig die Streitigkeiten zum Abschluß, welche im 14. Jahrhundert die Gemüter in Stadt und Kloster sehr erregt und zu vielen Zwistigkeiten Anlaß gegeben hatten. Das Kloster, das ursprünglich in Neumünster war, 1328 jedoch nach Bordesholm verlegt wurde, hatte das Patronatsrecht über die Kirche. Hierüber war es schon zu vielen Streitigkeiten gekommen, und der Landesherr hatte 1336 einen Vergleich zu Stande gebracht, nach dem die Pfarre allerdings von Bordesholm aus verwaltet werden, der Magistrat aber den Chorherrn wählen und die Kirchenjurate ernennen sollte. Gegen diesen Vergleich, den das Kloster nur sehr widerwillig einging, erhob der Oberherr der Kirche Protest und belegte schließlich, als es über den Protest in Kiel zu Angriffen auf die Chorherren kam, den Magistrat mit dem Banne. Hierauf planten die Mönche die Verlegung des Klosters nach Kiel und erlangten, als der Magistrat und Landesherr sich dem widersetzten, die Genehmigung des Papstes. 1375 war bereits ein Bau vollendet, und die Übersiedelung sollte erfolgen. Der Magistrat machte jedoch neue Schwierigkeiten und wandte sich nun auch seinerseits direkt an den Papst. 1387 übertrug der Papst endlich dem Landesherrn die Entscheidung, und dieser bestimmte sodann, daß das Kloster in Bordesholm bleiben sollte. Die Zwistigkeiten bestanden jedoch noch lange fort und wurden erst mit dem 1528 geschlossenen Vergleich endgültig beseitigt.



Neben Praweſt war ſeit 1527 in Kiel angeſtellt Melchior Hoffmann, der in den theologiſchen Streitigkeiten jener Zeit bald eine Rolle ſpielen ſollte.

Von Geburt war er ein Schwabe, ſeines Handwerkes ein Kürſchner, ein offener Kopf, nicht ohne Kenntniſſe. Er war von einer großen natürlichen Beredſamkeit, unerſchrocken, aber dem Fanatismus ſtark zugeneigt. Er hatte in Livland das Evangelium gepredigt, war dann in Stockholm thätig und wandte ſich 1525 nach Wittenberg. Hier hatte er Luthers und Bugenhagens Bekanntſchaft gemacht, die anfänglich ihn als einen Verkündiger der reinen Lehre anſahen. Dann wandte er ſich über Hamburg nach Kiel, wo er von Friedrich I. 1527 als Prediger angeſtellt wurde. Er errichtete dort eine Druckerei, in der er ſeine Schmähſchriften gegen andere Geiſtliche, insbeſondere Nic. Amsdorf in Magdeburg und ſeinen Mitgeiſtlichen Marquard Schuldorp in Kiel erließ. Sein heftiger Charakter tritt in dieſen Schriften zu Tage; er war überhaupt von einem leidenſchaftlichen Ungeſtüm beherrſcht, ſowohl in Schriften als in Reden, der ihm zwar manche Anhänger erwarb, aber auch eben ſo viele Widerſacher. Mehr und mehr ward er ein Verfechter der wiedertäuferiſchen Lehren. Hoffmanns Treiben veranlaßte Praweſt, an Luther zu ſchreiben und ihn zu bitten, dieſem Treiben zu ſteuern; in heuchleriſcher Weiſe ſtellte er dabei ſein Thun und Wirken in das beſte Licht. Luther gab ihm den Rat, bei der Obrigkeit dahin zu wirken, daß dem Schwärmer das Predigen verboten würde. Das war es gerade, was Praweſt hatte erreichen wollen; nun ließ er die Maske fallen, machte ſich über Luther luſtig und ſuchte deſſen Anſehen zu untergraben. Infolgedeſſen ſchrieb Luther an ihn und veranlaßte ſeine Entfernung von Kiel: „Jck hebbe juwen Parrhern eynen hardenn Breff geſcrewenn, umme ſyner Lögenn wyllen, dar myt he my bedrogenn hafft“ ſchrieb Luther damals.



Melchior Hoffmann, Paſtor in Kiel, nach einem Stich aus Weſtphalen, monumenta.

Melchior Hoffmann blieb vorerſt in Kiel, ward jedoch immer ſchroffer in ſeinen Anſichten, insbeſondere auch in ſeiner Auffaſſung der Abendmahlslehre, bis ihn der Prinz Chriſtian 1529 zu einem Colloquium nach Flensburg lud. Dorthin kamen hervorragende Theologen des Landes und vor allem auch Bugenhagen, der damals in Hamburg war. Da Hoffmann zum Widerrufe nicht bereit war, wurden er und ſeine Anhänger des Landes verwieſen.

Hoffmann ging zuerſt nach Straßburg, dann 1529 nach Emden, hierauf 1532 wieder nach Straßburg. Als er hier von neuem in Streit mit den Theologen geriet, wurde er ſeiner Irrlehren wegen ins Gefängnis geworfen und iſt in demſelben 1543 geſtorben.

Das Kloſter zu Kiel ſchenkte Friedrich I. 1530 im Oktober der Stadt, nachdem er einige Tage zuvor dem Guardian und anderen grauen Brüdern daſelbſt kund gethan: „Dat jy juw alles juwes predigendes afdon un entholden, ock henfürder ſchlichts, noch binnen efte luten Kloſters kein Miſſen celebreren, edder andre Cerimonien, dar gy dat Volck ſus lang mede verföret hebben, gebrucken“.



Die Kleinodien und alles Hausgerät sollten dem Magistrat „zur Verwahrung“ übergeben werden. Der König ließ sich jedoch bald diese Sachen nach Gottorp senden und behielt sie.

Der Magistrat ließ nun die Mönche aus dem Kloster jagen, worauf der über diese Härte empörte König 1531 dem Magistrat den Befehl zukommen ließ, die noch in Kiel anwesenden Mönche, „welcke byna alle ser kranck, ock tom dele lam un blind, un tom dele mit schwerem Older beladen wesen scölen, so dat se sick gar weinig behelpen un etliche van en weder gan effte stan könen“, ferner im Kloster wohnen zu lassen und zeitlebens mit Kost und Kleidung zu versorgen. Wäre es dem Magistrat nicht gelegen, daß dies im Kloster geschehe, so möchte ihnen außerhalb des Klosters eine passende Versorgung und Wohnung angewiesen, dabei aber bedeutet werden, „dat se sick dermaten schicken, dat se twischen dem Adel un Börgern edder ock sunst mit alle, gar keen Upror, Wedderwillen edder Twitracht erwecken.“



Das ehemalige Pastoratgebäude an der Klosterkirche nach einer Photographie.



Überrest des Kreuzganges des ehemaligen Franziskanerklosters nach einer Photographie.

Unter dem zweiten evangelischen Pastor Johannes Heitmann, der bis 1568 an der Kirche wirkte, wurde dann die Reformation in Kiel völlig durchgeführt.



Straßentypen aus Kiel und Umgegend um 1660.


Unter
HERTZOG ADOLPH DER ERSTE
VON SCHLESWIG HOLSTEIN
GOTTORP 1526-1586
den Gottorpern
FRIDE RICUS
ANNO DOMINI 1580
S.Burmester



Alte Pläne und Ansichten.





eim Beginn des 16. Jahrhunderts war das Bild der Stadt ein wesentlich anderes, als dasjenige kurz nach der Gründung. Zwar war der Umfang der gleiche geblieben, aber im Innern der Stadt waren die Straßen ausgebaut worden und an Stelle der alten Holz- und Lehmhäuser waren zum größten Teil steinerne Bauten getreten. Die Holzbauten waren zu jener Zeit schon in der Minderzahl, wie aus dem Erbebuch hervorgeht.

Auch die öffentlichen Bauten zeigten eine stattlichere Form: So prangte das Rathaus mit Türmchen und Erkern auf dem Marktplatze; das Schloß hatte durch Herzog Adolf einen Umbau erfahren und wies stattliche Giebel und reichen Skulpturenschmuck auf; die Kirche war mit mancherlei Anbauten versehen worden, die Rats- und Rantzausche Kapelle an derselben entstanden.

Nach Einführung der Reformation in Kiel wurden die Klöster beseitigt; das Franziskanerkloster ward in ein Armenhaus, seine Kirche in eine städtische Kirche, die Heiliggeistkirche, umgewandelt; die vorm Schuhmacherthor belegene Kapelle „Unserer lieben Frau“ ging in Privatbesitz über; das Heiliggeistkloster, welches um 1325 von seinem ursprünglichen Lageort in die Holstenstraße neben dem Holstenthor verlegt worden war, wurde in das ehemalige Franziskanerkloster verlegt.

Bald nach dem Eindringen der Reformation in Kiel begann, wie bereits erwähnt, ein neuer Abschnitt in der Entwickelung der Stadt. Im Innern der Ringmauern waren sämtliche verfügbaren



Plätze bebaut; längs der Planken und Mauern, welche die Stadt umzogen, hatten sich allmählich Häuserreihen gebildet, die im 15. Jahrhundert bereits eine zusammenhängende Straßenreihe bildeten, zu welcher die Faulstraße und die Straße „Hinter der Mauer", im Rentebuch auch bisweilen „Hagen" genannt, gehörten. Vorerst, wie noch jetzt teilweise, nur aus Hinterhäusern großer Gewese der Hauptstraßen bestehend, entstanden 1572 zwischen dem Flämischen und Fischerthor und bald darauf zwischen Holsten- und Schuhmacherthor die äußeren Häuserreihen. Die ganze Straße wurde benannt „Blang de Muren"; nur zwischen Fischer- und Kattenthor, wo sich an der Seeseite Gärten und später Holzplätze befanden, führte die Straße schon im Erbebuch 1554 den Namen „Zum Kuhfelde".

Bei Kiel, welches nach Ost und West von Wasser umgeben war und vor der nordöstlichen Landverbindung kein städtisches Grundeigentum hatte, konnte sich eine Neustadt nur vor seinem südwestlichen Thore auf eigenem Boden ausbreiten.



Überreste der Stadtmauer am Kuhfelde, nach einer Photographie.

Nach einer anscheinend zuverlässigen Nachricht in Schwarz-Fehse begann die Erbauung der Vorstadt vor dem Holstenthor 1575, im Erbebuch findet sie 1586 zuerst Erwähnung, wo ein 1585 erbautes Haus veräußert wird. Sie muß damals schon eine größere Anzahl Häuser enthalten haben; denn in den folgenden Jahren finden sich häufig Eintragungen über Verkäufe von Häusern in der Vorstadt.

Aus dieser Zeit stammt auch der erste Plan, resp. die erste Ansicht der Stadt, die sich in dem Werke von Braun und Hohenberg, „Beschreibung und Contrafactur der vornehmbsten Stätt der Welt" vorfindet. Dieser Plan hat bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts als Vorbild für die meisten Pläne und Ansichten von Kiel gedient; nur ganz vereinzelt finden sich Ausnahmen, selbständige Arbeiten, so der Plan im „Danckwerth", in Gramm „Chilonium novus Holsatiae Parnassus", in Reyher, „mathesis biblica".

Da die Stadt in ihrer Gestaltung, in ihrem Grundriß größere wesentliche Veränderungen bis 1740 nicht erlitt und dieser Plan, der in einer Vervielfältigung diesem Werke beigefügt ist,*) einen guten Einblick in das Stadtbild gewährt, so dürfte es angebracht sein, an der Hand desselben eine Wanderung durch das alte Kiel anzutreten.

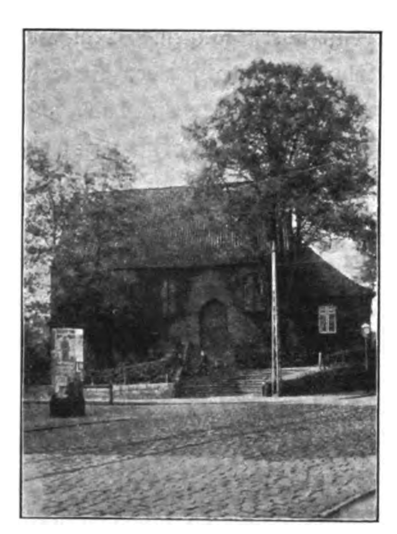
Im Vordergrunde der Ansicht finden wir die St. Jürgenskapelle, ecclesia S. Georgii oder domus S. Georgii extra muros Kylonenses oder „S. Jorgen vor dem Kyle" genannt. Sie war mit einem Gasthaus und „der elenden Syken-Haus" verbunden. Dann folgt die erst wenig bebaute

*) In meiner Schrift: „Kiels bildliche und kartographische Darstellung in den letzten dreihundert Jahren", 1895, findet sich eine nähere Beschreibung dieser Pläne und ihrer Entstehung.



Vorstadt und hierauf die Holstenbrücke mit den beiden Thoren, dem äußeren und dem inneren Thore. Beide Thore waren in der Gestalt, wie sie uns auf diesem Blatte erscheinen, erst 1444 und 1556 entstanden. Das äußere kleinere Thor zeigt drei kleine Türme; es enthielt eine bescheidene Wohnung und war 1556 für 1000 Mark erbaut worden. Es hat nur bis zum Ende des 17. Jahrhunderts bestanden. Das stattlichere innere Thor, 1444 errichtet, lag am Ausgang der Holstenstraße und war ein dreistöckiger, mit einem stolzen Treppengiebel gezierter Bau. Dasselbe diente den Ratsdienern und Stadtmusikanten zur Wohnung. Nebengebäude schlossen sich an den Bau an.

Mit dem Thor verbunden war die Stadtmauer, die sich jedoch damals schon, wie die Ansicht zeigt, in offenkundigem Verfall befand. Die Ziegelbauten der Mauer, auf granitenen Grundlagen errichtet, bedurften häufiger Aufbesserung, und weil die Mittel nicht immer vorhanden waren, trat der teilweise Verfall derselben ein. Im Jahre 1531 wünschte die Stadt den an den König zu zahlenden „Schott“ zur Befestigung der Stadt nach der Landseite zu verwenden; aber König Friedrich II. verweigerte den Erlaß dieser Abgabe, da er diese selbst gebrauche. 1536 wurde indes Wall und Graben hinter dem Schloß und dem Dänischen Thor nach dem Kleinen Kiel zu angelegt, zur Hälfte auf Kosten des Königs, zur anderen Hälfte auf Kosten der Stadt. Besonderes Gewicht scheint auf Erhaltung der Mauer am Kleinen Kiel gelegt worden zu sein; 1621 wird dem Hofmarschall Egidius von der Lanken, der auf einem von dem Herzog ihm geschenkten Platze ein Haus, den späteren Schmoolerhof oder Buchwaldschen Hof, errichtete und dazu einen Teil der Stadtmauer benutzen wollte, aufgegeben, sein Haus als einen Teil der Stadtmauer anzuerkennen und die Kellerlöcher und unteren Fenster dergestalt mit eisernen Stangen zu versehen, daß die Stadt nicht offen gelassen werde. Noch im 18. Jahrhundert, zuletzt 1755, erhob der Rat Klage gegen die Besitzer des Buchwaldschen und Warleberger Hofes, weil sie die auf ihren Grundstücken befindlichen Teile der Stadtmauer verfallen ließen.



St. Jürgenskapelle,
nach einer Photographie.

Vielfach zieren Türme, turmähnliche Vorbauten diesen Teil der Mauer, der noch vollständig erhalten ist: die Türme des Haßthors, der am Küterthor belegene Windmüllerturm, und ein in der Nähe der Kehdenstraße gelegener Turm, welcher voraussichtlich mit dem Vorwerk identisch ist, das im ältesten Kieler Stadtbuch erwähnt wird und damals an einen Lichtzieher Eler unter der Bedingung zum ständigen Besitz überlassen worden war, dasselbe beim ausbrechenden Kriege den Verteidigern der Stadt zur Verfügung zu stellen. Prahl und nach ihm Volbehr haben sich ausführlicher mit der Geschichte der Thore und Türme beschäftigt.

In gänzlichem Verfall befand sich die zwischen dem Holsten- und Schuhmacherthor belegene Mauer, wenn man auch annehmen darf, daß hier der Zeichner des Planes in gewisser Weise seiner Phantasie freien Spielraum gelassen hat, um dem Beschauer einen besseren Einblick in das Innere der Stadt zu gewähren. An den Ausgängen der Fischer- und Kattenstraße waren nur Mauerpforten, die auf dem Plan nicht sichtbar sind. Das Flämische Thor zeigt einen hohen Turm; 1694 war es vom



Brückenknecht bewohnt. Seltsamerweise fehlt auf dem Plan ein Turm am Schuhmacherthor; es kann hier jedoch nur ein Irrtum des Zeichners vorliegen; denn das Thor war 1410 für die Summe von 131 M. 11 Pfg. neu erbaut worden. Auf dem Plan findet sich ferner am Pfaffenthor ein größerer Thorbau; es ist sonst nur von einer Pforte am „Pagendohr“ die Rede, doch ist nicht ganz ersichtlich, ob dieser hier sichtbare Bau damit identisch ist. Zwischen diesem und dem Holstenthor erheben sich drei Mauertürme: der erste stand auf dem Platze des Hauses Wall Nr. 2 und wurde ehemals die „Windmühle“ genannt; derselbe ist erst Mitte dieses Jahrhunderts verschwunden. Der zweite ist der „weiße Turm“ oder „Schuldturm“; er diente noch in diesem Jahrhundert als Gefängnis für Bettler und Vagabunden und wurde 1860 abgebrochen; auf seinem Platze steht jetzt das Haus Wall Nr. 12. Der dritte Turm, „Brunsturm“ genannt, ward 1782 abgebrochen. Der zwischen Pfaffen- und Schuhmacherthor gelegene scheint keine besondere Bedeutung gehabt zu haben, 1694 ist er bereits in Privatbesitz übergegangen. Dem Holstenthor ähnlich ist das Dänische Thor; es bestand gleichfalls aus zwei Thoren, die auf jeder Seite des im Jahre 1530 angelegten Burggrabens lagen; eine Zugbrücke vermittelte den Verkehr, 1687 wurde der Graben zugeschüttet. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurden beide Thore abgerissen, sowohl das innere, die Wohnung des Schweinehirten, wie das äußere, die Wohnung des Kuhhirten. Das innere Thor wurde dann neu aufgeführt und zwar in Gestalt eines runden Turmes mit einer daranstoßenden Durchfahrt. In diesem Zustand blieb es bis 1830 bestehen, dann fiel die Durchfahrt. Der Rest hat sich bis 1869 erhalten.

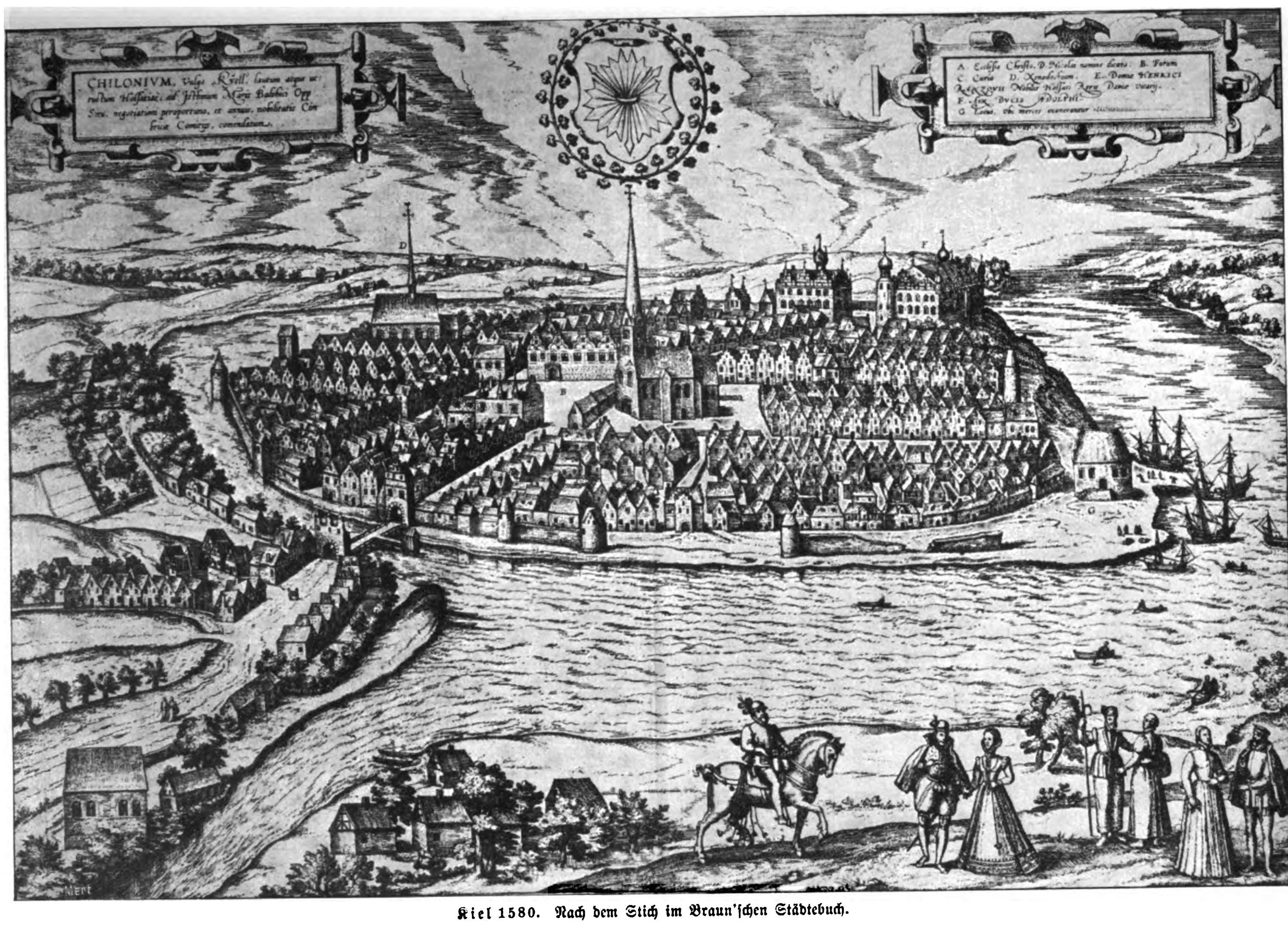
Unter den sonstigen auf dem Plane verzeichneten bedeutenderen Bauten fällt vor allem das Schloß dem Beschauer in die Augen, ein stattlicher mit reichem Giebelschmuck versehener Bau. Es wurden zeitweise Zweifel laut, ob das Schloß wirklich einen so reichen Giebelschmuck besessen habe; ob nicht diese älteste Ansicht der Stadt, wie so manche andere, zum Teile der Phantasie des Zeichners ihre Entstehung verdanke, der die öffentlichen und auch die privaten Bauten willkürlich mit reichem Schmuck versehen hätte. Es darf nunmehr jedoch als ganz feststehend betrachtet werden, daß dieser Plan in der That das richtige Bild der Stadt wiedergiebt, verdankt er doch aller Voraussicht nach dem berühmten Statthalter Heinrich Rantzau seine Entstehung. Wir wissen, daß die Herausgeber dieses Städtebuches, in welchem unser Plan sich findet, Georg Braun und Franz Hohenberg, sich an hervorragende Persönlichkeiten wandten, um von diesen Beiträge, Ansichten u. s. w. für ihr Werk zu erhalten. Für den Teil „Schleswig-Holstein und Dänemark“ lieferte nun Heinrich Rantzau, der selbst eine Beschreibung der Herzogtümer verfaßt hatte, schätzenswerte Beiträge, und auf seine Veranlassung hin wird auch wohl der Plan gezeichnet sein.

Einen vollgültigen Beweis für die Richtigkeit des Planes liefern aber die von Herrn Pastor Biernatzki zu Neumünster veröffentlichten Mitteilungen.*) Aus den im Staatsarchiv zu Schleswig befindlichen Baurechnungen über das Schloß aus den Jahren 1600—1700 geht hervor, daß in der That ein so reicher Giebelschmuck bestanden hat. Hand in Hand mit dieser reichen künstlerischen Gestaltung des Baues ist auch eine den ganzen Zeitverhältnissen entsprechende künstlerische Ausschmückung der Innenräume vor sich gegangen. An anderer Stelle kommen wir hierauf zurück.

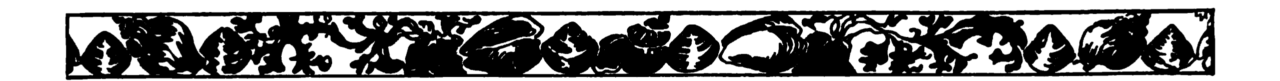
Neben dem Schloß steht ein ähnlich geschmücktes und verziertes Gebäude, das sogenannte neue Schloß, von Herzog Adolf errichtet und dem Königlichen Statthalter zur Wohnung angewiesen. Der

---

*) Nord-Ostseezeitung 1891.



Kiel 1580. Nach dem Stich im Braun'schen Städtebuch.



Verbindungsbau zwischen beiden Baulichkeiten wurde erst später errichtet. In der Stadt selbst fallen neben den Kirchen das Rathaus und der sogenannte Tanzsaal auf, beide giebelgeschmückt und das Rathaus außerdem mit kleinen Türmen versehen. Auch diesen beiden Bauten werden wir später noch näher treten. Vor der Nikolaikirche befindet sich bereits der Anfang der Häuserreihe, welche dieselbe vom Markt abschließt; der Rest wurde unter Herzog Friedrich III. errichtet. Der Kirchhof ist von Mauern eingefriedigt. An der Heiliggeistkirche fällt der hohe Dachreiter auf, der wenige Jahre später, 1598, mit einem Teile der Kirche einstürzte. Was die Hauptstraßen anbelangt, so sehen wir dieselben mit ansehnlichen Giebelhäusern geschmückt, und auch hier muß man dem Zeichner Gerechtigkeit widerfahren lassen; er scheint im großen und ganzen nicht, wie andere Zeichner jener Zeiten — ich erinnere an die Pläne in dem Werke von Gramm — mehr Häuser gezeichnet zu haben, als in Wirklichkeit bestanden haben. In der Nähe des Holstenthores, hinter der Mauer, ist das alte Heiliggeistkloster erkennbar; am Ende der Kehdenstraße fällt das Rantzausche Haus in die Augen. Am Ende der Schuhmacherstraße, an der Stelle, wo sich auf dem Plane die Spur eines Bollwerks findet, liegt das Annenkloster, ein Armenkloster, das 1822 in Privatbesitz überging. Dies dürften die Hauptmerkmale sein, die uns auf diesem ältesten Plane der Stadt in die Augen fallen.

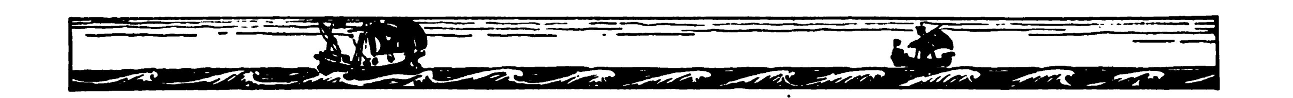


Herzog Adolf I. von Schleswig-Holstein-Gottorp.
Nach einem Ölgemälde.

Wie bereits erwähnt, hat dieser Plan fast 4½ Jahrhunderte hindurch fast sämtlichen Plänen und Ansichten der Stadt zum Vorbild gedient, nur vereinzelt finden sich Pläne und Ansichten, die selbständig entstanden sind. In meiner kleinen Schrift: „Kiels bildliche und kartographische Darstellung" habe ich die verschiedenen Abbildungen dieser Art aufgeführt, die selbständigen Arbeiten, der Plan der Stadt in dem bekannten Werke von Dankwerth 1652, der 1710 entstandene Plan, der die Inschrift trägt „Eine Stadt nach der Proportion des Menschen", finden sich daselbst wiedergegeben; von der Wiedergabe des Planes in Gramm „Chilonium novus Holsatiae Parnassus" 1665 nahm ich Abstand, da dieser dem Dankwerthschen sehr ähnelt.

Bei der Landesteilung 1544 fiel Kiel an Herzog Adolf, den Stammvater des Gottorpischen Herrscherhauses.

Herzog Adolf war ein kraft- und machtvoller Fürst, einer der bedeutendsten Heerführer jener Zeit und ein in hohem Ansehen stehender Herrscher. Am 25. Januar 1526 als Sohn des Königs Friedrich I. geboren, trat er, nachdem er 1544 für mündig erklärt worden war, sein Erbe an. Er war ein thatkräftiger, kriegerischer Fürst von hohem persönlichem Mut, der sich manche Lorbeeren auf den Kampfplätzen jener Zeit errang. Am Hofe Karl V. verweilte er lange Zeit und empfing auch samt seinem Bruder Johann vom Kaiser zu Brügge am 5. Oktober 1548 die kaiserliche Belehnung, durch welche Holstein unmittelbares Reichslehn und Glied des niedersächsischen Kreises wurde. 1550 wohnte er im Gefolge des Kaisers dem Reichstag zu Augsburg bei, kehrte dann 1552, nach der Flucht Karl V. aus Innsbruck, für kurze Zeit in sein Herzogtum zurück, um



dort neue Truppen zu werben und hierauf abermals zu Karl zu stoßen, welcher vor Metz lag. Die Belagerung der wichtigen Festung war erfolglos, die deutsche Reichsstadt verblieb in französischem Besitz. Auch nach der Abdankung Karls war Adolf in habsburgischem Interesse thätig, so focht er 1567, 1568 und 1572 im Dienste Philipp II. gegen die Niederländer und nahm 1567 an der Niederwerfung der sogenannten Grumbachschen Händel teil.

Das Hauptziel seines Lebens war jedoch die Unterwerfung der Dithmarschen. Die freien, stolzen Bauern für die erneute Niederlage, die sie 1500 dem König Johann von Dänemark und dem Herzog Friedrich von Holstein bereitet hatten, zu strafen, war Adolfs glühendstes Verlangen. Die Ermordung des Wibe Peters 1545 durch die Dithmarschen auf Helgoland, das zum Gottorpischen Anteil gehörte, bot einen willkommenen Anlaß und Vorwand zum Kampfe. Jahre vergingen jedoch, bevor derselbe ausbrach; erst 1559 nach dem Tode Christian III. von Dänemark begann der Krieg. Adolf war in der Zwischenzeit nicht müßig gewesen, er hatte eifrig Truppen geworben, was er in seiner Eigenschaft als Oberster des niedersächsischen Kreises ohne Aufsehen betreiben konnte, und auch 1552 bereits verkleidet Dithmarschen durchstreift, um Land und Leute kennen zu lernen. Der Ausgang des Kampfes ist bekannt. Unter Johann Rantzau wurde Meldorf genommen und am 13. Juni 1559 den Dithmarschen bei Heide die entscheidende Niederlage beigebracht, nach der sie sich am 20. Juni 1559 unterwarfen. Dem hochherzigen Herzog Adolf hatten sie es vor allem zu danken, daß sie eine milde Behandlung erfuhren und ihnen ein großer Teil ihrer alten Freiheiten erhalten blieb. Bei der Teilung des Landes erhielt der Herzog den nördlichen Teil Dithmarschens.

Schon frühzeitig hatte sich Adolf mit Vermählungsgedanken getragen und vielfach Unterhandlungen angeknüpft, ohne zu einem Resultat zu kommen. Auch auf die Hand der Königin Elisabeth von England machte er sich Hoffnung, als er während seiner Anwesenheit in England 1559 an ihrem Hofe mit großer Auszeichnung behandelt wurde und den Hosenbandorden empfing. Seine förmliche Werbung ward jedoch zurückgewiesen.

Endlich fand er 1564 ein Ehegemahl in der Prinzessin Christine, Tochter des Landgrafen Philipp des Großmütigen von Hessen-Kassel. Im Dezember fand die Vermählung statt. Das Beilager wurde zu Gottorp mit großem Gepränge gehalten; leider störte ein während desselben in der Neujahrsnacht ausgebrochener Brand, der den nördlichen Teil des Schlosses in Asche legte, die Festlichkeiten. Die Ehe des Herzogs war eine ungemein glückliche; zehn Kinder, fünf Söhne und fünf Töchter, entsprossen derselben.

Trotz seiner vielen Kriegszüge versäumte es Adolf keineswegs, für die Wohlfahrt seines Landes, für das Gedeihen von Kunst und Wissenschaft zu sorgen. In Verbindung mit seinem Bruder und seinem Neffen gab er Dithmarschen ein Landrecht, das, von Heinrich Rantzau und Adam Traziger verfaßt, eines der besten seiner Zeit war. Dasselbe Recht in etwas veränderter Form wurde auch 1572 für Eiderstedt, Everschop und Utholm erlassen; 1573 erließ er in Verbindung mit seinem Mitregenten die Landgerichtsordnung, die 1636 revidiert, lange Zeit die geltende war.

In Eiderstedt ließ er umfassende Deichbauten aufführen. Dem aufblühenden Husum gab er eine Municipalverfassung. In Schleswig errichtete er 1567 eine höhere Lehranstalt, das Paedagogium publicum, das jedoch 1580 schon einging.

Bei seinem Volke war er sehr beliebt. Durch Reisen im Lande suchte er sich über den Stand der Industrie und des Handels zu unterrichten. Er nahm thätigen Anteil an allen Bestre-





bungen. Oft leitete er selbst die Arbeiten zum Schutze des Landes, so wohnte er persönlich der Errichtung der großen Deichbauten in Eiderstedt bei.

Groß ist sein Verdienst um Hebung der Baukunst und der dekorativen Kunst im Lande. Wenn dieses Verdienstes hier ausführlicher gedacht wird, so geschieht dies, weil er unter anderem auch unser Schloß umbaute und mit Werken der Kunst schmückte. Sein glänzender, prächtiger Hof verlangte entsprechende stattliche Gebäude; deshalb ward auch Schloß Gottorp umgebaut und verschönert. Auf ca. 1½ Million Reichsthaler beliefen sich die Kosten für den Umbau und die Befestigung dieses Schlosses.

Die Schlösser zu Tönning und Husum verdanken ebenfalls dem thatkräftigen Fürsten ihre Entstehung.



Statthalter Heinrich Rantzau. Nach einem alten Stich.

Das Kieler Schloß, das voraussichtlich gleich bei Erbauung der Stadt durch die Schauenburger errichtet wurde, zeigt noch nach der Wasserseite hin Grundmauern des ursprünglichen Baues, den die späteren Schauenburger entstehen ließen; auch die mit großen Quaderwänden versehenen, tiefen, alten Keller stammen wahrscheinlich auch aus jener Zeit. Unter Herzog Adolf ward dieser Teil des Schlosses umgebaut und 1580 vollendet, nachdem schon seit 1559 Verhandlungen mit der Stadt wegen Beihilfe zum Schloßumbau geschwebt hatten. Bei diesem Umbau wurde der reiche Giebel- und Erkerschmuck geschaffen, der uns auf der ältesten Ansicht der Stadt und des Schlosses auffällt. Nach der Hofseite zu befinden sich zwei Türme, nach der Wasserseite zwei Erkertürmchen, das Dach ist an allen Seiten von Erkern umgeben. Über diese Erker findet sich nun in den Baurechnungen vom Jahre 1650 der Nachweis, daß die sieben Giebel des alten Hauses „so gantz verfallen", daß sie „ohn gros gefahr" nicht länger stehen könnten. Die Bauleute nahmen sie teils herunter und führten sie von neuem auf, teils besserten sie dieselben aus; desgleichen wurden die Gesimse aus Hausteinen, welche die Giebel krönten, nachgesehen, ergänzt und durch starke Anker von neuem befestigt. Auch die steinernen Statuen, voraussichtlich Göttergestalten, mit denen Herzog Adolf, dem Geschmack der Zeit entsprechend, die Giebel und den Raum zwischen denselben geschmückt hatte, wurden einer Prüfung unterworfen, fehlende durch neue ersetzt und andere mit Bleiguß in die Schwellen festgemacht. Dem alten Bau gegenüber lag der neue Bau, in den Jahren 1562 oder 1575 durch Heinrich Ranzau, den Statthalter, gebaut. Der Name dieses hervorragenden Staatsmannes und Gelehrten, der sein nordisches Heimatland mit den Schätzen Italiens schmückte, und dessen Schlösser Zeugnis ablegten von dem Kunstsinn ihres Erbauers und Besitzers, bürgt dafür, daß dieser Bau sicherlich noch zierlicher, kunstreicher war als der alte Bau und vermutlich (s. Haupt) Säulengänge oder Arkaden nach der Hofseite hin aufzuweisen hatte. Später, jedenfalls um die Mitte des 17. Jahrhunderts, wurden der alte und der neue Bau durch einen Verbindungsgang vereinigt. Derselbe muß jedoch nicht sehr solid aufgeführt gewesen sein, denn schon 1696 stürzte er ein. Die Trümmer dienten zur Ausfüllung



des Burggrabens auf der Nordseite des Schlosses. Im nächsten Jahre erfolgte die Wiederherstellung und seit dieser Zeit hat der neue Bau seine jetzige Gestalt. Auf dem Reyherschen Bilde zeigt derselbe bereits ein dem jetzigen ähnelndes Aussehen. Damals sind wahrscheinlich die Lauben und Arkaden abgebrochen und die Säulen derselben mit zur Ausschmückung des Mittelbaues verwandt worden. Die Herzogin Friederika Amalia, die Witwe Christian Albrechts, war die Schöpferin dieses Baues. Am Portal erinnert die Inschrift „Divi ducis Christiani Alberti vidua hanc arcis partem e ruinis resuscitavit“ an die Erbauerin. Der alte Bau behielt nun diese Gestalt, vielleicht in Kleinigkeiten verändert, bis zu dem 1763 erfolgten Umbau durch Sonnin.

Der Schloßhof nördlich des alten Schlosses enthielt einen größeren Brunnen, der vom Schreventeich aus gespeist wurde. Nach der Rechnung vom Jahre 1612 wurde das Becken aus Sandstein vom Meister Henri Heidtrider, auf den wir bei der Besprechung der inneren Räume noch zurückkommen werden, gefertigt; 1619 wurde der Brunnen mit einem kleineren Erzbilde geziert, das Friedrich Schreck goß.



Herzog Johann Adolf von Schleswig-Holstein-Gottorp. Nach einem Ölgemälde.

Bei dem Umbau ward auch das Innere des Schlosses mit künstlerischer Pracht ausgestattet. Im ersten Stockwerk befanden sich prächtige, gewölbte Räume, von reich gezierten Säulen getragen. An dieselben stieß die Schloßkapelle. Auch das zweite Geschoß war gewölbt. Sonnin ersetzte die Gewölbe des Hauptgeschosses und der Kapelle durch Gipsdecken und verwandelte die schönen Räume des Untergeschosses in Stuben, erst in unseren Tagen sind sie wieder zu fürstlichen Repräsentationsräumen ausgebaut worden.

Über die Verwendung der einzelnen Räume erfahren wir aus den erwähnten Amtsrechnungen einiges: Eines der unteren Zimmer war in dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts das Gemach der Herzogin, man hatte es mit blauem Stoff ausgeschlagen. Daran stieß der große Saal, der lange Tanzsaal genannt, der rote Stoffbekleidung besaß. Schöne messingene Kronleuchter zierten denselben; einen anderen Hauptschmuck bildeten die großen Kamine. Auf der anderen Seite des Saales waren die Gemächer des Herzogs, bestehend aus dem eigentlichen Wohngemach, einem sogenannten langen Gemach, und dem Vorsaal, in dem die Trabanten sich aufhielten. Gemälde bildeten den Schmuck der Wände. Im oberen Geschoß war der Stammsaal, geschmückt mit großen Bildern hessischer Fürsten, von der Herzogin Christine eingerichtet; die Farbe dieses Saales war gelb. Andere Gemächer waren grün gehalten, wieder ein anderes war mit goldbrokatenen Decken behängt. Möbel fanden sich dem damaligen Zeitgebrauch entsprechend in den Festgemächern weniger, reichlich dagegen in den eigentlichen Wohnräumen. Reich geschnitzte Schränke, Stühle, Laden und Tische werden nicht gefehlt haben. Hat Schleswig-Holstein doch Großes auf dem Gebiete der Holzschnitzerei geleistet. Verschiedene Prachtbetten werden erwähnt, zwei „blauwe übersilberte“; das eine derselben, Herzog Adolfs Bett, bekam 1616 neue Umhänge, blau auf gold-



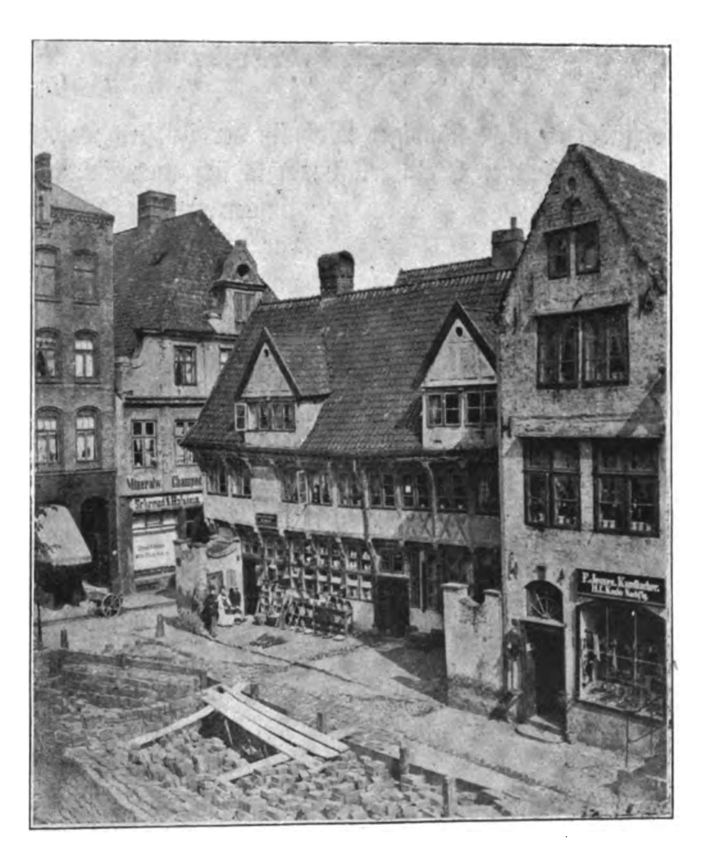
gelbem Grunde. Die Schloßkapelle wird von Ranzau als ein wunderschöner Bau gerühmt. Sie war mit reichem Alabasterschmuck versehen.

Die Mitte des 16. Jahrhunderts bezeichnet den Höhepunkt deutscher Kunst; Fürsten und Städte wetteiferten miteinander hochvollendete künstlerische Bauten in ihren Schlössern, Rathäusern u. s. w. zu schaffen und dieselben mit reichem Schmucke zu versehen. Herzog Adolf setzte im Verein mit seinen Brüdern, seinem Vater, dem König Friedrich I. das schöne Denkmal im Schleswiger Dom, das von Jakob Bink in Antwerpen gefertigt wurde.



Haus Faulstraße 27, Ecke d. Küterstr. N. e. Photographie.

Auch in seinen Schlössern gab der Herzog den Künstlern Arbeit. Der Eingang zum großen Saal im Kieler Schloß wurde durch ein Portal von Alabaster geziert, andere künstlerische Arbeiten schmückten das Gemach des Herzogs. Noch später, unter Johann Adolf und Friedrich III., wurde manch' kunstvolles Stück für das Schloß gefertigt. Gerade in diese Zeit fällt die Anfertigung der herrlichen Kamine, welche das Husumer Schloß jetzt noch zieren. Ihr Verfertiger ist der schon erwähnte Henri Heidtrider, der 1612—14 in Kiel lebte und seine Werkstatt auf dem Schlosse selbst hatte. Vier, den Husumern ähnliche, reich mit Bildhauerarbeit versehene Kamine waren auch im hiesigen Schlosse vorhanden. Die in Husum befindlichen Kamine, die 1614 dort aufgestellt wurden, sind also Kieler Arbeit, und wir können uns an dieser Stelle nur den Ausführungen des Herrn Pastor Biernatzki anschließen, daß es das Beste und Zweckmäßigste wäre, wenn diese Arbeiten, welche zu den schönsten Kunstwerken zählen, die wir im Lande besitzen, aus Husum, wo sie dem Verfall entgegengehen, in die Königsburg am Ostseestrand, der Stätte ihres Entstehens übergeführt würden.



Am Nikolaikirchhof.
Nach einer Photographie aus dem Anfang der 80er Jahre.

Ungefähr gleichzeitig mit dem Umbau des Schlosses und der Errichtung des neuen Baues entstanden auch die Stall- und Ökonomiegebäude an der Burgstraße. Diese beim letzten Umbau des Schlosses beseitigten Baulichkeiten trugen die Jahreszahl 1587.

Herzog Adolf hielt sich vielfach auf dem Schloß auf, später erhielt seine Witwe Christine



das Schloß als Witwensitz und dazu die an den Herzog verpachteten, damals noch städtischen Dörfer „zur Leibzucht“. Sie starb 1604.



Der ehemalige Tanzsaal am Markt (jetzt Polizeiwache).
Nach einer Photographie a. d. 60er Jahren.

Drei Söhne folgten nacheinander dem Vater in der Regierung: Friedrich II. 1587; Philipp 1587—1590 und Johann Adolf 1590—1616. Unter diesem letzteren Fürsten und vor allem unter seinem Sohne Friedrich III. (1616—1659) errang das Gottorpische Haus nicht allein den Höhepunkt seiner Macht, sondern auch die künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen in Schleswig-Holstein erreichten unter diesem Fürsten eine hervorragende Bedeutung. Noch jetzt verkünden uns zahlreiche Schöpfungen aus jener Zeit den Glanz und die Pracht, welche damals am Hofe und in den Wohnungen der Edlen und Bürger herrschten. Daß diese Pracht und dieser Kunstsinn auch im Kieler Schlosse seinen Ausdruck fand, obgleich es nicht ständiger Wohnsitz der Fürsten war, haben wir bereits gesehen.

In der Stadt selbst machte sich auch an den Häusern der Bürger und an den öffentlichen Bauten erhöhter Kunstsinn bemerkbar. Wir dürfen uns die letzteren nicht in so nüchterner Gestalt denken, wie sie sich heute uns zeigen.



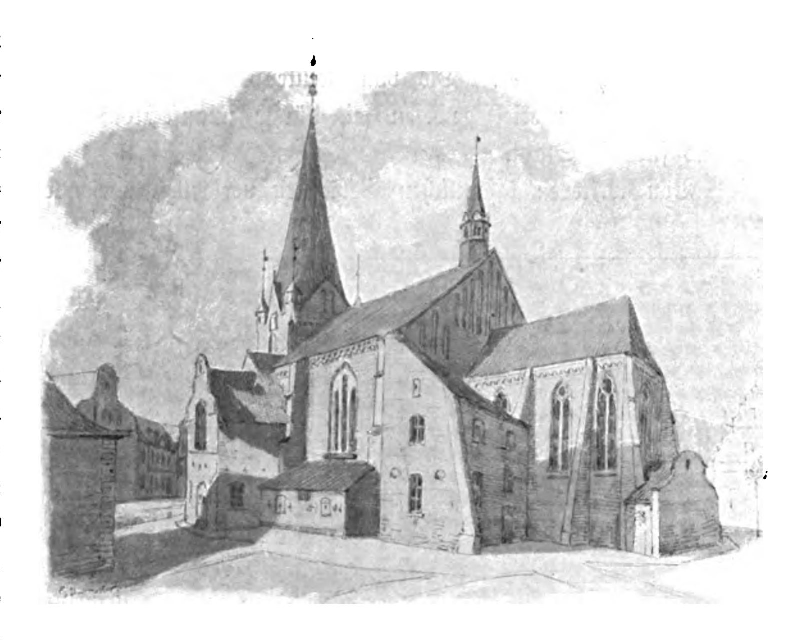
Markt 20. Nach einer Photographie.



Markt 20, Hinterseite. N. e. Photographie.

Auf dem Braunschen Bilde sehen wir das Rathaus an der Rückseite mit drei kleinen Türmen versehen, nach dem Markte zu werden sich ein größerer Treppenturm und zwei reich geschmückte Giebel befunden haben. Die Arkaden im Erdgeschoß waren offen. 1670 befand sich das Gebäude laut einer im Stadtarchiv befindlichen Notiz in argem Verfall, so daß ein Umbau stattfinden mußte. Der Giebel zeigte Risse, die Anker hatten sich gelöst, und die Vorderseite des Hauses war so baufällig, daß sie bis auf die Pfeiler abgetragen werden sollte. Auf Antrag des Rates verfügte der Herzog deshalb, daß zur Aufbringung der Kosten eine Umlage über adelige wie bürgerliche Hausbesitzer ausgeschrieben werden sollte. Die damals dem Rathaus gegebene Form erhielt sich im großen und ganzen bis 1845. Hervorragende Kunstschätze im Inneren hat das Rathaus nie besessen.

Nach dem Markte zu befanden sich am Rathause die schon erwähnten Buden der Kaufleute und Händler. Die Stadtwage wird 1326, der Kaack 1372 erwähnt;*) letzterer stand in der Nordecke des Marktes gegenüber dem Eckhause der Haßstraße. Das neue Rathaus ist vermutlich nach Errichtung eines neuen Gebäudes auf den Grundmauern des alten Rathauses, in Privatbesitz übergegangen. An Stelle desselben ist dann um 1600 jener Fachwerkbau getreten, welcher später samt dem Nachbarhaus in städtischen Besitz überging und mit dem Namen „Veste" bezeichnet wurde. Die ältere Veste, das Gefangenenhaus, stand an der Ecke der Schuhmacherstraße. Ihr schlossen sich die Brotschrangen an. Dem Rathause gegenüber auf der anderen Seite des Marktes lag der Tanzsaal mit seinen reich gezierten Renaissancegiebeln. Bis jetzt war man der Meinung, daß das Gebäude landesherrlicher Besitz und erst 1605 in den der Stadt übergegangen wäre. Nach Reuters Bemerkungen zum Erbebuch muß das Haus jedoch schon früher im Besitz der Stadt gewesen sein; denn 1552 wird ausdrücklich im Erbebuch erwähnt „de sael u. s. w. so vorhen dene ersamen rade thom Kyle gehort" u. s. w. In späterer Zeit veräußert, ist er dann wieder in den Besitz der Stadt übergegangen und gegen Ende des Jahrhunderts vom Herzog erworben worden. Vermutlich diente er zur Wohnung für die Königin Sophie, die zweite Gemahlin Friedrichs I., die nach dem Tode ihres Gemahls 1533 ihren Sitz in Kiel nahm und 1568 starb. Da das Schloß damals in unbewohnbarem Zustand sich befand und später umgebaut wurde, ist vermutlich der Tanzsaal erworben worden, um ihr zur Residenz zu dienen. Das Gebäude hatte damals Erker und als Eingang ein prächtiges Portal.



Nikolaikirche. Nach einer Zeichnung aus den 50er Jahren.



Hof und Treppenturm des ehemaligen Tanzsaales. Nach einer Photographie.

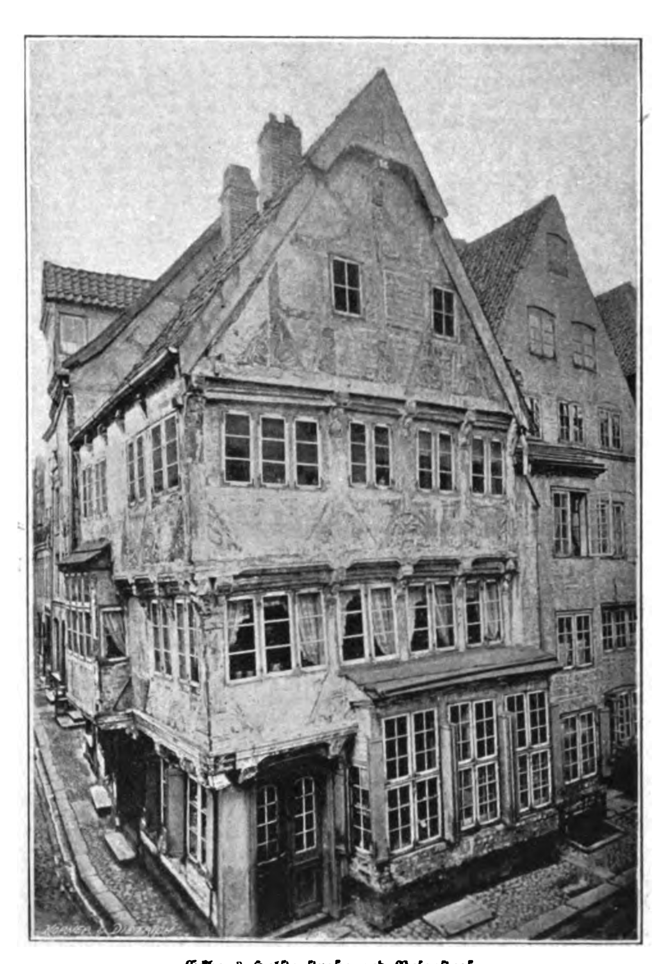
Reuter nimmt an (Erbebuch XLVII), daß sich hinter dem Tanzsaal die Rackerstraße, die platea circa bedeliam, befunden habe, die zur Büttelei führte. Es muß der weiteren Forschung vorbehalten bleiben, ob diese

*) Reuter, Rentebuch LXXVIII.



Mutmaßung sich bestätigt, ich glaube fast annehmen zu dürfen, daß Reuters Ansicht der richtigen Lösung sehr nahe kommt. Die von Reuter ausgesprochene Vermutung, daß das Gebäude eine Art „Artushof" für Kiel gewesen sei, dürfte unanfechtbar sein; es war in der That eine Art Gildehaus für die Stadt.

Von weiteren öffentlichen Gebäuden verdienen vor allem die Kirchen Erwähnung. Ihrer Entstehungszeit wurde schon gedacht. Bekanntlich schenkte König Friedrich I. das Klostergebäude nebst der Kirche dem Rat. Es wurde vorerst bis 1556 die Stadtschule nebst den Lehrerwohnungen dorthin verlegt, dann kamen jedoch das Heiliggeistkloster und das Gasthaus in das Gebäude. Aus Volbehr „Topographie der Altstadt" S. 84 geht hervor, daß beide Stiftungen abgesonderte Gebäude erhielten, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß sie durchaus voneinander geschieden bleiben sollten. Einige Bauten, darunter auch die Pförtnerwohnung, behielt der Magistrat sich vor. Auch der „Wrythoff, den de Mönke plechten to gebruken", sollte dem Pförtner verbleiben, wofür dieser sich verpflichten mußte, abends regelmäßig die Pforten nach der Stadt zu schließen, den Platz rein zu halten und „unsern Rahtstull in der kerken und Rathueß na gelegenheit der tide mit ganzem vlithe mit wollruckenden krüdern to zieren." Es scheint also auch hier, wie in anderen Städten, so in Hamburg, der Brauch geherrscht zu haben, die Ratsstube mit einem Bouquet duftender Blumen zu schmücken und auch das Gestühl in der Kirche mit Grün und Blumen zu zieren.



Eckhaus Holstenstraße und Rosenstraße.
Nach einer Photographie von Schmidt & Wegener aus den 60er Jahren.

1665 wurden diese Baulichkeiten der neuerrichteten Universität überlassen.

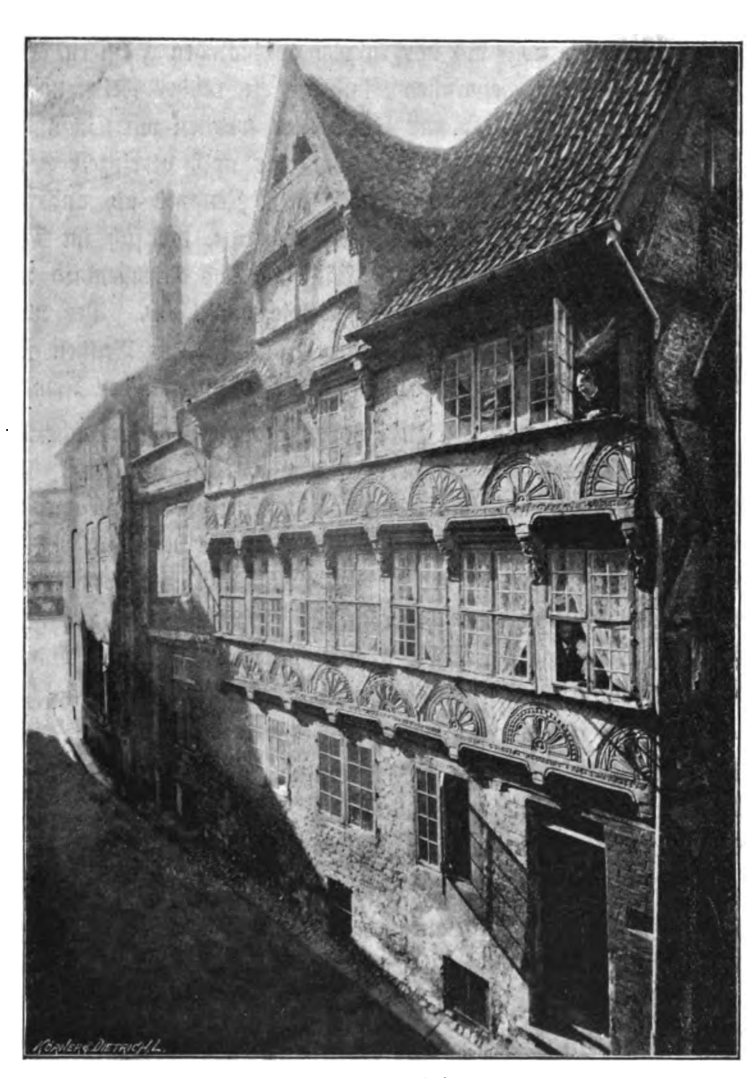
Die Kirche hieß ursprünglich „die Monkenkerke", den Namen Heiliggeistkirche führte sie erst seit dem Jahre 1562, als die erwähnten Stiftungen in die ehemaligen Klostergebäude verlegt wurden. Die damals schon recht baufällige Kirche stürzte 1598 zum Teil ein, wurde jedoch wiederhergestellt; ob ganz in demselben Umfang wie früher, läßt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten. In unseren Tagen hat die Kirche einen gründlichen Umbau erfahren und dadurch ein sehr gefälliges Aussehen erhalten.

Die Hauptkirche der Stadt war von jeher die Pfarrkirche zum Heiligen Nikolaus. 1455



wurde sie durch den Bau der Sakristei, 1489 durch den Bau der Calvarienkapelle, 1513 durch den der Ratskapelle und noch später durch den Bau der Rantzauschen Kapelle erweitert.

In der Mitte des 15. Jahrhunderts erfuhr dieselbe einen umfassenden Umbau, mit welchem auch der Ausbau des Turmes verbunden war. In der damals geschaffenen Gestalt, das Mauerwerk von mächtigen Pfeilern gestützt, verunziert durch eine Reihe von Grabkapellen, blieb sie bis in die siebziger Jahre dieses Jahrhunderts. Im Inneren hatte die Reformation, dann das 18. Jahrhundert bereits manches geändert; die Kirche hatte in früherer Zeit im Inneren manche Kunstwerke aufzuweisen, von denen ein Teil, wie der Altar, das Taufbecken, der Rantzaustuhl, noch erhalten ist. Der 1559 von den Dithmarschen zurückeroberte Danebrog, der aus Schleswig im vorigen Jahrhundert in die Nikolaikirche gebracht wurde, ist leider seit 1800 verschwunden.



Altes Haus in der Haßstraße.
Nach einer Photographie von Schmidt & Wegener.

Bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts lag die Kirche frei auf dem großen Platz, umgeben vom Kirchhof, der nach dem Markt und den Straßenseiten zu von einer Mauer eingefaßt war. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts, vermutlich zwischen 1560 und 1570, wurden die ersten vier Häuser der nunmehr den Platz einengenden Häuserreihe am Markt gebaut. Von den Straßen führten Thore zum Kirchhof; bei der Schuhmacherstraße bildete ein Thorweg unter der alten Veste den Zugang. Bis in das vorige Jahrhundert hinein wurde der Kirchhof noch benutzt.

Selbstredend kann und will ich hier keine Entstehungs- und Kunstgeschichte der öffentlichen Bauten geben; ich konnte nur kurz der hervorragendsten, ins Auge fallenden baulichen Veränderungen, welche die Bauten vor 300 Jahren erfuhren, Erwähnung thun.

In die Zeit von 1550—1620 fiel die letzte Blüte deutscher Städte für lange Zeit; die Renaissance bezeichnet den Höhepunkt ihres Glanzes. Allerorten erhoben sich die stattlichen Gilde-



häuser, die künstlerisch reich geschmückten Ratshäuser, die starken und doch nicht des Schmuckes entbehrenden Thore und Türme; und ihnen gesellten sich zu die behäbigen Patrizierhäuser mit ihren reich gegliederten Fassaden, im Inneren ausgeschmückt mit reichen Schätzen und kostbaren Geräten. Verhältnismäßig nüchtern, äußerlich unscheinbarer tritt uns der Privatbau in den nordwestlichen Handelsstädten entgegen, so auch in Kiel. Die steinernen Häuser trugen zumeist den ernsten Treppengiebel, der sich noch bis vor kurzem an manchen Häusern erhalten hat. Die vielen Fachwerkbauten dagegen boten den heimischen Künstlern ein reiches Feld zur Ausübung ihrer Kunst: die Balkenköpfe, Konsolen, Sparrenhölzer und Füllbretter wurden mit Schnitzerei versehen. In welch' reichem Maße dies geschah, davon legen die leider nur noch vereinzelt sich findenden Häuser, so diejenigen Haßstraße 2, Markt 20, Faulstraße 27 u. a. Zeugnis ab, andere sind leider in den letzten Jahren abgebrochen und geben nur noch Schnitzereien, die sich im Thaulowmuseum finden, Kunde von der kunstgeschmückten Außenseite der Häuser. Das Straßenbild war ein reicheres, malerischeres, als in unserer Zeit und ein ganz anderes wie um 1300. Der wachsende Wohlstand der Bürger machte sich allerorten bemerkbar. Kostbare Schränke und Truhen schmückten die Wohnungen unserer Altvorderen, und selbst die Geräte in den Wohnungen der Ärmeren waren selten schmucklos.

Mehr als in den zwei vorangegangenen Jahrhunderten wurde jetzt auch auf Reinlichkeit der Straßen geachtet, die Wasserleitungen wurden vermehrt, fließende Brunnen, oft mit Bildwerken verziert, standen auf Markt und Hauptstraßen. Noch gab es keine Straßenbeleuchtung; wer bei Nacht ging, mußte sich der Fackel oder Laterne bedienen, bis später gegen die Benutzung von ersteren ein Verbot erlassen wurde; an den Eckhäusern waren metallene Feuerpfannen befestigt, in denen bei nächtlichem Auflauf oder Feuersgefahr Pechkränze und harziges Holz gebrannt wurden. Der Markt war am Sonntage der Lieblingsaufenthalt der Männer. Dort standen nach der Predigt Bürger und Gesellen in ihrem Feststaate, plaudernd, Neuigkeiten austauschend, Geschäfte beredend.

Am Abend fand man sich in den Schenkstuben und im Ratskeller zusammen; der Rat bestimmte die Preise der Getränke und achtete sorgsam auf Innehaltung der hierfür maßgebenden Vorschriften. Braugerechtigkeit hatten bekanntlich viele Häuser in Kiel, wie auch schon von altersher der Hopfenbau und Hopfenhandel in hoher Blüte stand.

Größere Feste der Gilden wurden in früherer Zeit in dazu geeigneten Wohnungen von Mitgliedern, später im Tanzsaal gefeiert. Vermutlich hat Kiel außer dem Tanzsaal am Markte, der vorübergehend sich nicht im Besitz der Stadt befand, noch einen zweiten in der Kehdenstraße besessen. In diesen Gildehäusern oder Tanzsälen wurden nicht nur die Zusammenkünfte der Gilde, sondern auch Familienfeste von Angehörigen der Gilde, so die Hochzeiten gefeiert, ein Brauch, der, wie wir später sehen werden, sich bis in unser Jahrhundert hinein erhalten hat.

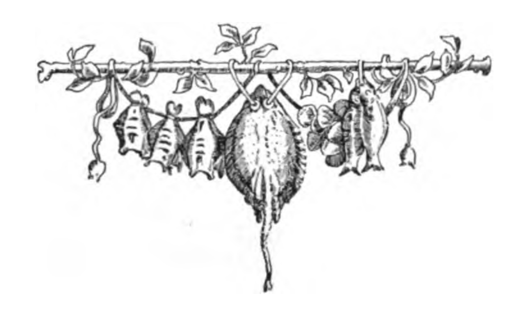
Zahlreich waren die Badestuben. Im südlichen Deutschland hatte fast jeder Bauernhof ein Badehaus, das Bedürfnis hiernach war größer als heutzutage.

Kleidung und Schmuck war bunt und kostbar; durch endlose Kleiderordnungen wurde allerorten der Kleidung eine unverhältnismäßige Wichtigkeit gegeben.

Zu jener Zeit waren durch Herzog Johann Adolf 1615 „wegen der allenthalben großen, unleidlichen Mißbräuche in den herzoglichen Landen“ alle Zünfte aufgehoben worden. Unter seinem Nachfolger Friedrich III. wurden sie jedoch nach und nach wieder hergestellt. Handwerk und Gewerbe



erreichten in dieser Zeit ihre höchste Blüte. Herrliche Holzschnitzereien, kunstvolle Schmiedearbeiten, zierliche Erzeugnisse der Goldschmiedekunst legen Zeugnis ab sowohl von dem hochentwickelten Kunstsinn, wie von der technischen Fertigkeit, durch welche die Handwerker jener Zeit sich auszeichneten. In guten Bürgerfamilien war damals das Leben, von festlichen Anlässen abgesehen, einfach und bescheiden. Die Frauen und Töchter fertigten die Kleidungsstücke für sich und ihre Angehörigen und besorgten die Küche. Die Dienstboten wurden gut gehalten und zur Familie gezählt, sie aßen am Tische ihrer Herrschaft mit und blieben häufig ein Menschenalter und länger in demselben Hause. Mildthätigkeit wurde gegen Bedürftige geübt; strenge Strafen erfuhren sittliche Vergehen, deren Mitschuldige öffentliche Schmach traf. Das Haus, die Familie ward die Pflegstätte der guten Sitten, in ihnen erhielt sich alte tüchtige deutsche Art und Gesinnung, ein Streben und ein Sinn für das Gute, das auch in den Wirren und Greueln einer schweren Zeit nicht ganz vernichtet werden konnte.





Der dreißigjährige Krieg und die ihm folgenden Kriegswirren.

D
er dreißigjährige Krieg fiel als zerstörender Reif auf diese Blüte, den Wohlstand der deutschen Städte auf lange hinaus vernichtend. Auch in Schleswig-Holstein, das zwar nicht im gleichen Maße wie die Landstriche südlich der Elbe von den Greueln der Verwüstung heimgesucht wurde, litten Stadt und Land sehr unter den Kriegsdrangsalen, um so mehr da sie nur der Beginn einer langen Reihe von Kämpfen waren, die sich fast während eines ganzen Jahrhunderts auf der cimbrischen Halbinsel abspielten; denn der dreißigjährige Krieg wurde Anlaß zu Verwicklungen zwischen Dänemark und Holstein-Gottorp, welche verderbensvoll für das holsteinische Herrscherhaus werden sollten.

In Dänemark herrschte seit 1588 Christian IV., der thatkräftigste und größte Fürst, den Dänemark je besessen; in Holstein-Gottorp seit 1616 der Neffe dieses Königs, der schon erwähnte Herzog Friedrich III., ein Fürst, der gleichfalls zu den hervorragendsten Herrschern jener Zeit gezählt werden darf.



Als nach der unglücklichen Schlacht am Weißen Berge die Kriegsfurie sich in Deutschland ausbreitete, und der Krieg auch den Grenzen Holsteins näher kam, war es für die Fürsten geboten, Partei zu ergreifen. Schon 1621 nach der



Schlacht am Weißen Berge trafen Fürsten des niedersächsischen Kreises, der vertriebene Böhmenkönig Friedrich von der Pfalz, Gesandte von England, Schweden, Brandenburg und Holland zu Segeberg mit König Christian und Herzog Friedrich zusammen, um über die Wahrung evangelischer Interessen und eine Verteidigung des niedersächsischen Kreises zu beraten.

Gleichwohl hielt sich König Christian während der ersten Zeit des Krieges zurück und war nicht zu bewegen, dem Grafen Mansfeld und Christian von Braunschweig Hilfe zu bringen. Aber als die Gefahr wuchs, wurden die Unterhandlungen zwischen den niedersächsischen Fürsten aufs neue angeknüpft. Im März 1625 kam es zu einer neuen Zusammenkunft derselben mit König Christian und Herzog Friedrich zu Lauenburg, und hier wurde der König zum Kreisobersten des niedersächsischen Kreises gewählt.



König Christian IV. von Dänemark.
Nach einem alten Stich.

Nun erst griff der König thätig in den Kampf ein, in der Hoffnung im Fall eines Sieges die Hochstifte Lübeck, Bremen und Verden für sich zu gewinnen. Die Herzogtümer leisteten ihm die versprochene Hilfe. Christian IV. zögerte jedoch mit einem Angriff auf das schwächere Heer Tillys, und als er schließlich 1626 zur Rettung des nördlichen Hannovers heranzog, konnte Tilly, durch Wallensteinische Heerhaufen unterstützt, am 27. August 1626 bei Lutter am Barenberge den Kampf aufnehmen. Der dänische König zeigte großen persönlichen Mut. Auch seine Truppen, meist Deutsche, hielten sich tapfer, allein 7000 Wallensteiner, die den Dänen in den Rücken fielen, brachten die Entscheidung. Christian wurde gänzlich geschlagen und konnte sich selbst nur durch schnelle Flucht retten. Schwach verfolgt, sammelte sich der Rest seines Heeres an der unteren Elbe und suchte die dortigen Pässe zu halten.



Herzog Friedrich III. von Schleswig-Holstein-Gottorp.
Nach einem alten Stich.

Der König versuchte inzwischen sein Heer wieder zu organisieren, und es gelang ihm dies auch durch die Opferwilligkeit seines Volkes und durch fremde Unterstützung. Einem Tilly war er jedoch nicht gewachsen, im August 1627 mußte er nach Holstein zurückweichen; seine letzten Verbündeten im niedersächsischen Kreise fielen von ihm ab. Bald war Tilly im Besitz der Westseeküste, während Wallenstein die Ostseeküste beherrschte. Christians IV. Heer war entmutigt. Es litt Mangel an



Lebensmitteln und Kriegsbedarf und plünderte im eigenen Lande. Unaufhaltsam mußte der König sich zurückziehen, von den Kaiserlichen scharf verfolgt. Diese nahmen nach kurzer Belagerung das feste Rendsburg, die Ligisten Pinneberg. Die übrigen befestigten Plätze Breitenburg, Itzehoe, Haseldorf, Krempe, Glückstadt allein ausgenommen, fielen nacheinander: Pinneberg nach heftiger Beschießung, Breitenburg nach vierzehntägigem tapferem Widerstand am 19. September von Wallenstein mit Sturm genommen, Krempe ergab sich erst nach langer Belagerung am 14. November 1628 aus Mangel an Lebensmitteln.

Wallensteins General Schlick zwang bei Heiligenhafen ein dänisches Korps von 8000 Mann unter dem Markgrafen von Baden-Durlach sich zu ergeben. Dann wurde trotz aller Proteste des dänischen Reichsrates, daß der Krieg nur die Reichslande ihres Herrschers, aber nicht das eigentliche Dänemark angehe, auch Jütland von den dänischen Truppen gesäubert. Erst am Belt machten die Kaiserlichen Halt, da sie ohne Schiffe dem Könige nicht nach Fünen folgen konnten. So hatten sich die Kaiserlichen in wenigen Wochen zu Herrschern der ganzen cimbrischen Halbinsel gemacht.



Wallenstein.
Nach einem alten Stich.

Aber während die dänischen Inseln in der Folge keiner Gefahr ausgesetzt waren, lastete die Wucht des Krieges auf allen Teilen des Gottorper Landes. Schon im April 1626 hatte sich Herzog Friedrich bei dem Kaiser von der Union losgesagt, nach dem Einfall Tillys und Wallensteins trennte er sich offen von der Sache des Königs und suchte eine neutrale Stellung zu gewinnen. Er schloß mit Wallenstein Frieden, mußte aber trotzdem seinen Landesteil den Truppen Wallensteins und Tillys preisgeben. Auch bemühte er sich um den Abschluß des Friedens zwischen dem König und den Kaiserlichen und korrespondierte deshalb mit Tilly und Wallenstein. Der letztere erschien auch persönlich auf Gottorp beim Herzog und versprach demselben Freiheit von Einquartierung und allen Kriegsbeschwerden. Doch half dies wenig. Dem Herzoge wurde zwar alle ihm gebührende Achtung bezeugt, allein das Land hatte schwer zu leiden. Sogar Gottorp wurde von den kaiserlichen Truppen besetzt und erlitt vielfache Beschädigungen. Im Lande wüteten nicht nur die Feinde, sondern auch die fremden Söldner, welche Christian angeworben hatte. Das Land, das vorher voller Wohlstand war, verödete. Der englische Oberst Monro, welcher 1627 als Befehlshaber einer dem Könige Christian IV. zu Hilfe gesandten schottischen Truppenabteilung nach Holstein kam, hat folgende Beschreibung hinterlassen: „Das Land war voller Segen und schwamm im Überflusse; die Adeligen lebten wie der hohe Adel in England, die Bürgerlichen wie unser niederer Adel; aber binnen sechs Monaten kam Verderben über das Land und aller Wohlstand war dahin.“ Ungeheure Abgaben an Geld und Lebensmitteln waren von den feindlichen Befehlshabern ausgeschrieben und beigetrieben, Greuel aller Art von den wilden Kriegsscharen verübt, ganze Gegenden durch Brand und Plünderung verheert worden. In den Landbezirken lagen viele Hufen wüste, viele Häuser in den Städten standen unbewohnt. Seuchen waren ausgebrochen und durch die Kriegsgreuel die innere Ordnung zerstört;



eine große Sittenverwilderung machte sich allenthalben bemerklich. Schwer wurde das Land in diesem Kriege heimgesucht, und lange hat es unter den Folgen desselben leiden müssen.

Zur See und in seinem Königreich hatte sich Christian behauptet; auf den Inseln war er sicher, da den Feinden eine Flotte fehlte. Er ging wieder zum Angriff über und vereitelte vor allem den Versuch der Gründung einer kaiserlichen Seemacht in der Ostsee. Dies gelang ihm vollständig. Sein Admiral Prosmund verbrannte die von Wallenstein schon erbauten Kriegsschiffe, zerstörte die Werften, sperrte die Warne. Eine andere dänische Flotte legte sich vor die Elbmündung. Zudem zeigte Schweden eine dem Kaiser feindliche Haltung; bereits hatten schwedische Truppen, mit dänischen vereinigt, 1628 Stralsund entsetzen helfen; Gustav Adolf war Herr der unteren Weichsel, ein Bündnis zwischen ihm und Christian dem Abschluß nahe.

Da dem Kaiser auch sonst noch neue Schwierigkeiten durch den Streit mit Frankreich wegen des Fürstentums Mantua erwuchsen, so dachte man an den Frieden. Unter sächsischer Vermittelung und mit Zustimmung Wallensteins begannen 1629 Friedensunterhandlungen zwischen Dänemark und dem Kaiser. Wallenstein zeigte sich den Dänen gegenüber aus verschiedenen für ihn besonders wichtigen Gründen sehr zuvorkommend und schloß Juni 1629 mit Dänemark zu Lübeck einen für dieses Land äußerst günstigen Frieden. Ohne Entgelt erhielt es alles Verlorene zurück und brauchte keine Kriegssteuern zu zahlen; auch der Herzog von Gottorp wurde in seinen Besitzstand wieder eingesetzt. Der König verpflichtete sich dagegen, jeder weiteren Einmischung in die deutschen Angelegenheiten sich zu enthalten, soweit sie ihm nicht als Herzog von Holstein zustand und vor allem seine Absichten auf die Erzbistümer aufzugeben.

Mit dem Frieden zu Lübeck endigten auch die Zwistigkeiten, welche infolge der Entschließungen des Herzogs zwischen ihm und dem König ausgebrochen waren, und welche dadurch verschärft wurden, daß der Oheim des Herzogs, der Erzbischof von Bremen und Lübeck, Johann Friedrich, sich mit Tilly verglich, und daß ferner des Herzogs Bruder, Adolf, sogar seit dem Jahre 1622 im kaiserlichen Heere focht, vermutlich allerdings deshalb, weil ihn Christian um die Nachfolge im Erzbistum Bremen gebracht hatte. Gottorp war bereits mit neuen Befestigungen versehen worden, um einen Angriff des Königs abzuwehren, der vor demselben 1629 mit seinen Truppen erschienen war, als der geschlossene Friede seine Absicht vereitelte.

Fürs erste nahmen die Herzogtümer an dem großen deutschen Kriege keinen weiteren Anteil, nur einige Mitglieder der Ritterschaft und der fürstlichen Häuser fochten in demselben, so Herzog Friedrichs Bruder Adolf, der am 19. September 1631 an den bei Breitenfeld erlittenen Wunden starb und König Christians Sohn Ulrich, der im sächsischen Heere dienend 1633 in Schlesien fiel.

Der zu Lübeck geschlossene Friede hatte zwar jede weiteren feindlichen Schritte des Königs gegen den Herzog im Keime erstickt, auch äußerlich wurde das alte Verhältnis durch Erneuerung und Erweiterung der 1533 und 1593 geschlossenen Union mit Dänemark 1634 und 1637 wieder hergestellt. Infolge des verhältnismäßig langen Friedens in der bewegten Kriegszeit erholten sich die Herzogtümer einigermaßen von den Folgen des Krieges, aber schwer lastete auf ihnen der bewaffnete Friede, die Notwendigkeit, infolge der Streitigkeiten zwischen den Landesherren gerüstet bleiben zu müssen, immerhin.

Gegen Ende des unglückseligen dreißigjährigen Krieges sollten die Herzogtümer von neuem zum Kriegsschauplatz ausersehen werden. Christian IV. hatte schon zu verschiedenen Malen der





Machtentwickelung Schwedens entgegen zu wirken versucht und sich dadurch die Gunst des Kaisers, aber die Mißgunst des allmächtigen Oxenstierna erworben. Im Jahre 1643 erklärte ihm Schweden den Krieg, und in gewaltigen Eilmärschen führte Torstenson das schwedische Heer aus Schlesien nach Holstein. Wie ein Sturmwind fuhren die Scharen des von Gicht schwer gelähmten Feldmarschalls über die reichen Fluren des seit fünfzehn Jahren des Friedens sich erfreuenden Holsteins. Am 18. Oktober waren die schwedischen Scharen in Schlesien aufgebrochen; Weihnachten waren sie bereits in Kiel und, nachdem alle Festungen mit Ausnahme von Krempe und Glückstadt gefallen, wurde der Krieg weiter nach Schleswig und Jütland hineingetragen. Abermals schloß Herzog Friedrich III.



Seeschlacht an der Kolberger Heide. Nach einem Stich im theatrum europaeum.

einen Separatfrieden mit den Schweden am 5. Januar 1644, während der Krieg gegen Dänemark fortgesetzt wurde. Bei Kolding hieben Torstenson's Scharen 1500 Reiter zusammen und nahmen 4500 Infanteristen gefangen. Ende Februar 1644 war die jütische Halbinsel erobert.

Der Herzog war zu dem Friedensschluß gezwungen geworden; er war durchaus nicht gerüstet gewesen. Torstenson hatte von ihm die Übergabe aller Festungen und Schlösser mit Einschluß von Gottorp verlangt, und nur durch den Friedensschluß gelang es ihm, durch Einräumung des Amtes Trittau und durch Zahlung von 100 000 Reichsthalern Schonung seiner Ämter zu erlangen.

Inzwischen war der schwedische General Horn in das damals dänische Schonen eingefallen und bedrohte die Insel. Christian IV. sah seine alleinige Rettung im Seekrieg. Im Mai 1644 schlug er die Feinde zur See bei Sylt, und am 1. Juli 1644 kam es zu der bedeutsamen Seeschlacht bei der Kolberger Heide, in welcher die an Zahl überlegene schwedische Flotte vor der dänischen weichen und sich in den Kieler Hafen zurückziehen mußte. Der alte König, welcher selbst den Oberbefehl führte, wurde durch einen Holzsplitter verletzt und verlor ein Auge. Er wankte jedoch nicht,



bis der Sieg errungen war. Am 13. Oktober siegte indes die schwedische Flotte bei Laaland. Nur der Anmarsch der Kaiserlichen unter Gallas hinderte die Schweden, ihren Sieg auszunutzen, nach den dänischen Inseln überzusetzen und dort den Kampf auszufechten.

Ohne Widerstand zu finden, hatte Gallas seinen Marsch von Böhmen bis an die untere Elbe zurückgelegt. In Holstein mußte Torstenson Kiel räumen und sich nach Schleswig zurückziehen. Da jedoch Gallas eine Entscheidungsschlacht vermied, gelang es Torstenson, seine Truppen nach Rendsburg zu ziehen und dann nach Lauenburg abzumarschieren. Gallas folgte ihm und setzte den Kampf auf deutschem Boden fort.

Wiederum hatten die Lande des Herzogs unsägliche Leiden zu ertragen; denn noch schlimmer als die Schweden hausten die Kaiserlichen mit Brandschatzungen und Plünderungen.

Am 13. August 1645 sah sich Christian IV. genötigt, den nachteiligen Frieden zu Brönsebroe zu schließen, in welchem er zwei norwegische Landstriche und die Inseln Gotland und Oesel an Schweden abtreten mußte.

Zum Frieden zwischen den beiden Landesherren kam es nicht. Die Spannung blieb bis zum Tode Christians am 28. Februar 1648 und wurde zur offenen Feindschaft, nachdem sein Sohn Friedrich III. König geworden war.

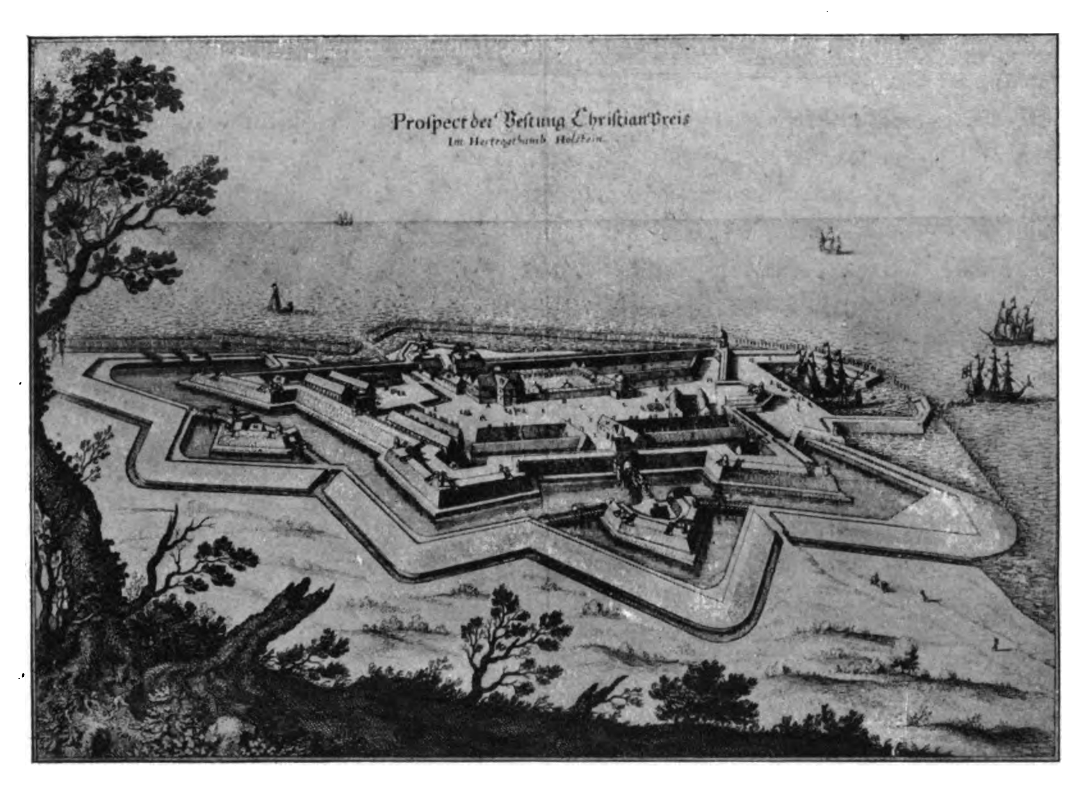
Aus diesem kurzen Bericht über die Schicksale der Herzogtümer in diesem Unglückskriege sieht man schon, wie häufig Kiel fremde Truppen in seinen Mauern sah. 1627 nahmen die Kaiserlichen die Stadt, 1628 belagerten die Dänen sie vergeblich. Als Torstenson seinen berühmten Zug nach Holstein unternahm, kam er am 14. Dezember 1643 nach Kiel nnd schlug dort sein Hauptquartier auf, bis er im Anfang des Jahres 1644 weiter zog. In demselben Jahre eroberte Gallas die Stadt und im August auch das noch länger von den Schweden verteidigte Schloß. Nach Abzug der Kaiserlichen besetzten die Schweden unter Wrangel wieder Stadt und Schloß.

Während dieser Kriegszüge litten Stadt und Land sehr, insbesondere in den Jahren 1627 und 1644. In Werken aus damaliger Zeit, wie Merian, Topographie von Niedersachsen und Danckwerth, Chronik, wird mehrfach berichtet, wie groß die Drangsale waren, welche die Bürger erlitten. Über die dänische Belagerung vom Jahre 1628 lesen wir in Olearius' Chronik folgendes:

„Der König (Christian IV.) hat sich von Eckernförde nach Kiel gewandt und sich mit 47 Schiffen gar nahe vor die Stadt geleget, selbige durch einen Trompeter aufgefordert, sich zu ergeben. Als aber der Oberst darinnen sich wegen Ihrer Kayserlichen Majst. zu halten, resolviret, hat der König das Schloß und die Stadt zu beschießen angefangen, auch 400 Mann auf neun kleinen Schiffen außgesetzt, die Stadt zweymahl angefallen, aber die Kayserliche haben sie durch einen Außfall meist erleget, daß nur drey von neun Schiffen entkommen. Auff solches hat der König noch eine zeitlang mit Schießen angehalten und auff die Stadt und Schloß 379 Schüße aus groben Stücken gethan, weil aber die Belagerten sich doch nicht daran kehren wolten, ist der König mit der Flotte wieder abgezogen."



In der Zeit zwischen den Kämpfen, die Holstein so schwer heimsuchten, erbaute Christian IV. 1632 am Ausgange des Kieler Hafens die Feste Christianpreiß, das jetzige Friedrichsort; bei dem Einfall der Schweden 1643 wurde die Feste am 28. Dezember gestürmt, und wie der Chronist berichtet „an Geschütz, Kriegs-Vorrath, sonderlich aber an hinein geflehntem Gut stattliches erobert“. Während des Krieges diente der Hafen der schwedischen Flotte zur Zufluchtstätte. Nach der Schlacht an der Kolberger Heide wurde die Flotte in den Kieler Hafen getrieben und dort von der dänischen Flotte unter Peter Gal eingeschlossen. Da die Dänen gleichzeitig auch von der Landseite sich nahten und die Flotte von dort aus zu beschießen gedachten, war die schwedische Flotte in großer Bedrängnis;



Die Festung Christianpreis. Nach einem Stich in Marian, Topographie von Niedersachsen.

es gelang ihr aber, da Westwind aufkam, unbemerkt durch die dänischen Schiffe hindurchzufahren und den Hafen zu verlassen. Vizeadmiral Gal mußte dies Geschehnis mit dem Tode büßen. Zu derselben Zeit ward eine bei dem Paß „die Newe Mühle“ (Neumühlen?) von den Dänen aufgeworfene Schanze, von der aus am 26. März 1644 auf die schwedischen Schiffe geschossen war, von den Schweden unter Torstenson erobert und nach Niedermachung der Besatzung geschleift.

Im August 1644 kam Gallas mit den Kaiserlichen nach Holstein, er eroberte Kiel, wo er große Beute machte; nur das Schloß widerstand dem ersten Angriff, doch fiel auch dieses bald. Schlimm wüteten die Kaiserlichen, und die Stadt hatte schwer unter den wilden Horden zu leiden. Nach dem Abzug der Kaiserlichen besetzten die Schweden unter Wrangel wiederum die Stadt.



Erst nach dem Frieden von Brönsebroe nahmen die Leiden der Stadt ein Ende. Nach erfolgtem Friedensschluß ward auch Christianpreiß geschleift, jedoch 1661—63 neu angelegt.

Bekanntlich wurde der Herzog von Holstein-Gottorp mit in den Kampf seines Schwiegersohnes, des Königs Karl X. von Schweden, mit Dänemark verwickelt. Am 22. Juli 1657 erschien Karl X. mit seinem Heere unvermutet in Holstein, und bald waren beide Herzogtümer mit Ausnahme der Festungen Krempe, Glückstadt und Rendsburg in der Gewalt der Schweden. Nach der glänzenden Eroberung der neu erbauten Festung Friderichsodde (Friedericia) durch General Wrangel war auch Jütland den Feinden preisgegeben, und nur die Inseln waren noch im Besitz der Dänen. Da wagte Karl X., begünstigt von dem strengen Winter des Jahres 1657/58, den kühnen Zug über das Eis nach Fünen und Seeland. Dänemark wurde völlig niedergeworfen; im Februar 1658 mußte König Friedrich III. den für Dänemark so schmachvollen Frieden von Roeskilde schließen. Auch dem Herzog von Gottorp bot diese Überlegenheit seines Schwiegersohnes große Vorteile. Die Lehnshoheit Dänemarks über die Gottorper Lande wurde aufgehoben.

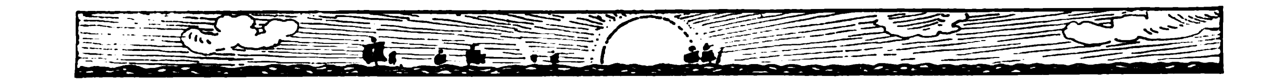


König Karl X. Gustav von Schweden. Nach einem Stich.

Der ehrgeizige Schwedenkönig hatte jedoch nicht lange Ruhe; nachdem er vom 2.—8. Juli mit seiner Gemahlin auf Gottorp Hof gehalten, ging er in Begleitung seines Schwagers Christian Albrecht nach Kiel, wo er bereits 1657 für längere Zeit sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Von hier aus begann er den unvermuteten neuen Angriff auf Dänemark, der ihm zum Unheil werden sollte. Nachdem er am 21. Juli zuerst nach Wismar gesegelt, kehrte er am 24. nach Kiel zurück, hielt dort eine Besprechung mit seinen Befehlshabern und brach dann mit seiner reichlich bemannten Flotte von Kiel auf, um am 7. August ganz unvermutet auf Seeland zu landen und gegen Kopenhagen zu marschieren. Der Ausgang des Kampfes ist bekannt; wiederum mußte Schleswig-Holstein die Zeche bezahlen. Polen, Kaiserliche und Brandenburger rückten in Schleswig-Holstein ein, brandschatzten und verwüsteten die Lande des Herzogs.

Unter dem Namen „Polenkrieg" sind diese Jahre der Not noch lange im Andenken des Volkes geblieben. Die herzogliche Familie verließ Gottorp und zog sich nach Tönning zurück. Dort starb Friedrich III. am 10. August 1659, seinem Sohne Christian Albrecht die endgültige Regelung der Verhältnisse überlassend.

Friedrich III. war ein hervorragender Fürst, der sich nicht allein durch seine Verbindungen mit zahlreichen Fürstenfamilien, — er war der Schwiegersohn des Kurfürsten von Sachsen, der Neffe des Dänenkönigs, der Schwager des ältesten, 1647 gestorbenen Sohnes dieses Fürsten, der Vetter



Gustav Adolfs von Schweden, der Schwiegervater von Karl X. Gustav von Schweden, des Herzogs von Mecklenburg, des Landgrafen von Hessen, des Fürsten von Anhalt, — sondern vor allem auch durch seine ganz ungewöhnlichen Geistesgaben, durch seine hervorragenden Herrschertalente einer großen Achtung und Verehrung überall erfreute.

Gelehrte Anstalten standen in seiner besonderen Gunst; 1635 wurde das Gymnasium zu Bordesholm wieder hergestellt und 1640 die Schleswiger Domschule verbessert. Auch faßte er den Plan, eine Hochschule nach dem Muster der deutschen Universitäten zu stiften und ließ 1640 den Kaiser Ferdinand durch seinen Gesandten, Johann Adolf Kielmann, um die Genehmigung zur Gründung einer Universität ersuchen.

Auch König Christian IV. wußte er für diesen Gedanken zu erwärmen, und beide legten im Dezember 1641 den in Kiel versammelten Landständen einen Antrag auf Bewilligung der Kosten vor. Diese bewilligten indes die nötigen Summen nicht, und der Herzog gedachte nunmehr das Werk mit eigenen Mitteln zu gründen. Am 26. April 1652 wurde für den Herzog das kaiserliche Diplom seitens Ferdinand III. ausgefertigt, eine Universität mit den bei deutschen Universitäten üblichen Gerechtsamen in seinem Lande errichten zu dürfen. Von einer gemeinschaftlichen, von beiden Landesherren zu stiftenden Universität war nicht weiter die Rede. Infolge der Schwedenkriege mußte jedoch Friedrich III. auf seinen Lieblingswunsch, die Gründung der Universität, verzichten und konnte nur in seinem Testament darauf bezügliche Bestimmungen hinterlassen.



Ad. Olearius. Nach einem alten Stich.

Ein zweiter Lieblingsplan des Herzogs war der, den persischen Seidenhandel und den Handel mit dem Orient überhaupt, über Rußland und die Ostsee nach Holstein zu leiten. Kiel und das neu gegründete Friedrichsstadt sollten die Hauptstapelplätze für diesen Handel werden. Die sogenannten „Persianischen Häuser“ in Kiel, die bekannte Häuserreihe vor der Kirche, wurden damals errichtet um als Speicher für die zu erwartenden Waren zu dienen. Im Jahre 1633 rüstete der Herzog eine Expedition aus, die Rußland und Persien besuchen und dort Beziehungen anknüpfen sollte. Leiter der Expedition waren der Hamburger Kaufmann Otto Brughmann und der herzogliche Rat Philipp Crusius. In ihrer Begleitung befanden sich vierunddreißig Personen, darunter der Dichter Paul Flemming und der Historiograph des Gottorper Hauses, Adam Olearius. Der letztere hat auch diese Reise in einem umfangreichen, mit vielen Kupfern verzierten Werke behandelt. 1633 brach man auf, kam aber nur bis Moskau; am 6. April 1635 ward Gottorp wieder erreicht. Im Oktober desselben Jahres ging dann die zweite, bei weitem größere Expedition von Gottorp ab, die nach manchen Fährlichkeiten vorerst Moskau und dann auch Ispahan erreichte. Am 1. August 1639 traf die Gesandtschaft wiederum in Gottorp ein. So knüpfte der Herzog wichtige Verbindungen mit Völkern an, die sonst selten Verkehr mit anderen europäischen Fürsten pflegten; sein Name ward in den Ländern Asiens viel genannt und hoch geehrt.



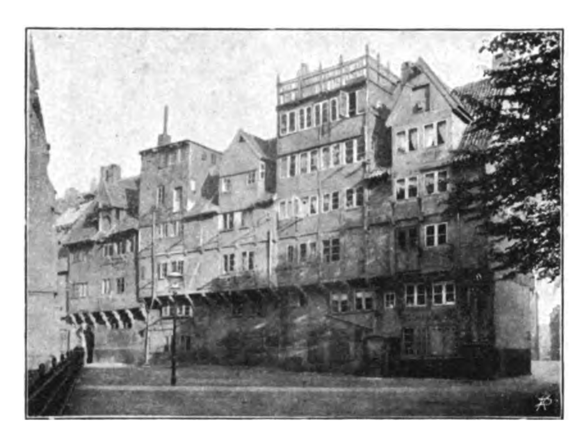
Die großen Erwartungen, welche er an den Erfolg dieser Verbindungen knüpfte, erfüllten sich aber nicht; die Kriegsunruhen und manches andere ließen dieselben nicht zur Entwickelung kommen.

Um den Handel seines Landes zu heben, faßte der Herzog den Plan, die Ostsee mit der Nordsee durch einen Kanal zu verbinden; er ließ die schon vorhandenen Pläne prüfen und neue anfertigen, aber auch dieses Vorhaben vereitelte der Krieg.

Auch dem Schutze der heimischen Industrie wandte er seine Fürsorge zu und verbot bei hoher Strafe die Einfuhr holländischer Kästen und Schränke, die heimische Schnitzkunst dadurch neu belebend und ihr zu einem neuen Aufschwung verhelfend.

Der großen Fürsorge des Herzogs für seine Residenz Gottorp, seiner vielen Kunstschöpfungen auf diesem stattlichen Schloß, seiner kostbaren Bibliothek, seiner zahlreichen Sammlungen kann hier nur kurz gedacht werden.

Bedeutsam waren die Gunstbezeugungen, die er Männern der Kunst und Wissenschaft, die an seinem Hofe weilten, zu teil werden ließ, um dadurch die Herzogtümer zum Mittelpunkt geistigen Lebens in jener trüben Zeit zu stempeln.



Die Persianische Reihe. Nach einer Photographie.

Caspar Danckwerth schrieb 1652 seine „Newe Landesbeschreibung", zu der Johann Meier aus Husum die Karten lieferte, welche von den Husumer Goldschmieden Matthias und Nikolaus Petersen in Kupfer gestochen wurden; der herzogliche Rat Paul Cypraeus schrieb eine Geschichte des Schleswiger Bistums bis zum Jahre 1550, Niklas Helduader aus Schleswig eine Beschreibung seiner Vaterstadt und die „Sylva chronologica circuli Baltici". Der Dithmarse Johann Neocerus schilderte in niederdeutscher Sprache die Thaten seines Volkes, und Adam Olearius verkündete in vielfachen Schriften den Ruhm des Gottorpischen Herrscherhauses.

Auch die Dichtkunst fand am herzoglichen Hofe eifrige Pflege und ward nach Kräften unterstützt.

Martin Opitz, Paul Flemming weilten längere Zeit dort, und der Pastor Johann Rist, der Stifter des Elbschwanenordens, der kaiserlich gekrönte Poet und Pfalzgraf, schuf zu Wedel seine herrlichen Dichtungen, die ihn als einen der größten Dichter jener Zeit erscheinen lassen. In Kiel lebte auch für einige Jahre, 1641—1643, Georg Neumark, der hier durch die Bemühungen des Pastors N. Becker und des Physikus P. Moth eine Hauslehrerstelle beim Amtmann N. Hennings erhielt. Dies Glück nach vielen trüben Stunden veranlaßte Neumark, seinen Dank gegen den Allmächtigen in dem herrlichen Liede Ausdruck zu geben, welches wir noch heute als eine der schönsten Perlen des geistlichen Liederschatzes bezeichnen dürfen: 1641 ist das Lied „Wer nur den lieben Gott läßt walten und hoffet auf ihn alle Zeit" in Kiel entstanden.

In den bildenden Künsten war es vornehmlich Jürgen Ovens, der schon unter Friedrich III. seine Thätigkeit am gottorpischen Hofe begann.

Es war naturgemäß, daß diese rege geistige Thätigkeit nicht ohne Einfluß auf Kiel bleiben konnte, das bald berufen wurde, sich die Herrschaft auf geistigem Gebiete in den Herzogtümern zu erringen.



Eine hervorragende Rolle im Lande hatte Kiel so wie so stets gespielt; der Handel, welcher, wie wir sahen, in Kiel in den ersten Jahrhunderten des Bestehens der Stadt nicht unbedeutend war, hatte den Gesichtskreis der Bürger erweitert, sie hinausgeführt in fremde Lande und mancher Neuerung Eingang verschafft, die in den damaligen Kleinstädten sonst keinen Boden zu finden vermochte. War auch der Traum von einem Welthandel nicht in Erfüllung gegangen, hatte die wachsende Fürstengewalt auch der freien Entwickelung der Städte manche Schranken auferlegt, so gedieh trotzdem der einmal gepflanzte Samen kräftig; der Kieler Bürger nahm stets eine bevorzugte Stellung vor den Bewohnern der andern holsteinischen Städte ein; seine Intelligenz, seine Thatkraft wuchs, und sein Unternehmungsgeist, wenn auch durch die Verhältnisse in engeren Grenzen gehalten, erstrebte höhere Ziele.



Christian Albrecht, Herzog von Holstein-Gottorp. 1659—1694. Nach einem alten Stich.

Als nun im Laufe der Zeiten, insbesondere durch das thatkräftige Wirken der Gottorper Herzöge, die man mit einigem Recht die „Medicäer des Nordens“ nennen kann, der Sinn für Bildung auch die große Masse des Adels ergriff, denen ein Heinrich Rantzau als ein leuchtendes Vorbild vor Augen stand; als dem Geiste der protestantischen deutschen Hochschulen durch Söhne des Adels, durch Geistliche und Lehrer im nordischen Lande immer neuer Boden gewonnen wurde, war Kiel in erster Linie berufen, die Früchte dieses geistigen Emporstrebens zu ernten.

Die Christian Albrechts-Universität wird stets das Gedächtnis des edlen Fürsten, der ihr Gründer war, wachrufen. Es war dem Herrscher nicht beschieden, in Ruhe und Frieden über sein Land zu herrschen; das Unglück heftete sich an seine Fersen, und mehr wie einmal zwang ihn dänische Willkür und Falschheit, sein Land zu meiden.

Als achtzehnjähriger Jüngling bestieg Christian Albrecht den Thron seiner Väter. Unter den ungünstigsten Verhältnissen übernahm er die Regierung; beim Tode seines Vaters weilte er noch in Schweden und konnte nur auf Umwegen in sein Herzogtum gelangen. Auf einem englischen Schiffe kam er von Schweden nach Helgoland und von da nach Tönning. Vergebens suchte er bei dem Dänenkönig um Frieden nach, allein derselbe trat ihm, nachdem die Verbündeten 1659 bei Nyborg einen Sieg über die Schweden erlangt hatten und Karl X. am 13. Februar 1660 plötzlich gestorben war, entschieden feindlicher als vordem gegenüber und hätte am liebsten die völlige Vernichtung der gottorpischen Herrschaft gesehen. Dank der Einsprüche des Großen Kurfürsten von Brandenburg, der sich standhaft weigerte, Schloß Gottorp den Dänen auszuliefern, waren auch die anderen Verbündeten nicht dazu zu bestimmen, den Herzog und sein Land den Dänen zu überliefern, und in dem am 27. Mai 1660 zu Kopenhagen geschlossenen Frieden ward Christian Albrecht der lehensfreie Besitz seines Herzogtums zugesichert.



Am 3. Februar 1661 empfing der Herzog auf dem Landtage zu Schleswig die Huldigung der Stände; am 24. Mai 1661 schloß er ein neues Bündnis mit Schweden und verließ dann sein Land, um größere Reisen zu unternehmen. Die Regentschaft führten während seiner Abwesenheit seine Mutter Maria Elisabeth und sein Kanzler Kielmann von Kielmannsegg. 1662 besuchte Christian Albrecht die Niederlande, Frankreich, die Schweiz und Deutschland; eine andere, 1666 unternommene Reise führte ihn nach Rom und Venedig.

Mit Dänemark war in den letzten Jahren der Regierung des Königs Friedrich III. ein leidlich gutes Verhältnis zustande gekommen; die Uneinigkeiten und Streitigkeiten, welche durch die gemeinsame Regierung in den Herzogtümern immer aufs neue entstanden, wurden in dem am 12. Oktober 1667 zu Glückstadt abgeschlossenen Vertrag geschlichtet, und auch die persönliche Feindschaft schien durch die Vermählung des Herzogs mit der Tochter des Königs, Friederike Amalie, beigelegt.



Kielmann von Kielmannsegg. Gottorpischer Kanzler.
Nach einem alten Stich.

Doch nur kurze Zeit währte das gute Verhältnis; am 9. Februar 1670 starb der König Friedrich III. Sein Nachfolger war sein Sohn Christian V. Der Lieblingswunsch dieses Fürsten wie seines Ministers und Ratgebers Griffenfeld war, die absolute Herrschaft nach Maßgabe des Königsgesetzes weiter zu befestigen und auch auf Schleswig-Holstein auszudehnen. Hier war der Mitregent ihm im Wege. Eine Gelegenheit zu neuer Fehde war bald gefunden. Bevor jedoch diese ausbrach, sollte Christian Albrecht noch erfahren, wie wenig treu und ehrlich es Dänemark und sein König mit ihm meinten.

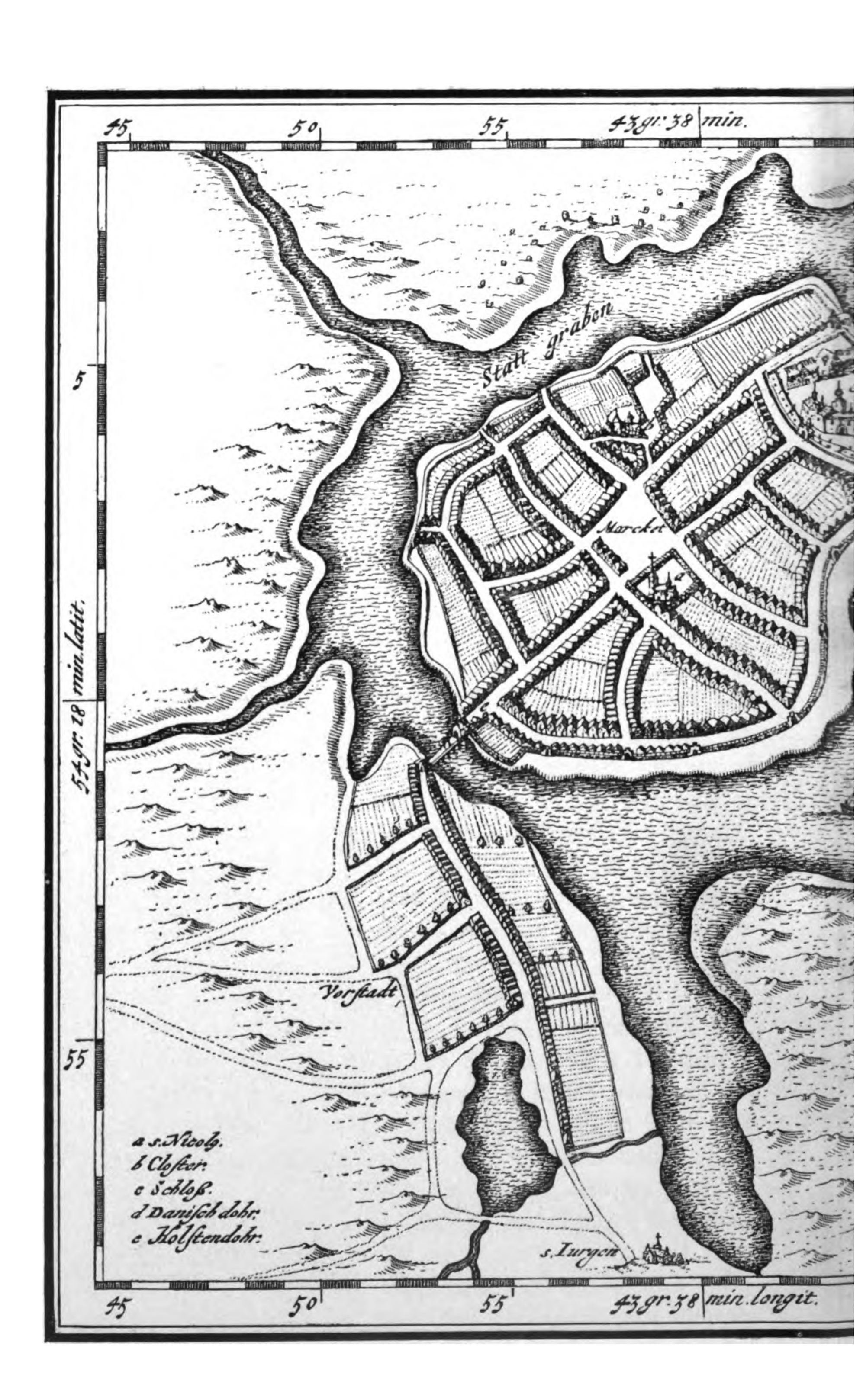
1667 war der Letzte des in Oldenburg und Delmenhorst regierenden Zweiges des Oldenburger Fürstenstammes, Graf Anton Günther, gestorben. Noch bei seinen Lebzeiten hatte dieser 1664 seine Herrschaften dem Könige Friedrich III. und dem Herzoge Christian Albrecht übergeben. Gegen diese Überlassung protestierte jedoch der Herzog Joachim Ernst von Holstein-Plön, welcher sich für den nächstberechtigten Erben hielt und strengte beim Kaiserlichen Reichshofrat einen Prozeß gegen die beiden Erben an. Ehe derselbe noch entschieden war, verständigte sich jedoch der Plöner Herzog 1671 mit Dänemark. Gegen Abtretung anderer Besitzungen in Holstein, sowie gegen Anerkennung anderer Forderungen überließ er die eine Hälfte der oldenburgischen Herrschaft sofort an Dänemark und sicherte demselben im Fall des glücklichen Ausgangs des Prozesses die andere zu. Jetzt unterstützte Dänemark den Plöner Herzog, und nunmehr ward 1673 der Prozeß zu dessen Gunsten entschieden. Herzog Christian Albrecht wurde gezwungen, den ihm von Anton Günther übergebenen Teil von Oldenburg und Delmenhorst auszuliefern und auch für die daraus bisher genossenen Einkünfte Ersatz zu leisten.

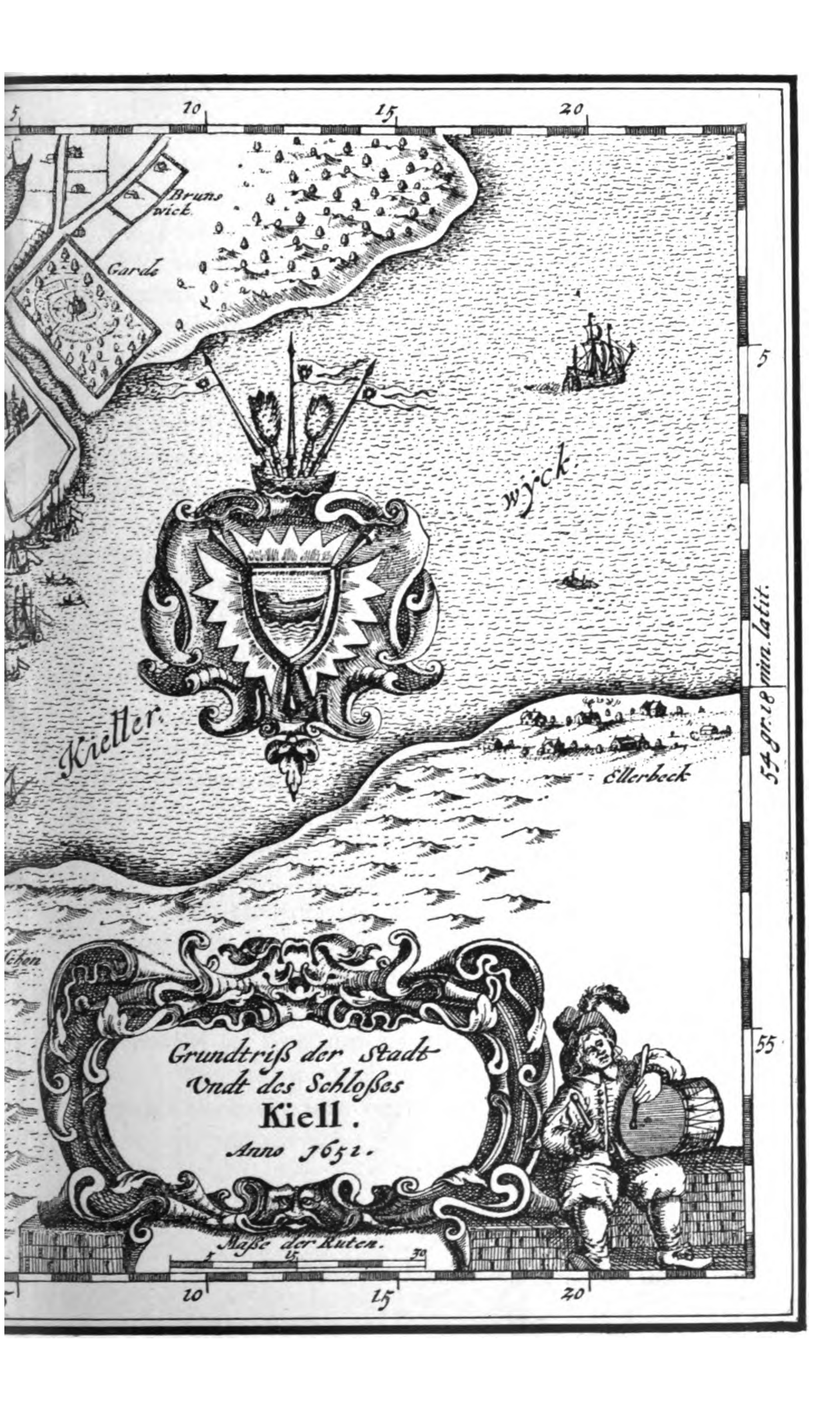
Dieses durchaus illoyale Verfahren des dänischen Hofes zwang den Herzog, sich wieder an Schweden anzuschließen, wo sein Neffe, Karl XI., 1674 die Regierung übernommen hatte.



Zum offenen Bruche mit Dänemark kam es im nächsten Jahre. Durch sein Bündnis mit Schweden trat der Herzog in schroffen Gegensatz zu Dänemark, das sich der Verbindung angeschlossen, welche von Holland, Brandenburg und einigen anderen Fürsten gegen Frankreich und Schweden gebildet worden war. Als der König von dem zu Kiel versammelten Landtage die Bewilligung der zur Landesverteidigung nötigen Mittel verlangte, erklärte der Herzog den einseitigen Antrag des Königs für nicht gerechtfertigt und suspendierte den Landtag, welcher niemals wieder in der alten Weise zusammenberufen worden ist.

In einer persönlichen Zusammenkunft der beiden Fürsten und ihrer Staatsmänner in Rendsburg suchte man eine Einigung zu erzielen. Als jedoch während der Verhandlungen die Nachricht von der Niederlage der Schweden bei Fehrbellin nach Rendsburg kam, ließen die Dänen gegen den Herzog jede Rücksicht fallen und brachen in schnöder Weise die Gastfreundschaft. Der Herzog wurde gewaltsam in Rendsburg festgehalten und konnte erst die Feste verlassen, nachdem er am 10. Juli 1675 den Rendsburger Vergleich eingegangen. Dieser Vertrag brachte ihn in ein völliges Abhängigkeitsverhältnis zu Dänemark, Tönning wurde geschleift, Graf Kielmannsegg gefangen genommen. Der Herzog flüchtete nach Hamburg und protestierte von dort gegen den Rendsburger Vertrag und die Maßnahmen des Königs. Dänemark antwortete mit der Beschlagnahme und Verwaltung der Gottorper Lande. Im Frieden zu Nimwegen und im Frieden zu Fontainebleau 1679 wurden jedoch Dänemarks Ansprüche nicht anerkannt, Christian Albrecht erhielt alle seine Besitzungen zurück und empfing die Bestätigung seiner Hoheitsrechte. Für kurze Zeit kehrte er in sein Land zurück. Leider war dieser Erfolg nicht von Dauer, Dänemark schloß sich nunmehr an Frankreich an und suchte für sich durch dieses, das die Verbindung mit Schweden gelöst, neue Vorteile zu erringen. Dänemark trat wiederum feindselig auf, nahm am 30. Mai 1684 den gottorpischen Anteil von Schleswig in Besitz und vereinigte ihn mit dem königlichen Anteil. Aus Gottorp ward die Gemahlin des Herzogs, die Schwester des Königs, vertrieben und das Schloß zum Sitz für das Obergericht für das Herzogtum Schleswig bestimmt. Christian Albrecht, der wiederum nach Hamburg geflüchtet war, suchte Schutz beim Kaiser und beim deutschen Reichstage. Ein thatkräftiger Verfechter erstand ihm in dem „Großen Kurfürsten von Brandenburg", der auch energisch gegen Dänemark vorging, als dieses gegen Hamburg Feindseligkeiten unternahm. Dem großen thatkräftigen Fürsten aus dem Zollernhause haben Holstein und Hamburg es nicht am wenigsten zu danken, daß sie der dänischen Herrschaft nicht unterthan wurden. Auf Veranlassung des Kurfürsten fanden sich im November 1687 Abgeordnete der streitenden Parteien und der vermittelnden Mächte auf dem Rathause zu Altona zusammen, um den Streit zu schlichten. Es kam jedoch zu keiner Einigung, da Christian V. seinen Raub nicht zurückgeben, Christian Albrecht die ihm angebotenen Entschädigungen nicht annehmen wollte. Zum Unglück starb 1688 der Große Kurfürst, der energische Verteidiger des Herzogs, und fast schien es, als ob der Herzog sein Stammland nicht wieder betreten sollte. Da trat ein plötzlicher Umschwung ein; Wilhelm von Oranien gelangte auf den englischen Thron und brachte ein starkes Bündnis gegen Ludwig XIV. zustande, der nur noch Dänemark zum Bundesgenossen hatte. Die Verbündeten unterstützten nun die Ansprüche des Herzogs und zwangen am 30. Juni 1689 Christian V. zum Altonaer Vergleich, durch den Christian Albrecht die Bestätigung aller seiner Rechte und Güter erhielt. Am 30. Oktober 1689 kehrte Christian Albrecht nach Schleswig zurück; dem schwergeprüften Fürsten, der zweimal aus seinem Lande hatte fliehen müssen, war es beschieden, seinen Lebensabend zu Gottorp


45
50
55
43 gr. 38 min.
Statt graben
Marckt
Vorstadt
s. Iurgen
5
54 gr. 28 min. latit.
55
a s. Nicolz.
b Closter.
c Schloß.
d Danisch dohr.
e Holstendohr.
43 gr. 38 min. longit.


Bruns wick.
Garde
wyck.
Kieller.
Ellerbeck
54 gr. 18 min. latit.
Grundtriß der Stadt
Vndt des Schloßes
Kiell.
Anno 1652.
Maße der Ruten.
10
15
20
55



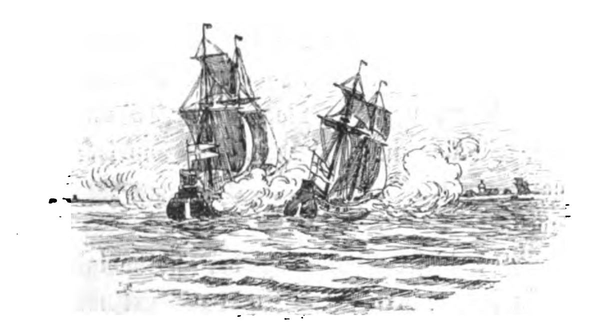
in Frieden zu beschließen; am 27. Dezember 1694 starb er daselbst. Seine Witwe, die ihren Wohnsitz in Kiel nahm, überlebte ihn um zehn Jahre. Der Herzogin verdankt Kiel, wie bereits erwähnt, manches. Sie ist die Schöpferin der großen Alleen und des Weges nach Düsternbrook und dem Reyhersbrunnen.

Bald sollte Kiel die ständige Residenz der Herzöge werden. Auf Christian Albrecht folgte sein Sohn Friedrich IV. Unter ihm kam es zu neuen Auseinandersetzungen mit Dänemark, eine jede Macht beanspruchte Rechte, die der andere Teil abstritt, der Herzog vor allem den Besitz der vollen Souveränität, das Recht Truppen zu halten, Festungen zu bauen, Bündnisse zu schließen. Trotz mancher Reibereien kam es jedoch nicht zum Kampf; zu Pinneberg ward 1696 nochmals ein Vergleich geschlossen, der jedoch keine nennenswerten Änderungen herbeiführte. 1697 ging der Herzog nach Schweden und verlobte sich mit der Schwester des Königs, Hedwig Sophie. Er schloß sich eng an seinen Schwager, Karl XII., an; gemeinsam mit ihm verübte er die vielen Tollheiten und Exzesse, die unter dem Namen „Gottorper Rasereien" bekannt geworden sind. Nach seiner Vermählung 1698 kehrte der Herzog nach Holstein zurück. Er erhielt den Oberbefehl über die schwedischen Truppen in Deutschland und zog zum Schutze seines Landes schwedische Regimenter von Wismar nach Husum. Im Jahre 1700 kam der Krieg mit Dänemark zum Ausbruch; die Erfolge der Dänen gegen den Herzog wurden ausgeglichen durch die Landung Karl XII. auf Seeland. Am 17. August 1700 ward der Friede zu Traventhal geschlossen, der dem Herzog die volle Souveränität zusicherte. Dieser folgte seinem königlichen Schwager ins Feld. Um die Mittel zur Kriegsrüstung zu beschaffen, verpachtete er die gesamten Ämter und Landschaften, Vorwerke und Domänen mit der ganzen Administration von Justiz und Polizei an einen Oberstlieutenant von Bergholz, welcher große Pläne zur Förderung der Wohlfahrt des Landes entwarf.



Friedrich IV. von Holstein-Gottorp.
Nach einem alten Stich.

Durch den plötzlichen Tod des Herzogs in der Schlacht von Clissow am 19. Juli 1702 wurden jedoch alle kaum begonnenen Unternehmungen vereitelt.



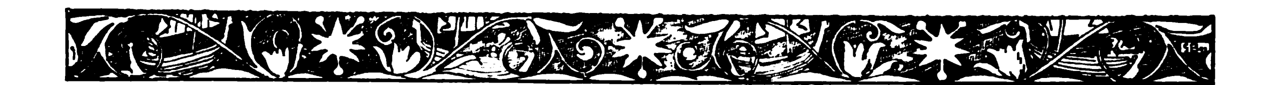
Die Residenzstadt Kiel.



F riedrich IV. hinterließ als Erben ein Kind, einen zweijährigen Sohn, Carl Friedrich. Die vormundschaftliche Regierung für diesen Fürsten ist die trübste Zeit für das Land geworden, es bewahrheitete sich das alte Wort: „Wehe dem Lande, dessen Fürst ein Kind ist."

Der junge Fürst befand sich mit seiner Mutter in Schweden; die vormundschaftliche Regierung führte sein Oheim Christian August, der Fürstbischof von Lübeck, dem ein Staatsrat zur Seite stand, dessen Mitglieder, vor allem Wedderkopp und Görtz, die eigentlichen Herrscher des Ländchens waren. Ein willkürliches, autokratisches Regiment wurde namentlich am Gottorper Hofe geübt. Alle Übelstände einer Günstlingsherrschaft machten sich geltend, Anfeindungen und Verfolgungen, Unsicherheit des Rechts, Bedrückung des Landes. Zum Unglück für den jungen Fürsten starb seine Mutter 1708. Sie hatte von Stockholm aus die Landesangelegenheiten mit vieler Einsicht besorgt. Nach ihrem Tode war der Herzog verlassen und ohne Stütze in Schweden, sein Onkel Karl XII. war außer Landes, seine Tante Ulrika Eleonore haßte ihn als den bevorzugten Erben ihres Bruders.

In dieser Zeit ging der schleswigsche Anteil verloren, dadurch daß Holstein in den Krieg zwischen Dänemark und Schweden verwickelt wurde.



Trotz der versprochenen strengen Neutralität hatte es dem schwedischen Heerführer Steenbock die Festung Tönning geöffnet; Görtz versuchte es, durch geschickte Vermittelung das Land zu retten, welches die Dänen infolge des Bruches der Neutralität am 18. Februar 1713 annektiert hatten. Eine Zeit lang schien es, als ob es dem gewandten Diplomaten Görtz gelingen würde, dem jungen Fürsten sein Herzogtum zu erhalten, allein die Einnahme Tönnings am 8. Februar 1714 brachte unleugbar die Belege des zweideutigen Spiels, das man dort getrieben; und nun war Friedrich IV. von Dänemark entschlossen, wenigstens den herzoglichen Anteil von Schleswig zu behalten.

Görtz bot alles auf, um in der Sache des Herzogs eine günstige Wendung herbeizuführen; in Petersburg, Berlin und Wien, in London und im Haag unterhandelte er, jedoch vergebens. Nach der Rückkehr Karl XII. wurde in dem Herzog noch einmal die Hoffnung auf die Wiedergewinnung seiner Erblande geweckt; mit dem Tode des großen Kriegshelden am 11. Dezember 1718 schwand jedoch auch diese letzte Hoffnung.



Christian August zu Holstein-Gottorp, Bischof v. Lübeck. Nach einem alten Stich.

Der Herzog, der berechtigte Erbe Schwedens, ward bei der Nachfolge übergangen und statt seiner der jüngeren Schwester Karls XII. der Thron übertragen. Görtz, der schwedischer Minister geworden, wurde von der Königin zum Tode verurteilt. Schwedens Politik änderte sich; es schloß mit Dänemark Frieden und ging dabei die schimpfliche Bedingung ein, dem Herzog in Zukunft keine Hilfe und Unterstützung mehr zu gewähren.

Da war es der deutsche Kaiser, der sich des Herzogs in seiner Notlage annahm, er forderte und erlangte auch vom dänischen Hofe die Auslieferung der holsteinischen Lande an den Herzog unterm 9. August 1720; die schleswigschen Besitzungen und mit ihnen das alte Stammschloß aber waren und blieben verloren.

Zunächst ging Karl Friedrich 1721 nach Rußland und vermählte sich 1725 daselbst mit der Tochter des Zaren Peter, Anna. Sein ganzes Streben blieb nach wie vor darauf gerichtet, sein Erbland den Dänen wieder zu entreißen; Peter I., eifriger noch Katharina I. begünstigten seine Pläne und sicherten ihm ihre Hilfe zu. Der Tod dieser Kaiserin machte jedoch allen diesen Hoffnungen ein Ende. Der Herzog verließ mit seiner Gemahlin Rußland und kehrte 1727 nach Kiel zurück, wo er das Schloß zu seiner Residenz erkoren hatte. Eine ruhigere Zeit schien endlich gekommen; als Gemahl einer Kaiserstochter, unterstützt durch einflußreiche Verbindungen, schien dem Herzog ein glückliches Geschick beschieden, dem Lande Ruhe und Frieden gesichert. Mit jubelnder Freude nahm ihn sein Heimatsland auf; große Festlichkeiten wurden veranstaltet, Land und Stadt atmeten wieder auf.

Es wird angebracht sein, dem damaligen Kiel nähere Beachtung zu schenken. Die älteste Ansicht der Stadt gab uns ein Bild von dem Aussehen Kiels zur Zeit der ersten Gottorper; die Stadt war von Mauern und Gräben umgeben, vor denen die Vorstadt sich auszubreiten begann; stattliche Thore vermittelten den Verkehr nach Norden und Süden. Es ist schon erwähnt, daß die



dieser Ansicht folgenden Pläne mit wenigen Ausnahmen Nachahmungen des ersten Planes sind, sowie ferner, daß wir aus einem Zeitraum von fast 150 Jahren nur drei selbständig ausgeführte Pläne der Stadt besitzen, den Plan in Danckwerths Chronik, den Plan in dem Werke von Gramm, Chilonium novus Holsatiae Parnassus, und den Plan mit der Überschrift: „Eine Stadt nach der Proportion des Menschen" von Reyher. Auf Zuverlässigkeit können die beiden ersten Pläne gar keinen, der letztere auch nur in geringem Maße Anspruch machen. Daneben finden sich schon von der Wende des Jahrhunderts, etwa von 1700 an, einige vom jenseitigen Ufer aus aufgenommene Ansichten. Es gehören hierzu die im Stadthaus befindliche große Ansicht der Stadt und die hier wiedergegebenen Blätter: die Ansicht von Fritsch auf dem Blatt, welches die Inschrift trägt: „Kielisches Gesangbuch", sowie eine Federzeichnung von Werner, die aller Wahrscheinlichkeit nach die Stadt festlich geschmückt zum Einzug Karl Friedrichs darstellt.



Ansicht um 1726. Nach einem Stich von Fritsch.

Es ist bedauerlich, daß diese älteren Pläne so wenig zuverlässig sind; würden sie uns doch ein treffliches Bild geben können von dem Aussehen der Stadt zu Zeiten Christian Albrechts. Mannigfache, wenn auch das Bild der Stadt nicht wesentlich umgestaltende Veränderungen sind seit 1580 geschehen: Das äußere Holstenthor ist gefallen, vermutlich 1665 bei der Erbauung einer neuen hölzernen Brücke. Der Burggraben am Dänischen Thore war 1687 zugeschüttet; das äußere Dänische Thor wurde gleichfalls beseitigt; das hochragende, baufällige innere Thor niedergelegt und in bescheidenerer Form wieder aufgebaut. Der Turm des Küterthores, der sogenannte Windmüllerturm, war um 1700 beseitigt worden. Der außerhalb der Mauer am Hafen sich hinziehende Wall wurde in einen mit Bäumen bepflanzten Weg, „Philosophischer Weg" benannt, verwandelt.

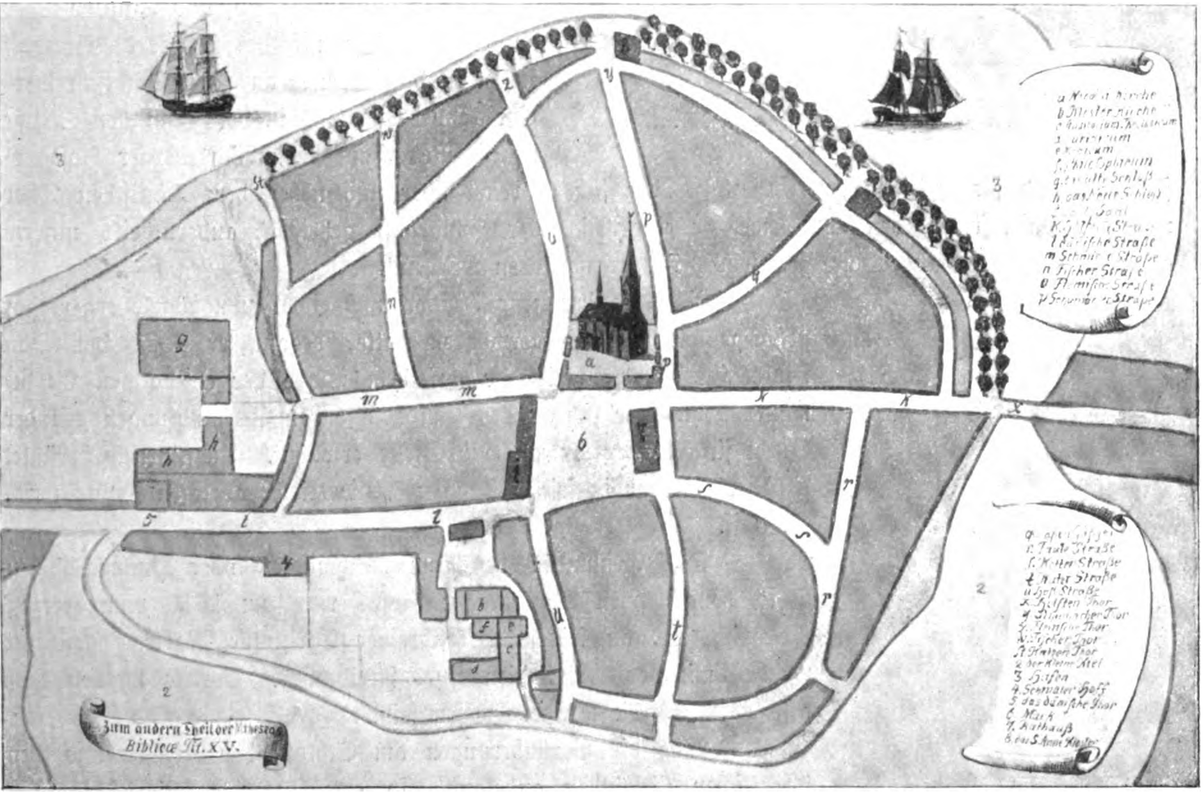
1654 war der Kleine Kiel, der bis dahin noch im Besitz des Landesherrn gewesen war, für 200 Thaler in den Besitz der Stadt übergegangen. Auch in den Straßen war manche Veränderung eingetreten. Schon von altersher wohnten viele adelige Familien in der Stadt; 1631 sind 77 adelige Häuser aufgeführt, von denen ein sehr großer Teil „Freihäuser" waren, die von der Leistung städtischer Abgaben entbunden wurden. Durchgängig waren es stattliche Giebelhäuser, Gewese von bedeutendem Umfang mit Hofplätzen und Hintergebäuden, welche sich oft bis zu anderen Straßen hin erstreckten. Diese Steinbauten sind zum größten Teil in dem Zeitraum von 1500—1630 entstanden; vielfach wurden sie auf älteren Baulichkeiten aufgeführt oder auch solche nur umgebaut. In der dann folgenden Zeitperiode, in den Jahren nach 1650, sind wenig Neu- und Umbauten vorgenommen worden; es fehlte das Geld, und wenn man baute, so geschah es nur, um die notwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen. Schöne Treppengiebel, der Straße zugewandt, zeichneten die früher errichteten Häuser aus, die im Verhältnis zu ihrer Größe in der Regel nur wenige Zimmer besaßen, während sich unter den Dächern große Bodenräume befanden.

In jenem Zeitraum vor den Kriegswirren, welche den Wohlstand des Landes so sehr er-



schüttern sollten, sind unter anderm errichtet 1620 das Haus Markt 11, in welches 1642 die „Hof-apotheke" verlegt wurde; 1611 die Ratsapotheke in der Holstenstraße, 1651 das Haus Holstenstraße 24,





Plan aus Reyher, mathesis biblica.

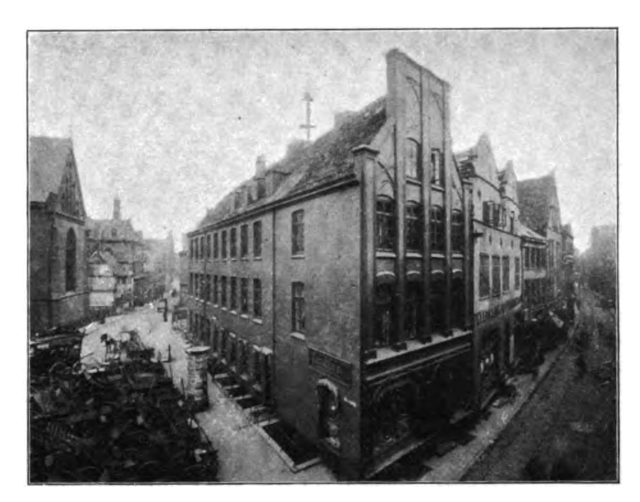
1618 das Herzog Hans August-Haus oder die „Bischofspforte" in der Dänischen Straße; 1621 der Buchwald'sche Hof.

Von diesen Bauten steht heute nur noch letzterer; er ist, wenn auch in etwas veränderter Form, so doch im großen und ganzen in dem alten Zustand erhalten; noch stehen seine beiden hohen



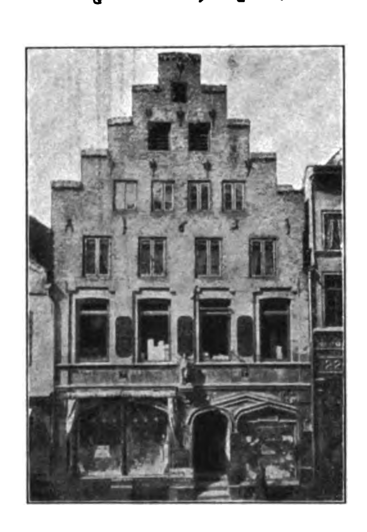


Treppengiebel, und die großen, an der Vorderwand des Hauses angebrachten eisernen Buchstaben zeigen die Namen der Erbauer: Egidius von der Lancken, Frau Lucia von der Lancken, A. 1621. Zu diesem stattlichen Gewese gehörten die Häuser in der Dänischen Straße vom Warleberger Hof an und das ganze Terrain bis zum Dänischen Thore.



Dänischestraße mit der ehemaligen Bischofspforte oder Herzog Hans-August-Haus.
Nach einer Photographie von Schmidt & Wegener.

1502 hatte Herzog Friedrich I. diesen Platz an Thönnies Rantzow geschenkt; 1581 wurde er von Herzog Adolf von dem damaligen Eigentümer Hans von der Wisch mit dem darauf befindlichen Hause zurückerworben. 1619 schenkte dann Herzog Friedrich III. den Platz an seinen Oberhofmeister Egidius von der Lancken und zwar „Hof und Platz, welcher ab einer Seiten uff des Klosters Kirchhoff nahet und sich bis an des Ambtschreibers Christopher Martens in der Dänischen Straße neuerbautes Haus (den Warleberger Hof) erstrecket", und ferner einen zweiten Platz, „der sich erstrecket über und neben dem Dänischen Thor und gar daselbst auf den Wall, welcher einestheils der Hundehoff geheißen, anderntheils unserm alten Haus-Koche Hanßen die Zeit seines Lebens verliehen worden".



Haus Holstenstraße 24, abgebrochen 1894.
Nach einer Photographie.

Nachdem der neue Besitzer noch einen zum Warleberger Hof gehörigen Garten hinzuerworben hatte, begann er 1621 den Bau seines Hauses, das teilweise auf dem Platze der ehemaligen Stadtmauer steht. Die sich an den Bau knüpfenden Verhandlungen mit der Stadt sind bereits an anderer Stelle erwähnt. Ausführlich berichtet darüber Volbehr in seiner Schrift: „Die Kieler adeligen Freihäuser", S. 9 ff.

Das Grundstück des dem „Schmooler- oder Buchwald'schen Hof" benachbarten Warleberger Hofes war um 1616 vom Herzog Friedrich III. an seinen Amtsschreiber Christoph Martens geschenkt worden mit den Privilegien eines Freihauses. Vorher werden hier also größere freie Plätze gewesen sein.

Was die Veränderungen am Schloß, den Kirchen und den öffentlichen Gebäuden anbelangt, so erwähnte ich schon kurz, daß unter der Witwe Christian Albrechts der Mittelbau und der neue Flügel des Schlosses neu errichtet und verändert wurde. Nachdem Kiel zur Residenz der Herzöge erhoben war, erfolgte der Befehl zur gänzlichen Renovierung des dem Verfall entgegengehenden Gebäudes.

Der Schloßgarten wird voraussichtlich schon zur Zeit Herzog Adolfs angelegt worden sein; auf dem Danckwerthschen Plane findet er sich bereits vor und muß auch zur Zeit der Errichtung der



Universität bestanden haben. Es geht dies hervor aus einer Verordnung des Herzogs Christian Albrecht, in der gesagt wird: „daß studiosi und andere Fremde wohl in den Lustgarten einzulassen, aber ohne ihre Jungen und Diener. Wenn sie „insolentien“ begingen, sollen sie dem Prorektor angezeigt werden. Etwaiger Gewalt dürften die Gärtner mit Gewalt entgegentreten.“

Die großen, von der Herzogin Friederike Amalie angelegten Alleen gingen bis zum sogenannten runden Baume (beim jetzigen Haus Düsternbrook Nr. 20).

Das Rathaus hat im Laufe des 17. Jahrhunderts, nachdem 1597 der letzte Umbau vorgenommen worden war, keine weiteren baulichen Veränderungen erfahren. Der Marktplatz wurde durch die Errichtung der Persianischen Reihe erheblich verkleinert; auch war der Platz, auf dem noch



Der Kleine Kiel mit dem Buchwald'schen Hof. Nach einer Zeichnung aus den fünfziger Jahren.

1521 ein Rennen der Prinzen statthaben konnte, dadurch beschränkt worden, daß in der Mitte desselben ein Wachtgebäude errichtet worden war, hinter dem sich seit 1654 der Kaak und der Kniegalgen befanden. Der letztere wurde jedoch schon um 1700 abgebrochen und ein neuer Galgen auf dem „Galgenberg“ hinter dem Galgenteich errichtet. Ferner befanden sich auf dem Marktplatz noch zwei offene Wasserbehälter, die aus der Wasserleitung gespeist wurden.

Die Nikolaikirche war 1652 durch den Anbau einer Kapelle, die später zum Professorenchor eingerichtet wurde, vergrößert worden; auch hatten durchgreifendere Reparaturen am Äußeren des Gebäudes stattgefunden. Um das Vermögen der Kirche zu mehren, hatte man eine Reihe Grabgewölbe außen an die Kirchenmauern angebaut, welche den vornehmen Familien des Landes zur letzten Ruhestätte dienten.

Durchgreifende Veränderungen hatte das ehemalige Franziskanerkloster erfahren. Dort



befand sich seit 1665 die Universität, die Schöpfung Christian Albrechts. Als diese für Kiel so hochbedeutsame Gründung vor sich ging, war infolge der schweren Zeiten an die Erbauung eines eigenen Hauses für die neue Hochschule nicht zu denken. Die Stadt bot nun dem Herzoge die Gebäude des ehemaligen Franziskanerklosters für den gedachten Zweck an und erklärte sich bereit, dieselben würdig herzustellen. Bedingung dabei war, daß im Fall einer Verlegung oder Aufhebung der Universität die Gebäude wieder an die Stadt zurückfallen sollten. Die Baulichkeiten werden sich in keinem sehr guten Zustande befunden haben; denn schon nach wenigen Jahren wurden Klagen laut über die Baufälligkeit der einzelnen Gebäude.

In dem schon erwähnten Werke von Gramm findet sich eine Beschreibung und eine Abbildung der damaligen Hochschule. Beide mögen, trotzdem sie vielfach Unrichtigkeiten enthalten, hier einen Platz finden. Über die Verteilung der Auditorien in späterer Zeit berichtet Schwarz-Fehse in seinen „Nachrichten der Stadt Kiel". Näheres darüber ist auch aus den Plänen von Reyher und Homann zu ersehen.

Gramm giebt folgende begeisterte Schilderung, welche in deutscher Übersetzung folgendermaßen lautet: *)

„Unsere Akademie befindet sich im westlichen Teile der Stadt, in einem stillen Winkel nahe der Klosterkirche. Dieser Ort bietet zwei in der Länge und Breite ausgedehnte freie Plätze, die eben so sehr für Zusammenkünfte der Studenten sich eignen, wie für die der Gesundheit und dem stillen Nachdenken förderlichen Spaziergänge. Der eine, welcher bei der Dänischen Straße beginnt, führt dicht zur Klosterkirche, von welcher man entweder auf der linken Seite durch einen Bogengang (in dem bei Regen die Studenten durch das Dach gegen die Unbill des Wetters geschützt, sich bequem sammeln können), oder an der rechten Seite auf den zweiten, teils von Häusern, teils von Mauern umgebenen Platz gelangt. An der Seite desselben erhebt sich in hohem Bau unser Athenäum, in drei verschiedene Gebäude, die überall durch Fenster erhellt sind, geteilt: ein nördliches, ein westliches und ein südliches, mit der Aussicht auf den freien Platz, welchen in der Mitte ein Brunnen ziert. Das erste, für die theologischen Vorlesungen bestimmt, hat eine Länge von 12½ Fuß, eine Breite von 24½ Fuß, und wird durch die angrenzenden Gärten, durch das angenehme Rauschen der plätschernden Wellen und durch die liebliche Aussicht auf den Kleinen Kiel die Zuhörer über die Maßen anziehen, gewiß nicht weniger, als das Kollegium zu Basel durch den unten vorbeifließenden Rhein und die dem Auge sich darbietenden Weinberge. Das zweite, etwa für feierliche Akte bestimmt, nimmt 80½ Fuß in der Länge, 40 in der Breite ein. Das dritte, zwischen dem und der Kirche sich ein kleiner Platz befindet, im Westen durch den Bogengang, im Osten durch Häuser eingeschlossen, ist in drei Auditorien geteilt, zu welchem der Eingang sich aus dem Portikus bietet; dieselben sind für die juristischen, die medizinischen und die philosophischen Vorlesungen bestimmt. Das hintere hat in der Länge 40½, in der Breite 28 Fuß; das mittlere 32½ und 18 Fuß; das erste 38½ und 18 Fuß. Die oberen Stockwerke werden für etwa 20 unbemittelte Studenten sehr passende Studierzimmer abgeben. In Verbindung mit diesem Hause steht ein Raum, der sich an den Bogengang der Kirche anlehnt, und dessen Länge, Breite und Höhe ein sehr geeignetes Bibliothekslokal versprechen. — Der

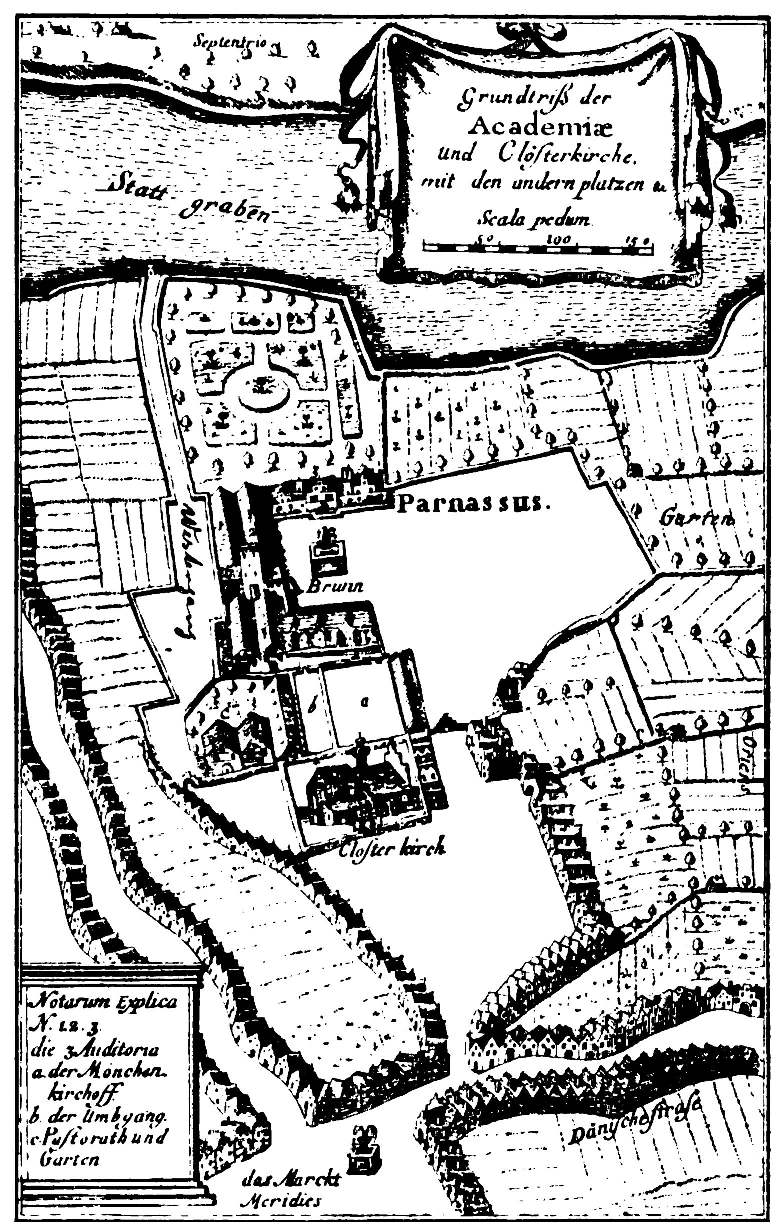
*) Volbehr, Topographie der Stadt Kiel, S. 116.

*) Volbehr, Beiträge zur Geschichte der Christian Albrechts-Universität, S. 5.



Akademie, zählen wir noch bei ein Ballhaus und andere für Körperübungen bestimmte Lokalitäten, welche von diesem Denkersitz fern errichtet werden, damit sie denen, die beim Studieren begriffen sind, nicht hinderlich seien."

Das hier erwähnte Ballhaus befand sich in der Schumacherstraße. Herzog Christian Albrecht erteilte 1665 an Detlev Fischer das Privilegium „zu der studirenden Jugend ergetzung und nützlichem exercitio" ein Ballhaus zu errichten. Dasselbe wurde der städtischen Gerichtsbarkeit entzogen, von allen Lasten befreit und mit Schankgerechtigkeit begabt, 1671 auch mit dem Recht, während des Umschlags „Comödianten" aufzunehmen. Bis dahin hatten Theateraufführungen ausschließlich im Rathaus und im Tanzsaal stattgefunden; bei Nichtbenutzung des Rathauses mußte auch fernerhin eine Abgabe von 100 Rthlrn. gezahlt werden.



Grundriß der Akademie und Klosterkirche 1665 aus Gramm, Chilonium novus parnassus.

Gerade zu der hier geschilderten Zeit, zwischen 1720 und 1740, wird der Plan im Homannschen Atlas entstanden sein, der als der erste richtig gezeichnete Plan der Stadt bezeichnet werden kann. Angefertigt wurde der Plan wahrscheinlich von G. C. Holmer. Die Stadt wird voraussichtlich den Plan geliefert haben; wenigstens findet sich auf dem hiesigen Rathause ein Plan, der die gleichen Größenverhältnisse wie der Homannsche zeigt und auch unten eine Karte des Hafens bis Bülck enthält. Derselbe, von Alter und Schmutz sehr geschwärzt, ist auf Leinen mit brauner Wasserfarbe in verschiedenen Schattierungen gezeichnet. Auf dem Homannschen Plan finden sich noch zwei kleine Ansichten der Stadt, „Kiel von der Landseite" und „Kiel von der Seeseite". Die erstere



ähnelt der Ansicht, die sich im vierten Bande von Westphalen „Monumenta inedita" findet. Die andere Ansicht ähnelt der schon erwähnten großen Stadtansicht.

Betrachten wir den Homannschen Plan näher, so fällt vor allem der größere Ausbau der Vorstadt ins Auge. Wir sehen hier schon eine vollständig ausgebaute Straßenreihe bis zur Scheven-brücke einer- und der Klinke andererseits. Auf der linken Seite der Straße haben die Häuser fast sämtlich große Gärten, die sich bis zur Rosenwiese hin erstrecken, eine der Nikolaikirche gehörige sumpfige Niederung an Stelle des Eisenbahndammes. Von der Ecke des Sophienblattes, das seine Benennung nach der Salbeinkoppel führt, erstreckten sich zum Wasser herunter bis zur Ziegelei Wiesen, welche, von herrlichen Eichen umsäumt, noch in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts die prächtigsten Badeplätze boten. Die Ziegelei gehörte der Nikolaikirche und besaß das Privilegium, daß die Bürger seit alten Zeiten zu allen Bauten von ihr das Material nehmen mußten. Durch das Ausgraben des Lehms war der gegenüberliegende Ziegelteich und die neben demselben befindliche Niederung an der vorderen Küperwiese entstanden. Es folgten dann wieder Wiesen und schließlich die alte St. Jürgenskirche und das daneben liegende St. Jürgenskloster für die St. Georgs-Armen. Der angrenzende Friedhof war ursprünglich nur für die Armen, für Verbrecher und für solche bestimmt, die in ihrer Demut um ihrer Sünden willen dort beerdigt zu werden wünschten. An der Mauer verscharrte man die Leichen derjenigen Verbrecher, welche man durch einen Gnadenakt von der Beerdigung auf dem Richtplatze freigesprochen hatte.

Der eigentliche Friedhof befand sich in der Gegend der jetzigen Friedrichsstraße; doch wurde auch der Platz um die Nikolaikirche noch bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts benutzt.

Dem Armenhaus schräg gegenüber lag der Schnakenkrug.

Dann folgte die schon erwähnte Niederung der vorderen Küperwiese, hierauf der Ziegel- und der große Mühlenteich. Aus dem letzteren floß der Mühlenbach zum Kleinen Kiel, in der Fleet- oder wie sie damals hieß „Flöhnhörn" eine Malzmühle treibend. Bis zum Neumarkt etwa dehnte sich die Fleethörn, eng und winkelig, wie auch jetzt noch aus; nur die der Stadt zugewandte Seite war bebaut, auf der andern breiteten sich Wiesen und Gärten aus. Der Kuhberg bietet schon auf diesem Plan ein Gewirr kleiner Gassen, Gäßchen, Häuser und Gärten, allerdings bei weitem nicht so eng und winkelig, wie jetzt. Von der Klinke bis in die Mitte der Langen Reihe war noch alles unbebaut, die weitere Fortsetzung der Straße zeigte nur vereinzelte Häuser, die einen freien Ausblick über die Wassermassen des Mühlen- und Ziegelteiches, auf die Landstraße nach Hamburg und auf den Hafen gewährten. Der Walkerdamm, damals auch mit Lange Reihe bezeichnet, zeigt eine vollständige Häuserreihe, deren Gärten sich gleichfalls bis zu den Teichen und bis an den aus dem Prüner Teich kommenden Wasserlauf hin erstreckten. Am Schülperbaum befindet sich wiederum ein Teich, der durch besagten Wasserlauf gespeist wird, neben demselben liegen einige Häuschen, die den erwähnten Straßenteil bilden. Weiter nach Süden hin führen nur einsame Feldwege zwischen Feldern und Weideland zu den umliegenden Dörfern.

Die beiden Kuhberge sind noch ziemlich offen und nur an den Seiten zum Teil von Häuserreihen besetzt, die kleinen Häuserinseln, die jetzt den Zugang erschweren, bestanden noch nicht, der Bäcker- und Postgang sind nur als Wege, die zwischen Gärten hindurch führen, vorhanden. Stellenweise stehen Baumreihen vor den Häusern und große Gärten ziehen sich hinter den Häusern entlang. Der Exerzierplatz erscheint als unbebautes Feld mit einigen größern Wassertümpeln, neben



demselben, fast bis zum Galgenteich hin, erstreckt sich die Reeperbahn, das vor der letzteren gelegene Gewese heißt „beym Reeperbahn". Draußen an der Prüne finden sich noch vereinzelte Häuser, vor denen sich eine Anzahl größerer und kleinerer Teiche, die wahrscheinlich ursprünglich einen zusammenhängenden Wasserlauf gebildet haben, ausbreitet. Sonst hört hier die Stadt auf. An dem damals noch sehr bedeutenden Galgenteich vorüber führt einerseits die Landstraße, andererseits der Fußweg nach Eckernförde, während am Kleinen Galgenteich sich der Galgenberg mit dem Galgen oder der Justiz befindet. Große Koppeln scheiden den Kuhberg von der Brunswiek und begrenzen den sich buchtenreich ausbreitenden Kleinen Kiel, der wohl die dreifache Größe wie jetzt besitzt. Keine menschliche Ansiedelung findet sich dort, und nicht einmal ein ordentlicher Weg führt hinüber. Die Brunswiek selbst setzt sich aus einzelnen größeren Gehöften und Bauernstellen zusammen und erstreckt sich bis zum Dänischen Thor einerseits und etwa bis zur jetzigen Koldingstraße andererseits. Auch hier ziehen sich Wiesen, Felder und Gärten bis zum Kleinen Kiel hinab, der Spelunkenbach bildet die Scheide zwischen Stadt und Landgebiet.



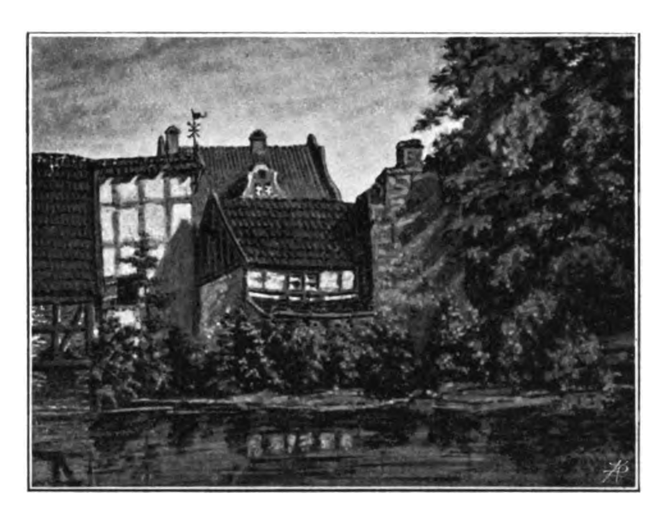
Am Philosophischen Weg (jetzt Wall).
Nach einer Zeichnung von Bünsow aus dem Anfang dieses Jahrhunderts.

Noch schließen Thore die Altstadt von der Vorstadt und der Brunswiek ab; hinter dem Dänischen Thore breitet sich auf der einen Seite viel freies unbebautes Land bis zur Heiliggeistkirche aus, gebildet aus den Höfen und Gärten der großen adeligen Freihäuser, Warleberger, Buchwaldscher und Herzog Hansens Hof, sowie aus dem Universitätsgarten. Auf der andern Seite liegt das Schloß, umgeben von Wirtschaftsgebäuden und Reitställen. Unterhalb des Schlosses, am Katzenthor, finden sich Gärten von Professoren und Bürgern, fast bis zum Fischerthor reichend; Häuser sind hier noch nicht aufgeführt. Fischer-, Flämisches- und Schumacherthor sind vorhanden, sowie eine äußere Häuserreihe zwischen Schumacher- und Fischerthor und am Holstenthor. Der sogenannte Philosophische Weg hat vom Holsten- bis Pfaffenthor eine doppelte, dann nur eine einfache Baumreihe, am Schumacherthor liegt die Schiffbrücke. In der Faulstraße finden wir eine dichtgeschlossene Häuserreihe bis zum Küter- und weiter bis zum Haßthor; eine Unterbrechung der Häuser am Abschluß der Kehdenstraße bestand nicht, sie ist erst eine Errungenschaft der neueren Zeit. In der Faulstraße liegt am Küterthor das Heiligengeistkloster, daneben der später Jahn's Hof benannte Besitz mit seinem schönen Garten. Das Innere der Altstadt ist ziemlich unverändert, in den Hauptstraßen haben die Häuser vielfach große Höfe und Durchfahrten, auch bisweilen Gärten, und bilden die Hinterhäuser der einen Straße vielfach die eine Straßenreihe einer andern Straße. Die Nikolaikirche ist von den sie begrenzenden Straßen durch niedrige Mauern, die den Kirchhof einfriedigen, geschieden, nach dem Markte zu wird sie durch die Persianischen Häuser verdeckt, das Rathaus nebst der Veste nimmt die eine Seite des Marktes ein, es ist mit einem turmähnlichen Vorbau versehen, der Kaack und zwei Pumpen befinden sich auf dem Platze; ein viel schmälerer Zugang als jetzt führt zur Klosterkirche und Universität.



Auffallend ist die große Menge der Brunnen in den Straßen, sie sind auf dem Plane mit a bezeichnet, und zähle ich in der Altstadt deren 12, in der Holsten- und Faulstraße scheinen keine gewesen zu sein. Ich glaube mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß diese Brunnen dieselben sind, die bis in die siebziger Jahre unseres Jahrhunderts im Gebrauch waren, wenigstens ist mir ganz gut erinnerlich, daß an vielen der auf dem Plane bezeichneten Stellen damals noch Pumpen standen. So ungefähr zeigt sich das Bild der Stadt nach dem ersten richtig gezeichneten Plan. Dem Plane beigefügt ist eine Karte des Hafens bis Bülck, auf derselben finden wir am hiesigen Ufer nur eine Häuseranlage in der Wieck, dann den einsam gelegenen Schneiderkrug bei Voßbrook, Friedrichsort, den Bülcker Hof und Bülck, am jenseitigen Ufer Gaarden, Ellerbeck, Neumühlen, Dircksdorf, die Schrevenborner Mühle, Meuckendorf, jetzt Heikendorf, Meltenorth und Lelboe, jetzt Laboe.

Die äußere Geschichte der Stadt in diesem Zeitraum wurde bereits kurz gestreift. Bei Berücksichtigung der inneren Geschichte darf vor allem nicht unerwähnt bleiben der Verlust der ehemaligen Kieler Stadtdörfer durch Abtretung derselben an die Herzöge. Die Dorfschaften waren bekanntlich für milde Stiftungen erworben worden, namentlich vom Heiligengeist-Hospital. Es waren dies nach einer alten Aufzeichnung die Dorfschaften: Oddendorff, Schwartzenbeke, Rußsehe, Haßsehe, Wiegk, Gahrden, Moersehe, Boecksehe, Barckow, Welgendorp, Schönekercke, Diricksstorpff, Mönnekeberge, Kronßhagen, Kopperpael, Devemöhlen und Gremerstorff im Land Oldenburg. Von diesen Dorfschaften waren Diricksstorpff und Mönnekeberge schon 1465 von Klaus Rantzau zurückgekauft worden.



Das alte Heiliggeistkloster in der Faulstraße. Nach einem Ölgemälde.

Die Verwaltung dieses Landbesitzes lag in den Händen des Rats, der jedoch sehr willkürlich und eigenmächtig damit verfuhr. Herzog Adolf sah sich daher genötigt, von dem Rate Rechenschaft zu verlangen. Es entspann sich nun ein langer Federkrieg zwischen dem Rat und dem Herzog, in welchen sich 1570 auch der Kaiser Maximilian mischte. Der Rat verfocht mit Zähigkeit seine Sache, mußte sich jedoch 1572 zu einer Vereinbarung herbeilassen, durch welche die Stadt auf 20 Jahre dem Herzog die sämtlichen, den städtischen Stiftungen gehörigen Güter in Pacht überließ.*)

Nach dem Tode des Herzogs fiel seiner Witwe die Nutznießung aus den Stiftsgütern zu; 1592 wurde der Kontrakt vorerst für die Dauer der Lebenszeit der Herzogin, 1604 auf dreißig Jahre, 1633 auf weitere dreißig und 1663 auf abermals dreißig Jahre verlängert. Am 12. Dezember 1667 wurde sodann der sogenannte Permutations-Kontrakt zwischen dem Herzog und der Stadt abgeschlossen, durch welchen die Stadt förmlich die betreffenden Dörfer an den Herzog abtrat.

Gahrden, Moersehe, Boecksehe, Barckow, Welgendorp und Schönekercke, d. h. Gaarden,

*) Näheres siehe Volbehr: „Die ehemaligen Kieler Stadtdörfer“.



Moorsee, Boksee, Barkau, Wellingdorf, Schönkirchen waren in diesem Permutations-Kontrakt nicht mit aufgeführt; für sie bestanden die früheren Pachtkontrakte fort. Im Laufe der Zeit scheint jedoch die Stadt ihr Eigentumsrecht nicht mehr gewahrt zu haben; das Hoheitsrecht beschränkte sich nur noch auf Holzlieferungen, die allerdings bis vor nicht allzu langer Zeit noch geleistet wurden.

1625 und 1694 wurde die Stadt von Überschwemmungen heimgesucht; über dieselben berichtet Asmus Bremer in seinem Werke „Chronicon tragicum curiosum". Insbesondere die von 1694 scheint arge Verwüstungen angerichtet zu haben. Er schreibt: „Ao. 1694 d. 10. Jan., an einem Mitwochen in der nacht, hat sich aus dem Nord Nord Osten ein großer Sturmwind erhoben, darvon der Kielische Haven so hoch gestiegen, daß er in der Holstenstraße biß an das Neuhauser Hauß (jetzt Nr. 23), in der Küterstraße bis an Franz Stoltings, in der Haßstraße an Jürgen Schwarzen, in der Flemischen Straße an Hanz Hartzen und in der Schumerstraße (Schumacherstraße) bis an des Commissari Hans Knuhten Hauß (neben dem jetzigen Theater) hinaufgetreten. Die Holstenbrücke zusamt der Brustwehr an beiden seiten ist auch unter waßer gestanden, wie auch die Gaße in der Vorstadt bis an Jürgen Bolmans des Becker hauß. Die leute so unten an der Stadtmauren wohnen, musten sich auf die Haußboden begeben, und dieser sturm hat sich endlich den folgenden Tag etwa um 7 Uhr geleget und das waßer allmehlich seinen ablauf genommen, worauf man gemercket, daß an den häusern und höven, so an dem waßer situiret, nicht weniger an Vieh, so nicht so bald gerettet werden können, kein geringer schade geschehen, welcher vermuthlich viel größer geworden were, dafern nicht das eiß, womit der haven belegt gewesen, die spuhlung verhindert hätte." *)

Aberglauben war in Stadt wie Land heimisch, bei Gebildeten wie Ungebildeten. Zahl- und qualreiche Opfer führte der furchtbare Wahn des Hexenwesens in jenen Zeiten in den Tod. Von 1530 bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts haben auch in Kiel viele Hexenprozesse gespielt, und auf dem Markt und Nikolaikirchhof mußten die Unglücklichen, welche schuldig befunden wurden, auf dem Scheiterhaufen ihr Leben lassen. Die Bremersche Chronik zählt manchen drastischen, hierher gehörigen derartigen Fall auf. Im Hinblick auf die demnächstige Veröffentlichung derselben dürfte es indes überflüssig sein, an dieser Stelle ausführlicher auf dieses traurige Kapitel einzugehen.

Man hätte glauben sollen, daß die verfeinerte Bildung, der Geist der Wissenschaft, welcher durch die Errichtung der Hochschule in Kiel seinen Einzug gehalten hatte, solche Greuel und Roheiten unmöglich gemacht haben würde; aber — schlimm genug für den Bildungsgrad damaliger Zeit — gerade die Professoren waren häufig die eifrigsten Förderer und Verbreiter des Hexenwahns und die Juristen an der Hochschule fällten die Urteile. Traurige Zeugnisse einer traurigen Zeit, in der solches geschehen konnte; sie charakterisieren am besten den Bildungsstand und den Charakter unseres Volkes nach den so unseligen Kriegswirren.

Die Errichtung der Hochschule ist das bei weitem folgenschwerste Ereignis jener Zeit; ein unvergängliches Denkmal hat sich Christian Albrecht hiermit gesetzt, und von der größten Bedeutung und Wichtigkeit ist diese neue Hochburg deutschen Geistes für unser Land und unsere Stadt geworden. Eng mit der Geschichte der Stadt verbunden ist fortan die Entwickelung der Kieler Hochschule. An anderer Stelle wird kurz die Entwickelung derselben im ersten Jahrhundert ihres Bestehens behandelt;

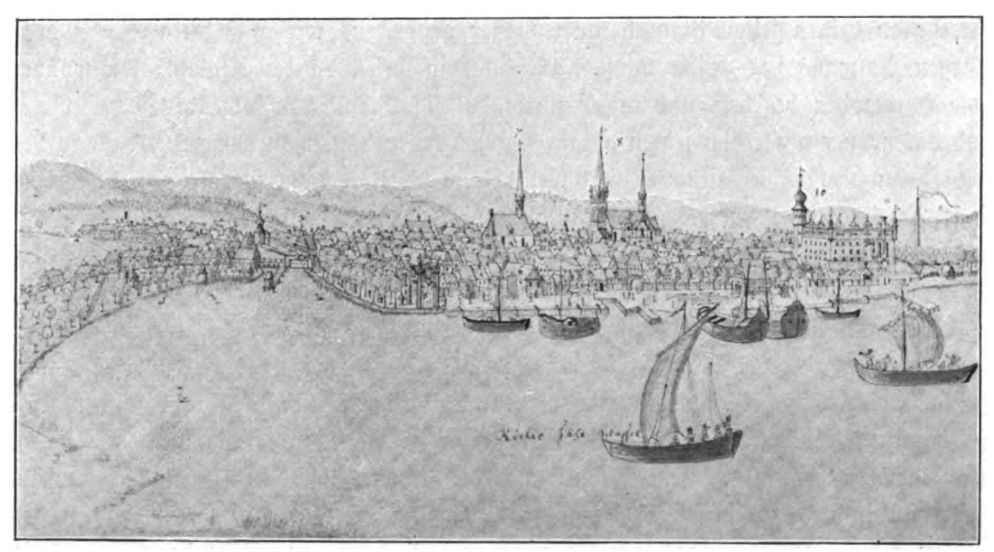
*) Abgedruckt durch Hasse in Zeitschrift der Gesellschaft für Geschichte, Bd. III.



dagegen soll die spätere Entwickelung, für welche ein inniges Zusammenwirken von Stadt und Hochschule charakteristisch ist, in den Rahmen der Entwickelung der Stadt mit eingeschlossen werden.

Über Schleswig-Holstein und seine Städte besitzen wir eine Reisebeschreibung aus dem Jahre 1702: „Relation d'un Voyage fait en Dannemarc etc." von einem englischen Diplomaten, die im 2. Bande von Falcks Archiv 1843 in einer Übersetzung von Pasche abgedruckt ist. In derselben wird auch Kiel erwähnt, und es dürfte nicht unangebracht sein, den darauf bezüglichen Passus an dieser Stelle wiederzugeben, da er eine Reihe äußerst interessanter und auch für uns in Betracht kommender Notizen über Kiel zu jener Zeit enthält:

„Bald nachdem man Eckernförde verlassen hat, kommt man in einen hochstämmigen Wald, voll der schönsten Bäume, ohne Gebüsch und Gesträuch, und der Boden mit ebenem Rasen bedeckt; der Rest des Weges führt zwischen lebendigen Hecken, mich an einige Gegenden Englands erinnernd,



Ansicht der Stadt 1727. Nach einer Federzeichnung von Werner.

nach Kiel, wo ich am Abend um 9 Uhr ankam, und in den drei Schwänen, einem guten Gasthause, abstieg. Der Besitzer ist ein Franzose, ein Sprachmeister, der eine Deutsche geheiratet hat. Das Haus liegt in der Vor- oder Neustadt, die ziemlich bedeutend ist und angenehm durch die mit Bäumen bepflanzten Straßen und zwischen den Häusern liegenden Gärten. Die alte Stadt bildet eine Halbinsel, die nur nach Norden mit dem übrigen Lande zusammenhängt, und rechnet man den Schloßgraben dazu, so ist sie ganz Insel. Kommt man von Süden durch die Vorstadt nach der Altstadt, so muß man über eine Brücke, die am Ende eine Zugbrücke und ein Wachthaus hat. Von da führt eine große Straße nach dem Schlosse, eben dahin auch zur Rechten, um einen Teil der Stadt, längs dem Hafen ein mit zwei oder drei Reihen Bäume besetzter angenehmer Spaziergang. Im Hafen lagen mehrere Kauffahrteischiffe, von denen einige mehr als 100 Tonnen hielten, und ein sehr großes, welches gerade nach Königsberg unter Segel ging. Kein Ort kann eine bessere Lage für den Ostseehandel haben als Kiel; allein der Handel ist gesunken seit der Regierung des Herzogs Friedrich, der dieselbe 1616 antrat, und der einen regelmäßigen Verkehr zwischen seinen Staaten und



Persien einrichten wollte und deshalb die berühmte Gesandtschaft über Moskau dahin sandte, von welcher Olearius uns eine so gute Beschreibung gegeben hat. Kiel hat eine Universität, gestiftet 1665 vom Herzoge Christian Albrecht. Sie war sehr berühmt, da sie sehr gelehrte Männer zu Lehrern hatte, unter denen wohl Morhovius die erste Stelle einnahm. Obgleich sie nicht mehr ist, was sie gewesen, so hat sie doch noch ungefähr 300 Studenten; allein, worüber man sich beklagt, ist, daß nicht mehr so viele Leute von höherem Stande sie besuchen, da noch vor 15 bis 20 Jahren 7 bis 8 Prinzen, mehrere Grafen, Barone und andere Leute vom Range hier studierten. Die Schuld muß man dem Kriege beimessen, dem der Adel gefolgt ist. Die Kirche ist ziemlich groß, doch mehr verdient das Schloß gesehen zu werden, das Front gegen die Stadt macht, an der Nordseite liegt und im Osten von der See bespült wird. Gemächer hat es in großer Menge und die des Herzogs sind gut möbliert. Sein Bett ist von Brokat mit Silbergrund und goldenen Blumen, gefüttert mit einem weißen Seidenstoffe mit silbernen Blumen; die Tapeten sind von einem reichen Stoffe. Über diesen Zimmern sind die des Bischofs von Eutin, August Friedbrich, geboren den 6. Mai 1646, Bruder des Christian Albert und Onkel des verstorbenen Friedrich. Als ich durch Kiel kam, war auch der Prinz Christian August, Bruder des verstorbenen Herzogs, dort gegenwärtig; er ist geboren den 11. Januar 1673, und also 16 Monate jünger als sein Bruder; auch eine seiner Schwestern und die Prinzessin von Wolfenbüttel waren zum Besuch da. Ich sah sie aus der Kapelle mit ihren schönen Damen zur Tafel gehen. Ihre Gemächer waren alle schwarz behangen. In einem Zimmer sah ich unter den Bildnissen mehrerer Fürsten auch die sehr ähnlichen des Prinzen Georg von Dänemark und der Königin, seiner Gemahlin. Die Kapelle ist groß und schön; sie hat an beiden Seiten Galerien, um die rund herum Reliefs aus Marmor mit Goldverzierungen laufen, welche Szenen aus der heiligen Schrift enthalten; alle Bänke, Balustraden u. s. w. sind weiß gemalt mit goldenen Leisten. Über dem Altar befindet sich eine Kreuzigung, mit einer Büßenden auf den Knieen am Fuße des Kreuzes, von einem guten Maler.



Karl Friedrich, Herzog von Holstein-Gottorp.
Nach einem alten Stich.

Aus den Zimmern des Schlosses genießt man eine schöne Aussicht. Rechts oder gegen Osten ist das Meer, das die Mauern und die eine Seite des Gartens bespült, und jenseit des Busens eine schöne mit Wald bedeckte Gegend; auch zur Linken sieht man einen kleinen Meeresarm mit einer angenehmen Umgebung. Hier führt eine Reihe Häuser nach dem Dorfe Brunswick, das aber unter einer andern Behörde steht.

Der Garten liegt gerade hinter dem Schlosse, längs dem Meere. Er hat mehr als 200 Schritte in der Breite und besteht aus einer Terrasse in gleichem Niveau mit dem Schloß-



grunde; von da steigt man nach gut unterhaltenen und mit Blumen bepflanzten Parterren, wo ein Bassin mit Springbrunnen sich findet. Dann folgt ein Labyrinth, dessen Hecken freilich noch nicht groß sind, das aber schön werden wird. Es folgen wieder Parterren und dann eine zweite Terrasse von zwei Etagen. Der Garten ist erst vor einigen Jahren angelegt, wird aber mit der Zeit ein sehr hübscher Ort werden, da man so leicht Wasser für die Springbrunnen von der am Nordende des Gartens liegenden Anhöhe haben kann.



Anna Petrowna, Herzogin von Holstein-Gottorp. Nach einer Zeichnung.

In Kiel giebt es einige große Häuser, die früher den angesehensten holsteinischen Familien, als den Reventlows, Rantzaus, Ahlefeldts u. a. m. gehörten. Über der Thür des Rantzauschen Hofes sah ich eine lateinische Inschrift, welche besagte, daß es von dem Könige Christian III. einem Herrn dieses Namens geschenkt worden sei.

Kiel ist die einzige bemerkenswerte Stadt im östlichen Teile des eigentlichen Holsteins, der dem Herzoge gehört, so wie der westliche dem Könige, worin die bedeutendsten Orte Rendsburg und Itzehoe sind.

In Kiel mietete ich mir ein Fuhrwerk nach Lübeck und reiste am 18. September, nachmittags 4 Uhr, ab."

Soweit über Kiel zu jener Zeit.

Nach der Vermählung des Herzogs Karl Friedrich 1727 ward ernstlicher an die Übersiedelung des Hofes nach Kiel gedacht. Durch einen Befehl aus St. Petersburg vom 27. Juli 1727 kündigte der Herzog der General-Landeskommission seine und seiner Gemahlin Ankunft an.

Die Beamten, welche das Schloß bewohnten, mußten dasselbe räumen, das Gebäude ward von außen angestrichen, die fürstlichen Gemächer wurden in Stand gesetzt, eine russische Kapelle für die Herzogin eingerichtet, Mobiliar, Tapeten u. s. w. für die verschiedenen Räume angeschafft.

Am 24. Aug. 1727 langte das Herzogspaar vor Kiel an. Es ist uns eine kleine Schrift erhalten, welche die Einzugsfeierlichkeiten erzählt. Diese bei Joh. Casp. Bäuerlein in Kiel verlegte Schrift führt den Titel:

„Allerunterthänigstes Freuden-Denkmahl, welches bey höchstbeglückter Ankunfft Ihro Königlichen Hoheit des zu Schleswig Hollstein u. s. w. Regierenden Hertzogs und Herrn

Herrn Carl Friederich

und

Dero Durchlauchtigsten Frauen Gemahlin

Ihro Kayserlichen Hoheit

Frauen Anna Petrowna

von

Bürgermeister und Raht wie auch der Bürgerschafft zu Kiel

zu Bezeugung ihrer allerunterthänigsten Devotion errichtet worden,



Nebst einer kurtzen Beschreibung des am 26. August 1727 unter allgemeinem Frohlocken gehaltenen Einzuges, und der von den gesamten Studiosis bei ihrer am 29. dito aufgeführten Abend-Music, praesentirten Sinn-Bildern.

Imgleichen sind annoch beygefüget die nahmens der Academie und des Stadt-Magistrats auf diese Solennität verfertigte Carmina."

Eine andere, was den eigentlichen Einzug anbetrifft, ziemlich übereinstimmende Beschreibung hat Dr. Volbehr nach einem von Pastor Owmann in Brügge geführten Kirchen-Protokoll veröffentlicht.*)

Die hier folgende Beschreibung des Einzugs ist der erwähnten Festschrift entnommen.

Die Fürstlichkeiten kamen zu Schiff an und landeten in der Nähe des Schuhmacherthores. Über den „Philosophischen Weg", am Hafen entlang und durch die Holstenstraße hielt das junge Paar seinen Einzug ins Schloß. An der Anlegestelle war eine mit Teppichen gezierte Brücke und vor derselben eine prächtige Ehrenpforte errichtet. Dieser Ehrenpforte, ein Meisterwerk zu damaliger Zeit, ist eine ausführliche Beschreibung gewidmet, in welcher es unter anderem heißt:

„Und ward zu dem Ende bei der Schiff-Brücken an dem so genannten Philosophischen- oder Linden-Gange eine Ehrenpforte eiligst aufgebauet, aus welcher eine mit Teppichen belegte Brücke in den Hafen hinein geleitet worden, damit die Allergnädigste Herrschafft allda bequemlich austreten und Sich ans Land verfügen könnten. Anbey war die Schiff-Brücke mit blauem Tuch umher behangen.

An dieser im Quadrat aufgeführten Ehren-Pforte praesentirte sich nach der Wasserseite zu über dem Eingange der geschlungene Nahme beyder Herrschafften mit einer Crone, zu beyden Seiten sahe man das Kayserl. Russische und Hertzogliche Wapen mit dieser Beyschrifft:

Adsunt felices Carolus Fridericus et Anna.
Adsunt Regales Caesareique Duces.
Plaudite nunc omnes, Kiliae nunc plaudite cives,
Non tantum lingua, plaudite corde, manu.
Floreat et Carolus Fridericus, floreat Anna,
Floreat Haec Cimbris, floreat Ille suis.

Über dem andern Eingang zeigte sich der Anfangs-Buchstab von Ihro Kayserl. Hoheit Nahmen A. mit der Crone, und über dem dritten Eingang die Chifre des Hertzoglichen Nahmens C. F. ebenfalls mit einer Crone gezieret. Bey jenem ist folgendes zu lesen:

Anna venit! resonat populusque exultat honore,
Nempe quod in votis, contigit; Anna venit!
Anna, Petri Soboles, Russorum Stella, Suique
Sexus et Summi Principis Anna Decus.

und bey diesem:

Est Pius in Numen Princeps Carolus Fridericus
Justus et in quosvis, singula facta probant.
Hunc animus decorat studio virtutis Honestus,
Nonne sub Hoc populus Principe salvus erit?

*) Zeitschrift f. Schl.-Holst. Geschichte, Bd. III, S. 113.



Unter dem Boden in der Ehrenpforte ist die Fama fliegend vorgestellet, eine Posaune in der lincken Hand haltend, an der das Nesselbladt, als das Hollsteinische Wapen, hängt, und in der Rechten einen Zettul, worauf diese Worte:

„Russorum decus ex oriente recessit.“

Zu beyden Seiten der Ehren-Pforte stehen vier Pyramiden mit folgenden Sinn-Bildern ausgezieret:

1. Eine Kayser-Crone auf einem sammitnen Küssen,
   Cimbriae Decus.
2. Der Morgen-Stern;
   Ex Oriente Micat.
3. Ein Adler im Fliegen, dem ein ander Adler nachsetzet,
   Te Praefunte Sequar.
4. Die aus dem Meer hervorsteigende Sonne,
   Et Procul et Prope est.
5. Drey Cronen,
   Pio, Justo, Honesto.
6. Ein zurück schauender Löwe,
   Suo Tempore Redux.
7. Ein Lorbeer-Baum,
   Vernat Sub Sole, Sub Umbra.
8. Die Welt-Kugel vom Aequatore durchschnitten, und daran sich die Signa Aestatis zeigen,
   Sperata Sequuntur.
9. Eine Hand aus den Wolcken mit einer Crone,
   Invenient viam fata Benigna.

An dem Ende des Linden-Ganges gegen dem Hollsten Thore zu waren zweene mit grünem Laub, Blumen, Citronen und Pomerantzen bewundene Bogen aufgerichtet, zwischen welchen zu beyden Seiten Lorbeerbäume stunden, imgleichen verschiedene ausgeschnitzte und gemahlte Posituren, die vormahlige und an einigen Orten auf den Insuln noch übliche Kleidungen des Cimbrischen Frauenzimmers vorstellende.

Oben an dem einen Bogen sahe man Ihro Kayserl. Hoheit Nahmen, dabey die Worte:

Ingredere laeta, Serenissima Anna,
Maxima, Pia, Felix, Augusta

und das Russische Wapen, samt dieser Unterschrifft:

Fiat Super te Benedictio Dei
Ut crescas in mille millia.

Oben an dem andern Bogen war Ihro Königl. Hoheit des Hertzogen Nahme, mit der Beyschrifft:

Ferte Flores, laurumque novis
Intexite sertis,
Anna namque venit.

und das Hertzogliche Wapen, darunter diese Worte zu lesen:



Vivite felices factisque ingentibus
orbem implete.

Die Piedestale dieser Pforte waren gleichfalls mit endlosen lateinischen Versen versehen, während an jedem der Bogen wiederum vier Sinnbilder angebracht waren.

1. Eine sitzende und mit einem Blumen-Krantz aufgeschmückte Jungfrau, haltend in der rechten Hand den Caduceum des Mercurii, und in der lincken einen Oehlzweig voller Oliven. Von ferne treibt ein Baur den Pflug.

Felix Temporum Reparatio.

2. Eine mit einem Helm und Federbusch auffgezierte Jungfrau für einem Altar stehend, hat in der rechten Hand ein Gefäß, woraus einige Tauben fressen, in der lincken aber ein Speer, und mit dem einen Fuß zertritt sie eine Schlange.

Salus Publica.

3. Eine Heerde Schaaffe mit einer Schäfferin, imgleichen sitzt von ferne jemand am Wasser und angelt. Oben in den Wolcken fliegt eine Taube mit dem Oehlzweig im Munde.

Cimbriae Tranquillitas.

4. Das Nessel-Bladt und zwei Löwen, so das Schleswig-Hollsteinische Wapen vorstellen, hangen an einer Säule nebst einer Wagschale und einem Schilde, welche Säule eine sitzende Jungfrau mit der rechten Hand umfasset hat, in der lincken ein Schiffs-Ruder haltend.

Securitas Populi.

5. Das Cornu Amaltheae von zween Händen umfasset.

Felicitas et Concordia.

6. Die Hilaritas sitzend, hat vor sich stehen einen Blumen-Topff, einen Korb mit Brod, und ein Gefäß mit Wein-Trauben, hält in der linken Hand einen Palm-Zweig, woran das Kieler Stadt-Wapen hängt.

Urbis Hilaritas.

7. Juno sitzt auf dem Regenbogen, hat bey sich einen Pfauen, unten praesentirt sich auf dem Meer der Neptunus mit seinem Dreyzack auf einem Delphin, und in der Ferne siehet man ein heransegelndes Schiff,

Qua monstrat, Neptunus iter,
Qua regia Juno, hac regina
Poteris carpere laeta viam.

8. Eine Schiffs-Escadre von ferne, vom Himmel lassen sich die glückliche Gestirne Castor und Pollux sehen, welche repraesentiret werden neben einander zu Pferde sitzende und über ihrem Haupt jedweder einen Stern habende.

Ite rates, undae fremitum
Posuere minaces.

In solch schwülstiger, ausführlicher Weise wurden zu jener Zeit die Ehrenpforten, die fast als das Wichtigste des ganzen Festes erschienen, beschrieben. Unser Gewährsmann geht dann zum eigentlichen Einzug über und fährt also fort:

„Am 11. Sonntag post Trinit. als den 24. August kam die Allergnädigste Herrschafft unter Begleitung verschiedener Kayserl. Russischer Krieges-Schiffe und Fregatten glücklich bei Kiel an und



ließen Ihro Königl. Hoheit sich um 5 Uhr Nachmittags mit einer Chaloupe bey Dero Schloß ans Land setzen, hingegen verblieben Dero Gemahlin Kayserl. Hoheit annoch auf dem Schiff, bis Sie am 26. dito des Abends gegen 6 Uhr, nebst Ihro Königl. Hoheit unter Abfeurung der Canonen von allen Schiffen, Sich zu Lande begaben, allwo Sie bey der Ehren-Pforte ausstiegen, und allda von den anwesenden hohen Ministern und vom Adel unterthänigst bewillkommet wurden. Die gantze Gegend des Strandes wie auch die Dächer der daherum stehenden Häuser waren mit Zuschauern dermassen angefüllet, daß man nichts als Kopff bey Kopff sahe, zumahlen eine unglaubliche Menge Menschen aus dem gantzen Lande sich im Kiel eingefunden hatte, um den frohen Einzug der Allergnädigsten Herrschafft mit anzusehen, und geschahe der Einzug durch die Ehren-Pforte über den Linden-Gang, allwo zuletzt die beiden vorbeschriebene Bogen aufgerichtet waren, in folgender Ordnung:

1. Der Hoff Quartier Meister und 2 Fouriers zu Pferde. 2. Die Equipages nach ihrem Rang. 3. Das Collegium der XVI. deputirten Bürger von ihrem Worthalter Bolte geführet. 4. Das Collegium des Stadt-Magistrats und vor selbigem der Bürgermeister Gude. 5. Der Senatus Academicus und vor selbigem der Pro-Rector Magnificus Koes in seinem solennen Habit, mit Vortragung der Academischen Scepter durch die beyde Pedellen. 6. Der Etats-Raht und Ober-Kriegs-Commissarius Hecklau mit dem Commissariat. 7. Das Collegium der Hoch-Fürstl. Rent-Cammer geführet vom Etats-Raht Kayser. 8. Das Collegium der Hoch-Fürstl. Regierungscantzley geführet vom Cantzley-Praesidenten Holmer. 9. Ein Grenadiercorporal zu Pferde. 10. Ein Tambour und Pfeiffer zu Pferde. 11. 9 grenadire 3 und 3 ins Glied. 12. Ein Corporal zu Pferde. 13. Zweene Cammer-Wachtmeisterern, 2 Läuffer und 12 Laquaien. 14. Der Pagen-Hoffmeister mit 6 Pagen. 15. Der Cammer-Fourier. 16. Zwei Cammer-Laquaien. 17. Zwei Cammer-Pagen. 18. Zwei Cammer-Diener. 19. Der Ober-Stallmeister Regendanck und der Oberschenck Brummer beyde zu Pferde. 20. Die Hoff Junckern Stambcke, Oleck, Petersen, Samaruckoff, Hecklau, Kaulbars. 21. Die Cammer-Junckern Kettenburg, Mandefeldt, Middelburg, Zögen. 22. Acht Ritter vom Heil. Alexander Orden zu Pferde, als der Hr. Hoff-Marechal von Platen nebst dem Hrn. Land-Raht von Wedderkop, der Hr. Ober-Cammer-Herr Graf Bonde und Hr. Conferentz-Raht von Roepstorff, der Hr. Ober-Jägermeister von Ahlefeldt und Hr. Conferentz-Raht Brockdorff, der Hr. Geheimer Raht von Claussenheim und Hr. Cammer-Praesident von Bassevitz. 23. Se. Excellenz der Herr Geheimter-Rahts-Praesident Graf Bassevitz zu Pferde. 24. Der prächtige und grosse Beylagers Wagen von Ihro Kayserl. Hoheit, worinnen dieselbe nebst Ihro Königl. Hoheit sassen, von 8 Pferden gezogen; an dessen beiden Seiten gingen die Cammer-Herrn von Birckholtz, von Starck, Etats-Raht Regelein, Circaski, Gyllencron und Tych. 25. Ein Läuffer, 2 Heyducken, 6 Laquaien. 26. Der Cammer-Diener Cramer, 2 Cammer-Laquaien, 2 Pagen, 2 Cammer-Pagen. 27. Ihro Königl. Hoheiten prächtiger Beylagers Wagen leer mit 6 Pferden. 28. Ein Wagen mit 6 Pferden, worin die Frau Hofmeisterin Gräfin von Bassewitz und die Frau Hoffmarschallin Baronessin Klymenkau sassen. 29. Ein dito, worin Mad. Lannoi und Fräul. Chapellos. 30. Ein dito, worin die Cammer-Fräuleins von Bassevitz und Nariskin. 31. Der Edelleute-Wagen mit 6 Pferden. 32. Ein Unter-Officier und 12 Dragoner. 33. Ein Unter-Officier.

Die Bürgerschafft war an beyden Seiten der Gassen mit ihren Officiern und Fahnen vom Hollsten Thor an bis übers Marckt nach der Schloß-Strasse, und demnächst die Hochfürstl. Bataillon



bis ans Schloß rangiret, welche, nachdem die Herrschafft und der gantze Train hindurch und auf dem Schloß angelanget, dreymal Salve gab, welches auch die Bürgerschafft that, und wurden imgleichen 18 Canonen dreymahl abgefeuret. Darneben liessen sich Trompeten und Paucken auf dem Rahthause lustig hören und ward mit allen Glocken geläutet.

Des Abends ward auf dem Schlosse in höchster galla taffel gehalten, auch sahe man des Abends die gantze Stadt illuminiret.

Am 29. Aug. warteten die hiesige gesammte Studiosi, welche von dem Professore juris Dr. Hartmann geführet wurden, der Hohen Herrschafft mit einer prächtigen Abend-Music auf, bey brennenden Wachs-Fackeln, und ließen die Studiosi eine hierzu verfertigte fürtreffliche Cantate durch etliche ihres Mittels allerunterthänigst praesentiren, und unter dem Concert der Instrumental-Music absingen, zugleich waren auf dem forderſten Schloß-Platz vier illuminirte Pyramiden aufgestellet, diese waren wieder mit den üblichen Sinnbildern und Inschriften versehen."

Die lateinische Ode des Senats und die deutsche Cantate der Studierenden ist der Beschreibung der Einzugsfeierlichkeiten beigeheftet. Diese letztere, zwar dem Stil der damaligen Zeit Rechnung tragend, zeigt einige ganz erträgliche Verse, wenn auch manche Sonderbarkeiten mit unterlaufen, die jetzt wohl kaum mehr in einem Begrüßungsgedicht Neuvermählten gesagt werden dürften, z. B.:

„Unser Durchlauchtigster Hertzog regiere,
Wenn und wo das Schicksaal rufft,
Unsere Durchlauchtigste Fürstin verspühre
Das Vergnügen fremder Lufft.
Es ruhe das Glück von seinen Beschwerden,
Und mache die Bande der Dienstbarkeit loß,
Es müße der Fürsten gesegneter Schooß,
In kurtzem durch Printzen verewiget werden."

Zum Schluß klingt die Cantate prophetisch in die Worte aus:

„Bis der Bau der Welt vergeht,
Wird dies Haus wie Cedern blühen,
Und viel Printzen auferziehen,
Deren Tugend ewig steht!
Es wird Printzen auferziehen,
Die noch mehr als Cedern blühen,
Bis der Bau der Welt vergeht."

„Am 31. Aug. als den 12. Sonntag post Trinit. celebrirte man ein solennes Danckfest, wobey auf Begehren des Stadt Magistrats, der Cantor Wieghorst eine hierzu wohl componirte Music in der Haupt-Kirche zu St. Nicolai aufführte, und ward auch nach der Predigt das Te Deum laudamus, unter Trompeten und Paucken-Schall, Läutung aller Glocken, und mit Abfeurung der Canonen, deren 9 vor dem Rahthause gestellet waren, gesungen; auch wurde des Abends die gantze Stadt wiederum illuminiret, bei welcher Gelegenheit an dem Rahthause und verschiedenen Privathäusern illuminirte Repraesentationes angebracht waren."



Unser Gewährsmann führt verschiedene dieser Inschriften an, so die an den Häusern des Conferentz-Raths Cay Brockdorff; des Raths und Professors Struve; des Rathsverwandten M. H. Scriver; des Rathsverwandten Conrad Christiani; des Rathsverwandten Pfeiffer, des Kaufmanns Burchard Johann Lembken; des Kaufmanns Matthias Philipsen und des Bürgers Caspars Bäuerlein angebrachten Embleme und Verse. Es würde zu weit führen, diese sämtlich hier wiederzugeben; wir erwähnen nur noch, daß die drei letztgenannten deutsche Verse anstatt der lateinischen tragen.

Die schwülstige auf Veranlassung des Rats verfaßte, in der Nicolaikirche aufgeführte Festcantate: „Das frohlockende Kiel" von Wieghorst ist gleichfalls der Schrift beigefügt. Die Huldigung schließt mit dem Chor:

„Es lebe mit seiner Durchlauchtigsten Annen
Der Theuerste Carol Friederich.
Es müße kein wiedriges Schicksal sich regen;
Kronwürdigster Hertzog! Gott wolle Dir geben
Heil, Wohlfahrt und Leben;
Sein Auge sieht auf Dich.
Es wachse Deyn Land in Gedeyen und Seegen.
Auf! Cimbrien! auf! auf und sprich:
Es lebe mit seiner Durchlauchtigsten Annen
Der Theuerste Carol Friederich."

So gestaltete sich ein fürstlicher Einzug vor 170 Jahren. Es folgten dann noch verschiedene Festlichkeiten, bis endlich im September die russischen Schiffe Kiel wieder verließen.

Der Hofstaat in Kiel war auf das glanzvollste eingerichtet, wie man schon aus der Aufzählung der vielen Würdenträger beim Einzug sehen kann.

Am 21. Februar 1728 gebar die Herzogin auf dem Schlosse den Prinzen Karl Peter Ulrich. Die Freude war allgemein im Lande. Der bereits erwähnte Pastor Owmann giebt einen kurzen Bericht über die Taufe und die sich daran anschließenden Festlichkeiten in seinem Kirchenprotokoll. Er berichtet:

„Der Tauff-actus ward den 29. Febr. 1728 als am Sonntage Oculi in der Schloß-Capelle zu Kiel vollzogen von dem Herrn Hoff-Prediger und Kirchenrath Reimarus, welcher hierzu gelegenheit nahm ex Proverb. XIII: ‚Die Hoffnung, die sich verzeugt, angstet das Hertz, wenns aber kommt, daß man begehret, das ist ein Baum des Lebens.' Welche Worte er auf die Fata des holsteinischen Landes zoge und auff den jungen Erb-Printzen applicirte. D. 6. April, als den Dienstag nach Quasimodogeniti, ward Kirchgang gehalten und die gantze Woche mit Mascarade continuiret, als des Dingstags abends bei dem Hr. Geheimenrath Claußenheim, des Mitwochens abends bei d. Hr. Geh. Rath von Bassevitz, an welchem Tage auch im Auditorio Academico von Hr. Prof. Friesen, u. H. Prof. Opitz peroriret ward, daselbst der gantze Hoff in der größesten Magnificentz erschienen, des Donnerstags abends bei des Herrn Graffen von Bassewitzen Excellence und des Freitags u. Sonnabends auff dem Schloße, dabei dann viele avancements unter den bedienten geschahen."

Leider sollte in diesen Freudenbecher gar bald ein bitterer Wermutstropfen fallen. Die Herzogin, jung, lebhaft, hatte nach der Entbindung zu wenig ihres Zustandes geachtet und starb am 15. Mai desselben Jahres. Der Chronist berichtet darüber:





„Den 15. May aber hat sich alle Freude in eine höchste Trauer verwandelt, in dem an solchen tage, als neml. am Sonnabend vor Pfingsten dieses jetz laufenden 1728sten Jahres zwischen 11 und 12 Uhr Ihro Kayserl. Hoheit die Hertzogin Anna Petrowna im 21sten Jahr Ihres alters Todes verblichen."

Die Nachricht von ihrem Tode verbreitete im ganzen Lande Trauer und Bestürzung; für den Herzog war der Verlust unersetzlich.

Die fürstliche Leiche ward am 3. Oktober 1728 durch russische Schiffe aus Kiel abgeholt und nach Petersburg gebracht. Seiner verstorbenen Gemahlin zu Ehren stiftete der Herzog 1735 den St. Annen-Orden.



Graf von Bassewitz.
Nach einem alten Stich.

Der Tod der Herzogin war von einschneidendster Bedeutung für das Land. Das Glück lächelte dem unglücklichen Fürsten nicht mehr, Schleswig war und blieb verloren, und schließlich ging der Herzog jeder Unterstützung in dieser Angelegenheit verlustig.

In seinem kleinen Lande herrschten Intrigue und Ausbeutung der Kräfte und Mittel des Landes durch eigennützige Beamte. Der allmächtige Graf von Bassewitz, der Premierminister des Landes, gebrauchte für sich und seine Familie, deren Mitglieder mit den höchsten Stellen des Landes versehen wurden, allein den dritten Teil der gesamten Landeseinkünfte. Seine Anmaßung führte 1729 seinen Sturz herbei. Gleichzeitig wurde das große Regierungspersonal reduciert und der kostspielige Hofhalt abgeschafft, da die Gelder zum Bestreiten desselben oft fehlten. Das Schicksal des von Bassewitz teilten 1735 die Geheimräte von Stambke und von Claußenheim. Der erstere ward, wie Bassewitz, zur Verantwortung gezogen.

Bei dem 1730 erfolgten Tode des Kaisers Peter II. von Rußland wurde der Sohn des Herzogs, der junge Prinz Karl Peter Ulrich, bei der Thronfolge übergangen und Anna, Herzogin von Kurland, erhielt die Kaiserwürde. Auch in Dänemark war ein Thronwechsel eingetreten; auf Friedrich IV. war 1730 Christian VI. gefolgt. 1732 bot derselbe dem Herzoge durch Vermittelung der russischen und österreichischen Regierung eine Million Thaler Entschädigung für Schleswig. Der Herzog, in richtiger Erkenntnis seiner Pflicht, war jedoch und blieb fest entschlossen, seine Ansprüche auf Schleswig um keinen Preis zu veräußern. Sein gutes Recht wollte er sich auf keinen Fall abkaufen lassen, und diese Standhaftigkeit in so trüber Zeit vermag nicht rühmend genug hervorgehoben zu werden.

Karl Friedrich suchte seine Vertrauten unter seiner Dienerschaft. Einst war es der Kammerdiener und spätere Oberkammerherr von Roepstorf gewesen, jetzt wurde es der Kammerdiener Pahl, der den Adelstitel erhielt und zum Oberforst- und Oberjägermeister ernannt wurde.

Den Posten eines Kanzlers bekleidete in den letzten Jahren der Regierung des Herzogs Ernst Joachim von Westphalen. Dieser auch als Gelehrter hochbedeutende Mann war 1700 als Sohn des Predigers Westphal zu Schwerin geboren. Ernst Joachim studierte von 1717 an in



Rostock, dann 1719—1721 in Halle, ward 1721 in Jena Doktor der Rechte und ließ sich 1724 in Rostock als Privatdozent und Advokat nieder. 1728 verließ er Rostock und ging nach Hamburg, wo er bis 1730 als Advokat lebte. In diesem Jahre wurde er zum Bürgermeister in Kiel erwählt. Bereits 1732 legte er jedoch sein Amt als Bürgermeister nieder und wurde vom Herzog im selben Jahre zum Geh. Sekretär, 1733 zum Kabinetsrat und Vizepräsidenten des Oberkonsistoriums ernannt. 1734 ward Westphalen Curator der Universität, 1736 Hofkanzler und Geh. Rat, 1735 erhielt er den Annen-Orden, 1737 verlieh ihm der Herzog für seine Verdienste den Schauenburgischen Hof, in Hamburg und der Kaiser erhob ihn in den Adelstand. Auch nach dem Tode Carl Friedrichs 1739 blieb er im Besitz seiner Würden, bis ihn 1752 eine Intrigue vorübergehend zu Fall brachte.



E. J. v. Westphalen.
Nach einem alten Stich.

Westphalen gab 1739—1745 die bekannten „Monumenta inedita rerum Germanicarum praecipue Cimbricarum et Megapolensium“ 4 Bde. heraus, ein Sammelwerk, das schätzenswerte Beiträge zur Geschichte der Herzogtümer enthält und manchen Abdruck jetzt nicht mehr vorhandener Urkunden bringt. Vielfach hat er das ungedruckte Werk eines seiner Vorgänger auf dem Kieler Bürgermeisterstuhl für seine „Monumenta“ mit benutzt, des Asmus Bremer, der 1688—1720 Bürgermeister von Kiel war. Dieser letztere verfaßte die in mehreren Exemplaren handschriftlich vorhandene „Kieler Chronik“ oder „Chronicon Kiliense tragicum curiosum, d. i. eine ordentliche und wahrhafte Beschreibung der Geschichte von vielerlei Gewalt-, Mord-, Übelthaten und Unglücksfällen, welche sich in der Stadt Kiel und da herum von 1432 bis auf seine Zeit begeben haben. Jedoch daß ein und andere Merkwürdigkeit aus dem Alterthum hie und da mit eingestreuet worden.“

Diese Chronik, welche für die Sittengeschichte Kiels eine reiche Fundgrube bedeutet und auch von allen, die über Kiels innere Geschichte geschrieben, mehr oder minder benutzt ist, soll nunmehr endlich auf Veranlassung der „Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte“ durch Herrn Dr. Stern herausgegeben werden. Das Werk wird uns ein ganz vorzügliches kulturhistorisches Bild der damaligen Zeit geben, und wir als Enkel sind den Männern Dank schuldig, die um die Wende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts ihre amtliche Stellung dazu benutzten, Dokumente, die auf die Stadt Bezug hatten, der Nachwelt zu erhalten; war deren Verständnis für die Vergangenheit doch leider zeitweise so gering, daß manche der wertvollsten Akten und Urkunden, welche diese Bürgermeister benutzt hatten, im Laufe der Zeit abhanden kommen konnten.

Nach dieser kurzen Abschweifung erübrigt es noch, auf die letzten Regierungsjahre des Herzogs Carl Friedrich zurückzukommen. Es waltete kein glücklicher Stern über dem Herzog. 1739 erkrankte er auf seinem Jagdschlößchen Petersburg bei Kiel; noch nicht völlig genesen, siedelte er nach der seinem Günstling Pahl gehörenden Hufe Rolfshagen bei Oldesloe





über. Hier verschlimmerte sich sein Zustand, und er starb daselbst, kaum neunundreißigjährig, am 18. Juni 1739.

Karl Friedrich war ein durchaus ehrlicher Charakter, voll tiefer, ernster Frömmigkeit. Von der Festigkeit und Geradheit seines Charakters zeugt die Ablehnung des erwähnten dänischen Vorschlages. Er erließ viele Verordnungen für das Kirchen- und Schulwesen, das ihm vor allem am Herzen lag. Sein glänzender Hofhalt hatte zwar nach 1730 manche Einschränkung erfahren, aber noch 1739 erließ er eine neue umfangreiche Rangordnung, die allerdings mit der Größe seines Landes in gar keinem Verhältnis stand. Sehr am Herzen lag ihm auch das Soldatenwesen; er ließ den Schloßgarten in Kiel zu einem Exerzierplatz umwandeln und hielt mit seinen Leibgrenadieren häufig Übungen und Manöver in Kiels Umgegend ab; Pastor Owmann in Brügge berichtet über derartige 1728, 1729 und 1732 dort abgehaltene Übungen.

Im Sommer hielt er sich seltener in Kiel auf, vielfach in Neustadt, auf Petersburg und auf den Gütern seiner Günstlinge. Den Winter verbrachte er jedoch meistens in Kiel, wo er dem Theater großes Interesse entgegenbrachte. An früherer Stelle wurde bereits des durch Christian Albrecht errichteten Ballhauses Erwähnung gethan. In demselben spielten vielfach Schauspielertruppen und zu Karl Friedrichs Zeiten ist daselbst in den Jahren 1736, 1738 und 1739 auch Karoline Neuber, die so bekannte, um die Entwickelung des deutschen Schauspielwesens hochverdiente Künstlerin, mit ihrer Truppe aufgetreten. 1736 hatte die Truppe noch die Abgabe an das Rathaus bezahlt; 1738 und 1739 war sie als „Hoff-Comoediantentruppe“ davon entbunden. Unterm 6. Oktober 1735 hatte sich Johann Neuber von Hamburg aus, wo er mehrfach gastierte, mit einer Eingabe an den Herzog gewandt, um das holsteinische Privilegium zu erlangen. Diese Bittschrift, welche sich im Archiv der Stadt befindet, ist in dem Werke von Reden abgedruckt*); es sei uns eine Wiedergabe derselben an dieser Stelle gestattet. Sie lautet:

Durchlauchtigster Hertzog

Gnädigster Fürst und Herr!

Ew. Königl. Hoheit gegenwärtige unterthänigste Bittschrift vor Augen zu legen, nehme ich nun desto weniger Anstand, je mehr ich durch geneigte Gönner versichert bin, daß Ew. Königl. Hoheit die wahre Beschaffenheit der theatralischen Spiele, die ich bieß anhero in Hamburg mit Beyfall aufgeführet, bereits vorstellig gemacht worden, und daß Ew. Königl. Hoheit Sich gnädigst haben vernehmen lassen, nicht abgeneigt zu seyn, mir auf geschehenes unterthänigstes Anhalten die Freyheit zu ertheilen, Ew. Königl. Hoheit künftigen Umbschlag in Kiel unterthänigst aufwarten zu dürfen, und Ew. Königl. Hoheit gnädigsten Beyfall an unsern Schauspielen vornehmlich und dann auch der anwesenden Zuschauer, sich erwerben zu können. Solchem nach ergehet auch hiemit an Ew. Königl. Hoheit mein unterthänigstes Bitten: Es wollen Höchstdieselben gnädigst geruhen, mir vorgedachte Erlaubniß den Umbschlag hindurch in Ew. Königl. Hoheit Residentz theatralische Spiele alleine aufzuführen, schrifftlich ausfertigen zu lassen; gleich wie ich nun der zuversichtlichen Hoffnung lebe, daß Ew. Königl. Hoheit mein unterthänigstes Ansuchen gnädigst aufnehmen und mich der gesuchten Er-

*) Reden-Esbeck, Caroline Neuber und ihre Zeitgenossen. Leipzig 1881, S. 184.



laubniß erfreuen werden; also unterwerffe ich mich auch im übrigen Ew. Königl. Hoheit gnädigsten Wohlgefallen, und verharre für alle nur hierunter erwiesene hohe Gnade ohne Unterlaß

Durchlauchtigster Hertzog
Ew. Königl. Hoheit
Meines gnädigsten Fürsten und Herrn
unterthänigster
Johann Neuber
Direct. der Königl. Pohl. Churfürstl. Sächß.
auch hochfürstl. Braunsch. Füneb.
Hoff-Commedianten.

Hamburg
d. 6. Oct. 1735.

Im Februar 1736 erhielt die Gesellschaft dann das Schleswig-Holsteinische Privilegium, nachdem sie im Umschlag, d. h. im Januar bereits in Kiel gespielt hatte. Das bezügliche Dekret, welches dem gleichen Werke entnommen ist, lautet:

„Ihro Königl. Hoheit, der Durchlauchtigste Fürst und Herr, Herr Carl Friedrich, Erbe zu Norwegen, Hertzog zu Schleswig-Holstein, Stormarn und der Dithmarsen, Graf zu Oldenburg und Delmenhorst u. s. w.

Unser gnädigster Fürst und Herr Fügen hiermit männiglichen zu wissen, was gestalten Höchstdieselbe, so wohl in Ansehnung derer von der Neuber'schen Schaubühne Genossenschaft aus fremden Sprachen in die teutsche Mutter-Sprache und zwar in gebundenen Reden, so ungezwungen als eigentlich geschehenen glücklichen Übersetzungen und derer aufgeführten sehenswürdigen, besonders aber von vielen Unvollkommenheiten und Mängeln guten Theils gesauberten auch verbeßerten teutschen Schau-Spielen, als auch des von der Schaubühne sämtlichen Genossenschafft bezeigten und führenden sittsahmen Wandels, Sich in Gnaden bewogen gefunden, besagter Neubert'scher Schaubühne den Nahmen der Schleswig-Holsteinischen gnädigst beyzulegeu, und geschiehet solches hiemit und Krafft dieses dergestalt und also, daß dieselbe nunmehro sowohl Umschlagszeit über, als so offte selbige gefordert werden möchte, von allem sonst und zu der Zeit zu erlegenden Schutz-Geld und andern gewöhnlichen Beschwerden und Ausgaben an hiesiger oder anderer Städte Raths und Cämmerey Stuben gäntzlich befreyet seyn, auch immediate vom Hofe und der Cammer Befehle einhohlen und unter Selbiger stehen, imgleichen auch diese Genossenschafft beyderley Geschlechts, nechst der Hochfürstl. Capell und Dero Classen rangiren, und überhaupt in allen billigen Dingen sich Hochfürstlicher Protection und Schutzes zugetröstet haben solle. Uhrkundlich Ihro Königl. Hoheit eigenhändiger Unterschrifft und vorgedruckten Hochfürstl. Insiegels.

Gegeben auf Dero Schloß zu Kiel, d. 28. Februar, Anno 1736.

Carolus Fridericus mp.
(L. S.) C. H. Pecht mp.
Ober-Cammer-Intendant."

Bei Carl Friedrich durfte die Neuberin auf Erfüllung ihrer Bitte rechnen, da er ein Freund des Theaters war und bei Hoffestlichkeiten auch selbst die Bühne betreten haben soll. Bei ihm konnte man Verständnis für die schüchternen Anfänge einer deutschen Schauspielkunst voraussetzen, welches in damaliger Zeit noch nicht häufig war.



Ihrer dankbaren Anerkennung und Verehrung gebührenden Ausdruck zu verleihen, bot ihr der Geburtstag des Herzogs jedesmal eine günstige Gelegenheit, und so entstand das Gelegenheitsstück: „Die von der Weisheit wider die Unwissenheit beschützte Schauspielkunst“, welches zuerst am 30. April 1736 aufgeführt wurde. Ein anderes Gedicht, das sie gleichfalls zum Geburtstagsfest des Herzogs 1736 verfaßte, wird in dem erwähnten Werke mitgeteilt; es ist in Lübeck gedruckt und befindet sich in einem Exemplar auf der dortigen Stadtbibliothek.

Von Kiel ging die Truppe nach Lübeck und spielte auch dort einige Zeit.

1738 war sie wieder in Hamburg und führte daselbst am 30. April zur Geburtstagsfeier des Herzogs den „Polyeuct“ von Corneille und ein Schauspiel von der Neuberin: „Der Ursprung der Schauspiele“ auf. Zu beiden Stücken hatte der Komponist J. A. Scheibe die Musik geschrieben.



Peter, Herzog von Holstein-Gottorp.
Nach einem alten Stich.

Im Dezember des gleichen Jahres weilte die Neuberin mit ihrer Truppe dann wieder in Kiel. Hier verlor sie ein sehr schätzbares Mitglied ihrer Truppe in der Frau Gründler, deren Tochter sich an den Notar und Sprachmeister Weiße in Kiel verheiratete und ihre Mutter bei sich behielt.

Es war das letzte Mal, daß die Truppe nach Kiel kam; durch Empfehlung ihres fürstlichen Gönners erhielt sie von der Kaiserin Anna einen Ruf nach Petersburg, dem sie Folge leistete.

Als sie 1740 aus Rußland zurückkehrte, war Carl Friedrich bereits gestorben. Ein ständiger Hofhalt, der ein Theaterunternehmen stützen konnte, war in Kiel nicht mehr vorhanden.

Carl Friedrich hatte bereis 1731 ein Testament errichtet und demselben 1734 ein Codicill hinzugefügt. In diesem ernannte er seinen Vetter, den Prinzen Friedrich August von Holstein-Gottorp zum Curator und Vormund des Prinzen Carl Peter Ulrich, zu Mitvormündern wurden der jedesmal im Geh. Rat sitzende Hofkanzler und die beim Absterben des Testators im Conseil sich befindenden Räte ernannt; dazu konnten aus der Kanzlei oder Kammer „ein untadelhafter Präsident, auch ein Paar untadelhafte adelige Räthe“ genommen werden.

Friedrich August verzichtete jedoch auf die ihm angetragene Vormundschaft und überließ dieselbe seinem älteren Bruder, dem Bischof Adolf Friedrich von Lübeck. Von jetzt ab verschlimmerten sich die Verhältnisse im Lande immer mehr; ein Zustand allgemeiner Unsicherheit und empfindlichsten Mangels an Ordnung wie an Vertrauen zu den leitenden Kreisen trat ein.

Dagegen eröffneten sich dem Gottorper Hofe glänzende Aussichten; die Thronansprüche desselben auf Schweden und Rußland gelangten zur Geltung. Am 6. Dezember 1741 bestieg die Schwester der Herzogin Anna von Gottorp, die unverheiratete Großfürstin Elisabeth, den russischen



Kaiserthron. Sie ließ sogleich ihren jungen Neffen als Thronerben von Kiel nach Petersburg kommen. Am 8. Februar 1742 langte dieser daselbst an, trat bald darauf in Moskau zur griechischen Kirche über und ward am 18. November 1742 zum Großfürsten und Thronfolger erklärt. Fast gleichzeitig boten dem Prinzen die schwedischen Reichsstände die Thronfolge in Schweden an. Der neuernannte Großfürst aber lehnte ab, und zum schwedischen Thronfolger ward nunmehr der bisherige Administrator und Bischof von Lübeck, Adolf Friedrich von Gottorp, erwählt, der 1743 in Stockholm eintraf.

Am 31. Mai 1745 wurde der Herzog Carl Peter Ulrich volljährig und trat die Regierung an. Da er jedoch als russischer Großfürst seinen Wohnsitz in Petersburg behielt, wurden seine holsteinischen Besitzungen von dort aus regiert. Die Administration des Herzogtums versah ein geheimes Regierungskonseil, welches seinen Sitz auf dem Schlosse zu Kiel hatte. Dieser Zustand war ein höchst unerfreulicher, für Stadt und Land von den verderblichsten Folgen begleitet. Das Geheime Conseil war ein Tummelplatz des Parteigeistes und der Intrigue; ein Günstling verdrängte den anderen, willkürliche Verhaftungen waren an der Tagesordnung. Es wird sogar erzählt, daß die Unsicherheit innerhalb der Regierungskreise soweit ging, daß die höchsten Beamten Pferde ständig gesattelt hielten, um sogleich zur Flucht bereit zu sein.

E. J. Westphalen, sein Bruder, sowie Magnus Friedrich von Holmer wurden ihrer Ämter entsetzt und verhaftet. 1756 ward jedoch Ernst von Westphalen freigesprochen und in alle seine Ämter und Würden wieder eingesetzt. Er starb 1759 zu Kiel. Sein Nachfolger wurde in späteren Jahren der Freiherr von Saldern, einer der bedeutendsten unter den Staatsmännern, die den Gottorper Herrschern zur Seite gestanden haben.

Caspar von Saldern war 1711 als Sohn des Amtsverwalters von Saldern in Apenrade geboren; er studierte Jurisprudenz in Kiel und Göttingen und trat darauf in den holstein-gottorpischen Staatsdienst. Er wurde Amtsverwalter und 1744 auch Amtmann zu Neumünster. 1752 kaufte er das Gut Schierensee, welches er in der Folgezeit in eines der schönsten Landgüter des Herzogtums umwandelte. 1761 wurde er als Amtmann abgesetzt und zog sich nach Schierensee zurück, dort in ständiger Gefahr lebend, gleich anderen Staatsdienern, wie Holmer, Westphalen, Ellendsheim, Gadendam plötzlich verhaftet zu werden. In einem Aufsatz des Herrn Oberbibliothekars Dr. Wetzel: „Zur Lebensgeschichte Caspars von Saldern", dem derselbe Originalaufzeichnungen, die sich im Gutsarchiv zu Schierensee vorfanden, zu Grunde legte,*) findet sich trefflich die Unsicherheit im Lande zur Zeit des Geheimen Conseils charakterisiert. Es heißt dort unter andern: „In den Jahren 1761 und 1762 war in Kiel eine besondere Regierungsform und ein übles Mißverständniß unter den damaligen Mitgliedern des Geheimen-Regierungs-Conseil und den sämtlichen Kielschen Einwohnern. Kein gesitteter Privatmann durfte in seinem Hause oder an seinem Tische mit seinen Gästen ein Wort sprechen, das die Bedienten nicht gleich aussagen mußten, und worüber der Wirth den andern Tag befragt oder wohl gar in Arrest gezogen wurde, je nachdem die Bedienten zu Gunsten oder zum Nachtheil ihrer Herren die Aussage gethan hatten."

Um der drohenden Verhaftung zu entgehen und gleichzeitig dem Herzog Mitteilung von den Zuständen in Kiel zu machen, wagte es Saldern 1762 nach Rußland zu gehen, obgleich es den

*) Zeitschrift f. Schl.-Holst.-Lauenb. Geschichte, Bd. XXIII, S. 278 ff.



Beamten strenge untersagt war, ohne Erlaubnis nach Petersburg zu reisen. Er verkleidete sich deshalb als Kaufmann, ging von Eckernförde auf dem Wasserwege nach Riga und nach längerem Verweilen daselbst nach Petersburg, wo es ihm auch gelang, eine Audienz bei dem Herzog zu erhalten. Er fand dort die gewünschte Unterstützung und knüpfte gleichzeitig Verbindungen mit der Großfürstin Katharina und mit Panin, nachmals Oberhofmeister des jungen Großfürsten Paul Petrowitsch und Minister des Auswärtigen, an, welche für seine nachmalige staatsmännische Laufbahn entscheidend werden sollten.

Es wurde hierauf eine Untersuchung eingeleitet, die in Kiel gefangen gehaltenen Staatsdiener wurden freigelassen, in ihre Würden wieder eingesetzt, und Saldern kehrte als großfürstlicher Etats- und Konferenzrat nach Holstein zurück. Später wurde er Geheimrat, Mitglied des Geh. Regierungs-Conseils und 1766 Präsident des sogenannten General-Direktoriums.



Katharina, Herzogin von Holstein-Gottorp. Nach einem alten Stich.

Mittlerweile war der Herzog und Großfürst seiner Tante Elisabeth am 5. Januar 1762 als Kaiser unter dem Namen Peter III. gefolgt. Während sich die Eutiner Linie des Gottorper Hauses den in dieser ganzen Zeitperiode nie ruhenden Vergleichsvorschlägen des dänischen Herrscherhauses geneigt zeigte und 1750 einen diesbezüglichen Vertrag schloß, war der Herzog und Großfürst Peter diesen Bestrebungen durchaus abgeneigt und dachte lebhaft an die Wiedergewinnung seines Erbteils. Der geeignete Zeitpunkt hierzu schien ihm bei seiner Thronbesteigung als Kaiser des mächtigen russischen Reiches gekommen. Er schloß sofort Frieden mit Preußen, um dann zum Angriff auf Dänemark zu schreiten und den Kampf um Schleswig aufzunehmen, zu dessen Wiedererlangung Preußen bereitwillig seine Mitwirkung versprach.

Ein russisches Heer stand bereits in Mecklenburg, eine russische Flotte lag bei Fehmarn, Dänemark schien aufs äußerste bedroht. Schon tagte unter preußischer Vermittelung zu Berlin ein Kongreß, um die Streitigkeiten der beiden Mächte beizulegen und die Auslieferung Schleswigs auf gütlichem Wege zu erreichen; Saldern war zum Bevollmächtigten des Herzogs für die Verhandlungen ernannt worden. Aber gleich nach der ersten Sitzung ging der Kongreß auseinander, da Peter am 17. Juli ermordet wurde. Sein unmündiger Sohn Paul folgte ihm als Herzog in Holstein.

Die Regierung des Herzogs Carl Peter Ulrich war wohl die traurigste für das vielgeprüfte Land gewesen; noch einmal sollten jedoch dem Herzogtum unter seinem letzten Fürsten aus Gottorpischen Hause Tage des Glücks, der Ruhe beschieden sein; es sollte noch einmal die Wohlthat eines geordneten Regiments kennen lernen.

Für den unmündigen Herzog ward eine vormundschaftliche Regierung in Holstein eingesetzt,



während seine Mutter, Katharina II., in Rußland Herrscherin wurde. Auch sie war dem Gottorper Hause verwandt, ihre Mutter war eine Enkelin Christian Albrechts, und auf den Gütern ihrer Mutter in Holstein, vor allem in Neudorf bei Lütjenburg, hatte die Prinzessin Katharina von Anhalt-Zerbst ihre Jugend verlebt. Am Hofe ihres Onkels, des Fürstbischofs von Lübeck zu Eutin, soll sie auch ihren späteren Gemahl bereits kennen gelernt haben. 1745 wurde sie dem jungen Fürsten vermählt. Nach dem gewaltsamen Tode ihres Gemahls war die ehrgeizige Fürstin am Ziele ihrer Wünsche; sie hat für ihr großes Weltreich viel gethan, nie darf jedoch vergessen werden, daß sie auch für das kleine Stammland ihres Sohnes ein warmes Herz sich bewahrte und stets eine offene Hand hatte, um demselben eine gedeihliche Entwickelung zu sichern.



Paul, Herzog von Holstein-Gottorp.
Nach einem alten Stich.

Die vormundschaftliche Regierung kam zuerst an den Herzog Georg Ludwig, den jüngsten Bruder des Königs von Schweden, dann, als dieser schon 1763 starb, an den Bischof von Lübeck, Friedrich August von Holstein-Gottorp. Die Leitung der Geschäfte aber lag in Salderns Händen.

Am meisten lag allen Beteiligten die Regelung des Verhältnisses mit Dänemark am Herzen. Nachdem am 28. Februar 1765 der Friede geschlossen und eine Beilegung der Streitigkeiten auf dem Wege des Tausches oder auf andere Weise in Aussicht genommen worden war, wurde die Unterhandlung über den Austausch des Gottorper Anteils an Holstein gegen Oldenburg begonnen. In Kopenhagen wurde durch Saldern im April 1767 der provisorische Traktat geschlossen, in dem auf Schleswig verzichtet, Holstein gegen Oldenburg eingetauscht und letzteres mit dem Bistum Lübeck vereinigt wurde. Der König versprach, Holstein, alle Stände und Einwohner, bei ihren Rechten und Freiheiten zu lassen, namentlich die Universität in Kiel zu erhalten und zu schützen. Bis zur Großjährigkeit des Herzogs wurde dieser Vertrag vorläufig geheim gehalten.

In Holstein wirkte Saldern höchst segensreich; er vollzog alle Pläne und Einrichtungen, welche mit Genehmigung der Kaiserin gemacht waren, so die Verbesserung der Universität zu Kiel, den Neubau eines Gebäudes für dieselbe, den Umbau des Schlosses, die verbesserte Einrichtung der Universitätsbibliothek, die Verbesserung des Gehalts der Professoren; er errichtete auf seine Vorstellung und mit Genehmigung der Kaiserin die Kielsche Witwen- und Waisenkasse und beredete seinen Freund, den Geheimen Rat Muhlius, seinen Besitz Damperhof zur Errichtung eines Waisenhauses der Stadt Kiel zu vermachen.

Auf dem Domainialgute Cronshagen wurde die Leibeigenschaft auf seinen Vorschlag 1767 aufgehoben.



1768 siedelte Saldern für längere Zeit nach Petersburg über und wurde 1771 russischer Gesandter in Warschau. Hier trat er mit unglaublicher Schonungslosigkeit auf. Friedrich der Große erwähnt, daß Saldern ihm gegenüber in der polnischen Frage versucht habe, eine Rolle zu spielen, wie der römische Prätor Popilius gegenüber dem syrischen König Antiochus. Friedrich der Große ließ sich eine derartige Behandlung nicht gefallen, die Polen und ihr Schattenkönig Stanislaus mußten dagegen dieselbe über sich ergehen lassen. 1772 kehrte Saldern nach Petersburg zurück und schloß am 1. Juni 1773 zu Zarskoje Selo nach der Mündigkeitserklärung des Großfürsten den auf Grund des provisorischen Traktats abgeschlossenen Definitiv-Traktat mit Dänemark. Er kehrte darauf nach Holstein zurück, wo ihm die Übertragung der ausgetauschten Gebiete oblag. Er verließ zu seinem Glück noch rechtzeitig Petersburg; denn bald nach seinem Fortgange erhielt Katharina Kunde von Intriguen und Machenschaften, die er gegen sie gesponnen. Ihre Rache konnte ihn jedoch nicht mehr erreichen.

Nach dem vollzogenen Austausch 1773 zog er sich von den Geschäften zurück und lebte bis zu seinem 1786 erfolgten Tode teils in seinem Hause zu Kiel in der Flämischenstraße, teils auf seinem Schlosse Schierensee. Dasselbe zeugt noch jetzt von seinem vornehmen Geschmack; seine großartigen, jetzt nicht mehr vorhandenen Gartenanlagen am Heeschenberge daselbst zählten noch bis in unser Jahrhundert hinein zu den größten Sehenswürdigkeiten und werden von hervorragenden Zeitgenossen voller Bewunderung erwähnt. Sein Lebensabend verlief in der Fürsorge für seine Gutsangehörigen und in der trefflichen Bewirtschaftung seiner Güter.



Friedrich August von Holstein-Gottorp, Fürstbischof von Lübeck. Nach einem alten Stich.

Schon vor der Übertragung des großfürstlichen Anteils hatten durch den Vertrag zu Gottorp vom 27. Mai 1768 die beiden regierenden Linien die holsteinischen Hoheitsansprüche auf Hamburg gegen eine Geldzahlung völlig aufgegeben.

Die vormundschaftliche Regierung, die während der Regierungszeit dieses letzten Herzogs die Geschäfte des Landes geführt, war eine der glücklichsten, die das Land gehabt. Handel und Gewerbe blühten auf, die alte Ordnung kehrte zurück, und Wissenschaft und Künste fanden eine treue Beschützerin an der großen Fürstin, die sich späterhin den Beinamen einer „Semiramis des Nordens" erwarb. Wie in Rußland allerorten, so findet man auch im holsteiner Lande die Spuren ihres Wirkens, ihrer Fürsorge. Neues Leben erblühte an der Hochschule, der Schöpfung ihres Ahnherrn; ein ansehnlicheres Gebäude wurde durch die Großmut der Kaiserin für dieselbe geschaffen. Auch das alte Fürstenschloß wurde vor dem drohenden Verfall bewahrt und einem Umbau unterzogen. Überall war die Fürsorge einer wahrhaft väterlichen Regierung zu verspüren.

Am 16. November 1773 erfolgte im großen Saale des Schlosses zu Kiel in feierlichster Weise die Übergabe des großfürstlichen Anteils durch den „General-Principal-Kommissarius" des Herzogs, Geheimrat Caspar von Saldern, an den Vertreter des Königs von Dänemark, Grafen Detlef von Reventlow. Die Prälaten und Deputierten der Ritterschaft, die großfürstlichen Regierungs-



Kollegien, die gesamte Geistlichkeit des herzoglichen Gebiets, Vertreter der Städte Kiel, Neustadt und Oldenburg und Deputierte der Landschaft Norderdithmarschen, waren zu diesem Akt geladen. Saldern hielt eine Rede, erklärte dann, kraft seiner Vollmacht, indem er dem königlichen Kommissar als Symbol eine Schüssel mit einem grünen Rasenstücke, einen Eichenzweig und die Schlüssel des Schlosses überreichte, daß er den bisherigen großfürstlichen einseitigen und gemeinschaftlichen Anteil des Herzogtums Holstein an den königlichen Kommissar und durch diesen an den König übertrage. Er entließ dann die Unterthanen ihrer Pflichten gegen den bisherigen Landesherrn, während gleichzeitig die Erhaltung aller Privilegien und Gerechtsame ihnen gewährleistet wurde.

Graf von Reventlow bestätigte, nachdem er die Übertragung entgegengenommen, alle Zusicherungen und ließ dann die Anwesenden durch Handschlag dem Könige die Huldigung leisten.*)

So endigte die Herrschaft der Gottorper in Schleswig-Holstein. Es war ein großes Glück für das Land, daß die Landesteilungen jetzt aufhörten. Die Vielherrschaft war nicht allein eine fortwährende Quelle inneren Haders und Bürgerkrieges gewesen, sondern sie war auch eine immer mehr drückende Last geworden, da die alte patriarchalische Einfachheit bei Fürsten und Adel geschwunden war und eine umfangreiche, kostspielige Bureaukratie die Verwaltung erschwert und das Land ungemein belastet hatte.

Eine neue Epoche der Entwickelung, sowohl für die schleswig-holsteinischen Lande, wie für Kiel war angebrochen, das Morgenrot einer neuen Zeit.

*) Volbehr in Mitt. d. Gesellsch. f. Kieler Stadtgesch., Heft 3—4, S. 21 ff.



Münzen Holstein-Gottorpischer Fürsten im Besitz des Herausgebers.


FRIDERICUS VI.
Unter Dänischer Herrschaft.
CHRISTIANVS VII.
Die Ostsee

Allerlei Wandlungen und Gemeinnützige Unternehmungen.



Glücklicher als im herzoglichen wurde die Regierung im königlichen Anteil geführt. Manches Heilsame war daselbst unternommen worden. Die Niederlegung der Domänen führte zu der Verteilung des Grundbesitzes an Eigentümer oder Erbpächter und hob die Wohlfahrt des Landes bedeutend.

Auch die reformatorischen Tendenzen des Jahrhunderts fanden hier Eingang, zuerst unter Friedrich V. und Bernstorff, dann unter Christian VII. und Struensee. Der als Mensch so wenig achtenswerte Monarch hat während seiner langen Regierung zu verschiedenen Malen das Glück gehabt, ganz ausgezeichnete Minister zu besitzen und Leute in seiner Umgebung und an seinem Hof zu haben, die für den geistigen Aufschwung nicht nur in Dänemark und den Herzogtümern, sondern auch in Deutschland eine ganz außerordentliche Bedeutung erlangt haben. Man mag Christian VII. verdammen und verurteilen, — er war später ein geisteskranker, bedauernswerter Schwächling, — aber man muß ihm nachrühmen, daß er im Anfang seiner Regierung manches anordnete und durchführte,



was für Dänemark und die Herzogtümer von einschneidender Bedeutung geworden ist; schade, daß nur zu oft manch guter Vorsatz unterblieb, weil ein Plan den andern jagte.

Tortur und Zensur wurden aufgehoben, Mißbräuche beseitigt, philanthropische Einrichtungen getroffen, die Verwaltung, namentlich das Finanzwesen, neu organisiert. Die deutsche Sprache herrschte am Hofe, im Handel, in der Armee. Da führte der wiedererwachte nationale Sinn der Dänen sowie eine von der verwitweten ränkevollen Königin Juliane Marie angezettelte Hofintrigue zum Sturze und blutigen Ende Struensees. Angeklagt einer vertrauten Verbindung mit der Königin Caroline Mathilde, mußte er vereint mit seinem Freunde Brandt am 28. April 1772 auf dem Schaffot sein Leben lassen.

Die Regierung nach Struensees Sturz, hauptsächlich von dem jüngeren Bernstorff, Andreas Peter, geleitet, hatte einen gemäßigten, wohlwollenden Charakter. Für Dänemark und Schleswig-Holstein war diese Zeit von 1773 bis zum Beginn des neuen Jahrhunderts die glänzendste, friedlichste und glücklichste; für Landbau, Gewerbe und Handel wurde vieles gethan, der Kopenhagener und Flensburger Kaufmannsstand befestigte seinen Ruf durch ausgedehnte Verbindungen; er erwarb vornehmlich während des amerikanischen Krieges große Reichtümer und gelangte zu ungeahnter Blüte.



König Christian VII.
Nach einem Stich von Stöttrup.

Das für Kiel und Holstein so überaus wichtige Ereignis, die Anlegung des Eiderkanals, war in den Jahren 1777—1784 geschehen und damit für die damalige Zeit ein Werk geschaffen, das namentlich im Hinblick auf die Unvollkommenheit der zu Gebote stehenden Werkzeuge allgemeine Bewunderung erregte. Durch eine Reihe von Reformen von der eingreifendsten Bedeutung, wie vor allem die Aufhebung der Leibeigenschaft durch Graf Bernstorff, wurde das Volk, insbesondere der Bauernstand, merklich gehoben und nach und nach zur Teilnahme am politischen Leben herangezogen.

Ungehindert konnten Kunst und Wissenschaft sich entfalten und gelangten zu einer Blüte, wie nie vorher und nachher.

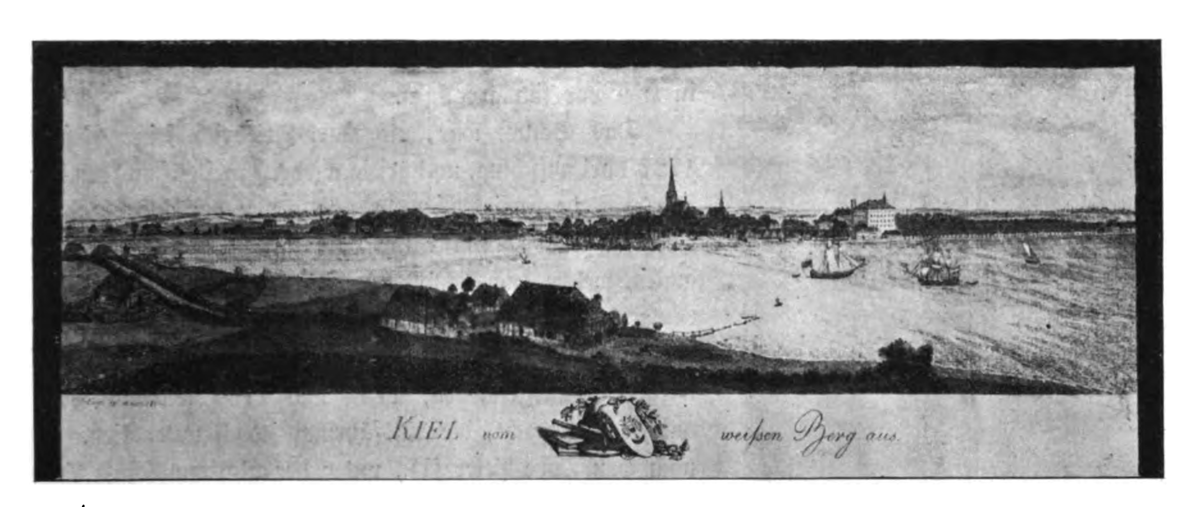
Der König und seine Ratgeber hatten Sinn für wissenschaftliche und litterarische Interessen, und zwar war es deutsche Bildung und Litteratur, die sie begünstigten. Namhafte Männer, wie Cramer, Basedow, Sturz, Öder wurden ins Land gezogen und verbrachten hier einen Teil ihres Lebens. Klopstock lebte Jahre lang am dänischen Hofe, und ein dänischer Minister Graf Schimmelmann und vor allem der edle Herzog von Augustenburg waren es, die Schiller auf so feinsinnige und wirksame Weise unterstützten. In den Herzogtümern erregten Dichtkunst und litterarisches Wirken die Teilnahme weitester Kreise.

Gerstenberg aus Tondern, Claudius aus Reinfeld, Boie aus Meldorf schlossen sich Klopstock und seinen Freunden an. Zu ihnen gesellten sich Carsten Niebuhr, der an einer größeren wissen-



schaftlichen Reise nach dem Orient, die der König veranstaltet hatte, teilgenommen und nun in Dithmarschen sein Leben zubrachte, Voß, der in Eutin lehrte, und die Grafen Stolberg, die dort und in Holstein höhere Ämter bekleideten. Vor allem auch auf den Gütern des Adels bildeten sich litterarische Kreise, die die geistige Bewegung wesentlich förderten und der ganzen Zeit ihr charakteristisches Gepräge verliehen.

Es war natürlich, daß das rege geistige Leben, welches sich aller Orten bemerkbar machte, lebhaften Nachhall in Kiel finden mußte, das schon durch seine Hochschule berufen war, eine leitende Rolle auf diesem Gebiete zu übernehmen. Gerade um die Wende des Jahrhunderts finden wir unter den Lehrern der Hochschule Namen vertreten, die noch jetzt einen guten Klang haben und stets als Zierden der Wissenschaft glänzen werden. Wenn trotz alledem die Kieler Hochschule und die Kieler Gesellschaft nicht die führende Rolle erhielten, so waren es verschiedene Umstände, welche dieses vereitelten, nicht zum kleinsten Teile Eifersüchtelei, Gelehrtendünkel und Intriguen, sowohl von außen, als im Kreise der Gesellschaft selbst.



Nach einem Stich von Voigts 1801.

Kiel war immerhin eine verhältnismäßig kleine Stadt; bei der ersten im Jahre 1750 vorgenommenen Volkszählung zählte sie 4500 Einwohner, etwa 50 Jahre später, im Jahre 1803, war die Einwohnerzahl auf 7075 gestiegen. Das Aussehen Kiels zur Zeit der ersten Volkszählung schilderte ich bereits an der Hand des Homannschen Planes; es erübrigt hier nur kurz die Veränderungen zu charakterisieren, welche die Stadt bis zum Beginn des neuen Jahrhunderts erfahren hat.

Ganz anders als im Jahre 1750 ist das Aussehen einer Stadt um die Wende des Jahrhunderts, etwa ums Jahr 1790. Waren in der Mitte des Jahrhunderts noch Thore und Mauern, wenn auch häufig in halbverfallenem Zustande, vorhanden, so waren dieselben um 1790 zum größten Teile bereits verschwunden, oder es wurde darüber verhandelt, die Eingänge, welche dem vergrößerten Verkehr zu klein geworden waren, von dem alten, engen Durchgang zu befreien, mit leichtem Gitterwerk zu schließen und an andern Stellen der Mauer neue Pforten zu öffnen. Der Wall um den Stadtgraben war mit breitgegipfelten Bäumen bepflanzt, und in dem dichten Schatten der Linden und Kastanien hielten jetzt die Städter ihren Spaziergang. Auch die kleinen Gärten an der Stadtmauer



erscheinen verschönert, neue fremde Blüten glänzen zwischen den alten und umgeben den kleinen Stumpf einer mit einer Sonnenuhr versehenen Säule oder einen kleinen Genius von Holz, der mit weißer Ölfarbe überzogen ist; hier und da erhebt sich ein Gartenhaus als Borkenhütte oder in Tempelform mit Säulen, oft geschmückt mit seltsamem Zierat, der aus fremden Landen mitgebracht worden war. Die Stadt hat sich über die alten Mauern und die ursprünglichen Vorstädte hinaus erweitert; wo eine Landstraße zur Stadt führt, strecken Vorstädte ihre Häuserreihen weit ins Land hinaus. Viele neue Gebäude mit roten Ziegeldächern erfreuen dort unter Obstbäumen das Auge.

Lebhaft beschäftigten die Neuigkeiten des Tages die Bewohner der Stadt. Mit Ungeduld wurden die Posten erwartet, die, von Nord und Süd kommend, die Briefe und Nachrichten brachten. Auch hatte fast jede größere Stadt ihre Zeitung, aber selbst diese kleinen Blätter erschienen zum größten Teil nur einmal wöchentlich. Dagegen blühte umsomehr der Klatsch; die Neuigkeiten der Stadt und das Leben und Treiben ihrer Bewohner beschäftigten alle lebhaft und eifrig.



Sonnin.
Nach einem Stich.

Wie schon mehrfach angedeutet, waren gerade in dieser Zeitepoche manche Veränderungen und Umgestaltungen in Kiel vor sich gegangen.

Das Schloß war, als Karl Friedrich seine Residenz 1727 dort aufschlug, notdürftig wiederhergestellt worden, nach seinem Tode verfiel es mehr und mehr; vorübergehend nur hielt sich der Administrator dort auf; die zahlreichen Beamten, welche das Schloß bewohnten, mußten dasselbe 1748 räumen, da verschiedene Räume dem Einsturz nahe waren. Die geplanten Reparaturen wurden jedoch immer und immer wieder hinausgeschoben; 1754 und 1760 wurden Kostenanschläge gemacht, die Ausführung jedoch unterblieb. Erst nach dem Tode Peter III., unter der Vormundschaft Katharinas wurde ernstlich an einen Umbau und gänzliche Wiederherstellung gedacht und dieselbe 1763 dem berühmtesten Baumeister damaliger Zeit, Ernst Georg Sonnin in Hamburg, übertragen. Der Umbau geschah während der Jahre 1763—1766, das Schloß bekam damals das nüchterne Aussehen, welches es jetzt noch besitzt. Im Innern erhielt es zum größten Teil Gipsdecken statt der Gewölbe; das Schieferdach, die Giebel wurden abgetragen und ein neues, mit schwarz glasierten Pfannen belegtes Mansardendach errichtet. Der Ziegelei ward anbefohlen, solche Pfannen vor dem vollendeten Umbau des Schlosses an niemand zu liefern.

Bewohnt war das Schloß von den höheren Beamten; auch befanden sich die Kanzleien und Bureaus der Regierung daselbst. Nach dem Austausch wohnte dort der Amtmann, die Universitätsbibliothek hatte in den unteren Räumlichkeiten 1775 ein Unterkommen gefunden, die Kellerräumlicheiten waren teils an Kaufleute vermietet, teils dienten sie zu Gefängnissen für das Amt Kiel. Das am Dänischen Thor belegene Schloßküchengebäude ward 1780 der Universität zur Benutzung übergeben, jedoch erst 1800 von derselben in Gebrauch genommen. Der südliche Turm, der



bei dem Umbau seine Kuppel verloren hatte, war gleichfalls der Universität zu astronomischen Beobachtungen übergeben worden.

Das Schloß verfiel wieder von neuem; schon 1776 waren Reparaturen nötig, 1797 war das Dach bereits undicht, 1802 wurden durch einen Sturm verschiedene Dächer abgedeckt, trotzdem wurden nur die allernotwendigsten Verbesserungen vorgenommen. Geklagt wurde vor allem auch darüber, daß das zu Einfassungen und Brüstungen verwandte Holz häufig gestohlen wurde. 1799 findet sich im Wochenblatt unter Anderem folgende Anzeige:

„Ein über alle Beschreibung boshafter Mensch hat auf dem hiesigen Schloßplatz bey dem Wasserbassin die angebrachte Muschel entzwey geschlagen, und das bleierne Rohr, durch welches das Wasser in das Bassin geleitet wird, entwandt. Um diesen Schaden einigermaßen wieder herzustellen, arbeiten die Mauerleute dabey. Ein noch verabscheuungswürdiger Lotterbube u. s. w. hat, während daß die Mauerleute im Begriff sind den Schaden auszubessern, dem Neptun den Kopf abgeschlagen, und entwandt, demselben seine Arme u. a. m. zerstümmelt, auch dem unter ihm angebrachten Delphin die Schnauze und den Schwanz abgeschlagen. Eine unerklärbare boshafte That, indem solches dem Ausüber der Bosheit nicht einmal einigen Vortheil gewähren kann. Demjenigen, der den Unfug dieses verübten Frevels namhaft anzuzeigen im Stande ist, verspreche ich hiemit ein Douceur von 5 Rthr. J. A. Richter, Königl. dänischer Landbaumeister.

Der Fürsorge Katharinas verdankte, wie schon bemerkt, die Hochschule ein neues Gebäude. Allmählich war der Verfall der alten Klostergebäude ein derartiger geworden, daß an ein längeres Verbleiben der Hochschule in den dem Unwetter oft ausgesetzten Räumen nicht zu denken war; mehrfach wurde auch hier ein Neubau geplant oder wenigstens ein Umbau vorgesehen, zur Ausführung kam es jedoch nicht. Die Jubelfeier 1765 konnte nicht abgehalten werden, da sich die Baulichkeiten nicht mehr in genügendem Stand befanden. Bald sollte jedoch auch hier Wandel geschaffen werden; schon 1766 wurde Sonnin der Auftrag erteilt, ein neues Universitätsgebäude zu errichten. Für dasselbe wurde ein Platz in der Kattenstraße vor dem Schlosse gewählt; einige dort befindliche, zum Schloß gehörige Bauten wurden schon 1766 abgebrochen und 1767 mit dem Bau begonnen. Am 3. Oktober 1768 konnte bereits in Gegenwart des Statthalters, des Fürstbischofs Friedrich August von Lübeck und seiner Gemahlin die Einweihung erfolgen.

Die alten Universitätsgebäude wurden zum größten Teil abgerissen, das Material derselben vielfach mit zum Bau des neuen Gebäudes verwendet, nur das ehemalige Pförtnerhaus, die Wohnung des ersten Pedellen, und das sogenannte Konviktgebäude, sowie das Gartenland, der hortus medicus, blieben im Besitz der Universität. Der Platz, auf dem sich die übrigen Bauten befanden, fiel an die Stadt zurück. In dem Konviktgebäude wurden noch bis 1790 eine Anzahl Studenten frei beköstigt.

Die Stadt verkaufte 1771 den zurückerhaltenen Platz. Da der Käufer denselben aber in verschiedene Teile zerlegte, so entstand das wüste Durcheinander, welches diese Gegend noch bis vor einem Jahrzehnt auszeichnete. Einen Teil des Grundstückes neben der Kirche kaufte die Stadt 1827 zurück und richtete den auf dem Grundstück befindlichen Stall zum Dragonerstall ein. Von den zwischen diesem Stall und der Kirche befindlichen Wohngebäuden, der mit dem Pforthaus verbundenen Pedellenwohnung, der Buchbinder- und Buchführerwohnung und einem vierten Haus, verblieben die beiden ersten der Universität, die beiden letzten neben dem Dragonerstall befindlichen verblieben im städtischen Besitz und wurden 1789 und 1792 an Privatleute verkauft. Der hortus medicus mit



dem dazu gehörigen Haus war dem Ratsapotheker zum Nießbrauch übergeben; in den fünfziger Jahren fiel das Grundstück an die Universität zurück.

Das neue Universitätsgebäude genügte den damaligen Bedürfnissen, in seinem Äußeren war es nüchtern, unscheinbar und schmucklos.

Sonnin baute in jenen Jahren noch einige Häuser in Kiel, so das Haus des Landbaumeisters Richter, die jetzige Seeburg und das Schweffelsche Haus an der Klinke.

Auch sonst sind manche Privatbauten neu entstanden, so vornehmlich 1769 das Saldernsche Haus in der Flämischenstraße, das der Landbaumeister Richter erbaute. Dasselbe war berühmt durch die Pracht seiner Ausstattung; das Bülowsche Haus in derselben Straße besteht in der gegenwärtigen Gestalt seit 1800.



Durchgang am Klosterkirchhof. Nach einer Zeichnung.

Besonders machten sich die Veränderungen jedoch in der Neustadt, wenn wir diesen Namen der gesamten Gegend vor den Thoren der Altstadt geben, bemerkbar. Zu Grunde legen wir den Klesselschen Plan von 1793.

Das jetzige Sophienblatt, auf dem Plane als Hamburger Weg bezeichnet, weist eine ganze Reihe neuer Bauten auf; bei der St. Jürgenskirche ist der Friedhof angelegt, der im Gegensatz zu dem bei der Kirche bereits vorhandenen Armsünder-Friedhof die Bezeichnung „Neuer Kirchhof“ trägt; eine Pappelallee führt vom Ziegelteich bis dorthin. Die Wiesen an der Hafenseite zwischen Ziegelei und Kloster sind in Gärten verwandelt. Doch reichen dieselben nicht völlig bis zum Wasser, von welchem sie durch die St. Jürgenswiesen und die St. Nicolaiwiesen getrennt sind. Dem Kirchhof gegenüber, ungefähr bei der jetzigen Ringstraße beginnend, liegt die höher gelegene Sophienkoppel, über die ein Fußweg vom Königsweg nach Gaarden führt. In der Nähe der Sophienkoppel, etwa an der Grenze zwischen Kirchen- und Universitätsland, liegt zwischen der heutigen Ring- und Lerchenstraße der Sophienbrunnen. Die Gärten am Hamburger Weg sind bereits mit Gartenhäuschen und auch mit einigen Wohnhäusern versehen. Ihnen gegenüber breitet sich, noch unbebaut, die früher erwähnte Niederung mit dem Ziegelteich und die Pferdetränke oder der Mühlenteich aus; durch die sumpfigen Ländereien zieht sich bereits ein Fußweg, an dessen Stelle später die Neue Straße, die jetzige Friedrichsstraße trat. Sonst befinden sich auf dieser Seite der Straße nur noch die bereits 1750 vorhandenen Häuser „zum Holten Klinken Baum“ und das Gebäude der Fayencefabrik. Neben dem Ziegelhof breiten sich am Hafen nach der Stadt zu die tiefgelegene Salz- und weiterhin die Rosenwiese aus. Die Häuser an der Holten Klink und in der Vorstadt sind ziemlich unverändert



geblieben; an der ersten sind einige Neubauten entstanden, darunter das schon erwähnte Schweffel'sche Haus. Die beiden Kuhberge zeigen 1793 mehrfach neue Häuserinseln, die allmählich entstanden waren und die das Konglomerat von Häusern, Gassen, Gäßchen und Höfen bilden, welches noch jetzt dort besteht. An der Prüne liegt das privilegierte Schießhaus, die Schießbahn und das 1787 erbaute Krankenhaus, auf dessen Entstehungsgeschichte noch zurückgekommen wird. Die Koppel hinter dem Krankenhaus ist bereits als „Universitätsland" bezeichnet; auf ihr wurde in den darauffolgenden Jahren der botanische Garten angelegt, der Exerzierplatz führte seinen Namen schon; an ihm liegt die alte Reeperbahn, während die neue sich neben dem Galgenteich befindet. Auf dem Kleinen Kuhberg erhebt sich das Waisenhaus mit seinen ausgedehnten Liegenschaften, jene hochherzige Stiftung des Konferenzrates Muhlius.

An der Grenze zwischen Alt- und Neustadt ist eine große Veränderung vor sich gegangen; das Holstenthor ist 1783 abgebrochen und durch eiserne Pforten ersetzt worden. Das Thorgebäude, die Wohnung eines Ratsdieners und des Stadtmusikanten besaß drei Stockwerke und hatte Treppengiebel; an dasselbe schlossen sich zwei Seitengebäude von je einem Stockwerke an. Neben dem Thorgebäude lag ein gleichfalls 1783 verschwundenes Armenhäuschen und ein Wachthaus. An Stelle des letzteren wurde 1791 eine Thorwächterwohnung gebaut, die nach Aufhebung der Thorsperre am Holstenthor 1831 in Privatbesitz überging. Nach Abbruch des Thores wurde mit dem Abbruch der hölzernen Brücke begonnen und 1784 bis 1791 die steinerne Brücke erbaut. Gleichzeitig wurde der jetzige Bootshafen verkleinert und das Gelände gewonnen, auf dem jetzt einerseits die Häuser der Vorstadt, andererseits der Gasthof zur Börse liegt. In der Altstadt ist ferner das alte, schon halb verfallene Thorgebäude des Küterthores, nachdem der früher dort befindliche, dem Thorgebäude gegenüberliegende Turm schon 1694 verschwunden war, abgebrochen; auf dem Grundstücke ist eine „Ahmdamm-Fabrik" errichtet. Am Kattenthor ist das eine der dort vorhandenen Häuser entstanden, am Fischerthor erheben sich bereits die ersten Packhäuser. Auch in der Brunswik, deren Entwicklung noch an anderer Stelle besprochen werden wird, sind im Laufe der Zeit verschiedene neue Gebäude entstanden; mehrere Wege führen von dort über die Damperhofländereien und das Brunswikerfeld.



Das von Sonnin erbaute Schweffel'sche Haus an der Klinke. Nach einer Photographie.

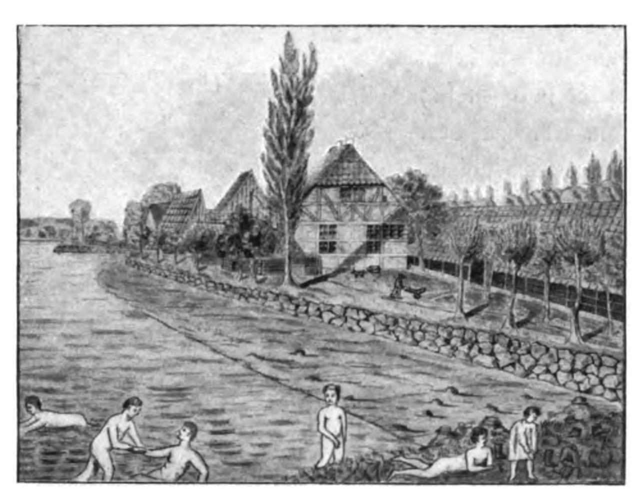
Größere Veränderungen zeigt der Schloßgarten; um die prächtige Allee vor dem Ansturme der Wellen zu schützen, ist ein Damm vor derselben errichtet, und auf demselben sind wiederum zwei Baumreihen, die jetzige Wasserallee, gepflanzt. Auch das erste Wohnhaus am Düsternbrooker Weg ist entstanden. Am Ende der Wasserallee lag ursprünglich die Konstablerwache. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts kaufte der Landbaumeister Richter das Stück des Strandes von dieser Wache an bis zu der Stelle, wo ein kleiner Bach, der durch den Schwanenweg floß, in den Hafen mündete, und ließ sich an Stelle der Wache durch Sonnin ein Wohnhaus, das 1793 noch Richters Haus genannt wurde, erbauen.

Schon 1766 wurden die noch nicht bebauten, der Stadt Kiel gehörigen Ländereien vermessen,



und die Commune- und Privatländereien nach einem ganz vortrefflichen dänischen Gesetz aufgeteilt und zugleich eingekoppelt. Die der Stadt gehörigen Ländereien waren in zehn Hauptschläge und einige Nebenschläge geteilt. Von ersteren dienten drei, welche noch zum Teil mit Holz und Busch bewachsen waren, als ewige Weide, drei wurden abwechselnd ebenfalls als Weide benutzt, die den Kieler Hausbesitzern zur Verfügung standen. Die übrigen vier Schläge waren in Lose eingeteilt und wurden zum Kornbau öffentlich verpachtet.

Als nun die Communeländereien: Stadtfeldkamp, Papenkamp, Lehmbrook, 1766 durch Thießen vermessen wurden, ließ die Stadt ihre Ländereien auch neu einteilen und zwar in Lose von 1/2 Hektar, die Bewirtschaftung blieb jedoch die alte bis 1833. Die erwähnten Communeländereien bildeten eine Commune für sich, die Ländereien gehörten Privatbesitzern, welche die Wege in Stand halten mußten und dafür die Jagdgerechtigkeit hatten. Sehr instruktive Karten über die Ländereien und ihre Vermessung von 1762, 1772, 1801 befinden sich auf dem Rathause. Das Brunswikerfeld ward 1766 gleichfalls vermessen.



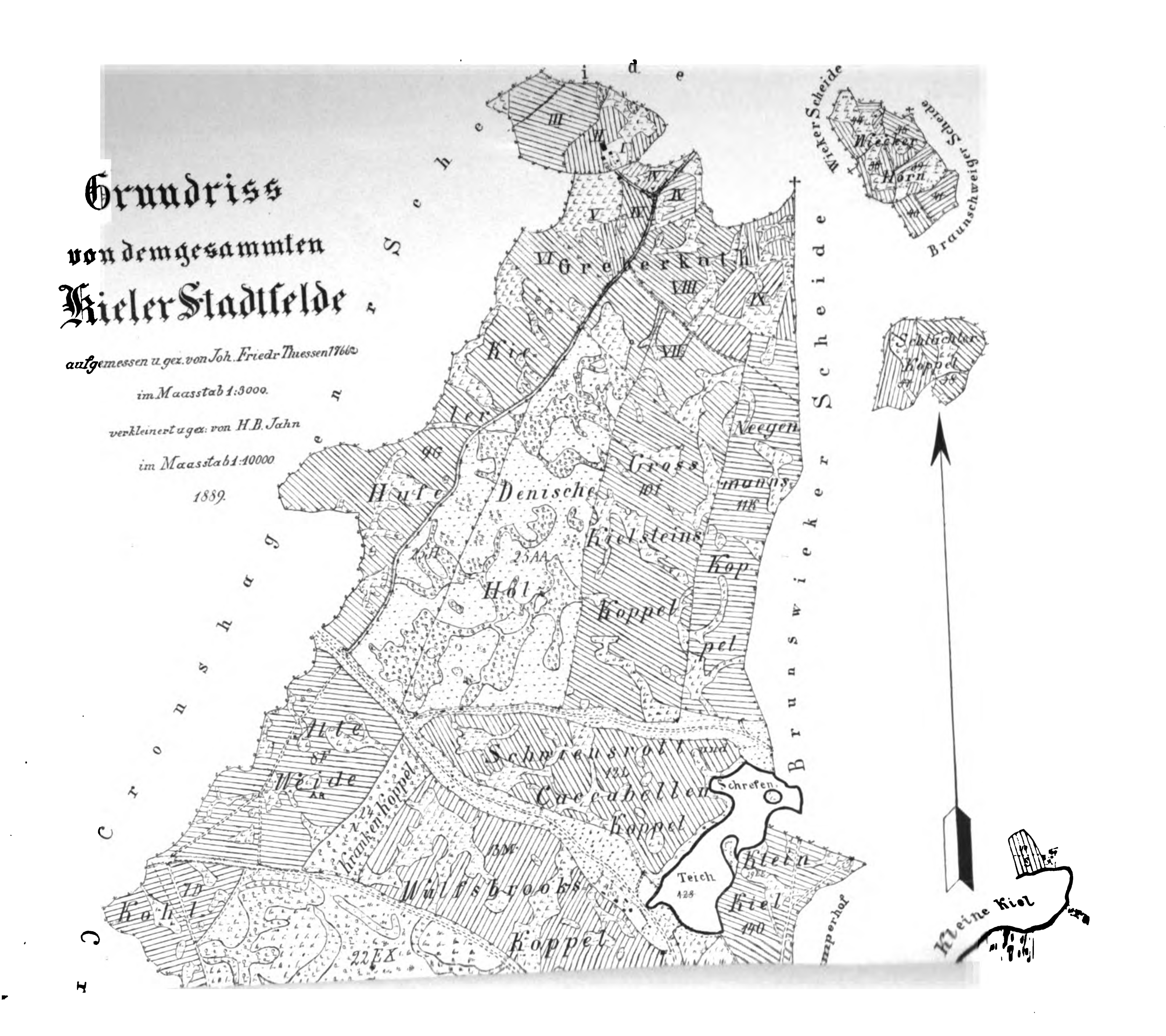
Die alte Ziegelei 1836. Nach einer Zeichnung von C. Möller.

Nachbildungen dieser Karten sind diesem Werke beigefügt.

Der Beginn der dänischen Herrschaft hatte für die Kieler Bürgerschaft eine große Enttäuschung mit sich gebracht. Das Geheime Regierungs-Conseil hatte unverhältnismäßig viel Beamte gezählt, 1713 bestand diese Behörde aus 5 Mitgliedern, 1 geheimen Sekretär, 1 geheimen Archivar, 3 Conseil-Sekretären, 6 Sekretären, 2 geheimen Kopisten. Ferner hatten in Kiel noch folgende Behörden ihren Sitz: die Justizkanzlei, die Rentekammer, Rechenkammer und Zollkammer, das General-Landes- und Ökonomie-Verbesserungs-Direktorium, sowie noch manche andere, die mit diesen Behörden wieder in näherer Verbindung standen. Die größeren Behörden zählten bereits 45 Mitglieder. Diese bedeutende Anzahl von Beamten war natürlich für den Gewerbebetrieb von der größten Wichtigkeit. Bei der Übernahme durch Dänemark wurde das Geheime Conseil sofort aufgelöst, die Mitglieder desselben verließen daraufhin Kiel. Die Justizkanzlei wurde 1774 mit der Königlichen Regierung in Glückstadt verbunden. Die Rentekammer bestand noch bis 1780, jedoch wurde ihr Personal erheblich verringert; das General-Landes- und Ökonomie-Verbesserungs-Direktorium blieb mit zwei Beamten bis 1807 bestehen.

Die Übersiedelung der Justizkanzlei nach Glückstadt rief große Aufregung in Kiel hervor. Der Rat und das Deputiertenkollegium richteten eine gemeinschaftliche Eingabe an den Landesherrn um Belassung der Justizkanzlei in Kiel, „weil ohnedem die Pensionisten und andere vornehme Bediente von hier zögen und die Stadt, dadurch aus aller Nahrung gebracht, zu Grunde gehen müßte“. Das Gesuch blieb erfolglos, wenn auch die Regierung versprach der Stadt, anderweitig zu helfen.

Als höchster Beamter stand über der ganzen Stadtverwaltung seit 1781 ein Oberpräsident,


Grundriss
von dem gesammten
Kieler Stadtfelde
aufgemessen u. gez. von Joh. Friedr. Thiessen 1766.
im Maasstab 1:3000.
verkleinert u. gez: von H. B. Jahn
im Maasstab 1:10000
1889.
Schreien
Teich
Kleine Kiel
Wieker Scheide
Braunschweiger Scheide
Wiecker Horn
Schlüchter Koppel
Brunswieker Scheide
Cronshagener Scheide
Gröberkath
Kieler Hule
Denische Holz
Gross manns Koppel
Kielsteins Koppel
Neegen
Alte Weide
Schmeusrott und Caecabellen Koppel
Wulfsbrooks Koppel
kranken koppel
Klein Kiel
Kohl
Teich 128
Schlüchter Koppel
Kohl 7D
Hule 9G



dessen recht weitgehende Befugnisse durch eine Königliche Instruktion vom 22. November 1780 festgestellt waren. 1799 wurde dieser Posten abgeschafft.

Erst allmählich wurden die schädlichen Folgen der Mißwirtschaft der letzten Jahrzehnte überwunden, aber noch 1796 konnte Professor Niemann wenig Erfreuliches über das gewerbliche Leben Kiels berichten.

Zwar wurden ab und zu Versuche gemacht, gewerbliche Unternehmungen in Kiel zu errichten, meist aber bestanden sie nicht allzulange, so auch die Fayencefabrik. Durch die Forschungen von Brinckmann*) ist manches Neue über diese Fabrik bekannt geworden, deren Erzeugnisse jetzt zu den begehrtesten Artikeln unserer Museen zählen.

In der Mitte des 18. Jahrhunderts herrschte überall in Deutschland ein wahres Gründungsfieber zur Errichtung von Porzellan- und Fayencefabriken. Auch Schleswig-Holstein wurde davon ergriffen; in Schleswig, Eckernförde, Stockelsdorf, Rendsburg, Kellinghusen und auch in Kiel wurden leistungsfähige Fabriken gegründet. In Kiel wurde 1758 dem Peter Grafe vom Magistrat die Anlage einer „Porzellan- und Ofen-Fabrik" gestattet; 1764 scheint dieselbe in landesherrlichen Besitz gelangt zu sein, ihr Leiter wurde der Fabrikant Taennich. Die Fabrik selbst wurde auf dem Grundstücke des Schnakenkruges (jetzt Sophienblatt 32/34) errichtet. Im ganzen scheinen auf das Fabrikgebäude nur geringe Mittel verwandt zu sein. Da der Bauplatz sehr niedrig lag (die ganze benachbarte Häuserreihe zwischen Lerchen- und Friedrichstraße steht auf Wiesenboden, der erst viel später, teilweise nach 1850, aufgehöht ist), so wurden 170 Fuder Schutt von dem damaligen Umbau des Schlosses dorthin gefahren. Von einem eigentlichen Neubau war keine Rede, das Verzeichnis des angefahrenen Materials deutet nur auf notwendige Reparaturen und Vergrößerung des vorhandenen Hauses. Als der Hausvogt Ipsen der großfürstlichen Rentekammer mitteilt, daß der „Fabriceur" Taennich einen eisernen Ofen für ein Zimmer verlange, wird ihm aufgegeben, womöglich einen alten Ofen zu kaufen; und auf seine Anfrage, ob Fenster und Thüren mit Ölfarbe gestrichen werden sollten, erhält er zum Bescheid, „in diesem Jahre (1764) sei nur die Grundfarbe zu setzen". Ein Tischler, Joh. Peter Hasse, hatte für die Tischlerarbeit einen Anschlag gemacht, der sich auf 203 Thlr. 43 Schill. für Material und 134 Thlr. 8 Schill. an Arbeitslohn belief. Er scheint die Ausführung nicht bekommen zu haben; denn er reichte bald hinterher eine Forderung von 2 Thlr. ein „für seine gehabte Mühe einen Aufsatz zu machen"; doch erklärte die Fürstliche Kammer, für dergleichen Anschläge könne keine Vergütung gestattet werden. Die Arbeit erhielt dann der Tischler Rander, doch findet sich nicht die Höhe



Professor Kannegießer. Nach einem Stich von Fritzsch.

*) Brinckmann, Das Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe. Leipzig 1894, S. 371.



der genehmigten Summe. Die Zimmerarbeit des Meisters Dittmer belief sich auf 277 Rthlr. 29 Schill., die Holzlieferung der Witwe Heesch auf 373 Rthr. 8 Schill., die Rechnung des Nagelschmieds Knobbe auf 44 Rthlr. 10½ Schill. und des Schmieds Niepag auf 8 Rthlr. 40 Schill. — Die Fabrik scheint sofort guten Absatz gewonnen zu haben, denn schon im März 1765 wird von der Rentekammer der Bau eines zweiten Brennofens angeordnet, „da der Fabrikant Taennich angezeigt habe, daß, da die Arbeit in der Fabrik sich dergestalt täglich mehre, sowohl das rohe als das glasurte Gut in einem Ofen nicht länger bestritten werden könne". Taennich entwickelte überhaupt eine äußerst rege Thätigkeit; zahlreich sind die auf uns gekommenen Erzeugnisse, Potpourrivasen, Teller, Terrinen u. s. w. aus seiner Fabrik. Er verließ Kiel, als die Regierung 1766 das Gewese an die Hamburger Kaufleute Reimers und Neumann verkaufte. Der Herzog und Großfürst Paul verlieh denselben ein Privilegium und befreite sie für 25 Jahre von allen Zöllen und Lasten für die ein- und auszuführenden Materialien; die neuen Leiter beriefen den bewährten Leiter der Eckernförder Fabrik Johann Buchwald und den Maler Abraham Leihamer, der dort thätig war, nach Kiel. Unter ihnen nahm die Fabrik einen mächtigen Aufschwung; von hoher künstlerischer Vollendung sind ihre Erzeugnisse, die vielfach die Schlösser und Wohnungen der Vornehmen schmückten. Eines ihrer hervorragendsten Erzeugnisse, eine sogenannte „Bischofsbowle" mit vielfarbiger Muffelfarben-Malerei, ist kürzlich in den Besitz des Hamburgischen Museums für Kunst und Gewerbe übergegangen.

Der pekuniäre Erfolg hielt aber leider mit dem künstlerischen nicht gleichen Schritt, und als die beiden Leiter 1769 Kiel verließen, ging es bald abwärts. Von 1775 bis 1778 war die Fabrik im Besitz des Universitätsprofessors Kannegießer, hat darauf jedoch bald ihre Thätigkeit eingestellt; 1788 wurde sie endgiltig geschlossen. Fast ein Jahrhundert sollte vergehen, bis ihre Erzeugnisse wieder geschätzt und gewürdigt wurden.

Das 18. Jahrhundert hatte auch die ersten jüdischen Familien nach Kiel geführt. Es waren dies einzelne mit dem herzoglichen und großfürstlichen Hofe in Verbindung stehende Juden, so Joseph und Isaac Musaphia und Samson Levin, die ersteren Söhne des in Tönning und Hamburg ansässigen Jacob Musaphia (gestorben 1701), der von Herzog Christian Albrecht das Schutzprivilegium erhalten hatte, in Tönning Handel und Wandel zu treiben und später zum „Hofjuden" ernannt worden war. Er, sowie seine Söhne lenkten mit ihrem Geld die Geschicke des Staates, holsteinische Rothschilde des 18. Jahrhunderts. Die Söhne, welche nach des Vaters Tode gleichfalls zu hochfürstlichen Hofjuden ernannt wurden, beherrschten schließlich völlig die öffentlichen Finanzen. Nach dem Tode des Herzogs Friedrich IV. 1702 kam es zu umfangreichen Prozessen zwischen dem Hause Musaphia einerseits und zwischen der hochfürstlichen Rentekammer und dem General-Kriegskommissariat andererseits. Aus den Prozeßakten geht hervor, um welch bedeutende Summen es sich handelte. Bis zum Jahre 1736 hatte Isaac Musaphia, mittlerweile zum Hof- und Kammeragent ernannt, und nach dem 1709 erfolgten Tode seines Bruders Joseph alleiniger Inhaber der Handlung, von der Rentekammer 44115 Rthlr. 39 Schill. und von dem Kriegskommissariat 496124 Rthlr. 41 Schill., also über ½ Million Thaler zu erhalten. Isaac starb 1764. Nach seinem Tode scheint seine Familie ihren Wohnsitz von Kiel verlegt zu haben.

Der eigentliche Stifter der jetzigen Judengemeinde war Samson Levin. Dieser wurde 1728 von Herzog Karl Friedrich zum Hofjuden ernannt mit der Erlaubnis, in den Herzogtümern zu wohnen und einen „redlichen" Handel und Wandel ohne jemandes Hinderung zu treiben. Auch sein



Schwiegersohn Hegelund erhielt 1741 die Konzession zum Wohnsitz in Kiel; 1749 wurde dem Samson Levin ferner erlaubt, seinen zweiten Schwiegersohn Levin Joachim Cohen zu sich ins Haus zu nehmen, und mit demselben und auch mit seinem eigenen ältesten Sohn Aaron Samson Levin in Compagnie Handlung zu treiben. Cohen mußte jedoch alljährlich acht Reichsthaler Steuer an die Kammerkasse bezahlen, während der alte Samson als Hofjude von dieser Steuer befreit war.

Die Söhne des alten Samson machten Karriere, der älteste Aaron Samson Levin wurde Kammeragent, der jüngere Joseph Samson Levin wurde 1763 zum „Großfürstlich Schleswig-Holsteinischen Hofjuden" ernannt. Aus dieser Familie Samson ist die Judengemeinde hervorgegangen; die Haushaltungen bedurften des Gesindes, die Kinder des Lehrers.

Die Regierung hielt zwar streng darauf, daß sich sonst keine Juden in Kiel längere Zeit aufhalten durften, das Verbot wurde jedoch vielfach mißachtet, und 1764 wandte sich der Magistrat mit einer Klageschrift an den Herzog und Großfürsten und beschwerte sich darüber, daß die Kieler Juden der städtischen Obrigkeit nicht gehorchten, stets fremde Juden bei sich hätten, eine große Dienerschaft hielten, der Krämercompagnie Schaden brächten und einen unerlaubten Luxus trieben. Zwei Jahre zog sich diese Angelegenheit hin; im September 1766 erfolgte endlich die Rückäußerung. Aus den Akten ist zu ersehen, daß sich 1766 sechs jüdische Haushaltungen in Kiel befanden, die sich aus 37 Personen, darunter drei im Dienst befindliche Christen, zusammensetzten.

Nach dem Bescheid der Regierung sollte in Zukunft nicht mehr als eine Familie in Kiel geduldet werden und fremden Juden außer zu den Märkten ein Aufenthalt von mehr als 24 Stunden verboten sein. Von den bisherigen Familien sei die Samsonsche (vier Haushaltungen) als eine einzige zu betrachten, die andern Juden sollten sofort die Stadt verlassen. Die Familie Samson erlangte noch die Zugeständnisse, daß wegen Krankheit in Kiel zurückbleibende Juden von der sofortigen Ausweisung entbunden sein sollten, und daß es den Juden, welche Märkte in Kiel besuchten, gestattet sein sollte, zwei Tage über den Schluß des Marktes hinaus in Kiel zu bleiben. Im Laufe der Zeit wurden diese Beschränkungen noch erweitert; 1768 erging eine Verordnung, daß selbst ein konzessionierter Jude nur das Haus besitzen dürfe, welches er bewohne, und daß es bei Verlust der Hypothek verboten sei, einem Juden ein Haus zu verpfänden; es war dies ein empfindlicher Schlag gegen die Juden und ihren Hauptgeschäftsbetrieb, insbesondere wurde der Schutzjude Levin Joachim Cohen in Kiel davon betroffen, dem indessen noch eine zweijährige Frist zur Abwicklung seiner Geschäfte bewilligt wurde.

Bei dem Übergang des großfürstlich-russischen Anteils an Dänemark 1773 erhofften die Kieler Juden die Verleihung derselben Freiheiten, welche die dänischen Juden und teilweise auch die Juden in anderen schleswig-holsteinischen Orten genossen. Jedoch vergeblich. Zwar wurden Versuche von jüdischer Seite gemacht, die Rücknahme der lästigen Verordnungen zu bewirken, aber im Anfang stets ohne Erfolg; 1774 und 1775 erhielten sie abschlägige Antworten aus Kopenhagen. Auch die Versuche einzelner Juden, für sich besondere Privilegien zu erlangen, mißglückten vorerst. Es kann nicht geleugnet werden, daß unter der Kieler Judenschaft sich Männer befanden, die einen regen geschäftlichen Geist besaßen und große Pläne für die Zukunft entwarfen, die, wenn sie ins Leben getreten wären, Kiel und dem Kieler Handel voraussichtlich großen Vorteil gebracht haben würden. In erster Linie war es der Jude David Levin Cohen, der eine Seifenfabrik und Siegellackfabrik in Kiel errichten wollte und in dieser Sache 1780 eine Eingabe an den König richtete. Trotzdem alle Beteilig-



ten seine Pläne nach Kräften förderten, wurde doch die Sache verschleppt und die Konzession nicht erteilt. Die Gesuche dieses Mannes sind sehr beachtenswert; er ahnte die zukünftige Größe und Bedeutung Kiels und will seine Kenntnisse zur Entwicklung Kiels verwerten, damit Kiel im Laufe der Zeit der erste Seehandelsplatz Europas werde.*)

Bis zur Wende des Jahrhunderts blieben die Verhältnisse ziemlich die gleichen, doch wurde ab und zu ein Auge zugedrückt, und der Aufnahme neuer jüdischer Familien, besonders wenn sie vermögend waren, wurden keine großen Hindernisse in den Weg gelegt; so erhielten 1783, 1792 und 1796 eingewanderte Juden das Konzessionsprivileg für Kiel. 1800 wurde sodann den portugiesischen, in Altona ansässigen Juden, die in Kiel eine ordentliche Handlung oder ein sonst zulässiges Gewerbe trieben, gestattet, sich einige Tage vor und nach den Märkten, wie auch bei der Durchreise außerhalb der Marktzeit frei von Abgaben in Kiel aufzuhalten und im Jahre 1803 wurde diese Vergünstigung auf alle auswärtigen Juden ausgedehnt.

Marktplatz um 1790. Nach einem Stich.

Am 12. April schlug der Blitz in den Thurm. Durch die Geistesgegenwart eines Schiffszimmermannes Hosmann ward das Feuer im Entstehen gelöscht. Diese muthige That wird auf diesem Bilde wiedergegeben.

Es war das Zeichen einer neuen Zeit; noch 1797 war dem Juden Samson, als er verlangte, zu den bürgerlichen Pflichten heran gezogen zu werden und sich außerdem als Mitglied der Schützengilde gemeldet hatte, der Bescheid geworden, er sei kein Bürger, sondern ein Jude. Um die Wende des Jahrhunderts findet sich jedoch bereits ein Kieler Jude als Mitglied der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde. 1803 gab es 29 jüdische Einwohner in Kiel, die in sechs Haushaltungen lebten. Sie beschäftigten sich, wie der Magistrat berichtet, größtenteils mit dem Handel in Ellen- und alten und neuen Waren. Laut ihren Konzessionen stand ihnen ein uneingeschränkter Handel zu, wobei ihnen nur das Halten eines offenen Ladens und das Hausieren verboten war. Die den privilegierten Familien auferlegte Abgabe betrug damals 8 Rthlr. an die königliche Amtskasse zu Kiel und ebensoviel an die Stadtkämmerei, außerdem 2 Rthlr. Kopfsteuer für jeden jüdischen Bedienten. Interessanten Aufschluß über die Stellung der Juden gewähren uns die Adreßbücher. 1796 werden die jüdischen Einwohner überhaupt nicht aufgeführt. 1810 werden unter der Rubrik „Schutzjuden" fünf Namen aufgeführt, darunter vier Samson und Philipp Hertz; 1821 sind es nur drei Namen, bei denen jedoch die Wohnung hinzugefügt ist, und zwar zwei Samson, wohnend in der Faulstraße, und Hertz, wohnend in der Dänischen Straße; in den späteren Adreßbüchern fällt die Rubrik „Schutzjuden" überhaupt fort und sind, wie es scheint, wirkliche Menschen und Bürger aus ihnen geworden.

Das neue Jahrhundert verschaffte ihnen auch eine Synagoge, die sich viele Jahre hindurch in dem Hause Kehdenstraße 12 befand.

---

*) Stern, M., Die israelitische Bevölkerung der deutschen Städte. II. Kiel. Kiel 1892.



Duldsamkeit gegen andere Glaubensgenossen war damals nicht in protestantischen Orten üblich, auch die Katholiken in Kiel hatten viel darunter zu leiden; vergebens bat die kleine katholische Gemeinde wiederholt um Überlassung der ehemaligen russischen Kapelle im Schloß für ihre Gottesdienste. Eine kurze Entwicklung dieser beiden Gemeinden in unserem Jahrhundert wird an späterer Stelle Platz finden.

Hauptschuld an dem Verhalten gegen die Juden trugen die Mitglieder der Krämercompagnie. Diesen nur war es laut ihrer Privilegien erlaubt, außerhalb des Umschlages einen offenen Laden zu halten; auch genossen sie allein Befreiung vom vierten Teile der Warensteuer. Man weiß, wie ängstlich in jenen Zeiten auf alte Vorrechte gehalten wurde, und wie wenig gerade der Kaufmannsstand Neuerungen zugänglich war, wie sehr er sich gegen fremde Eindringlinge sträubte. Kiels Handel in jener Zeit war von gar keiner Bedeutung mehr; Handel zur See wurde fast nicht mehr getrieben. Die Mitglieder der Krämerzunft kauften ihre Waren entweder selbst in Hamburg oder Lübeck ein oder ließen sie sich durch bestimmte Firmen in jenen beiden Städten besorgen. Ein eigentliches Handelsgeschäft bestand — von einigen Holzgeschäften abgesehen — nicht mehr.

Genaue Kenntnis über Handel und Wandel in Kiel zu damaliger Zeit erlangen wir auch aus dem „Taschenbuch für die Einwohner der Stadt Kiel". Dieses erste Adreßbuch der Stadt wurde 1799 von dem Professor A. Heinze, der gleichzeitig Besitzer der neuen akademischen Buchhandlung war, zusammengestellt und herausgegeben. In der Vorrede verspricht der Herausgeber jährlich im Juni ein derartiges Taschenbuch erscheinen zu lassen, falls es Beifall bei seinen Mitbürgern finden sollte. Es scheint dies jedoch nicht der Fall gewesen zu sein; denn erst 1804 erschien ein neues Taschenbuch für die Einwohner der Stadt Kiel. Es mag dies allerdings auch seinen Grund darin gefunden haben, daß der Herausgeber bereits im Jahre 1801 starb.

Das erste Adreßbuch ist naturgemäß in bescheidenen Grenzen gehalten; es zählt 91 Seiten und macht die Personen und Mitglieder der damals in Kiel vorhandenen Anstalten und Gesellschaften namhaft, denen wir uns in folgendem zuwenden wollen.

An erster Stelle steht die Universität; beim Lehrkörper derselben zählen wir 31 ordentliche und außerordentliche Professoren, einen Privatdozenten, vier Adjunkte, zwei Sprachlehrer, einen Stall-, einen Fecht-, einen Tanz-, einen Zeichen- und einen Voltigiermeister. Außerdem ist beim Lehrkörper noch aufgeführt der Syndikus, der Unterbibliothekar, der Universitätsbuchhändler nebst seinem Faktor, der Universitätsbuchdrucker, der Universitätschirurg, der Universitätsbuchbinder, der Universitätskopist und die drei Pedelle. Als Rektor fungiert Professor Eckermann bis zum 5. September 1799, vom 5. September 1799 bis 5. März 1800 Professor Jensen.

Es folgt dann das General-Landes- und Ökonomie-Verbesserungs-Direktorium; darauf das Schulmeisterseminar. An vierter Stelle folgen die Vorsteher der Witwen- und Waisen-, sowie die der Kindererziehungs- und Armenkasse, ferner der Amtmann und die Beamten des Amtes Kiel, die Jagd- und Forstbedienten und der Stadt- und Landphysikus. An achter Stelle stehen die Stadtobrigkeiten, Bürgerkollegien und städtische Bediente; dann die Prediger und Kirchenbedienten, die Stadtschule mit ihren Lehrern und das Institut für Taubstumme. Die zwölfte Abteilung bildet die Garnison, die aus der dritten Eskadron des Leibregiments leichter Dragoner, dem Feldjägerkorps und dem schleswig-holsteinischen Bataillon leichter Infanterie bestand. Der höchstkommandierende Offizier war der Chef des Feldjägerkorps, Oberst und Generalquartiermeister L. J. von Binzer. Im ganzen zählte die



Garnison 24 Offiziere, 3 Kornets und 7 Fähnriche. Unter denselben befinden sich verschiedene Familiennamen, die wir auch heute noch in den Ranglisten finden. Es folgen dann die Advokaten, eingeteilt in Hof- und Landgerichts-, Regierungs-, Ober- und Untergerichtsadvokaten. Im Anschluß an diese folgen die Namen der Notare, der Zollbedienten, der Postmeister, der Stempelpapierverwalter, der Schloßbedienten und der charakterisierten und auf Pension stehenden Bedienten. An 20. Stelle folgt dann die Armenanstalt, eingeteilt in das Armendirektorium und in die Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde, die letztere wiederum geteilt nach ihren verschiedenen Kommissionen. Hieran schließen sich Nachrichten über die Haupt- und Pflegebezirke, die Büchsensammlung, ein alphabetisches Verzeichnis der Mitglieder der Gesellschaft, die an die Gesellschaft Deputierten, der auswärtigen Mitglieder, der Armenvögte. Den Schluß dieses Abschnittes bilden die Mitglieder der Krankenanstalt, die Kramercompagnie, die Namen der Spediteure, der Reihe- oder Rollfuhrleute.



Das alte Professorenhaus auf dem Waisenhof.
Nach einer Photographie.

Ein zweiter Abschnitt des Taschenbuches enthält „Gemeinnützige Nachrichten" und zwar Mitteilungen über abgehende und ankommende Posten, über die Taxen der fahrenden Posten, über die Frachtfuhren nach Hamburg, Lübeck und Preetz, über die Packetboote; ein Verzeichnis der vornehmsten Gasthöfe; das Reglement über die von Fracht- und anderen Wagen zu entrichtenden Gebühren am Holstenthor, die Taxen über das Baumgeld, über das Stehgeld auf dem Markt; einen Auszug aus der Verordnung wegen der Straßenlaternen; einen Auszug aus der Taxe des akademischen Buchdruckers; die Taxe für die Porteurs außerm und im Umschlag. Ein Verzeichnis der Jahrmärkte bildet den Beschluß.

Diese verschiedenen Mitteilungen sind in kulturhistorischer Beziehung von großer Wichtigkeit; geben sie uns doch ein Bild der Verkehrsverhältnisse und verschiedener städtischer Einrichtungen. Bevor wir auf das Leben und Treiben im Kiel des 18. Jahrhunderts eingehen, müssen wir vorerst noch einiger Vorgänge Erwähnung thun, die für die Stadt von größter Bedeutung geworden sind, vor allem der segensreichen Stiftung des Waisenhauses durch Muhlius.

Ursprünglich lag an Stelle des Waisenhauses ein größerer Herrenhof mit Namen Damperhof. Er existierte bereits im Jahre 1683 und wird in dem damals angelegten Kataster als „des Amtsschreibers Friedrich Hennings Hof" bezeichnet. Den Namen „Damperhof" erhielt er erst von der späteren Besitzerin Frau Margarethe Hedwig von Ahlefeld auf Damp und Oehe, welche 1697 den Hof erwarb und ihn nach dem Namen ihres Stammgutes Damp benannte. Im Jahre 1704 erwarb die Witwe des Amtmanns Joachim von Ahlefeld-Gelting zu Cismar, Sophia Amalie von Ahlefeld, den Hof, welchen 1729 ihr Erbe, Kammerjunker von Ahlefeld zu Wansbeck, an den Geheimrat von Ahlefeld auf Mohrkirchen verkaufte. Letzterer verkaufte ihn sofort weiter an den Sekretär Böttiger. Von diesem erwarb ihn Doktor Reyher, der schon einen anstoßenden Besitz in der Fleethörn besaß. Reyhers Erben verkauften 1750 den Hof nebst den dazu gehörenden Ländereien und vier Buden für 10,000 Rthlr. Cour. an den großfürstlichen Kammerrat Heinrich Muhlius, welcher 1756 mehrere



Landstücke, darunter auch zwei auf Brunswicker Gebiet gelegene, von der Kirche erwarb zum Zweck der Abrundung seiner Ländereien. Er starb im Jahre 1761, und der Hof ging nun an seinen älteren Bruder, den großfürstlichen Vicepräsidenten der Justizkanzlei, den Konferenzrat Friedrich Gabriel Muhlius, über. Dieser bestimmte in seinem Testament vom 21. Juni 1771 diesen Besitz mit allem Zubehör, allen Gärten und Ländereien nebst dem „Bleicherhof" zur Gründung eines immerwährenden Waisenhauses. Am 7. Februar 1776 starb der edle Stifter.

Muhlius war am 21. März 1702 zu Schleswig als Sohn des Professors und Generalsuperintendenten Dr. Heinrich Muhlius geboren. Der Vater war von 1692—95 Professor der griechischen und hebräischen Sprache in Kiel, wurde dann Professor der Theologie und 1697 Pastor an der Nikolaikirche in Kiel. Von 1698—1712 war er Hofprediger am herzoglichen Hofe zu Gottorp und Generalsuperintendent beider Herzogtümer, 1712 kehrte er nach Kiel zurück und bekleidete dort seine Professur bis zu seinem 1733 erfolgten Tode. Verheiratet war Generalsuperintendent Muhlius zweimal, 1696 mit der Tochter von Magnus Wedderkop, welche ihm schon im Jahre 1703 durch den Tod entrissen wurde, und in zweiter Ehe mit Katharina Reinboht.



Das Muhliusdenkmal auf dem Waisenhof.
Nach einer Photographie.

Friedrich Gabriel war ein Sohn aus erster Ehe; er studierte zuerst in Kiel, später in Helmstedt und Halle die Rechte und trat nach Beendigung seiner Studien als Assessor in die Schleswig-Holsteinische Kanzlei ein. Durch seine reiche Begabung und seinen Fleiß stieg er in wenigen Jahren vom Polizei- zum Justiz- und Oberkonsistorialrat empor, wurde 1764 Vicekanzler und bald darauf großfürstlich schleswig-holsteinischer Geheimrat und Ritter des St. Annen-Ordens. Am 7. Februar 1776 starb er in seinem 74. Lebensjahre und wurde am 13. Mai desselben Jahres in der Familiengruft der Muhlius'schen Erben zu Bordesholm feierlich beigesetzt.

Jahrzehnte hindurch zogen die Knaben der Waisenhausstiftung alljährlich nach Bordesholm, um ihrem großen Wohlthäter einen Kranz der Dankbarkeit auf den Sarkophag zu legen.

Die Stadt Kiel errichtete ihm im Mai 1867 ein von Lürssen modelliertes Denkmal auf dem Platze, wo ehedem das alte Waisenhaus gestanden hatte.

In seinem 1771 errichteten Testament ernannte Muhlius seinen Vetter, den Oberauditeur Wedderkop, zum Universalerben, legte diesem jedoch erhebliche Legate an seine Dienerschaft auf und bestimmte ferner, daß sein Haus, „der Damperhof", zu einem immerwährenden Waisenhause eingerichtet werden solle. Zu den Kosten der Unterhaltung der Waisenkinder sollten dienen:



1. die Intraden der zu dem Damperhofe gehörenden Ländereien, die gegen einen jährlichen Kanon von 300 Mk. Cour. in Erbpacht gegeben waren: und

2. die Revenüen eines Kapitals von 27,200 Mk. Cour., wovon aber einer Schwägerin, der Frau Kammerrat Muhlius geb. Schröder, bis an ihr Lebensende (sie starb 1793) 600 Mk. Cour. gezahlt wurden.

In den gleichfalls 1771 verfaßten Fundationsakten wurde als Zweck der Stiftung bestimmt:

„Die Aufnahme von armen Knaben, welche beide Eltern oder den Vater verloren haben, in der Stadt Kiel ehelich geboren sind, und deren Eltern dem Civilstande angehören, sei es, daß sie eine Civilbedienung innegehabt oder Bürger, Handwerker oder Arbeitsleute gewesen.

Kein Knabe darf vor dem vollendeten fünften Jahre und nach vollendetem vierzehnten Jahre aufgenommen werden. Die Versorgung im Waisenhause dauert für jeden Waisenknaben so lange, bis er ein Handwerk erlernen oder in einen Dienst treten kann, regelmäßig also bis zur Konfirmation

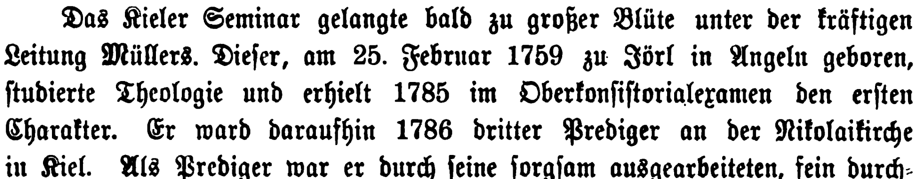
Den Knaben soll in der Anstalt Wohnung und Kost unter Aufsicht eines anzustellenden Informators gegeben, dieselben christlich erzogen werden und Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen erhalten."



Professor Müller.
Nach einem Schattenriß im Besitz der Familie.

Am 1. Juli 1781 ward das Waisenhaus mit 10 Zöglingen eröffnet.

Mittlerweile war auch ein Schullehrerseminar gegründet und unterm 8. Mai 1780 bereits die Vereinigung des Seminars mit dem Waisenhause landesherrlich angeordnet worden. Die Stiftung hatte nach dieser Verfügung dem Seminar die nötigen Räumlichkeiten zur Verfügung zu stellen, das Seminar dagegen den Unterricht der Waisenknaben durch seine Lehrer und Zöglinge zu übernehmen.



Das Kieler Seminar gelangte bald zu großer Blüte unter der kräftigen Leitung Müllers. Dieser, am 25. Februar 1759 zu Jörl in Angeln geboren, studierte Theologie und erhielt 1785 im Oberkonsistorialexamen den ersten Charakter. Er ward daraufhin 1786 dritter Prediger an der Nikolaikirche in Kiel. Als Prediger war er durch seine sorgsam ausgearbeiteten, fein durchdachten Predigten sehr beliebt. Nach Gründung des Seminars wurde er Katechet an demselben und 1789 erster Lehrer, nachdem er gleichzeitig zum außerordentlichen Professor an der Universität ernannt worden war.

Für den Eifer und den Erfolg, mit dem er in einem Fache, welches er in seinem ganzen Umfange beherrschte, zwanzig Jahre lang wirkte, spricht am beredtesten die große Zahl der Schüler, die er in diesem Zeitraum im Seminar ausbildete. Aber mit dem gleichen Erfolg wirkte er auch an der Universität durch seine Vorlesungen über die Grundsätze der Katechetik, Homiletik und Pastoraltheologie. Auch unterhielt er eine praktische Übungsanstalt im Katechisieren für Studierende.

Infolge eines Federkrieges, hervorgerufen durch eine Schrift von Panitz: „Über Seminarien und Seminaristen, mit besonderer Rücksicht auf die Kieler Seminaristen", die eine Anzahl anderer Streitschriften nach sich zog und schließlich Müller selbst in Untersuchung brachte, nahm der letztere 1805 seinen Abschied als Seminarlehrer und widmete sich nur noch seinem Lehramt an der Hochschule. 1805 wurde er zum ordentlichen Professor der Philosophie ernannt. Er starb am 9. Februar 1814, indirekt ein Opfer des Krieges, der sein Vaterland in Mitleidenschaft zog; sein schwächlicher



Körper war den großen Beschwerden und Lasten, welche die feindliche Einquartierung mit sich brachte, nicht gewachsen.

In ihm verlor Schleswig-Holstein einen Mann von ausgezeichneten Talenten, hervorragenden Charaktereigenschaften und ausgebreiteten Kenntnissen, die Jugend einen Lehrer, dessen Andenken noch lange fortlebte und dessen Lehren durch seine Schüler die weiteste Verbreitung fanden.

Plan des ehemaligen Waisenhofes 1860. Nach einer Zeichnung von Knees.

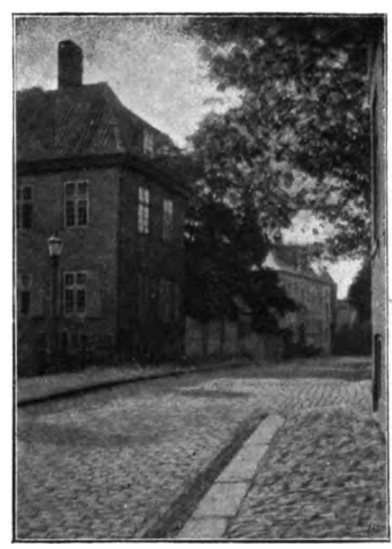
Die weitere Entwicklung des Seminars im 19. Jahrhundert, die Verlegung desselben nach Segeberg wird bei der Besprechung des Schulwesens zur Sprache kommen. Für das Waisenhaus war die Verbindung des Seminars mit demselben von größter Bedeutung. Im Jahre 1789 erwarb das Seminar die Damperhofländereien käuflich von dem damaligen Erbpächter Stephan Dreyer für die Summe von 10,000 Mk. Cour. mit der Verpflichtung zur Zahlung des Kanons von 300 Mk. jährlich an das Waisenhaus. Diese Damperhofländereien wurden dann in Parzellen weiter verpachtet.



Erst bei der Trennung des Seminars von dem Waisenhause im Jahre 1839 gelangten die Ländereien wieder an das Waisenhaus zurück, welches dem Seminar dafür eine Summe von 7488 Mk. 32 Pf. Cour. zahlte. 1842 ging das gesamte Areal an die Stadt über gegen einen jährlichen Kanon von 1148 Rthlrn. dän. R.-W. (2644 Mk.).

Die Ländereien bedeckten das große Terrain, auf dem sich jetzt der Lorentzendamm, der obere Teil der Fleethörn, die Waisenhof-, Gas-, Damm-, Fähr-, Garten- und der größte Teil der Muhliusstraße erheben. Auf dem Plan von 1793 führt über diese Ländereien nach der Brunswiek ein Feldweg.

Wenige Jahre nach Errichtung des Waisenhauses, am 2. Mai 1785, war von dem Professor G. H. Weber das „Klinische Institut" errichtet worden. Dasselbe stand zuerst in Verbindung mit einer Gesellschaft junger in Kiel studierender Mediziner und bildete eine Vereinigung, deren Mitglieder die Absicht verfolgten, dürftigen Kranken Hilfe und Arznei unentgeltlich zu verabreichen. Jeden Tag, Sonntags ausgenommen, versammelten sich die Mitglieder um 2 Uhr bei Professor Weber und be-



Flügel des ehemaligen Krankenhauses in der Prüne. Straßenseite. Nach einer Photographie.



Flügel des ehemaligen Krankenhauses in der Prüne. Gartenseite. Nach einer Photographie.

handelten dort die sich einfindenden Kranken; diejenigen, welche nicht zur Sprechstunde kommen konnten, wurden in ihren Behausungen aufgesucht. So diente die Anstalt zum Wohle der Stadt und zum Nutzen der Hochschule. Die Behandlung wurde von Professor Weber und dem akademischen Chirurgen Ellenberger unentgeltlich geleistet, der Apotheker Christiani gab die Arznei.*) Der Bitte Webers um pekuniäre Unterstützung wurde bereitwilligst Folge gegeben; erhebliche Summen gingen ein, namentlich ein Geschenk des Bürgers Niedrunger von 10,800 Mk., so daß es im Jahre 1787 möglich wurde, den Witt'schen Hof in der Prüne zu erwerben, denselben zum Krankenhause für 50 Kranke einzurichten und außerdem noch einen erheblichen Kapitalfonds zu sammeln.

Weber forderte gleichfalls im Winter 1786/87 zu einer Sammlung zur Feuerversorgung auf. Dieselbe wurde von den Bürgern Renz und Ehlen veranstaltet und hatte guten Erfolg. Auch die

*) Siehe Provinzialberichte 1787. Mau, Die Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde. 2 Bde. 1893.



Gründung eines Arbeitshauses und einer Arbeitsschule wurde angeregt, freilich vorläufig ohne Erfolg Doch sollte von anderer Seite dieser Plan wieder aufgenommen und in segensreicher Weise durchgeführt werden.

Um die Armenpflege war es in Holstein nicht zum besten bestellt; erst 1768 wurde für den großfürstlichen Anteil eine Verordnung über die Armenpflege erlassen. Durch freiwillige Beiträge sollten Ortsarmenkassen errichtet werden. Allein die eingehenden Gaben reichten nicht aus, und so erging im Jahre 1773 eine Verfügung, auf Grund deren eine Armensteuer nach Maßgabe des Einkommens gezahlt werden sollte. Allein auch diese Maßregel bewährte sich nicht; der Verarmung wurde durch sie nicht genügend gewehrt, im Gegenteil, das Elend wuchs von Jahr zu Jahr.

Immer offenkundiger wurde die Unhaltbarkeit dieser Zustände und führte schließlich zur Gründung der „Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde“.

Von den Zuständen, welche damals in Kiel herrschten, giebt der Wortführer der Gesellschaft, Professor Niemann, in einer Schilderung aus dem Jahre 1796 Kunde, die ich gleichfalls der Schrift von Mau entnehme:

„Der Zustand des Armenwesens war der nämliche, wie in jeder mehr volksreichen als nahrhaften Stadt, solange die Gemeinheit die Pflichten der Gerechtigkeit gegen ihre dürftigen Mitglieder noch nicht anerkannt und die allein wirksamen Hilfsmittel den örtlichen Umständen noch nicht angepaßt und geltend gemacht hat; solange die Armenpflege noch nicht als eine der dringendsten unter den gemeinen Angelegenheiten verwaltet wird. Zu den allgemeinen physischen und moralischen Ursachen der Verarmung, zu den eigentümlichen in nordischen Städten und zu den schrecklichen Verheerungen, welche besonders auch das Lotto (seit 1771) in der Privatwirtschaft anrichten mußte, kamen in unserer Stadt noch manche Übel hinzu, die Not zu vergrößern. In unserer Stadt fanden sich noch manche gemeinschädliche Überreste einer vormaligen kleinen Hofhaltung; viel Müßiggang und Wohlleben; wenig Erwerbsfähigkeit und Betriebsamkeit. Vier vormals ansehnlichere Märkte wurden als die Hauptquelle des gemeinen Auskommens angesehen. Freilich gaben sie den Hausbesitzern zur Erhöhung ihres Hauszinses, einigen Handwerkern zu besserem Absatze, den unbemittelten Klassen zu lohnenden Hilfsarbeiten und Handreichungen Gelegenheit. Aber indem sie einen bequemeren Erwerb beliebt machten, hinderten sie in der That die Entstehung einer selbständigen Industrie, störten die eigene Nahrhaftigkeit unseres Ortes und das städtische Gewerbe seiner Einwohner. Ein zahlreiches Militär, wenn es gleich einzelnen Hantierungen und dem kleinen Verkehr manche Vorteile brachte, belästigte doch das Auskommen vieler, verschlimmerte die Sittlichkeit und vergrößerte die Armut. Auf der Durchreise nach Kopenhagen strömte unserer Stadt eine Menge Abenteurer und wandernder Handwerker zu, die in beständigem Zu- und Abfluß die Zahl der Bettler häuften und den einheimischen Armen das Almosen der Wohlhabenden schmälerten. Unter diesen Umständen war keine einzige Manufaktur, die den Arbeitslosen Erwerb bieten konnte; es fand für die Fleißigen, die Schiffbau, Schiffahrt und Handel in der milden Jahreszeit beschäftigte, in den nahrungslosen Wintermonaten keine Füllarbeit statt. Mehrere nicht arme Stiftungen, aber ohne Zusammenhang, ohne Rücksicht auf das Ganze, dienten durch die Art, wie ihre Gaben nach dem Geiste voriger Zeit verwaltet wurden, mehr die immer wachsende Armut zu nähren, als ihrem Überhandnehmen Grenzen zu setzen. Auf Straßen und Spaziergängen zeigten sich die traurigsten Gegenstände des Mitleides neben den rüstigen Arbeitsscheuen. Die Häuser wurden von Zudringlichen jedes Alters und Geschlechtes überfallen und der Sonnabend war für jede



Haushaltung durch mühevolle Befriedigung schamloser und unglücklicher Thürbettler ein widriger und lästiger Tag. Mit banger Erwartung mußte der Menschenfreund besonders die verwilderten, körperlich und geistig entarteten Kinderscharen umherziehen sehen."

Ähnlich war es im ganzen Lande, die Provinzialberichte bringen manche derartige Klagen zum Abdruck, unter denen der von Mau mitgeteilte Bericht des Lehrers Rixen in Großflintbeck aus dem Jahre 1785 wohl der bemerkenswerteste ist.

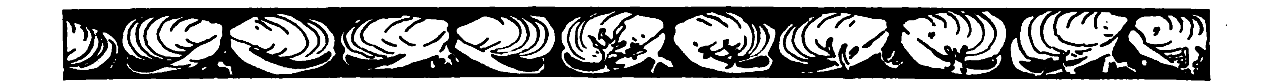
Zur Beseitigung der geschilderten Zustände erließ das städtische „Armen-Direktorium" am 1. November 1791 eine „Anzeige von einer zum Besten der Armen in Kiel zu errichtenden Lehr- und Arbeitsanstalt". Diese „Anzeige", an das „wohlthätige Publikum" gerichtet, war ein Flugblatt, in dem der Stand der Armenkasse geschildert und der Plan eines neuen Armeninstituts entwickelt wurde. Diesem Aufruf folgten weitere, und am 16. Juni 1792 vereinigten sich mit dem Apotheker Christiani fünf weitere Männer: der Senator Tamsen, der Kaufmann Thomsen, der Maler Bünsow, der Stadtschreiber Tamsen und der Kaufmann Berner, die dem Armendirektorium mitteilten, daß sie die Absicht des Direktoriums nach Möglichkeit fördern wollten. Das Armendirektorium nahm den Vorschlag an, und am 27. Juni fand die erste Versammlung der neu gebildeten Gesellschaft statt, bei der Professor Niemann das Protokoll führte. Eine Menge neuer Mitglieder traten nun der Gesellschaft bei, und am 3. Juni 1793 war sie bereits im stande, in dem zu eigen erworbenen Hause in der Schumacherstraße die neue Armenanstalt und Freischule eröffnen zu können.



Die alte Ratsapotheke. Nach einer Photographie von Renard.

Auf die Organisation der Gesellschaft hier näher einzugehen, verbietet der Umfang des Werkes; es sei deshalb an dieser Stelle auf die erschöpfende Darstellung verwiesen, welche Herr Pastor Mau in seiner umfangreichen Schrift von derselben gegeben hat. Die Haupteinnahmen bestanden während der ersten Jahre in freiwilligen Beiträgen. „Durch alle Stände ging ein Geist herzlicher Teilnahme und fröhlichen Gebens, welcher in den ersten Jahren der Gesellschaftsthätigkeit noch fortdauerte" (Mau S. 29). Die von der Gesellschaft 1793 gegründete Wochenschrift zum Besten der Armen, welche mit den schon früher erschienenen „Kielischen Blättern" vereinigt wurde, bringt häufig die Liste solcher freiwilligen Beiträge, darunter auch erhebliche Summen von Handlungsdienern und Studenten.

Es mag hier noch kurz der Männer gedacht werden, welche sich durch ihr wohlthätiges



Wirken so große, hervorragende Verdienste erworben haben, und deren Namen es in der That verdienen, immer wieder der Nachwelt ins Gedächtnis zurückgerufen zu werden. Es sind dies der Apotheker Christiani und die Professoren Niemann und Weber.

Als Sohn des Kieler Apothekers Konrad Christiani wurde Konrad Christiani am 9. August 1732 geboren.

Sein Vater Konrad Christiani der Ältere war von 1709—1745 Besitzer der Ratsapotheke; seine Frau erster Ehe war die Tochter seines Vorgängers, des Apothekers Johann Sebastian Musaeus (1693—1709). Nach dem Tode seiner ersten Frau (die Ehe war kinderlos geblieben) vermählte sich der ältere Christiani mit der Tochter des Professors der Medizin Waldschmidt, aus welcher Ehe zwei Söhne stammen. Der ältere Sohn Wilhelm Ernst Christiani (geb. am 23. April 1731, gest. am 1. September 1793), war der bekannte Professor der Philosophie, Beredsamkeit und Geschichte an der Kieler Universität, der zweite Sohn ist unser Konrad.

Der Vater starb bereits 1745 und nach seinem Tode führte die Mutter die Offizin weiter. Konrad ergriff den väterlichen Beruf, arbeitete zuerst im mütterlichen Geschäft, ging dann nach Magdeburg, 1751 von da nach Potsdam und wurde 1752 Provisor in der Apotheke des Dr. Zimmermann zu Schneeberg; nachher führte ihn die Wanderzeit noch nach Stolpe, Neustadt in Sachsen und Erfurt. Aus Thüringen kehrte er 1755 nach Kiel zurück, um im väterlichen Geschäft als Provisor thätig zu sein. Nachdem er 1759 sein Examen bestanden, übernahm er das Geschäft selbständig und erwarb auch nach dem Tode der Mutter 1764 das Haus.

Durch das jahrelange Fehlen eines selbst thätig wirkenden Besitzers war das Geschäft etwas verwahrlost und es bedurfte der ganzen Thatkraft eines so tüchtigen Mannes, wie Christiani, um mit Anspannung aller Kräfte das Geschäft wieder zu heben und zur alten Blüte gelangen zu lassen.

Mit großer Sachkenntnis und strengster Gewissenhaftigkeit lebte und wirkte er in seinem Beruf; dieser war ihm Geschäft, aber auch zugleich Erholung in seinen Mußestunden. Alle einschlägigen Neuerungen und Entdeckungen las er, prüfte er und machte er sich zu Nutze, soweit er sie für brauchbar und vorteilhaft hielt. Sein Hauptbestreben war, jederzeit für die Güte und Echtheit der von ihm bereiteten Arzneimittel einstehen zu können; er haschte nicht nach raschem leichten Verdienst, er wünschte nur und erwarb sich auch das Zeugnis, in jeder Beziehung seine Pflicht aufs gewissenhafteste zu erfüllen. Durch rege Arbeitskraft, durch strengste Ordnung und durch festen Sinn gelang es ihm, alle Schwierigkeiten zu besiegen und sich den Wohlstand zu erwerben, der so segensreich für seine Mitbürger werden sollte.

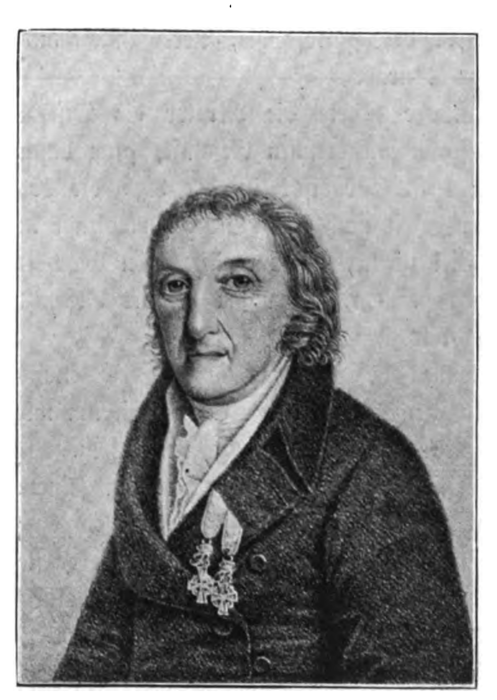
Groß ist das Verdienst, das er sich um das Wohl seiner Vaterstadt erworben hat; alle gemeinnützigen Bestrebungen fanden bei ihm warme Unterstützung und Förderung. Vor allem war es die Stadtschule und ihre Lehrer, welche reichlich von ihm bedacht wurden. Drei Jahre hindurch, 1781—84, machte er es mit Hilfe des Pastors Lange, des damaligen Konrektors der Anstalt, möglich, daß ein vierter Lehrer angestellt wurde, dem er eine jährliche Besoldung von 100 Rthlrn. gab. In seinem Testament setzte er eine beträchtliche Summe für die Bedürfnisse der Schulen aus, eine Stiftung, die unter dem Namen „Christianische Stiftung" noch jetzt besteht und für die städtischen Schulen große Bedeutung vor allem dadurch hat, daß sie denselben kostspielige Lehrmittel und wertvolle Werke für die Bibliotheken verschafft.

Welch ein Wohlthäter er für die neue Krankenanstalt wurde, hat bereits oben Erwähnung gefunden.



Seine Hauptwirksamkeit entfaltete Christiani jedoch als Gründer und eigentlich geistiger Urheber der „Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde“. Seiner Verdienste um das Zustandekommen dieser Gesellschaft ist schon an anderer Stelle gedacht.

Im Jahre 1793 gab er 200 Rthlr. zur ersten Einrichtung der Anstalt und stellte sein Haus der Gesellschaft für ihre Versammlungen zur Verfügung. An der Entwicklung der Gesellschaft, an der Weiterführung ihrer Einrichtungen nahm er bis an sein Lebensende mit rastlosem Streben den thätigsten Anteil. Von der Gründung an bis Juni 1795 war er Archivar der Gesellschaft und einer der ersten Pfleger derselben. Er starb unerwartet am 22. Dezember 1795, eine trauernde Witwe und einen Sohn D. W. C. Christiani hinterlassend, der die Apotheke fortführte. Die Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde setzte dem Verstorbenen in ihrem Wochenblatte ein „Erkenntlichkeitsdenkmal“. Der Sohn verkaufte unterm 27. Juni 1805 Haus und Apotheke an G. W. Radicke.



Professor Weber der Ältere. Nach einem Steindrucke von Bünsow.

In seinem Testament erwies K. Christiani sich als Wohlthäter der Armen, indem er große Summen für verschiedene Zwecke der Armenpflege vermachte und Stiftungen schuf, die noch jetzt bestehen und manchem zum Segen geworden sind. Vielen Bürgern und späteren Wohlthätern der Stadt gab er einen Fingerzeig, ihm nachzueifern; sein Handeln wurde zum Beispiel, wie man wahre, segensreiche Wohlthätigkeit üben sollte.

Das Andenken des edlen Mannes wird unvergessen bleiben; das Samenkorn, das er einst gepflanzt, ist zu einem mächtigen, kraftvollen Baum herangewachsen, der segenspendende Frucht getragen hat.

Georg Heinrich Weber ward am 27. Juli 1752 zu Göttingen geboren. Er studierte in Göttingen, promovierte 1774 daselbst und kam 1777 als außerordentlicher Professor der Medizin und als Prosektor nach Kiel. 1780 ward er zum ordentlichen Professor der Medizin und Botanik ernannt. Groß waren, wie wir bereits gesehen haben, seine Verdienste um die Errichtung der Krankenanstalt und des Krankenhauses, welches 1804 Eigenthum der Universität wurde. In dem gleichen Jahre errichtete er den Botanischen Garten hinter dem Krankenhaus, der leider vor noch nicht zu langer Zeit der Bauspekulation zum Opfer fiel. 1810 wurde er Direktor des Sanitätskollegiums. Nachdem es ihm noch vergönnt gewesen war, im Jahre 1824 sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum zu feiern, starb er, durch den Titel eines Etats- und Konferenzrates geehrt, sowie mit dem Danebrogorden geschmückt, nach einem reich gesegneten Leben am 1. Juli 1828.

Tief schmerzlich war für ihn 1823 der Verlust seines hochbegabten Sohnes aus erster Ehe, des Professors Friedrich Weber, der bereits mit 20 Jahren sein Doktorexamen bestanden hatte und mit 24 Jahren schon außerordentlicher Professor wurde.

An Erfolgen war das Leben Webers reich; die Dankbarkeit aller derer, welchen er in un-



eigennütziger Weise geholfen hatte, folgte ihm ins Grab; als der Schöpfer des Sanitätswesens in Stadt und Land wird sein Andenken stets hoch gehalten werden.

Der dritte der Männer, der Professor der Staatswissenschaften und Lehrer an dem Forstinstitut in Kiel, August Christian Heinrich Niemann, ward am 30. Januar 1761 zu Altona geboren. Nachdem er in seiner Vaterstadt das Gymnasium besucht, studierte er von 1780—82 in Jena, dann in Göttingen, zuletzt in Kiel, wo er 1784 den Doktorgrad erlangte und sich 1785 an der Universität als Privatdozent habilitierte. Er las zunächst Statistik und Polizeiwissenschaft und wurde 1787 zum außerordentlichen Professor der philosophischen Fakultät ernannt. Als der Oberst von Binzer 1785 die Forstlehranstalt in Kiel gründete, wurde Niemann Lehrer an derselben und entfaltete als solcher eine von Erfolg gekrönte reiche Thätigkeit. 1794 wurde er zum ordentlichen Professor, 1811 zum Ritter vom Danebrog und 1817 zum Etatsrat ernannt. Er starb am 21. Mai 1832.

Ungemein große Verdienste erwarb sich Niemann um die spezielle Vaterlandskunde. 1786 schon verfaßte er „Vorschläge, Hoffnungen und Wünsche zur Beförderung der Landeskunde". Durch die Herausgabe der Schleswig-Holsteinischen Provinzialberichte von 1786—98, 12 Jahrgänge, dann fortgesetzt als „Schleswig-Holsteinische Blätter für Polizei und Kultur" 1799—1800 und „Blätter für Polizei und Kultur" 1801—1803, sowie der Miscellaneen historisch-statistischen und ökonomischen Inhalts", 1798, 2 Bände, und der „Schleswig-Holsteinischen Vaterlandskunde", 1802, 3 Bände; desgleichen durch seine Mitarbeit an den Kieler Blättern und Kieler Beiträgen und dem staatsbürgerlichen Magazin von Falk, endlich durch sein „Handbuch der schleswig-holsteinischen Landeskunde", 1799, von der leider nur der erste Band erschienen ist, hat er außerordentlich viel zur Förderung der Landeskunde im engeren Vaterlande beigetragen. 1826 noch begründete er die Universitätschronik, die seitdem fortgeführt wird. Außerdem erschienen noch vielfache Schriften über Staats- und Forstwissenschaft aus seiner Feder.



Professor Niemann. Nach einem Bilde im Besitz der Historischen Landeshalle.

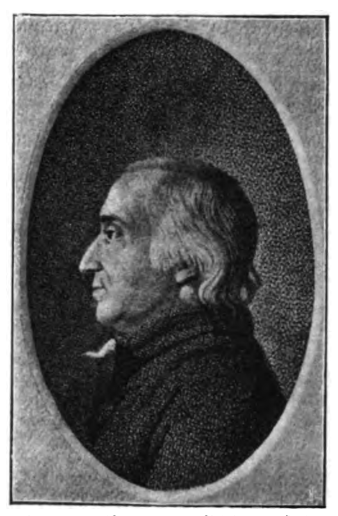
Obwohl persönlich in bescheidenen, ja öfter gedrückten Verhältnissen und unter manchen häuslichen Sorgen leidend, war sein Herz und Auge jeder Bestrebung offen, welche auf eine bessere Zukunft gerichtet war. Nichts war ihm fremd geblieben, was das Interesse der Menschheit betraf; er nahm den wärmsten Anteil an den großen welthistorischen Begebenheiten und hoffte fest auf die allmähliche Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände der Menschheit. Eine große, segensreiche Thätigkeit entwickelte er für die Verbesserung des Armenwesens in Kiel; bei der Eröffnung der Gesellschaft 1793 hielt er eine Rede über „die Hoffnung besserer Zeiten" und gab manche Schriften über die Armenpflege und Vorschläge zur Verbesserung derselben heraus. Als erster Wortführer der Gesellschaft war er bestrebt, das Los der Dürftigen zu mildern, der Armut ihren Stachel zu nehmen. Ein Zeitgenosse widmete ihm im „Neuen Nekrolog der Deutschen" folgende Schilderung seines Cha-



rakters: „Frei, gerade und offen, nie kriechend, verstellt und hinterlistig, wohl mutig und beherzt, aber nie verwegen und derb, wohl wahrheitsliebend und voll glühenden Eifers für Recht und Licht, aber nie in sophistischen Formeln befangen — so war, so wirkte der edle Niemann.“ Nach seinem Tode wurde seitens seiner Schüler ein Denkmal auf seinem Grabe errichtet, welches die Inschrift trägt: „Der bessern Zukunft weiht er seine Tage“, Worte, von denen der Verfasser des Nachrufes sagt: „Die Inschrift ist gewiß ebenso sehr eine treffende Erinnerung an das Verdienst unseres verewigten Niemann, als an die Pflicht der Nachlebenden, in gleichem Sinne für die Verwirklichung der Hoffnungen des Vaterlandes fortzustreben.“

Das Gedächtnis dieser hervorragenden Männer hier wachzurufen war eine angenehme Pflicht.

Auch sonst zeigte sich zur Wende des Jahrhunderts überall ein Zug zum Streben, zum Schaffen, zur Vollbringung neuer Unternehmungen. Im Anschluß an die Wohlfahrtseinrichtungen darf die Schöpfung Pfingstens, „das Taubstummeninstitut“ nicht vergessen werden. Georg Wilhelm Pfingsten war ein Kieler Kind, er wurde 1746 als Sohn eines Tambours geboren. Der junge Pfingsten mußte sich von frühester Jugend an selbst fortzuhelfen suchen; er war in Petersburg und Hamburg und ließ sich schließlich in Lübeck, wo er sich verheiratete, als Perückenmacher nieder. Jedoch auch hier blühte ihm das Glück nicht, die Perücken kamen aus der Mode, und Pfingsten war gezwungen, einen neuen Beruf zu ergreifen. Er ward nun Musik- und Tanzlehrer und erfand als solcher die kriegerische Signalsprache. Diese versuchte er bei den Taubstummen in Anwendung zu bringen, es glückte ihm und 1786 wurde ihm der erste taubstumme Zögling anvertraut. 1790 wurde er Lehrer und Organist im lübeckischen Dorfe Hamberge und bildete hier privatim nebenbei taubstumme Zöglinge mit vielem Erfolg aus. 1799 legte er sein Schulamt nieder und siedelte nach seiner Vaterstadt Kiel über, wo er mit Unterstützung der Regierung ein Taubstummeninstitut errichtete, das durch Patent vom 8. November zu einem königlichen Institut erhoben wurde. Die Zahl der Zöglinge stieg bis auf vierzig; das Institut befand sich Fischerstraße Nr. 11. Im Jahre 1810 wurde die Anstalt nach Schleswig verlegt, wo sie noch heute als Staatsinstitut besteht. Pfingsten ward 1812 zum Professor ernannt und 1825 auf sein Ansuchen pensioniert; er starb am 26. November 1827. Sein Nachfolger war sein Assistent und Schwiegersohn Hensen.

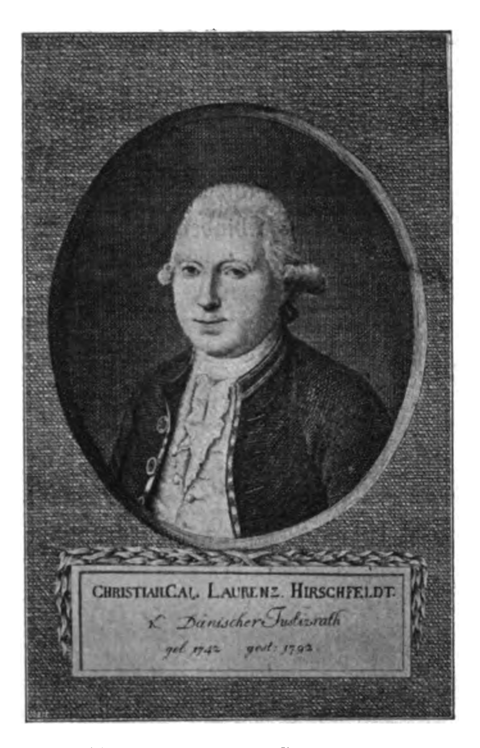


Pfingsten. Nach einem Stich von Lahde.

Es entstand ferner in dieser Zeit in Düsternbrook die Fruchtbaumschule, ein verdienstvolles Werk des Professors Hirschfeld. Ein ausführliches Schreiben über die beabsichtigte Gründung derselben vom 15. November 1782 an den Chef der Rentekammer, Geheimrat Rumsen in Kopenhagen, ist in Falcks Archiv, Bd. IV., S. 188 u. ff. abgedruckt. Einige uns interessierende Stellen mögen hier einen Platz finden. Professor Hirschfeld (1742—92), der bedeutendste Kenner der Gartenkunst jener Zeit und der hervorragendste Schriftsteller auf diesem Gebiete, war zu Kirchnüchel geboren; 1769 kam er als Sekretär beim Kuratelkollegium nach Kiel, wurde 1770 Dr. phil. und außerordentlicher Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften und 1773 ordentlicher Professor. In seinem ausführlichen Werke: „Theorie der Gartenbaukunst“ behandelte er viele der hervorragendsten Gartenanlagen damaliger



Zeit, auch manche Gärten holsteinischer Herrensitze, so unter andern Ascheberg, Rehmten, Salzau, Schierensee. Das Werk wurde maßgebend für die Gartenkunst damaliger Zeit; es wurde ins Französische übersetzt und viele Gärten nach den darin dargelegten Grundsätzen eingerichtet.



Professor Hirschfeld. Nach einem Stich von Heidenreich.

In den Jahren 1780—82 trug er sich bereits mit dem Gedanken der Errichtung einer Baumschule, für den er eine Anzahl hervorragendster Leute zu interessieren wußte; auch sah er sich nach passenden Ländereien um; eine Zeitlang dachte er an die Erwerbung von Viehburg; da hier jedoch Schwierigkeiten erwuchsen, richtete er sein Augenmerk auf Düsternbrook. Er schreibt darüber:

„Eine kleine halbe Stunde von der Stadt, nahe am Hafen, liegt ein Haus mit einigen Ländereien, im Gehölze ‚Düsternbrook‘ genannt. Die Gegend ist die angenehmste bei Kiel; man hat unter dem Schatten des Waldes die Aussicht über den Hafen, nach der Festung Friedrichsort und der Mündung des Kanals. Ein anmuthiger Weg führt aus dem Schloßgarten dahin. Einheimische und Fremde lieben diesen Ort. Mit dem Hause ist eine Wirthschaft verbunden. Der jetzige Eigenthümer, namens Becker, ist geneigt, dies Haus mit den dazu gehörigen Ländereien, die unter dem Kieler Amt stehen, zu verkaufen. Er verlangt für Haus und Land 2500 Rthlr. Ich habe bereits unter dem Vorwand, daß ich von einem Freunde den Auftrag zum Ankauf eines Stück Landes hätte, 100 Rthlr. fürs erste abgedungen. Vielleicht läßt er noch etwas fallen, doch dürfte es nicht viel sein. Er weiß gar nicht, für wen und zu welchem Gebrauch ich das Land suche. Der Preis ist freilich nicht niedrig; doch sind alle Ländereien in dieser Gegend theuer und fast gar nicht zu haben. Und auf die Wirthschaft, wenn sie gehörig geführt würde, kann viel gerechnet werden. Der Mann versteht sie aber nicht und ist deswegen zurückgekommen. Es stehen 1100 Rthlr. auf dieses Eigenthum protokolliert, die vielleicht bei dem Einkauf für die gewöhnlichen Zinsen stehen bleiben könnten. Das Haus enthält fünf Zimmer und außerdem einen großen Saal. Nahe daneben steht eine Scheune, wo auch Stallraum befindlich ist. Die Ländereien bestehen aus drei Koppeln und halten zusammen beinahe 6 Tonnen Aussaat. Das Land ist vortrefflich an Güte; die jährlichen Abgaben von Haus und Land sind nicht mehr als 14—15 Rthlr. Zwei Koppeln liegen zwar etwas gegen den Ostwind; es läßt sich aber noch eine schützende Vorpflanzung anbringen. Die größte Koppel aber liegt ganz vortrefflich warm, vor allen Winden beschützt. Überhaupt machen eine Anhöhe und das Holz hier eine gesicherte Lage.“

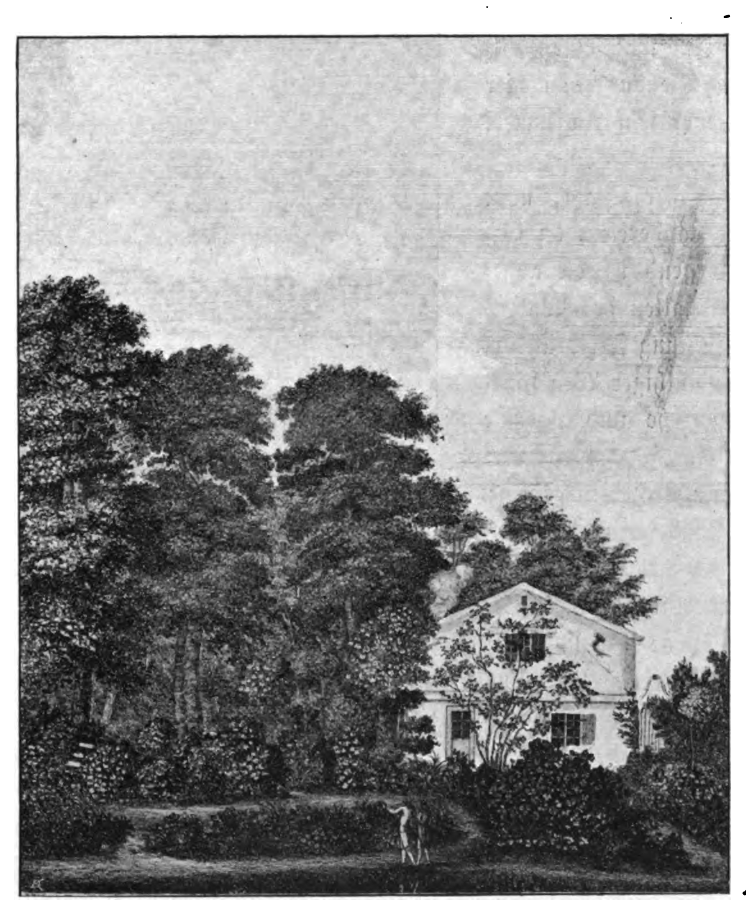

Aussicht von Düsternbrook. Nach einem Stich von Grosch 1790.



Er ergeht sich dann des weiteren über die Art der Anpflanzung, erteilt den Rat, einen besonderen Gärtner zu nehmen, dem gestattet werden müßte, die Wirtschaft fortzuführen und hofft in einigen Jahren einen Gewinn zu erzielen.

Von Interesse ist folgender Passus aus dem Bericht:

„Sollte dieser Vorschlag allerhöchsten Beifall finden, so müßte ich nothwendig damit noch einen anderen verbinden, nämlich, daß das Düsternbrooker Gehölz, das zunächst bei den zur Plantage bestimmten Ländereien liegt, zugleich dem Director der Baumschulenanstalt zur speciellen Aufsicht übertragen würde, denn sonst würde die Plantage sehr viel leiden, zumal wenn man in der Nachbarschaft Holz fällete. Dies schöne Gehölz hat schon sehr viel von seiner Anmuth verloren; denn der Herr Amtmann hat, ohne die geringste Rücksicht auf das Vergnügen des Publikums, überall an den Spatziergängen weghauen lassen. Es giebt in der Nähe andere Hölzungen, wozu er die nöthigen Anweisungen für die Bewohner des Fleckens Braunschweig zum Holzfällen hätte geben können. Allein hier hatten die Einwohner die Fuhr auf einige hundert Schritt näher, und das war genug, ihn zu bestimmen. Wenn er es so länger mit dem Weghauen des Holzes treibt, so wird unsre Stadt in der Nähe keinen Schatten mehr behalten. Würde dies Holz der besonderen Aufsicht des Directors der Plantage mit übergeben, so würde dies folgende Vortheile haben: Es würden wegen der Nachbarschaft alle Collisionen mit dem Amt und den Forstbedienten vermieden. Man könnte hie und da einen Winkel zur Anpflanzung wilder Gesträuche nutzen. Es könnten angenehme Spatziergänge angelegt werden, und dies würde die Nahrung des Gärtners vermehren. Es versteht sich von selbst, daß in der Hölzung nichts zerstört werden darf. Darüber hätte alsdann der Gärtner, der da wohnte, mit zu sehen, und das hätte besseren Nutzen, als wenn zuweilen nur ein Forstbedienter einmal durchläuft. Des Herrn Staatssecretair und Geheimrath von Guldberg Excellenz erboten sich einmal gegen mich, dieses Düsternbrooker Gehölz von der Jurisdiction des Amts abzusondern und zum Vergnügen der Stadt und der Studirenden mit Spatziergängen versehen zu lassen. Auch unser



Das Hirschfeld'sche Wohnhaus auf Düsternbrook. Nach einem Stich von Grosch. 1790.



Herr Oberpräsident, Graf von Bottmer, wünscht ungemein, daß dies Gehölz zum Vergnügen des Publikums eingerichtet würde. Allein er klagte mir noch vor einigen Tagen, daß er mit dem Amtmann gar nicht fortkommen könnte. Er, der Herr Oberpräsident, wollte die Kosten zu einer Allee vom Schloßgarten nach Düsternbrook beschaffen; allein der Herr Amtmann hätte so wenig Empfindung von Licht und Schatten, daß er, da der Weg zwischen den Ländereien seiner Bauern geht, sie nicht dazu disponiren wolle."

Soweit dieser Bericht. 1786 wurde die Baumschule an dem in Aussicht genommenen Platz angelegt. Die dort gezogenen Obstbäume wurden den Unterthanen in den Herzogtümern unentgeltlich überlassen. Wie diese aber das Geschenk auffaßten und darüber dachten, davon geben uns gleichzeitige Berichte Auskunft.

So findet sich in der Reisebeschreibung eines Senators Deneken aus Bremen, der 1797 die Herzogtümer besuchte, unter andern folgende Bemerkung:

„Die äußerste Spitze Düsternbrooks bewohnte Hirschfeld. Die Natur muß ihren Liebling hier in dieser feierlichen Einsamkeit, wo seine glückliche Muße durch nichts gestört ward, vortrefflich gepflegt haben; er konnte in dem Genusse des Erhabenen und Schönen, welches er so fein und richtig fühlte, schwelgen. Das prächtige Gemälde einer unermeßlich weiten Wasseraussicht lag beständig vor seinen Augen, und unmittelbar an seine Wohnung grenzte der Buchenwald, den er mit seinem Garten in eine täuschende Verbindung gebracht hatte. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich vorzüglich mit der Pflege der nach seinem Vorschlage auf öffentliche Kosten hier angelegten Pflanzung von Obstbäumen, welche bestimmt war, dem holsteinischen Landmann mit guten Arten von Früchten zu versehen. Die Landleute, welche aus dieser Schule eine gewisse Anzahl von Stämmen unentgeltlich erhalten konnten, trauten jedoch dieser Wohlthat nicht, sie hielten sie für eine Finanzoperation, um sie nach einer verbesserten Kultur der Obstbäume mit einer neuen Steuer zu beschweren. Es wurde fast kein Stamm mehr begehrt, bis durch eine öffentliche Proclamation den getäuschten Bauern ihr unbegründeter Verdacht genommen wurde und sie die patriotische Absicht dieser vortrefflichen Einrichtung durch eigene Erfahrung anerkennen mußten."



General von Binzer.
Nach einem Ölgemälde im Besitz der Familie.

Das Hirschfeldsche Haus blieb wenig verändert bis 1869 erhalten; es war ein ungemein freundliches Heim: Ein einstöckiges Gebäude mit einem Mansardendach, vollständig von Wein umrankt. Eine Abbildung des Hauses aus dem Jahre 1790, von Grosch gezeichnet und gestochen, ist hier beigefügt.

Nach Hirschfelds Tode stand Professor Moldenhawer bis zu seinem Tode 1827 der Anstalt vor; doch geriet sie allmählich durch die schlechten Zeiten in Verfall und ging 1829 in Privatbesitz über.

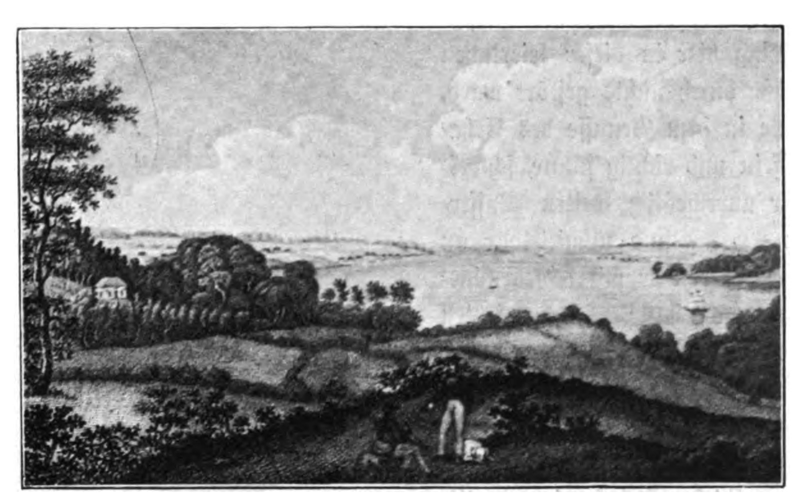
Schon 1785 waren für die dänischen Armee zwei Jägerkorps errichtet worden, von denen das eine seinen Sitz in Kiel erhielt. Mit dem Jägerkorps verbunden war eine Forstlehranstalt und eine Baumpflanzschule. Alles stand unter der Direktion des Kommandanten, des Korps, des Herrn von Binzer.



Lehrer an der Anstalt waren die Professoren Niemann und Valentiner. Unter Binzers, eines vorzüglichen Mannes, dem Stadt und Land mit Recht große Achtung und Verehrung zollten, und Niemanns Leitung nahm die Anstalt einen großen Aufschwung; 1833 wurde sie aufgehoben.

Vor allem kam die Blüte des Landes auch der allgemeinen Volksbildung zu gute; die Bedeutung der Hochschule wuchs, und das Schulwesen wurde dem Verfall entrissen, dem es in letzter Zeit entgegengegangen war.

Die allgemeine geistige Bildung in den weiteren Kreisen der Stadtbevölkerung ließ bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch mancherlei zu wünschen übrig; zwar war schon 1320 eine Stadtschule gegründet worden, die unter dem Patronat des Bordesholmer Klosters stand; der Magister Henricus de Culmine war der Gründer derselben und zugleich der Erbauer des ersten Schulhauses, das sich am Nikolaikirchhof (Nr. 4) befand. Nach 1530 verlegte die Stadt, die nunmehr das Patronat und den Besitz der Schule erlangte, dieselbe in das ehemalige Franziskanerkloster. Wie jedoch schon erwähnt, ward 1556 die Schule von dort abermals verlegt und zwar nach dem Eckhause der Haß- und Faulstraße. Später erhielten die neu angestellten Lehrer, der Konrektor (seit 1591); der Kantor (seit 1560), der Schreib- und Rechenmeister (seit 1572) in benachbarten Häusern ihre Wohnungen. 1801 erfolgte die Verlegung der Schule nach der Küterstraße. Auch eine Mädchenschule war 1599 bereits vorhanden.



Die Forstbaumschule. Nach einem Ölgemälde von Hansen.

Um das Schulwesen war es damals in Kiel nicht anders bestellt, wie überall zu jener Zeit. Man macht sich von dem Bildungsstande der Bürgerklasse im Mittelalter insofern gewöhnlich ein falsche Vorstellung, indem man meint, die damaligen Stadtbürger hätten der Mehrzahl nach aller Schulkenntnisse, insbesondere auch der Fähigkeit zu lesen und zu schreiben ermangelt. Diese unrichtige Ansicht beruht darauf, daß man von den höheren Ständen, den Fürsten und dem Adel, deren Mehrzahl allerdings nicht einmal lesen konnte, auf die übrigen schließt. Und doch war am Ende des Mittelalters der Bürgerstand weit besser unterrichtet, als diese Vornehmsten des Reiches. Es finden sich eigenhändige Eingaben von Handwerkern an die Magistrate, darunter auch Rechnungen, welche ein deutliches Bild von dem Bildungsgrad jener Zeiten gewähren. Hauptzweck der Schulen war Einübung der beiden damals notwendigsten Kenntnisse, des Kirchengesangs und des Lateinischen, der Weltsprache, die kein Kaufmann, ja kein Handwerker völlig entbehren konnte.

Mit der Reformation begann eine neue Zeit für die Schulen, fast an allen Orten, wohin die Reformation drang, finden wir ein reges Streben, die bestehenden Schulen zu vermehren, leider häufig ohne Erfolg; denn vielfach nahm der Besuch ab; auch wurden die Einkünfte dadurch geschmälert,



daß die reichen Schüler sich von dem Besuch der Schulen zurückhielten und sich durch Hofmeister unterrichten ließen. Armut war das Los der größeren Menge der Schüler und förmliche Bettelei eine wichtige Quelle für ihren Unterhalt. Vergebens erließen die Landesherren Verfügungen gegen diese übermäßige Bettelei. Sie mußten nach, wie vor den Schülern erlauben, ihr Brot vor den Thüren guter Leute zu erbitten, wie es gewöhnlich gewesen, oder auch von Fremden, welche in die Stadt kamen. Doch sollte weder den größeren noch den kleineren Schülern verstattet sein, fremden Reisenden nachzulaufen oder außerhalb der Stadt um Geld zu betteln.

Außer dieser Bettelei gab es noch eine öffentliche Einsammlung von Almosen.

Diese bei fast allen Gelehrtenschulen übliche Bettelei beweist deutlich genug, daß die übrigen Hilfsquellen, so sehr sie auch inzwischen durch öffentliche und Privatmildthätigkeit vermehrt worden waren, doch immer noch nicht für die Bedürfnisse der Schüler hinreichend waren, solange arme Eltern, um von der Last der Unterhaltung ihrer Söhne befreit zu werden, die Schulen mit solchen Kindern anfüllten, welche der Almosen bedurften.

Daß die studierende Jugend unter diesen Umständen bei der großen Menge des Volkes in keiner sonderlichen Achtung stehen konnte, ist wohl klar.

Neben der Stadtschule bestanden noch Klipp- und Winkelschulen, meistens von verkommenen Subjekten gehalten; vergeblich suchte das Scholarat, der Magistrat und das Konsistorium, letzteres als die aufsichtführende Behörde, dem Unwesen zu steuern; so wurden gegen alle Privatschulen ohne Unterschied auf Antrag der Lehrer Verbote auf Verbote erlassen, aber ohne dauernden Erfolg. 1648 wandten sich die Lehrer an den Magistrat, er möge sich doch bewegen lassen, dem elenden Schulzustande abzuhelfen; es jammere ehrliebende und anständige Herzen, die Schule anzusehen; die Lehrer hätten keinen Dank für ihre Mühe, keine Ehre im Amte und nur Verdruß. 1667 kamen die Lehrer mit erneuten Klagen und 1681 berichtet der Magistrat, daß die Kieler Schulen eine Weile her und damals in einem so schlechten Zustande und Ansehen wären, daß auch die vornehmsten Bürger keine, die anderen aber gar wenig ihre Kinder dahin schickten, so daß die oberen Klassen fast leer stünden".

Noch bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts währte dieser Zustand; erst dann begann allmählich eine Besserung.

Schon von 1767 an hob sich die Schule unter dem tüchtigen Rektor Duncal, welcher unter anderm 1772 das erste Schulprogramm veröffentlichte. Eine durchgreifende Besserung sollte jedoch erst zehn Jahre später beginnen, als Professor Erasmus-Danielsen die Leitung der Schule übernahm. Danielsen war 1743 zu Eckenis in Angeln geboren. Vor Antritt seines Rektorats war er Prediger bei v. Saldern. Er ist der eigentliche Reformator der Schule gewesen. Durchdrungen von dem Ernst seines Berufs, beseelt von unermüdlichem Eifer hat er Zeit seines Lebens an der Verbesserung des Schulwesens in Kiel gearbeitet. Sofort nach seinem Dienstantritt wurden regelmäßige Schulexamina eingeführt, der Anfang zu einer Schulbibliothek gelegt, eine strenge Beaufsichtigung des Schulbesuchs angeordnet und zeitgemäße Lehrpläne erlassen. Seit 1789 beschäftigte ihn der Plan der Errichtung einer Bürgerschule neben der lateinischen oder Gelehrtenschule; 1799 konnte er diesen Plan, insbesondere durch die Beihilfe von Professor Müller und Archidiakonus Holst zur Ausführung bringen und eine neue Schulordnung für das neue Institut ausarbeiten. Die Bürgerschule und die Gelehrtenschule blieben äußerlich verbunden, waren aber ihrem Wesen nach getrennt. Als Professor Danielsen 1809



starb, hatte das Schulwesen in Kiel eine ganz andere Gestaltung angenommen. Bei seinem Dienstantritt 1778 zählte die Stadtschule nur 41 Schüler, 1780 schon 56, und 1809 hatte die Bürgerschule allein schon 150 Schüler, die Gelehrtenschule etwa 40.

1801 war die Übersiedlung nach dem Haus in der Küterstraße erfolgt, das bis 1868 die Gelehrtenschule beherbergte.

Auch die übrigen Schulverhältnisse hatten in jenem Zeitraum eine Besserung erfahren. 1698 war eine Katechismusschule errichtet worden, an welcher ein „Katechet" die ärmeren Kinder zu unterrichten und für die Konfirmation vorzubereiten hatte. Später, 1801, wurde der Stadtkatechet auch zweiter Freischullehrer und zugleich Schloß- und Garnisonskantor. Seine Wohnung befand sich Pfaffenstraße 12. 1835 ging diese Stelle ein. Auf Befehl der Kaiserin Katharina wurde 1764 ein Schulhalter mit 360 Mk. Gehalt und 4 Faden Holz für die ärmeren und armen Kinder angestellt und 1793 von der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde die bereits erwähnte Freischule errichtet.



Consistorialrath Fock.
Nach einer Lithographie von Bünsow.

Außerdem bestand als „Nebenschule" die „Schule in der Vorstadt" bis in die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts in der Hohen Straße gelegen, ursprünglich eine Knabenschule, später aber auch für Mädchen bestimmt.

Die Darstellung der Entwicklung der Gelehrten-, Bürger- und Freischule, sowie der Aufschwung, den das Schulwesen in Kiel auch weiterhin nahm, bleibt einem späteren Kapitel vorbehalten.

Das kirchliche Leben gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war in Kiel wie überall beherrscht vom Rationalismus, der 1797 in der Cramerschen Kirchenagende seine amtliche Anerkennung und Bestätigung gefunden hatte. Die Geistlichkeit bestand aus dem Hauptpastor, dem Archidiakonus und dem Diakonus, welche an der Nikolaikirche angestellt waren, sowie dem Prediger an der Heiliggeistkirche. Das Amt eines Diakonus bestand jedoch nur bis 1797, an dessen Stelle ein Adjunkt trat. Die St. Nikolaikirche war die einzige Pfarrkirche für Kiel und die zur Gemeinde gehörigen Dörfer. Die Kirche des ehemaligen Franziskanerklosters erhielt zwar 1632 einen eigenen Prediger, der von der Mitte des 18. Jahrh. gleichzeitig Garnisonprediger war, aber keine Gemeinde hatte. Die Wohnungen der Geistlichen an der Nikolaikirche befanden sich bis 1797 in der Pfaffen- und Schumacherstraße, für den Geistlichen an der Klosterkirche im danebenliegenden Pastorathause.

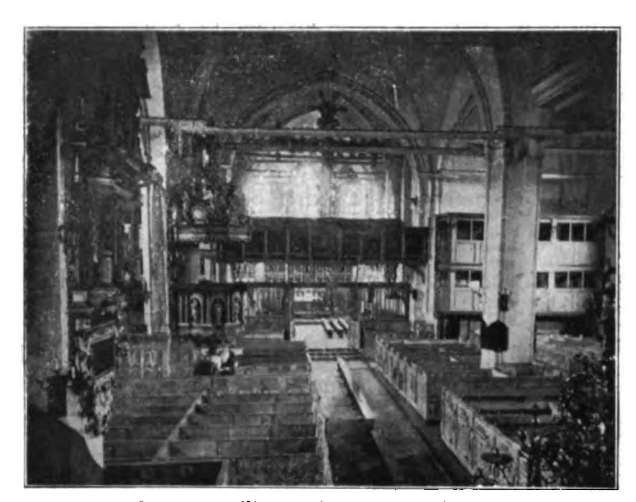
In der Nikolaikirche fanden sonntäglich drei Gottesdienste statt, um 7 und 10 Uhr vormittags, um 2 Uhr nachmittags. Außerdem vormittags 10 Uhr in der Heiliggeistkirche. Wochengottesdienste wurden Mittwochs und Freitags in der Nikolaikirche, Donnerstags in der St. Jürgenskapelle gehalten.

Unter den Hauptpastoren an der Nikolaikirche von 1570—1790 sind zu erwähnen Mauritius 1586—1611, Jessen 1651—76, Wedderkop 1694—96, Muhlius 1697—98, zum Felde 1712—20,



Bruns 1657—77, J. H. Meyer 1786—95. Nach dem Tode von Meyer ward zum Hauptpastor Johann Georg Fock ernannt.

Dieser, 1757 zu Neumünster geboren, erhielt 1780 den ersten Charakter im Schleswig-Holsteinischen Amtsexamen, wurde 1782 dänischer Gesandtschaftsprediger und 1784 Pastor der evangelischen Gemeinde in Wien. Im gleichen Jahre ward er Superintendent der evangelischen Kirchen in Inner-Österreich und 1785 geistlicher Rat des Konsistoriums Augsburgischer Konfession. 1795 wurde er zum Hauptpastor in Kiel mit dem Titel Konsistorialrat ernannt; vierzig Jahre lang bekleidete er sein Amt, mit Ehren überhäuft, bei Gelegenheit der Jubelfeier der Augsburgischen Konfession 1830 ward ihm das Diplom eines Doktors der Theologie zu teil, nachdem er 1810 den Danebrogsorden erhalten und 1811 zum Propsten der neuerrichteten Propstei Kiel ernannt worden war. Als strenger Anhänger des Rationalismus hatte er sich 1815 entschieden gegen die Wahl von Claus Harms als Archidiakon ausgesprochen; es heißt in seinem Gutachten: „mit dessen Grundsätzen und Ansichten von der Religion die seinigen nicht übereinstimmten; der Magistrat möge urteilen, ob es nicht schwer sein werde, mit einem solchen Manne zusammen zu arbeiten.“ Dennoch wurde Harms gewählt, die Befürchtung Focks war jedoch, wie wir später sehen, nicht ungerechtfertigt, ein langandauernder Kampf begann.



Inneres der Nikolaikirche vor dem Umbau.
Nach einer Photographie aus den siebziger Jahren.

Der Vorgänger von Harms war der Archidiakon Pastor Holst, 1762 zu Flensburg geboren, von 1792—1815 Prediger in Kiel, eines der thätigsten Mitglieder der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde und als solcher Herausgeber der Wochenschrift zum Besten der Armen. Unter den früheren Archidiakonen ist besonders als Stammvater einer Kieler Familie der spätere Generalsuperintendent und Hofprediger, Professor, Oberkonsistorial- und Kirchenrat Dr. Gustav Christoph Hosmann hervorzuheben. 1695 zu Celle geboren, wurde er 1729 Diakonus in Kiel, 1730 außerordentlicher Professor und Doktor der Theologie. Ein Liebling des Herzogs Karl Friedrich, wurde er 1731 zum Kabinettsprediger und Erzieher des Thronfolgers ernannt. 1733 wurde er ordentlicher Professor, Oberkonsistorial- und Kirchenrat, gleichzeitig erhielt er das Archidiakonat, das er jedoch schon im nächsten Jahre niederlegte, weil er zum Hofprediger und Prediger der Leibgrenadiergarde ernannt wurde. 1749 wurde ihm dann noch das Amt eines Generalsuperintendenten übertragen Er starb 1766 als Stammvater einer hier noch blühenden Familie.

Tragisch war das Geschick des Archidiakon Meisner (1764—1771), der, während er als Zuhörer dem Gottesdienste beiwohnte, vom Blitz getroffen wurde und an den Folgen des Schlages starb.

Unter den Pastoren haben manche der hier aufgeführten, wie Muhlius, zum Felde, Francke, vor allem auch H. Müller, der von 1786—1789 Diakon war, sich auf anderem Gebiete einen Namen erworben und sind vor allem als Universitätslehrer bedeutend geworden.



Von 1727—1774 waren eigene Hofprediger und Schloßkapellane angestellt, unter denen Reimarus und Hosmann die erwähnenswertesten sind.

Die städtische Verwaltung lag, wie wir sahen, von vorneherein in den Händen des Magistrats und des Sechzehner Kollegiums, zu denen dann seit 1677 das Kollegium der XXXII Männer, der große Bürgerausschuß, trat, das ursprünglich nicht zur direkten Teilnahme an der städtischen Verwaltung berufen, 1793 gleiche Rechte mit dem Kollegium der XVI erhielt.

Aus dem Sechzehner Kollegium gingen in früherer Zeit in der Regel die bürgerlichen Ratsmitglieder hervor. Bürgermeister und Rat hatten von alters her das Recht der Selbstergänzung. Der Magistrat bestand ursprünglich aus zwei, seit 1757 aus einem Bürgermeister und aus sechs, später aus vier und zwar zwei gelehrten und zwei bürgerlichen Ratsherren oder Senatoren, einem Syndikus und einem Aktuar.

Unter den Bürgermeistern der alten Zeit finden wir Paul Töcke (1565—1590) und A. von Lengerken (1575—1618), vielfach in den Kämpfen und Streitigkeiten mit dem Adel erwähnt. Ein Sohn des letzteren, Johann von Lengerken, war Bürgermeister von 1648—1664. Er erlebte 1644 als Landgerichtsadvokat, später als Bürgermeister die Greuel des Krieges, welche über das Land und insbesondere auch über Kiel hereinbrachen. Der beiden Geschichtsschreiber Bremer und Westphalen wurde bereits Erwähnung gethan, als dritter ist der Bürgermeister Noodt zu nennen, der 1706 Ratsherr, 1722 Syndikus, 1732 Bürgermeister wurde.

1757 wurde als alleiniger Bürgermeister der Hof- und Landgerichtsadvokat Benisch, nach seinem Tode 1766 der Senator J. G. Appenfelder gewählt. Dieser trat 1790 in den Ruhestand, ihm folgte als Bürgermeister A. Fr. Franke, der das Amt bis zu seinem Tode 1799 bekleidete.

Unter den Senatoren des Zeitraumes bis 1800 ist besonders Johann Schweffel erwähnenswert, der von 1775—1792 Senator war. Zu Meldorf 1721 geboren, erwarb er 1747 das Kieler Bürgerrecht und wurde der Gründer des noch bestehenden Geschäftes Schweffel und Sohn, dessen noch an anderer Stelle gedacht wird.

Mehrfach stoßen wir auch auf die Namen Tamsen, von denen einer Berend Jakob 1771 bis 1797, und Berend Friedrich 1798—1817 bürgerlicher Senator war, ferner auf J. H. Daevel, der von 1775—1787 als gelehrter Senator aufgeführt wird.

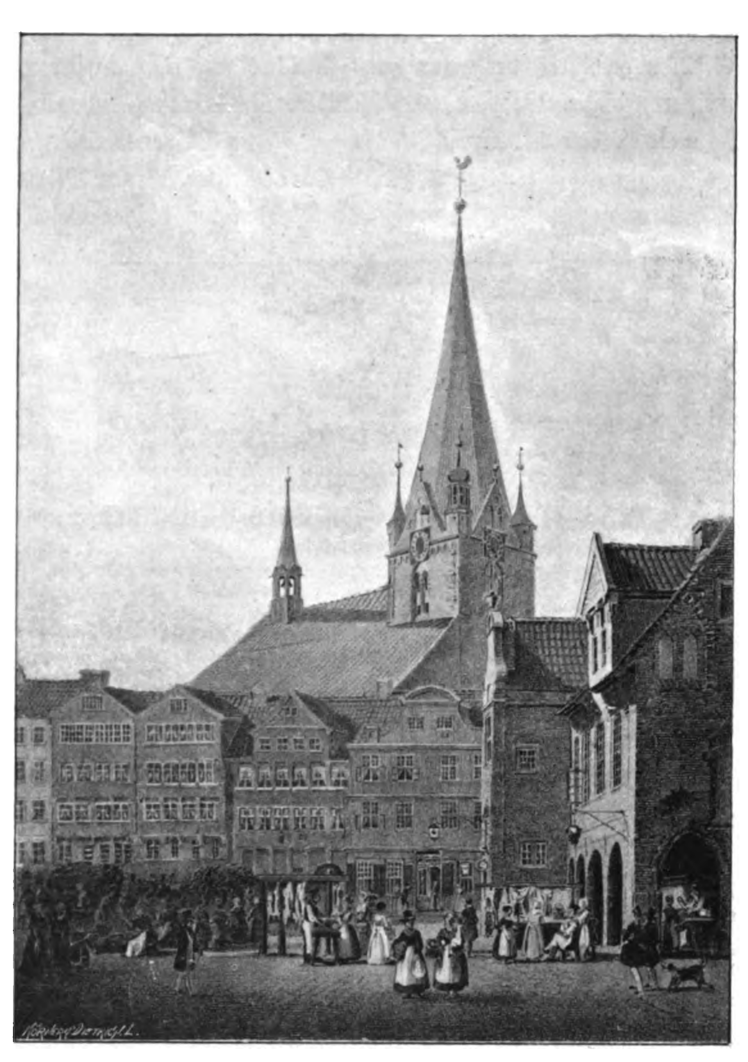
Neuaufgenommene Bürger mußten eine bestimmte Gebühr zahlen und dann folgenden Bürgereid schwören, der unter dänischer Herrschaft natürlich den anderen Titel und einige andere unwichtige Änderungen enthielt. Das Schriftstück wurde nach erfolgtem Eide und nach erfolgter Zahlung mit dem Namen des neuen Bürgers versehen und von dem Stadtschreiber unterschrieben.

„Ich .... gelobe und schwere einen Eyd zu dem Allmächtigen GOtt, dieweil ich allhie in der Stadt Kiel zu einem Bürger auf- und angenommen werde, daß ich demnach Ihro Kayserl. Majestät, dem Allerdurchlauchtigsten, Großmächtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Peter dem Dritten, Kayser und Selbsthalter aller Reussen, Erben zu Norwegen, regierenden Hertzog zu Schleswig, Holstein, Stormarn und der Dithmarschen, Grafen zu Oldenburg und Delmenhorst rc. als meinem allergnädigsten Landes-Fürsten und Herrn, und Dero Erben und Successoren an der Regierung, will getreu und hold, auch Bürgermeister und Raht hieselbst gehorsam seyn, Ihro Kayserl. Majestät, Dero Erben und Successoren an der Regierung, auch des Rahts und gantzer Gemeine allhie, Ehre, Nutz und Bestes wissen, Schaden und Nachtheil aber eussersten Vermögen nach, kehren und abwenden helffen,



und so ich auch das geringste davon erfahren werde, solches jederzeit mit getreuem Fleisse vermelden und von mir sagen, insonderheit aber soll und will ich mich aller Bürgerlichen Officien und Aempter, wie die auch Nahmen haben mögen, so mir zu bedienen auferleget, und dazu ich gekohren und verordnet werde, gerne und gutwillig untergeben, dawider mich nicht setzen, noch davon loszuwürcken mich bemühen, sondern alle Onera und Bürden dieser Stadt, als einem getreuen Bürger gebühret und wohl anstehet, helffen lasten und tragen. So wahr mir GOTT helffe hie zeitlich und dort ewiglich."

Im Handwerk herrschte noch immer der Zunftzwang und zwar in schärffster Weise; einseitig, kleinlich, engherzig und eigennützig sind Merkmale, die man den Zünften und dem Zunftwesen im vorigen Jahrhundert beilegen kann. Streitigkeiten zwischen den Handwerkern auf dem Lande, deren Zahl sich ständig mehrte, und den Meistern in der Stadt waren an der Tagesordnung, aber auch in den Städten selbst herrschten Zwistigkeiten mancher Art, so entstand, wie Ahrens in seinem Aufsatz „Kunst und Gewerbe" in „Schleswig-Holsteinmeerumschlungen" berichtet, Streit zwischen den Zimmerern und Tischlern, indem letztere sich beklagten, daß jene sich auch des Handhobels bedienten und glatte Arbeit herstellten. Die Zimmerer wurden hierauf genötigt, nur den groben Hobel zu gebrauchen und keine glatte und Leimarbeit, keine Paneel- und keine Fensterarbeit zu machen.



Marktplatz zu Kiel um 1840.
Nach einer Lithographie von Heuer.

Ende des 18. Jahrhunderts wurde gestattet, mehr als einen Lehrburschen zu halten und eine unbeschränkte Anzahl von Gesellen anzustellen. Dagegen wurden die Bestimmungen zur Erlangung der Meisterwürde verschärft, die Wanderzeit wurde noch in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts auf drei Jahre erhöht, wer das Meisterrecht erwerben wollte, mußte fünf Jahre als Geselle gearbeitet haben und vor Erlangung der Meisterwürde ein Meisterstück anfertigen. Der Geselle erhielt bei seinem Fortgang aus der Stadt eine Bescheinigung, daß er so und so lange in Arbeit gestanden und



sich gut geführt habe. Diese Briefe, meistens mit ziemlich roh ausgeführten Ansichten der Stadt geziert, sind noch vielfach erhalten, einige mögen hier abgedruckt werden.

„Wir geschwohrne Vor= und andere Meister des Handwerks der Fleisch= und Knochenhauer, in der Königl. Dänischen See= Kauf= und Handels=Stadt Kiel, bescheinigen hiemit, daß gegenwärtiger Gesell, Namens Marcus Hinrich Eggert Thede aus Kiel gebürtig, so 20½ Jahr alt, und von Statur Mittelmäßig auch Blunden Haaren ist, bey uns allhier 1½ Jahr — Wochen in Arbeit gestanden, und sich solche Zeit über treu, fleißig, stille, friedsam und ehrlich, wie einem jeglichen Handwerks=Gesellen gebühret, verhalten hat. Welches wir also attestiren, und deshalben unsere sämmtliche Mitmeistere, diesen Gesellen nach Handwerks=Gebrauch überall zu fördern, geziemend ersuchen wollen.

Kiel, den 14. Aprill 1784. Ober=Meister, Thomas Jessen.

Ober=Meister, Georg Michael Tochtermann.

als Meister, wo obiger Gesell in Arbeit gestanden. Eggert Theede."

Wir Aelterleute und sämmtliche Mitmeister des löblichen [illegible] in der Königlich Dänischen, im Herzogthum Holstein belegenen Stadt Kiel, bescheinigen hiemit, daß gegenwärtiger Gesell, Namens [illegible] aus [illegible] gebürtig, welcher 20 Jahr alt, von Statur [illegible] und [illegible] von Haaren ist, bey uns allhier 1 Jahr 12 Wochen in Arbeit gestanden, und sich solcher Zeit über treu, fleißig, stille, friedsam und ehrlich, wie einem jeglichen Gesellen gebühret, verhalten hat; welches wir hiemit attestiren, und deshalben unsere sämmtlichen Mitmeister, diesen Gesellen nach Handwerksgebrauch überall zu fördern, geziemend ersuchen wollen. Urkundlich unter unserer eigenhändigen Unterschrift und untergedrucktem Amtssiegel.

Kiel den [illegible] 1824.

Aeltermann [illegible]
Aeltermann [illegible]
als Meister, wo obiger Gesell in Arbeit gestanden [illegible]

Gesellenbrief aus dem Jahre 1824.

In den friedlichen Zeitläuften mußte sich auch in Kiel, wenn auch allmählich, Handel und Wandel heben, viele hatten damals, wie auch in unseren Tagen, von der Vollendung des Kanals großen Vorteil für die Stadt und ihren Handel erhofft, und ganz seltsam erscheint es, wenn wir in zeitgemäßen Berichten lesen, welche Erwägungen sich an den Bau, an die Vollendung des Kanals knüpfen, Erwägungen, die auch jetzt fast gleichlautend wieder auftauchten. Von den mancherlei Äußerungen über den Kanal und das damalige Kiel will ich hier nur eine wiedergeben, die weniger bekannt sein dürfte. Sie findet sich in den „Nachrichten eines Engländers über Holstein, Hamburg, Altona etwa 1785", die sich handschriftlich auf der Hamburger Stadtbibliothek finden und von Eyssenhardt in den Mitteilungen aus der Stadtbibliothek zu Hamburg herausgegeben sind. Der hier erwähnte Abschnitt findet sich im siebenten 1890 erschienenen Hefte. Es heißt in diesem Bericht unter anderm:

„Nach einer beschwerlichen Seereise betritt man mit doppeltem Vergnügen das schöne Ufer des Kieler Meerbusens und erfreuet sich an dem reitzenden Anblicke, den es rund umher dem Auge gewährt. Vom Einlaufe der See bis zur Stadt rechnet man eine Meile. An der rechten Seite sieht man beim Einsegeln die Mündung des Canals, an der ein Packhaus zum künftigen Handel aufgebauet ist, welches noch sehr einsam dastehet. Soll hier eine Handlungs Niederlage gebildet werden, so muß eine Stadt entstehen und mit allen Hülfsmitteln versehen sein, welche zahlreich bei einander wohnende Menschen bedürfen. Dazu sind denn nach heutiger Verfassung viele Begünstigungen nöthig, die, nach der Sprache der Natur übersetzet, weiter nichts sind, als den Anbauern zu erlauben, durch eigenen Fleiß dem Staate empor zu helfen, oder dem Gewerbe wo man glaubt es hinziehen



zu können, die Freiheit zu geben, entstehen zu können. Wird der Canal Nutzen schaffen oder nicht? Das ist jetzt das große Problem der Handlung. Wird der Gewinn das Capital verzinsen, das der Canal gekostet hat? Das ist die große Frage der Finanziers.

Als der Canal geendigt war und dem Handel überlassen werden sollte, entstand die Frage, ob die Schifffahrt auf demselben den dänischen Schiffen allein vorzubehalten, oder ob sie allen Nationen frei zu lassen sei? Man ist unstreitig mit gutem Grunde der letztern Meinung beigetreten nach dem bekannten Grundsatze: wer die Wirkung will, muß die Ursache wollen; der, auf den Canal angewendet, so lautet: wer eine lebhafte ausländische Schifffahrt auf dem Canal haben will, muß einen blühenden Handel voraussetzen. Ist das wahr, so entstehet wiederum die Frage: haben wir einen Handel, der so blühend ist, daß wir mit eigenen Schiffen die Schifffahrt von der Ostsee nach der Fremde an uns bringen können? Oder ist vielmehr schon die Idee, daß jede Nation ihren Handel selbst führen solle, heutiges Tages in der Concurrenz mit einem völlig etablirten Handel schwer zu behaupten, geschweige denn, daß wir uns schmeicheln sollen, auch den Handel für fremde Nationen zu führen. Alsdann entstehet noch die allgemeine ökonomische Aufgabe: ist es nicht hinreichend, daß der Handel gemacht werde, er komme, woher er wolle? Ist es Dänemark nicht einerlei, ob Holländer oder Dänen den Grund der Canal Städte legen und Niederlagen errichten? Das werden sie thun, wenn bei einem Entrepot für Ostseeische Waaren Vortheil zu machen ist, und ist dieses nicht, so wird kein Monopolisiren des Canals für Dänemark die Niederlage begünstigen und aufhelfen.



Knooper Schleuse. Nach einem Stich von Strack um 1800.

Haben nun selbst Abkürzungen der Reisen keinen Einfluß auf die Schifffahrt, da weite Seereisen und Gewinn der Frachten in Friedenszeiten mit zum Handels-Interesse gehören, so werden fremde Nationen sich noch viel weniger zur Canalfahrt bequemen, wenn selbige durch unnöthige Lasten und Aufenthalt beschwert und sogar mit Verlust des eigenen Handels verbunden ist.

Es kann uns nichts wichtiger sein, wenn wir den Canal zur ausländischen Schifffahrt bestimmen, als ihn den handelnden Nationen immer mehr und mehr bekannt zu machen; und hierin können keine Nationen uns behülflicher sein als diejenigen, die im Besitz des Handels sind. Lernen diese Nationen durch ihren Handel die Canalfahrt kennen, so werden sie ihn in Gang bringen, und ist dann ein Canal Handel möglich, so wird er von selbst entstehen. Dann sind die Einwohner des Landes die ersten, die durch die Aufnahme eines neuen Gewerbes gewinnen.

Einige Handelshäuser, die einen Zwischenhandel mit Waaren aus der Ostsee und den Transithandel mit Ostindischen Waaren führen, haben vielleicht Ursache zu wünschen, daß ihnen die Canalfahrt vorbehalten bleibe, und da der erste Patriotismus des Kaufmanns sein Gewinn ist, möchte vielleicht das Urtheil der mehresten Handelnden dahinausgehen, daß die Canalfahrt blos mit einländischen Schiffen geschehen müsse. Hier kommt es aber nicht auf einzelnen Gewinn an, hier ist die Frage: Was ist der Ertrag desselben in Betracht des ganzen Umfangs des Handels und der Schiff=



fahrt, die nach dem Canale gezogen werden muß? Was hindert den Eingeborenen, daran Antheil zu nehmen? Können wir uns schmeicheln, daß fremde Nationen uns ihren Ostsee Handel überlassen werden, und haben wir Speculanten und reiche Häuser genug dazu, oder müssen vielmehr froh sein, wenn Ausländer ihren Ostsee Handel durch unseren Canal führen, wenn sie Factorein anlegen, wenn sie uns dadurch eine neue Quelle des Gewinns eröffnen und so Anlaß geben, ihren Handel bei uns einheimisch zu machen, und ihn nach und nach unter uns zu nationalisiren?

So viel ist gewiß, daß der Canal und die Schleusen Werke sind, die in der Vollkommenheit der Ausführung nicht übertroffen werden können. Sie verdienen in der That mehr, als die Pyramiden Aegyptens und die Gärten der Semiramis unter die Wunder der Welt gesetzt zu werden. Die Hauptehre ihrer Erbauung gebührt einem Herrn von Peymann, Obersten des Ingenieur Corps.

Die Inschrift, die bei der östlichen Mündung auf einen Stein gegraben ist, lautet: Jussu et sumptibus Christiani VII mare Balticum Oceano commissum 1784.

Da die Kosten auf vier Millionen Thaler angeschlagen werden, rechnet man, daß der Canal jährlich 160,000 Rthlr. einbringen müsse, wenn die Finanzen schadlos sein sollen, und diese Revenue soll durch den Zoll herausgesichtet werden. Das ist ganz fehlerhaft gerechnet. Die Zoll Einkünfte sind das Wenigste, das der König gewinnt, wenn der Canal seinem Zwecke nach dem Lande Handel und Schiffahrt schafft; und wenn man daher die Zoll Revenüen so hoch zu treiben sucht und mit so genauer Aufsicht verbindet, daß die Zinsen des Capitals herauskommen, aber daß Fremde dadurch abgeschreckt und entfernt gehalten werden, so schadet man durch diese Finanz Operation dem Königlichen Interesse eben so sehr als der Aufnahme der Canalfahrt.

Kiel hat wenig eigne Handlung, ob man gleich sich viele Mühe giebt, den Transithandel von Copenhagen nach Deutschland über Kiel gehen zu lassen. Dieser Absicht sind verschiedene Schwierigkeiten im Wege, da es schwer ist, einen Transithandel an einem Orte zu haben, wo eigener Handel ihn nicht unterstützet. Und von Kiel aus den Speditionshandel nach der Ostsee zu führen, sowie Lübeck ihn hat, wird noch etwas Zeit erfordern.

Es fehlt daher an Retouren von Hamburg und dies schreckt die Schiffe ab, die nach Kiel segeln; und da die Packetböte durch die Regierung entschädigt werden, mehr noch als sie, die Frachtfuhrleute, die nicht ohne Verdienst leer zurückfahren können; daher finden sich nicht Leute genug, die Muth haben zum fahren, und dadurch geräth oft der ganze Handel in Stocken, oder in Unordnung; bald fehlt es den Waaren, die aufgehäuft liegen, an Fuhrleute zu Wegfahren, und dadurch werden die Kaufleute abgeschrecket, Waaren über Kiel zu versenden; bald fehlt es den Fuhrleuten an Fracht und dann ermüden diese. Auch entstehet dadurch eine Beschwerlichkeit, daß, um dem Mangel an Fuhrleuten und einer monopolischen Vertheuerung der Fracht vorzubeugen, es nöthig geachtet ist, einen Tarif des Fuhrlohns nach Schiffpfunden zu bestimmen.

Die beträchtliche Anzahl der Schiffe, die im Jahre 1785 bei der Holtenauer Zollstätte gemeldet sind, und größtentheils zum inländischen Gewerbe gehören, bestätigen die Bemerkung, die verschiedentlich gemacht ist, daß, so groß auch der ausländische Handel einer Nation ist, er doch mit dem inländischen Verkehre nicht in Vergleichung gesetzt werden könne, und daß dieses also die Hauptaufmerksamkeit der Regierung erfordere.

Die Kieler Bucht ist so tief, daß das Kriegsschiff Oldenburg, geführt vom Contre Admiral



Herrn Grafen von Moltke, nahe an der Stadt vor Anker gelegen hat. Die Erscheinung eines Kriegsschiffes war in den hiesigen Gegenden eine große Merkwürdigkeit und brachte der Stadt Kiel so viel ein, als ein Jahrmarkt."

Der Verfasser geht dann des näheren auf den Umschlag ein, erwähnt das Einlager und geht dann auf die Geldverhältnisse in Dänemark und den Herzogtümern über.

Er schreibt:

„Der Umsatz in Kiel geschieht in baarem Gelde; Bancozettel werden nicht für voll angesehen, sondern durchgehends mit dem Coursmäßigen Verluste. Man kann hieraus den Wohlstand des Landes beurtheilen; denn ob man gleich rechnet, daß Holstein jährlich vier Tonnen Goldes durch den Cours verlieret, so erhellet doch aus dem Überfluß der Courant Gelder, daß dieser Verlust weiter nichts heißt, als daß Holstein im nominalen Preise der Bankzettel vier Tonnen Goldes mehr auf seine Waaren legen muß, um den vollen Preis in Courant Geld zu erhalten. Wie widernatürlich es also ist, den Bancozetteln einen nominalen Werth beyzulegen, der höher ist als der effective, fällt in die Augen.

Als ich zuerst aus Copenhagen nach Kiel kam, befrembete es mich, hier von Überfluß an Geld reden zu hören, da es an dem Orte, den ich verlassen hatte, so viele Mühe kostete, Geld auf Wechsel Obligationen zu erhalten, und daher die Bank so oft genöthigt war, den Mangel der Privatkräfte zu ersetzen, ich auch ferner gehört hatte, mit welchen Beschwerden in Jütland Gutsbesitzer Anleihen erhalten. Dieses und mehrere auffallende Dinge der Art machten, daß ich mich über die wenige Gemeinschaft und über die Entfernung wunderte, die zwischen Dänemark und den Herzogthümern herrschet, die, wie zwei verschiedene Nationen wenig von einander wissen, ganz verschiedene Denkungsart und einen ganz getrennten Geldumlauf haben und doch einen Staat ausmachen. Die bisher gemachten Versuche, die Capitalisten in Holstein zu bewegen, ihr Geld gegen Wechsel Verschreibungen in Copenhagen zu belegen, sind theils fruchtlos gewesen und theils würden sie wenig dazu beigetragen haben, die Verbindung zu befördern, die nur aus einem blühenden Gewerbe und aus nationaler Anhänglichkeit fließen kann."

Soweit unser Gewährsmann, der sich schließlich ganz auf das politische Gebiet begiebt, auf das wir ihm jetzt noch nicht folgen wollen. Auch das Leben und Treiben in jener Zeit, das Wirken in Haus und Gemeinde bleibe einer späteren Abtheilung vorbehalten. Die Gleichgültigkeit am politischen Leben schwand allmählich, die Interessen des Kleinstaates traten in den Hintergrund, der Bürger lernte sich als Glied eines ganzen Staatswesens fühlen. Allmählich wurden die Mißstände der alten Herrschaft beseitigt und ein gewisser Wohlstand kehrte zurück.

So schloß das Jahrhundert glücklich für Stadt und Land, unter dänischer Herrschaft war ein Interesse für Hebung der Industrie, der Landwirtschaft im hohen Maße vorhanden, für Förderung geistiger Bildung in jeder Beziehung. Die Herzogtümer erfreuten sich einer glücklichen Friedenszeit. Bernstorffs Verdienst war es, daß der Friede dem Lande in jener politisch unerquicklichen Zeit länger als anderen Staaten erhalten blieb.

Am politischen, geistigen und wirthschaftlichen Leben des Königreiches nahmen Holstein und Kiel von nun ab regen Antheil; die großen dänischen Staatsmänner jener Zeit waren Deutsche, welche dem Geistesleben ihres Volkes nicht fern standen. Eine Stadt, wie Kiel, in der sich eine Hochschule befand und die seit mehr als fünfhundert Jahren der Mittelpunkt des Lebens und Treibens im Lande ge-



wesen, in der alle Fäden zusammenliefen, mußte naturgemäß eine führende Rolle einnehmen, wenn es dereinst galt deutsche Gesinnung zu bethätigen, deutsche Geistesmacht wirken zu lassen. Blieb auch die Entwickelung der Stadt vorerst noch in bescheidenen Grenzen so wuchs doch die Bedeutung ihres Einflusses, die Stellung Kiels ward eine andere, sie ward die Hochburg der Bewegung, die allmählich immer weitere Kreise ergriff und die endlich zum Kampf für das alte Recht des Landes und für deutsche Art und Sitte führt.





Die Hochschule und deren Lehrer in den ersten 150 Jahren.

Einen großen Einfluß auf das geistige Leben der Stadt hat unstreitig die Hochschule, die Schöpfung des edlen Christian Albrecht, ausgeübt. Ist auch jetzt dieser bedeutende Einfluß auf das Leben und Treiben nicht mehr in demselben Maße wie früher fühlbar, so darf man nicht vergessen, welch gewaltigen, in keinem Verhältnis zur früheren Größe der Stadt stehenden Aufschwung Kiel in den letzten dreißig Jahren genommen hat und muß sich vergegenwärtigen, daß es sicherlich nur nachteilig auf die weitere Entwickelung der Universität hätte wirken müssen, wenn dieser ein gleich rasches Wachstum wie der Stadt beschieden gewesen wäre. Im Vergleich zu der Größe und Bedeutung Kiels war der Besuch der Hochschule zwar fast immer nur ein mäßiger, doch zeigt sich gerade in neuerer Zeit ein langsames aber stetiges Wachsen in der Zahl der Studierenden und hoffentlich wird die Zeit nicht mehr fern sein, wo Kiel aufhört zu den kleinsten der deutschen Hochschulen zu zählen. Hat doch gerade die Kieler Hochschule so manche Vorteile vor anderen Hochschulen voraus, indem sie neben einer Anzahl hervor-



ragender Lehrer über neue, zweckmäßig eingerichtete und günstig gelegene Institute verfügt und von der Natur mit den Reizen einer herrlichen Lage und prächtigen Umgebung ausgestattet ist. Man hat nicht mit Unrecht behauptet, daß Kiel ein eigentliches Studentenleben, wie es sich an anderen Universitätsstädten: Tübingen, Heidelberg, Erlangen, Marburg, Gießen, Jena und Göttingen abspielte und gegenwärtig noch abspielt, in gleichem Maße nie gekannt hat; mit einem Wort, daß die Stadt nie vollständig den Charakter einer Universitätsstadt getragen hat. Es mögen hierfür verschiedene Gründe maßgebend gewesen sein, der Charakter des Holsten, der, ernst und bedächtig, sich nur schwer dem übermütigen, lustigen Treiben anschließt, die ganze Lage der Stadt, der Handel, die alte stets betonte Bedeutung der Stadt für das Land und noch so manches andere wird, wie es jetzt durch die Marine geschieht, die Hochschule naturgemäß etwas in den Hintergrund gedrängt haben.



Christian Albrecht, Herzog von Holstein-Gottorp. Gründer der Universität. Nach einem Stich aus dem Werke von Torquatus.

Wie wir sahen, hatten schon 1641 König Christian IV. und Herzog Friedrich III. den in Kiel versammelten Ständen der Herzogtümer den Vorschlag gemacht, für die Herzogtümer Schleswig und Holstein eine Universität zu errichten. Die Stände lehnten diesen Vorschlag der Kosten wegen ab; eine gemeinsame Universität wurde nicht geschaffen. Dagegen trug sich Friedrich III. während seiner späteren Regierung stets mit dem Gedanken der Stiftung einer Hochschule für sein Land. Die kriegerischen Bewegungen der Zeit hinderten jedoch die Ausführung seines Planes. Erst sein Sohn Christian Albrecht brachte in kindlicher Pietät und fürstlicher Großmut den Willen des Vaters nach hergestelltem Frieden 1665 zur Ausführung. Der Herzog wies die bisher zu der Gelehrtenschule in Bordesholm verwandten Einkünfte dieses Amtes der neuen Stiftung zu und sicherte dadurch ihr Bestehen.

Es ist hier nicht der Platz, auf das Kloster und Gymnasium in Bordesholm, diese große geistige Bildungsstätte des Mittelalters in unseren Landen, näher einzugehen, es darf jedoch nicht verkannt werden, daß ohne diese Pflanzstätte geistiger Bildung die neu zu gründende Hochschule nie den Aufschwung hätte nehmen können, den sie sobald nach ihrer Gründung nahm.

Nach langen, schweren Kämpfen mit dem Adel, der Parteisucht und dem beschränkten Unterthanenverstand, nach Überwindung aller Hindernisse, erreichten Christian Albrecht und sein treuer Berater Kielmann von Kielmannsegg endlich ihr Ziel. Der Kanzler unterstützte den Herzog auf jede Weise und beharrte bei dem Gedanken, daß eine Universität im Lande selbst erforderlich sei. Nachdem der Widerstand des Adels beseitigt und andere Schwierigkeiten aller Art hinweggeräumt waren, handelte es sich um die Wahl des Ortes für die neu zu errichtende Hochschule; es kamen Schleswig und Kiel in Betracht, und beide Städte fanden gewichtige Fürsprecher. Endlich entschied man sich



für die Holstenstadt, insonderheit deshalb, weil, wie der Berichterstatter der Gründungsfeier der Universität Torquatos a Frangipani sagt, „die Bewohner Kiels große Neigung für Wissenschaft und Wissenschaftsmänner hatten, und weil sie bereitwilligst Geldopfer brachten und Lokalitäten anboten in der besten und ruhigsten Gegend der Stadt“.

So entschied sich denn der Herzog für Kiel und übertrug dem Kanzler Kielmann von Kielmannsegg die Ausführung seines Planes. Die Stadt Kiel gab die Räumlichkeiten des früheren Franziskanerklosters zur Aufnahme der Hochschule her und ließ dieselben, welche inzwischen als Armenhäuser gedient hatten, zweckentsprechend umbauen und einrichten, wozu der Herzog Material aus den Bordesholmer Forsten bewilligt hatte. Das Hauptgebäude enthielt außer den Auditorien für die vier Fakultäten einen Versammlungssaal und ein Bibliothekszimmer. Gleichzeitige Schriftsteller wie Gramm, Torquatos und ein Jahrhundert später noch Fehse rühmen die schöne, ruhige Lage der Hochschule. Die Lehrer der Hochschule wurden von allen Abgaben befreit, für unbemittelte Studierende wurde ein freier Mittags- und Abendtisch errichtet.



Kielmann von Kielmannsegg. Gottorpischer Kanzler.
Nach einem Stich aus dem Werke von Torquatus.

Nachdem alles vorbereitet, begab sich Christian Albrecht im Juni 1665 nach Kiel, um das Nötige für die Gründungsfeier anzuordnen, die auf den 3. bis 8. Oktober festgesetzt wurde. Verschiedene Schriften sind es, die sich ausführlich mit dieser Gründungsfeier beschäftigen, resp. darauf Bezug nehmen oder als Festschrift erschienen sind. Es sind dies die Werke: „Gramm, Chilonium novus Holsatiae parnassus. Schleswig 1665“, und „Auspice D. T. O. M. regnantibus divo Ferdinando Tertio et Leopoldo Primo romanorum imperatoribus augustis. Meditatae a gloriosiss. memoriae in cimbrica chersoneso academiae divo Friderico Cimbrorum Duce, Salvo . Felici . Beato . et Providentia Haeredis ac successoris filii reverendissimi, celsissimi, serenissimi principis ac domini D. Christiani Alberti, episcopi Lubecen. Haeredis Norwegiae, Sleswigae, Holsatiae, Stormarniae ac Dithmarsiae ducis; comitis Oldenburgici et Delmenhorstani, Kiloniae Fundatae. Ejusdem Inaugurationis Panegyrica descriptio. Authore Alexandro Julio Torquato a Frangipani, Barone et Colonello. Anno 1666 die 3. Feb.“

Ein dritter Bericht findet sich sodann in Fehse, „Schwarze's Nachrichten von der Stadt Kiel“ 1775, in dem die Beschreibung des Professor Rachel abgedruckt ist.

Das ausführlichste dieser Werke ist das zweite, die Beschreibung der Stiftung und Einweihung der Kieler Universität von Alexander Julius Torquatus von Frangipani. In der überschwenglichen Sprache der damaligen Zeit geschrieben, widmet der Verfasser sein Werk dem Herzog, dem Gründer, Rektor und Mäcen der Christiana Albertina.



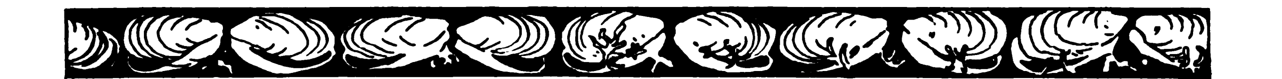
Das Werk ist in Folio, 604 Seiten stark und enthält 25 größere Kupferstiche, welche die Porträts der Kaiser Ferdinand III. und Leopold I., der Herzöge Friedrich III. und Christian Albrecht, des Kanzlers Kielmann von Kielmannsegg und des Professors Musaeus darstellen; die übrigen Kupfer zeigen den Einzug des Herzogs in Kiel, die Aufzüge des Hofes, des Adels, der Professoren, Studenten u. s. w. bei der Einweihungsfeier, die Tafel, die Überreichung der Insignien an den Rektor und die Siegel der Hochschule. Es enthält neben der Geschichte der Herzogtümer, der Vorgeschichte der Gründung der Hochschule und der Beschreibung der Festlichkeiten, die der Universität gewidmeten Reden und Gedichte, die Programme und Gesetze der Universität u. s. w. u. s. w.

Beschäftigen wir uns nun auf Grund dieser Quellen näher mit den Einweihungsfeierlichkeiten dieser Hochschule. Am 3. Oktober fand der feierliche Einzug des Herzogs Christian Albrecht und seines Bruders August Friedrich statt, der mit großem Gepränge vor sich ging. Der Zug setzte sich nach



Festzug zur Einweihung der Universität 1665: Gruppe der Professoren. Nach dem Kupferstich im Torquatus.

Torquatos' Schrift folgendermaßen zusammen. Erstens der Anführer der 124 Mann zählenden Leibgarde, Johann Christian von Korbitz. Dann folgte die Leibgarde in Kleidern von blauer und purpurner Farbe. Es folgten als zweite Gruppe 7 Pferdegespanne der Provincialium mit glänzenden Decken und Wappen; dann folgte ein Trompeter und hierauf ein Marschall mit 300 Mann schwerer Kavallerie, beritten von Dienern des Hofadels und des Adels des Landes. Ihnen an schloß sich der Kapitän Uhl mit der Reitgarde des Herzogs, von denen sechs, als man bei „dem Dorfe Kuberg" angelangt war, abstiegen und die Pferde bei den Zügeln führten, um die größere Devotion an den Tag zu legen. Es kamen zu Pferde acht Pagen des Herzogs und drei seines Bruders mit purpurnen Kleidern, darauf sechs Gespann Pferde des Herzogs und zwei seines Bruders von verschiedener Farbe, ausgezeichnet an Güte und prächtig gesattelt. Dann kamen zwei Trompeter des Grafen Rantzau, und darauf die Hofmarschälle Sigismund Heinrich von Tettau und Bertram Pogwisch mit glänzendem



Gefolge. Der Paukenschläger mit einer silbernen Pauke, acht Posaunenbläser mit silbernen Posaunen, und acht, den Pagen gleich gekleidete Läufer kündigten das Nahen des Herzogs an, der zu Pferde in Begleitung seines Bruders daherritt. Hinter ihm folgte Graf Detlef Rantzow zu Pferde. Es kamen dann je drei in einem Zuge die königlichen und herzoglichen Beamten, die Ritterschaft und der Adel des Landes zu Pferde, denen sich die zwei sechsspännigen Galawagen des Herzogs und seines Bruders anschlossen. Den Zug beschlossen 30 Wagen, theils dem Herzog, theils der Ritterschaft gehörig, und Militär unter Anführung des Kapitäns Kamphövner.

Als der Zug die Vorstadt erreicht hatte, gingen Bürgermeister und Rat dem Herzog entgegen und Syndikus Dr. Hennings begrüßte ihn mit einer lateinischen Ansprache, die der Herzog dankend erwiderte. Nachdem der Magistrat hierauf im Zuge vor dem Adel seinen Platz eingenommen hatte, wurde der Weitermarsch angetreten. An der Holstenbrücke erwarteten die Professoren und Studenten



Festzug zur Einweihung der Universität 1665: Gruppe der Studenten. Nach dem Kupferstich im Torquatus.

den Zug, die fürstlichen Herrschaften stiegen daselbst vom Pferde und reichten den Anwesenden die Hand, worauf Professor Musaeus eine kurze Gratulationsrede hielt.

Auf diese Rede antwortete im Namen des Herzogs der Kanzler und sprach im Namen des Stifters den Wunsch aus, daß der Allmächtige die Universität in seinen Schutz nehmen und von Tag zu Tag fördern möge zum ewigen Ruhm seines Namens, zum Heil und zur Zierde der Kirche und des teuersten Vaterlandes.

Nachdem er seine Rede beendet, wurde den Professoren der „ehrenvollste" Platz zwischen dem Adel und dem Magistrat angewiesen; vor ihnen gingen entblößten Hauptes die Studenten. Unter dem Hochrufen der Menge gelangte der Zug zum Schloß, wo der Herzog sich zurückzog.

Am 4. und 5. Oktober gingen die eigentlichen Einweihungsfeierlichkeiten vor sich. Am Morgen des 4. Oktober legten die Professoren unter dem Präsidium von Kielmannsegg dem Herzog den Homagialeid ab. Am Nachmittage fand der feierliche Einzug des Vetters des Herzogs, des Prinzen



Adolf Friedrich, Herzogs von Norburg, statt, den Christian Albrecht und sein Bruder im Schloß begrüßten.

Gleichzeitig trafen viele Fremde ein; fast der gesamte Adel des Landes kam zusammen, um das Fest würdig zu begehen.

Am 5. Oktober war sodann der Haupttag der Einweihungsfeier. Schon am frühen Morgen gab ein Signal vom Schloß dem Militär das Zeichen, die Feststraße zu besetzen; um 7 Uhr begaben sich die Professoren und Studenten, welche sich in der Aula der Hochschule versammelt hatten, im feierlichen Zuge zum Schloß. Auch die Deputation aus den Herzogtümern, die Geistlichkeit, die Beamten und die Ritterschaft unter der Führung des Herzogs von Norburg und des königlichen Statthalters Detlev Rantzow begaben sich dorthin. Gegen 9 Uhr erschien der Herzog und nun begann der festliche Zug zur Nikolaikirche, in der die Feierlichkeit stattfand.



Festzug zur Einweihung der Universität 1665: Gruppe der Musikanten. Nach dem Kupferstich im Torquatus.

Voran zog die Leibwache des Herzogs zu Fuß, 124 Mann stark, unter Anführung des Kapitäns Johann Christian von Korbitz, darauf folgten zwei Unter-Marschälle, denen sich entblößten Hauptes die Deputierten aus den fürstlichen Landschaften, Ämtern und Städten, die Bürgermeister und der Rat der Stadt Kiel anschlossen. Darauf kam die Studentenschaft, 162 Mann stark, und die Pröpste und Pastoren, ca. 80 an Zahl. Es folgten dann wieder zwei Unter-Marschälle, welche die sechzehn Professoren anführten, welche zu zwei und zwei, nach Fakultäten gingen.

Die zweite Abteilung des Zuges wurde angeführt durch die beiden Hofmarschälle Johannes Wilhelm von Raichel und Friedrich von Güntheroth, denen zu Fuß der hohe Adel, 116 Personen zählend, folgte. Diesen folgten wiederum drei Hofmarschälle mit sechs Pagen. Die letzteren trugen entblößten Hauptes auf roten Kissen die Insignien der Universität.



Der Paukenschläger und die Posaunenbläser mit silbernen Instrumenten eröffneten den fürstlichen Zug. Ihnen folgten drei Marschälle und dann die Fürstlichkeiten: Christian Albrecht, August Friedrich und Rudolf Friedrich von Norburg zu Pferd. Diesen schlossen sich an als Legat des Kaisers Johann Adolf Kielmann von Kielmannsegg in dem von acht Trabanten geleiteten sechsspännigen herzoglichen Wagen, der königliche Vize-Statthalter Graf Detlev Rantzow, gleichfalls im sechsspännigen Wagen, und ebenfalls in Wagen die königlichen und herzoglichen Minister, Landräte, Amtmänner, Generale, Kammerräte, Geheim- und Hofräte.

Militär beschloß den festlichen Zug.

Während und nach der Feier stellte sich das Militär bei der Kirche auf und ließ den Zug durch seine Mitte hindurchziehen. Der Chor der Nikolaikirche war für die Feier mit kostbaren Tapeten geschmückt, der Fußboden mit rotem Tuch bedeckt. Vor dem Altar waren zwei Katheder, ein hohes



Festzug zur Einweihung der Universität 1665: Gruppe der Fürstlichkeiten. Nach dem Kupferstich im Torquatus.

und davor ein etwas niedrigeres, errichtet; links davon auf drei Thronen mit rotem Tuch bedeckt nahmen die Herzöge Platz, vor ihnen auf einem Tisch lagen die sechs Kissen mit den Insignien der Universität, rechts saß Kielmannsegg als kaiserlicher Legat auf einem erhöhten Sessel. Vor ihm, sowie vor den Fürstlichkeiten standen während der Feierlichkeit die Marschälle. Über dem Hauptkatheder war ein roter Baldachin angebracht. Auf dem Chor erhielten außerdem nur noch die Professoren und zwar auf der linken, und der Vize-Statthalter, die Räte, Beamten, Offiziere und der hohe Adel auf der rechten Seite ihren Platz.

Die Deputationen und Gäste, die Bürgermeister und der Rat der Stadt Kiel, die Geistlichkeit nahmen im Schiff der Kirche ihre Plätze ein. Die Beschreibung über den Verlauf der Feier bringe ich hier wörtlich aus einer kleinen Schrift, betitelt: „Eigentlicher Bericht von den Processionen, so bey Inauguration der newen Holsteinischen Academia, die der Hochwürdigster, Durchläuchtigster Fürst u. Herr, Herr Christian Albrecht, erwehlter Bischoff zu Lübeck, Erbe zu Norwegen, Hertzog zu



Schleswig-Holstein, Stormarn und der Dithmarschen, Graff zu Oldenburg und Delmenhorst u. s. w. Anno 1665 zum Kiel gestifftet, gehalten worden. Schleswig 1665."

Der Bericht lautet wie folgt:

„So bald nun die assignirte Plätze eingenommen, fieng eine wohlangeordnete Music an und musicirte das Veni sancte Spiritus. Nach demselben that der General-Superintendent Herr

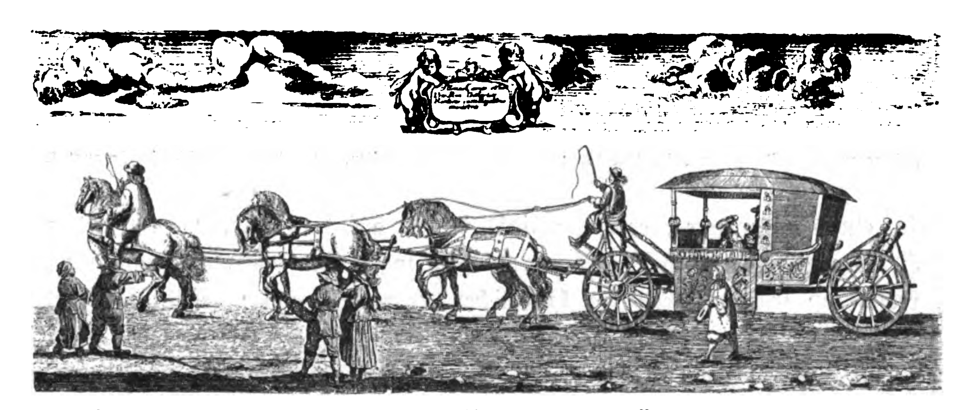


Festzug zur Einweihung der Universität 1665: Wagen mit dem Kaiserl. Kommissar Kielmann v. Kielmannsegg.
Nach dem Kupferstich im Torquatus.

D. Johannes Reinboth die Introductions-Predigt, verlaß das darzu gemachte Gebet und sprach den Segen.

Nach Vollendung dessen wurde das Te Deum laudamus per Chorus, worunter Heerpaucken und Trompeten, musiciret.

Hierauff erhub sich der Kays. Herr Commissarius auff die Ober-Catheder und that eine fast bey 1 Stunde wärende lateinische wolgesetzte Oration, und zwar memorirter.



Festzug zur Einweihung der Universität 1665: Wagen mit dem dän. Vice-Statthalter Graf Rantzau.
Nach dem Kupferstich im Torquatus.

Nach geendeter Oration wurde in laudem Caesar. Majest. Ferdinandi III p. m. und Leopoldi I musiciret. Nachgehends hielt der Kayserliche Commissarius abermal einen lateinischen Sermon, und begehrte, daß der Prorector Magnificus H. D. Petrus Musaeus, zu ihm auff die Cathedram treten müchte, worauff das Diploma Caesarum durch den Fürstl. Cammer-Secretarium D. Friedrich Juchert verlesen wurde.



Nachdem dieses geschehen, griff der Kayserl. Commissarius zur Einsetzung des Magnifici Prorectoris, und hielt abermahl eine kurtze Oration und übergab ihm im Nahmen J. Hoch. F. D. den Pallium Purpureum, welchen ihm der Pedel umbthun mußte.

Nach diesem empfieng der Herr Commissarius die Insignia von der Hand derer, die sie hingetragen und übergab sie jegliches auch mit einer absonderlichen lateinischen Rede dem Magnifico, welcher selbige zu beyden seiten auf das Pulpetum nidersetzte.

Nachdem nun der Herr Commissarius alles übergeben und einen kurtzen Wunsch hinzu gethan hatte, nam er seinen abtritt von der Catheder und begab sich an seine vorige Stelle. Der Magnificus aber blieb stehen, und ehe er etwas vornam, wurde wieder musiciret und zwar eine wolgesetzte Ode in laudem Serenissimorum Ducum Friederici p. m. & Christiani Alberti.



Einweihungsfeier der Universität 1665: Der Festakt in der Nikolaikirche. Nach einem Stich im Torquatus.

Nach geendigter Music hielt der Magnificus Prorector eine wolgesetzte Oration, rühmte zuforderst die Gnade J. Hoch. F. D. Dero hohe Wolthat, damit sie das Vaterland begabet, versprach seine Trewe und Sorgfalt, daß er die ihm anvertrawete hoch verantwortliche Vices unterthänigst beobachten wolte. Wie solches aus dem Original, so neben denen vom Kayserl. Commissario gehaltenen Orationibus bald in öffentlichen Drucke folgen sollen, mit mehren wird zu vernehmen sein.

Hierauf befahl der Magnificus Prorector dem Secretario Academiae Matthaeo Stollerfodt Licentiando, die Statuta Academica auf der Unter-Catheder abzulesen. Indem nun solches verrichtet, wurde abermahl in Insignia & Symbolum Academiae Pax optimarerum musiciret.

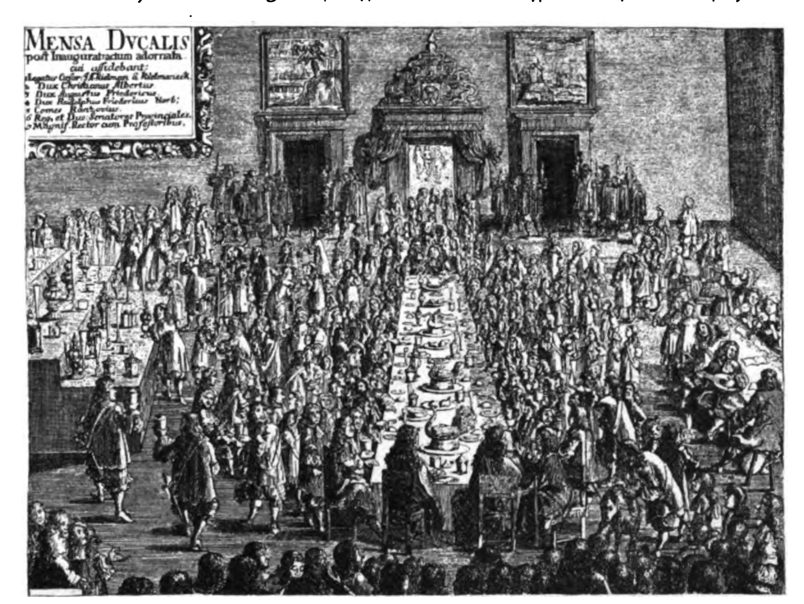
Darauff wurde auff dem Kirchhoffe, wie auch auff dem Marckt dreymal Salve gegeben.

Da dieses auch geschehen, erhuben J. Hoch. F. D. sich fast in gleicher Procession wieder von dannen, nur daß sie den Magnificum Prorectorem indutum purpura zur Seiten nahmen biß Sie zu Pferde stiegen. Dadann der Magnificus zu den Kays. Herrn Commissarium in die Carosse und also mit auffs Schloß genommen wurde. Woselbst J. Hoch. Fürstl. Durchl. die Ritterschaft, Magnif. Rect. mit den Professoribus zum Panquet behalten. Und damit ist dieser actus in Fröligkeit geendiget worden."

Die übrigen Festlichkeiten mögen auch wortgetreu aus dem Bericht wiedergegeben werden; es folgt demnach der Bericht über die Festtafel auf dem Schloß.

„Auff dem großen Saale seynd 7 Tafeln gedeckt und alle besetzet worden. Als nemlich an der Fürstl. Taffel, so drey Vorsatze hatten, saßen Oben an alleine der Kayserliche Herr Commissarius.

Auff der Seiten zur rechten I. Hoch. F. D. regierender Hertzog. Und zur linken I. Hoch. F. Durchl. Hertzog August Friedrich. Und wieder zur rechten I. F. D. von Norburg. Und zur Lincken Graff zu Rantzow. Nach diesen sassen zur rechten die Königl. und Fürstl. Land-Räthe, General-Majeurs und Obristen. Zur Lincken aber der Magnificus Rector sammpt den Professoribus. An der Graffen-Tafel, so zwey Vorsatze hatte, sassen andere hohe Officirer und älteste vom Land-Adel. Bey den übrigen fünff Junckern-Taffeln befunden sich die andern Hoff- und Land-Adeliche Personen, wie auch die Pröbste aus den Landschafften.



Einweihungsfeier der Universität 1665: Das Bankett auf dem Schlosse.
Nach einem Stich im Torquatus.

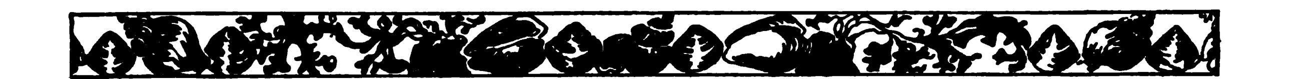
Unter wärender Taffel sein aus köstlichen von klarem Golde getriebenen Trinck-Geschirren die Gesundheiten und Wünsche für die Röm. Kayserl. Maj., für die Wolfahrt des heil. Röm. Reichs, auch Hochergehen des Ertzhertzoglichen Hauses Österreiches, wie nicht weniger der befreundeten Königen, Fürsten und Herrn mit höchster Vergnügung getruncken worden. Worbey denn zu erweckung mehrer Lust die Fürstl. Instrumental- und Vocal-Music sich geschefftig und lustig erzeigete. Ward also dieser Tag und Abend mit Frewden zum Ende gebracht."

So verlief der Einweihungstag, der 5. Oktober. Am 6. Oktober morgens verließ der Herzog von Norburg die Stadt. Sein Auszug fand mit demselben Pomp, mit welchem er am 4. Oktober eingezogen war, statt.

Die Feierlichkeiten nahmen inzwischen ihren Fortgang.

„Freytags den 6. October, in dem I. Hoch. F. D. umb 10 Uhr gefrühstücket, haben sich die Herren Professores und Studiosi mittlerweile im Collegio versamlet. Woselbst im Auditorio magno zu rechten Seiten der Catheder ein schöner mit Gold durchwirckter Tapet an die Wand geschlagen und vor demselben für I. Hoch. F. D. und dero Herrn Bruder der Sessel mit rothem Tuch überleget und zwei rothe sammitte Küssen darauff. Auff dem ende des Auditorii für die Musicanten eine Büne auffgeschlagen war.

Nach 12 Uhren haben I. Durchl. mit dero Herrn Bruder sich zu Pferde gesetzet, mit den Landräthen und andern Cavalliers begleitet zum Auditorio geritten, da dann die Thür zu beyden



Seiten in langer Ordnung mit Mußquetirern besetzet war. Der Magnificus aber und Professores warteten vor dem Collegio in guter Ordnung auff. Als nun J. F. D. dahin gelanget, stiegen dieselben vor dem Auditorio ab. Und wurden die Herren Professores durch darzu bestellete Marschälle zu erst hinein geführet und ihnen ihr Platz zur rechten Hand von der Thür, welches die lincke von der Catheder, angewiesen.

Diesen folgten die beyden Marschalle Tettow und Pogwisch mit denen von Adel. Hernach J. J. Hoch. F. F. D. D., der Herr Graff zu Rantzow und Land-Räthe, welche sich an der Banck, da J. J. F. F. D. D. Sessel ordentlich stelleten.

Als nun die Fürstliche Personen sich gesetzet, fingen die Musicanten an zum musiciren. Und unter wärender Music trat einer ex Theol. Facultate, H. D. Kortholtz auff die Catheder, und hielt nach geendigter Music eine Oration. Finita Oratione wurde wieder musiciret, dann trat einer ex Juridica Facultate, nemlich H. D. Mauritius auff und perorirte. Darauff wurde wieder musiciret und von einem ex Facultate Medica, Herrn D. Marchio eine Oration gehalten. Und nach abermahls gehaltener Music Herr D. Morhoff ex Facultate Philosophica, welcher diesen Actum mit einer ligata Oratione beschlossen.



Erich Mauritius, geb. 1631, gest. 1691. 1665- 72 Professor in Kiel. Nach einem Stich von Leop.

Nachdem dieses geschehen und abermahl musiciret worden, hat in Gegenwart der Herrschaft der Pedel mit einigen Bansanten eine Deposition vorgenommen. Da dieses auch verrichtet, haben sie sich alle wieder von dannen begeben. Und ehe J. Hoch. F. D. sich wieder zu Pferde satzten, folgete der Magnificus Prorector mit den Professoribus und namen mit unterthänigsten Handküssen ihren Abschied. Der Herr Prorector ist diesen Abend in einer Carosse mit zwei Pferden zur Tafel auffgeholet. Welcher von J. Hoch. Fürstl. Durchl. mit dero Brustbilde so mit schönen Diamanten versetzet an einer geduppelten Gülden Kette zu bezeugung dero hohen Gnaden beschencket worden.

Unter wärender Tafel kamen die Studiosi mit vielen Fackeln auf den großen Schloßplatz und brachten eine statliche Music. Von denselbigen wurden ihrer sechs der fürnembsten in J. Hoch. F. D. Gemach vor die Tafel gelassen, und nachdem einer unter ihnen eine kleine Rede gethan, haben J. Hoch. F. Durchl. ihren gnädigen Gefallen an ihrer gebrachten Music anzudeuten ihnen ein Glaß Wein zugetrunken und hernach an einer der Junckern Taffel gar wol tractiren lassen. Die übrigen, derer nach der vom H. Magnifico übergebenen Designation an der Zahl 310 ware, giengen alle hinunter und bekamen einen Zettel auf vier Oxhofft Wein und sechs Ton. Rommelteuß (fremdländisches Bier), so auß. J. F. D. Weinkeller gefolget wurden.

Sonnabend den 7. Octobr. umb 7 Uhr war alles zum Aufbruch fertig. Der Herr Prorector und Professores praesentirten sich noch in J. F. D. Vorgemach. Daselbst J. F. D. im herausgehen ihnen nochmahls die Hand bote und Abschied nam. Womit es alles beschlossen worden."



Der Bericht schließt: „Diß ist also der eigentliche wahrhafftige Bericht vom Anfang, Mittel und Ende der Inauguration, ungeachtet was von ein und andern, die den Sachen nicht allerdinges kündig gewesen für Relations darvon möchten gethan worden seyn.“

Ganz ähnlich lautet der Bericht bei Frangipani und Fehse, nur wird hier noch erwähnt, daß am 8. Oktober der Pastor Jessen in der Nikolaikirche eine Lob-, Denk- und Dankpredigt hielt, womit die Festlichkeiten ihren Abschluß fanden.

Der erste feierliche Promotionsakt, welcher gleich bei der Einweihung hatte stattfinden sollen, erfolgte jedoch erst im Januar 1666, nachdem durch ein Programm zur Bewerbung aufgefordert war. Die Erteilung der akademischen Würden fand in der Nikolaikirche statt; den Promovierten wurden unter brennenden Fackeln Ring und Hut verliehen, damit die Kandidaten daran erinnert würden, nach Licht und Freiheit zu streben; sie wurden eidlich verpflichtet, sich in ihrem Betragen der verliehenen akademischen Würde gemäß zu verhalten.



Petrus Musaeus, Professor der Theologie, 1. Rektor der Universität. Nach einem Stich von Straus.

Es würde zu weit führen, hier auf die der Universität obliegende Thätigkeit, auf die für dieselbe erlassenen Verordnungen, betr. die Vorlesungen, Disputationen, Prüfungen u. s. w., einzugehen. Rathgen berichtet hierüber ausführlich und seine Schriften: „Beitrag zur Geschichte der Kieler Universität“ 1859 und „Geschichte der Universität Kiel“ haben mir auch als Grundlage bei Anfertigung dieses Abschnittes gedient.

Unter den Lehrern der ältesten Zeit sind hervorzuheben der letzte Rektor des Bordesholmer Gymnasiums, der Theologe Paul Sperling, aus Rostock kamen der Mediziner Kaspar March, der Orientalist Matthias Wasmuth, der Professor der Poesie und Beredsamkeit Daniel Georg Morhof, der Theologe Christian Kortholt. Von den Juristen sind zu erwähnen Erich Mauritius, Samuel Rachel und Samuel Reyher; von den Medizinern vor allem Daniel Major. Der Professoren Musaeus und Gramm wurde bereits Erwähnung gethan.

Peter Musaeus, der als erster Prorektor fungierte, war 1620 zu Langenwiesen in Thüringen geboren; er kam aus Helmstedt nach Kiel, wo er bereits 1674 starb. Er war ein Schüler Calixts, ein mildgesinnter Theologe.

Sein Kollege Kortholt, zu Burg a. F. 1633 geboren, 1694 zu Kiel gestorben, war ein hervorragender Kirchenhistoriker, dabei ein streitbarer orthodoxer Theologe wider Katholicismus und glaubensfeindliche Philosophie, wenn er sich auch der pietistischen Bewegung seiner Zeit nicht ganz ablehnend gegenüber verhielt; einer seiner Hörer, der auch in seinem Hause wohnte, war von 1679 bis 1682 der berühmte August Herrmann Francke, der Gründer des Waisenhauses zu Halle.



In Gemeinschaft mit seinem Kollegen Sperling, geboren 1605 in Hamburg, gestorben 1679 zu Kiel, hat Kortholt viel für die Ausbildung der praktischen Theologie in jener Zeit geleistet.

Von den Juristen dieser Zeit ist Mauritius der bedeutendste. 1631 in Itzehoe geboren, kam er von Tübingen nach Kiel, das er leider schon 1672 verließ, um als Assessor des Reichskammergerichts nach Speier und später nach Wetzlar zu gehen, wo er 1691 starb.

Rachel, 1628 zu Lunden geboren, kam gleichfalls von Helmstedt nach Kiel, nachdem er schon vorher viel für die Errichtung und Einrichtung der Universität gewirkt hatte. Er las über Natur- und Völkerrecht und ward auch der erste Bibliothekar an der Universitätsbibliothek. 1680 verließ er Kiel, ward Staller in Eiderstedt und starb 1691.

Die medizinische Fakultät war nur durch zwei Professoren vertreten, Kaspar March (1665 bis 1673) und Joh. Daniel Major. Dieser, 1634 in Breslau geboren, kam aus Hamburg nach Kiel; er war vorwiegend Botaniker. Er starb 1693 in Stockholm, wohin er in gleichem Jahre zur Behandlung der erkrankten Königin berufen war.



Christian Kortholt, geb. 1633, gest. 1694.
1665—94 Professor in Kiel. Nach einem Stich von Böcklin.

Die philosophische Fakultät zählte Daniel Georg Morhof zu den Ihren. Er war 1639 zu Wismar geboren, kam aus Rostock nach Kiel, wo er bis zu seinem 1691 auf einer Reise in Lübeck erfolgten Tode wirkte. Ursprünglich Professor der Poesie und Beredsamkeit, ward ihm 1673 auch die Professur der Geschichte, 1680 auch die Leitung der Universitätsbibliothek übertragen. Ein Mann voll strengster Pflichterfüllung, trefflichem Charakter, dessen Ruf über das ganze gelehrte Europa verbreitet war. Seine Hauptarbeiten: „Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie, deren Ursprung, Fortgang und Lehrsätze“ (1682), vor allem aber sein „Polyhistor“ (1688 und 1692) begründeten seinen Ruhm. Auch lateinische und deutsche Gedichte sind in größerer Zahl von ihm erhalten.

Als Mathematiker wirkte der auch als Jurist ausgezeichnete Samuel Reyher, geboren 1635 in Schleusingen, gestorben 1714 in Kiel. Er wie der Orientalist und Theologe Matthias Wasmuth, ein geborener Kieler (1625), gestorben 1688, waren besonders mit astronomisch-chronologischen Arbeiten beschäftigt; Reyher unterbreitete seine Vorschläge für das Kalenderwesen 1700 dem Reichstag.

Als Verfasser der einen Festschrift zur Einweihung der Gründung wird der Name des Professors der Naturkunde und der griechischen Litteratur Gramm noch genannt. Er war Arzt in seiner Vaterstadt Tönning, 1673 starb er 33jährig in Kiel.

Dieses die hervorragendsten Gelehrten, welche der jungen Schöpfung zur Zierde gereichten.

Die Kriegsereignisse unter Christian Albrecht und seinen Nachfolgern wirkten nicht so störend auf die Entwickelung der Hochschule, wie man glauben dürfte; auch die Uneinigkeiten zwischen den einzelnen Professoren, die oft unvermeidlich waren, und die vielen anderen Streitigkeiten mit den



Stadtbehörden u. s. w. u. s. w. hemmten nicht wesentlich die gedeihliche Entwickelung, welche die Hochschule in den ersten Jahrzehnten genommen hatte. Schlimmer, trauriger wurden die Verhältnisse zur Zeit der Unmündigkeit des Herzogs Karl Friedrich und unter dessen Regierung. Zwar bestätigte die dänische Regierung sämtliche Privilegien, aber die Professoren wurden nicht ordentlich bezahlt, und die Baulichkeiten verfielen mehr und mehr. Die Ministerwirtschaft der Herren von Görz und Bassewitz unter Karl Friedrich stürzte das Land in Schulden und schuf schwere Mißstände; einseitige politische Meinungen bestimmten die Berufung und Abberufung der Professoren. Und doch wirkten in dieser Zeit tüchtige Lehrer an der Hochschule, so in der juristischen Fakultät Amthor, Arve, Dreyer, in der theologischen Muhlius, Koes. Auch der berühmte Mosheim, der vielseitig gebildete Mediziner Georg Gottlob Richter waren akademische Lehrer zu jener Zeit. Aber viele der Lehrer mußten sich praktischen Ämtern widmen, Muhlius war, wie wir sahen, Generalsuperintendent; Friedrich Mayer war sogar Hauptpastor an St. Jakobi in Hamburg und kam bisweilen mit herzoglichen Wagen und Vorspann nach Kiel, um Kollegien zu lesen. Die Jubelfeste der Reformation und der Augsburger Konfession wurden 1717 und 1730 festlich begangen. In den Jahren 1724, 1725 und später wurden vortreffliche Verfügungen für die Universität erlassen, aber sie blieben unausgeführt; von oben fehlte die Anregung, und bei den vielen Streitigkeiten zwischen den Professoren und dem Minister, der gleichzeitig Kurator war, einerseits und bei den Professoren untereinander andererseits konnte an kein erfolgreiches, segensreiches Schaffen und Arbeiten gedacht werden. Die Zeit bis zum Antritt der Vormundschaft unter Katharina II. kann wohl als die unglücklichste und schwerste für die Schöpfung Christian Albrechts bezeichnet werden. Die Errichtung der Universität Göttingen schadete der Kieler Hochschule sehr; sie hinderte nicht nur den Zuzug der Studenten, auch manche verdienstvolle Lehrer nahmen einen Ruf nach Göttingen an, so Oporinus und später der Mediziner Georg Gottlob Richter. Der berühmte Mosheim erhielt keine dauernde Anstellung in Kiel; er ging 1723 nach Helmstedt und später nach Göttingen, wo er die Zierde der dortigen Universität bildete.



Joh. Daniel Major, geb. 1634, gest. 1693.
1665—93 Professor in Kiel.
Nach einem anonymen Stich.

Mehr und mehr verfielen die Gebäude der Hochschule und trotz verschiedener darüber erlassenen Verfügungen wurde weder ein Neubau noch eine gründliche Reparatur vorgenommen. Bereits 1701 war eine Verfügung erlassen worden, daß die Universitätsgebäude ausgebessert, ein laboratorium chemicum, ein theatrum anatomicum, ein hortus medicus eingerichtet, die Schulen verbessert oder eine recht tüchtige Landesschule eingerichtet werden sollte. Nichts von allem geschah — 1724 ward die Zusicherung wiederholt, aber 1747 war noch nichts Ernstliches geschehen und der Verfall bereits ein so offenkundiger, daß die Bibliothekare klagten, sie könnten die Bücher nicht gegen Regen schützen.

Noch zu Zeiten Karl Friedrichs, am 24. August 1732, wurde der Oberkonsistorial-Vizepräsident Kabinettsrat Westphalen, der vorher Bürgermeister von Kiel gewesen war, zum Kurator der Universität



ernannt. Er war bestrebt, nach besten Kräften die Universität zu heben und förderte vor allem das Studium des allgemeinen deutschen und des Partikularrechts, sowie der schleswig-holsteinischen Geschichte. Ein gedeihliches Wirken war jedoch auch ihm bei den Streitigkeiten der Professoren untereinander und bei den gegen ihn gesponnenen Intriguen unmöglich.

Die Zahl der Studierenden sank beständig und der Professoren wurden immer weniger.

Unter diesen Verhältnissen sah die Universität ihr erstes hundertjähriges Jubiläum herannahen. Die Fakultäten zeigten erhebliche Lücken. Am vollzähligsten war immer noch die theologische Fakultät, aber auch sie mußte sich oft mit Lehrern begnügen, die, wie wir sahen, ihre Hauptthätigkeit praktischen Ämtern widmeten. Alle Professoren, die juristischen insbesondere, wurden in die politischen Streitigkeiten der Zeit verwickelt, nach Gunst und Interesse der Machthaber berufen und entlassen. Die gegenseitige Verbitterung wuchs derart, daß man nicht mehr nebeneinander im Index stehen wollte. Von 1714—1720 war nur ein juristischer Professor, Franz Ernst Vogt, in Kiel; von den übrigen war Amthor ohne Abschied als historiographus regius nach Kopenhagen gegangen; Joh. Jac. Schöpffer war vor den Schweden 1714 geflohen. Die medizinische Fakultät war gleichzeitig mit der juristischen für ein Jahrzehnt auf einen Professor reduziert und die philosophische folgte. Mediziner besuchten überhaupt wenig die Hochschule, und charakteristisch ist die in offiziellen Erlassen vorkommende Wendung: „Falls einige medicinae studiosi vorhanden sein sollten.“



Daniel Georg Morhof, geb. 1639, gest. 1691. 1665—91 Professor in Kiel. Nach einem Stich von Fritzsch.

Die medizinischen Professoren wurden wegen „der Seltenheit der Medicinstudirenden“ angewiesen, ihre Vorträge so einzurichten, daß sie auch den Studierenden anderer Fakultäten Nutzen bringen könnten.

Die Frequenz sank von Jahr zu Jahr; kurz vor 1765 gab es ein Semester, in dem nur drei Studenten inskribiert wurden. Die erste Jubelfeier nahte heran; sie konnte nicht stattfinden, da die Gebäude verfallen, der Prokanzler gestorben, die Professur der Beredsamkeit vacant und die Zahl der Studierenden zu gering war.

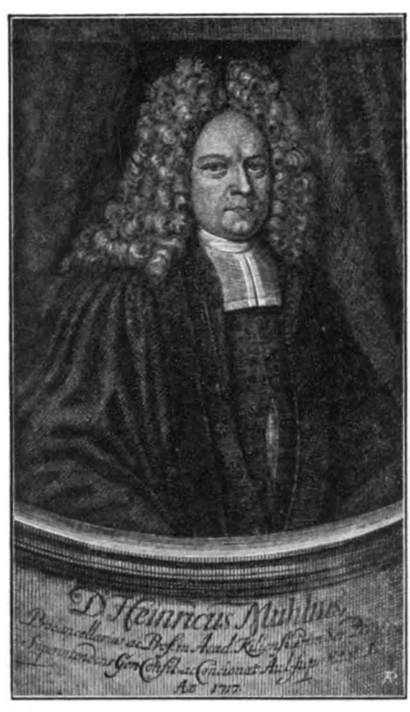
So schien die Hochschule nach hundertjährigem Bestehen ihr Ende erreicht zu haben. Da kam unerwartete Hilfe; nach dem plötzlichen Tode des Herzogs und Kaisers Peter III. hatte Katharina II. für ihren unmündigen Sohn Paul die Vormundschaft in Holstein übernommen.

Unter ihrer Vormundschaft wurde für die äußeren Mittel der Hochschule möglichst rasch gesorgt, der Etat der Universität ward um 2000 Thlr. erhöht, der Bibliothek eine feste Einnahme gegeben; es wurden wieder Beiträge zur Konviktkasse gezahlt, neue Lehrer berufen, eine Sternwarte auf dem Schloßturm errichtet und vor allem 1767 auf 1768 ein neues Universitätsgebäude von Sonnin errichtet. Durch den provisorischen Traktat von 1767 war der spätere Austausch des großfürstlichen Anteils gegen Oldenburg beschlossen worden, die Zeit der Doppelherrschaft, der Kämpfe und Zwistigkeiten war vorbei, es war Friede im Lande, Kunst und Wissenschaft konnten gedeihen.



1768 verpflichtete der König alle Unterthanen in den Herzogtümern königlichen Anteils, welche studieren und eine spätere Anstellung wünschten, zwei volle Jahre in Kiel zu studieren.

Es gebührt der großen Kaiserin und ihrer Regierung hohes Lob, daß sie, trotzdem sie sich mit dem Gedanken der Abgabe Holsteins trug, soviel Eifer für Kiel und die Hochschule zeigte. Auch für die Zukunft der Universität sorgte sie, indem bei dem Austausch die der Universität verliehenen Gerechtsame nicht unberücksichtigt gelassen wurden. Am 16. November 1773 erfolgte die Übergabe des großfürstlichen Anteils und die Vereinigung desselben mit dem königlichen. Eine neue Blüte begann, die Gewähr einer sicheren Zukunft war geboten.



Heinr. Muhlius, geb. 1666, gest. 1723. 1691—1733 Prof. in Kiel. Nach einem Stich von Mentzel.

Schon während der vormundschaftlichen Regierung zeigte sich ein erfreuliches geistiges Leben an der Hochschule; eine Gesellschaft der schönen Wissenschaften war schon 1754 gegründet worden, ihr folgte 1770 eine orientalische Gesellschaft, 1771 die Gründung einer gelehrten Zeitung und 1773 die Gründung einer litterarischen Gesellschaft.

Zu der am 3. Oktober 1768 erfolgten Einweihung des neuen Universitätsgebäudes war der Statthalter Fürstbischof Friedrich August mit Gemahlin und Hofstaat von Eutin nach Kiel gekommen. Unter entsprechenden Feierlichkeiten, bei denen Christiani die deutsche Festrede hielt, verlief die Einweihung.

Das Haus, das gegenwärtige Gebäude des Museums vaterländischer Altertümer, welches für heutige Ansprüche klein und unansehnlich erscheint, genügte für die Bedürfnisse des vorigen Jahrhunderts vollkommen. Die Professoren lasen zum größten Teil in ihren Wohnungen und das Gebäude diente daher nur für besondere Zwecke der Universität, beherbergte die Bibliothek, das Archiv, das anatomische Theater, die Aula und den Sitzungssaal. Als später die Bibliothek in das Schloß und das anatomische Theater nach der Anatomie in die Dänische Straße verlegt wurde, wurden Räume für Hörsäle geschaffen.

Es dürfte angemessen sein, auch der damaligen Einweihungsfeier Erwähnung zu thun und gleichzeitig einer andern akademischen Feier zu gedenken, die einige Jahrzehnte vorher stattgefunden hatte.

Für beide Feste ist Fehse ein guter Gewährsmann. Das erste fand 1730 zur Feier der Augsburgischen Konfession statt, wohl das einzige mit Pomp begangene Fest der Hochschule im ersten Jahrhundert ihres Bestehens. Über dasselbe resp. über den Verlauf desselben giebt auch eine kleine Schrift Auskunft: „Gedenkmaal der holsteinischen Jubelfreude wegen der vor 200 Jahren auf öffentlichem Reichstage übergebenen augspurgischen Confession, wie solche, auf selbsteigene hohe Anordnung Sr. Königl. Hoheit, des Durchl. Fürsten und Herrn, Carl Friedrichs, Erben zu Norwegen, regierenden Hertzog zu Schleswig-Holstein — sowol in denen gesamten, Dero hohen Herrschaft untergebenen Kirchen und Landen, als auch besonders auf Höchstderoselben unterthänigsten Universität zu Kiel aufs feierlichste begonnen worden. Hamburg 1730.“

Aus derselben erfahren wir: „Als nun die bestimmte Jubelfeier herannahete, gelangeten



Ihro Königl. Hoheit, von dem durchl. Prinz, Friderich August von Eutin, begleitet, den 23sten dieses von Neustadt hier an, und des folgenden Tages Ihro Hochfürstl. Durchl., der Bischof von Lübeck, aus dero Residentz Eutin. Des Abends vorher sowol, als am ersten Jubeltage-Morgen, wurde das hohe Fest mit allen Glocken der Schloß- und Stadtkirchen eingeläutet, auch des Morgens um 6 Uhr, durch Abfeuerung des groben Geschützes ein Jubelsignal gegeben, womit an den folgenden Tagen fortgefahret worden. Hiernächst ging der Gottesdienst an, und zwar zuerst, wie gewöhnlich, in der Hauptkirche zu Nicolai. Dieselbe war mit Maien und Blumen, sonderlich der Altar und Rathsstuhl gezieret, die Kanzel mit einer grünen Decke, die mit einer starken silbernen Tresse besetzet, umhangen. Am meisten machte das sogenannte Professorenchor eine schöne Parade, welches von vorne mit einer sammetten von Carmosin und mit güldenen Tressen reichlich besetzten Decke behangen, und oben darauf mit vielen Blumen bestecket war. Die Frühpredigt verrichtete ein Studiosus, Hr. Giese, weil der ordentliche Prediger, Hr. Klappe, des Nachmittags auf dem Schlosse predigen mußte. Die Hauptpredigt geschahe durch den Hauptpastor, Hrn. Volkmann. Vor derselben ward musiciret, und nach derselben der ambrosianische Lobgesang unter Pauken und Trompetenschall abgesungen und alsdann das heilige Mal genommen. Des Nachmittags predigte Hr. Hosmann, wobei gleichfalls musiciret wurde. — Bei Hofe und auf dem Schlosse ging alles mit großer Magnificenz vor sich. Die Ministers und Räthe der sämtlichen Kollegien, samt denen von der Ritterschaft, erschienen im großen Galla und versammeleten sich zur bestimmten Zeit des Gottesdienstes in einem großen Saal, von dannen sie sich Proceßionsweise nach der Schloßkirche verfügten. Der Hofstaat und die Ministers gingen voran. Darauf kamen zween Marschälle, als der Oberhofmarschall von Platen und der Oberhofmarschall Baron von Stark, mit ihren silbernenvergüldeten langen Marschallstäben, wornächst Ihro Königl. Hoheit, von dem Hrn. Bischof von Lübeck und Prinz Friedrich August Durchl. Durchl. begleitet, erschienen; hinter Ihnen waren viele Bediente. Nach dem Eintritt in die Schloßkirche wurden die durchlaucht. fürstlichen Personen von gedachten Marschällen in einen, mit einem Himmel aufgerichteten, und mit rothem Sammet und güldenen Tressen reich besetzten Stuhl, zur linken Hand neben dem Altar, gegen der Kanzel, vor dem ordentlichen fürstlichen Stuhl, welcher mit einer vortrefflichen Tapete bedecket war, geführet, woselbst Ihro Königl. Hoheit, nebst den beiden fürstlichen Personen, ihren Sitz nahmen, vor demselben aber vier Vicekorporals von dem Grenadierkorps die Parade hatten. Sobald dieses geschehen, nahm der Gottesdienst seinen Anfang. Es wurde eine vortrefliche Musik von der Hofkapelle mit Trompeten und Pauken gehalten, die augspurg. Confession vor dem Altar von dem Hrn. Superintend. Muhlius, der den Kirchenrath und Hofprediger Reimarus und den Hofkapellan Krabbe zu beiden Seiten neben sich hatte, gelesen, und darauf die Hauptpredigt vom gemeldeten Hrn. Reimarus gehalten. Nach Endigung derselben wurde ein Jude getauft, wobei Ihro Königl. Hoheit, nebst Ihro Durchl. dem Hrn. Bischof als Taufzeugen beistunden. — Nach gesprochenem



Joh. Lorenz Mosheim, geb. 1694, gest. 1755. 1719 23 Privatdocent in Kiel. Nach einem Stich von Heumann.



Segen begaben sich die hochfürstl. Herrschaften in voriger Ordnung wieder aus der Kirche. Diese Ceremonie ward auf gleiche Weise an den beiden folgenden Tagen bei den Vormittagspredigten wieder beobachtet. An diesem ersten Tage predigte des Nachmittags auf dem Schlosse der Archidiakonus an der Nikolaikirche, Hr. Klippe. — Übrigens sahe man alle Schiffe im Haven mit Flaggen ausgezieret, wovon aber die fürstliche Jagt alle andere weit übertraf, welche überdem des Abends um 10 Uhr mit vielen Lichtern vortreflich illuminiret ward. Den andern Tag predigte in der Stadtkirche ein Studiosus, Hr. Böhmer, weil der Hauptpastor auf dem Schlosse predigen mußte. Die Nachmittagspredigt hielt Hr. Hosmann, auf dem Schlosse aber Hr. M. Bützer, Prediger der Klosterkirche zum heiligen Geist. Am dritten Jubelfesttage predigte in der Stadtkirche des Vormittags der Hr. Pastor Volkmann, auf dem Schlosse Hr. Hosmann; des Nachmittags in der Stadtkirche der Kandidat Erdmann und auf dem Schlosse der Hofkapellan Hr. Krabbe. Auch wurden nach 5 Uhr des Nachmittags heute und den Tag vorher, zweene Streitschriften vertheidiget."



Jakob Christoph Eckermann, geb. 1754, gest. 1837. 1787 bis 1809 Professor in Kiel. Nach einem Stich von Arndt.

„Die solenne akademische Jubelfeier folgete an den drei folgenden Tagen. Den 28sten dieses Monats hielt Hr. Martin Friese seine orationem secularem: De defensione purioris doctrinae, speciatim contra recentes commentationes Berlenburgi, annis MDCCXXVI & MDCCXXVIII vulgatus, earumque praecipuos errores, ex variis impuris fontibus haustos — in dem aufs beste ausgezierten Auditorium, welcher Actus mit höchster Gegenwart sowol Ihro Königl. Hoheit, imgleichen des durchl. Bischofs von Eutin und dessen durchl. Hrrn. Bruder, Prinz Friederich August, als auch dero allerseits zahlreichen Hofstaats und denen Räthen der hiesigen hohen Kollegien, beehret worden. Alles war auf das solenneste. Gegen zehn Uhr versammelten sich alle Professores auf der Konsistorialstube und erwarteten das Zeichen von Ihro Königl. Hoheit Ankunft, welches durch Abfeuerung einer Kanone und dem Geläute aller Glocken bei Dero Abzuge vom Schlosse gegeben wurde; worauf das akademische Corpus, welches von den Pedellen, mit den Zeptern in der Hand, und vor dem Prorector, in seinen akademischen Purpur gekleidet, aufgeführet wurde, sich in Procession nach dem Auditorio verfügte, und vor dem Eintritt desselben, der von außen mit einiger Mannschaft von dem Bataillon, und inwendig von der herzoglichen Leibgarde besetzet war, zu beiden Seiten rangirte, um daselbst Ihro Königl. Hoheit und übrige fürstliche Personen zu empfangen. So bald Ihro Königl. Hoheit in einer prächtigen Carosse, worin Höchstdieselben, nebst des Hrn. Bischofs und Prinzen Durchl. Durchl. saßen, vor der Thür des Auditorii angekommen und von dem Prorector und andern Professoren aus dem Wagen gehoben waren, ging das akademische Corpus mit denen Pedellen voran, welchen Ihro Königl. Hoheit, die durchl. Herrschaften, dero Ministers und mitgebrachter Hofstaat folgeten. Die Professores blieben vor dem mit Cremosinsammet und güldenen Tressen reich besetzten



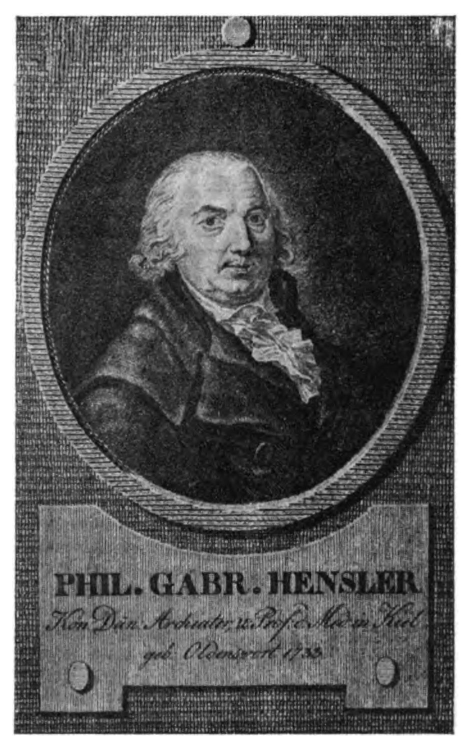
Thronhimmel, zu dessen beiden Seiten zweene Vicekorporals von der Garde paradirten, so lange stehen, bis sich die durchl. Personen darauf gesetzet hatten und nahmen darauf ihren Sitz am gewöhnlichen Ort. Bei dem ersten Eintritt ließ sich eine Musik mit Trompeten und Pauken hören, so lange, bis alle höchst und hohe Anwesende ihren Sitz genommen; wornächst dieselbe mit einer etwas gedämpften Vocal- und Instrumentalmusik so lange anhielt, bis obgedachter Hr. D. Friese seine Jubelrede anfangen wollte. Nach vollendeter Rede und Intonirung des musikalischen Chors, stelleten sich sämmtliche Herren Professores wiederum vor dem Thronhimmel, allwo der Prorector, Hr. Hartmann, Ihro Königl. Hoheit auf der Stufe empfingen, und alsdann in eben der vorbeschriebenen Ordnung aus dem Auditorio wegbegaben, da sich die durchl. Personeu wieder in die Kutsche setzten und nach dem Schlosse fuhren. Am folgenden Tage, den 29. Jun. wurde Vormittags von dem Professor der Weltweisheit, Hrn. Hane, welchem Ihro Königl. Hoheit gegen diese bevorstehende Solennität zu seiner Profession die außerordentliche theologische, und die ordentliche Profession der Geschichte wirklich beigeleget, eine Disput. theol. solemnis & inaug.: De forma justificationis circa aevum Aug. Conf. accuratius tradita et illustrata, bei einer zahlreichen Versammlung gehalten und hatte vorgedachter Herr D. Friese das Praesidium dabei. — An eben diesem Tag wurde zu Nachmittag von einem hier studirenden Holsteinischen von Adel, Detl. v. Ranzau von Altenhof, eine Oratio solemnis de religione publicis fidei confessionibus usque cimbricis insigniter confirmata in abermaliger Gegenwart des Hrn. Bischofs und Prinz Friederichs Augusts Durchl. Durchl. und vieler Großen, in dem Auditorio mit besonderer Parrhesi memoriter recitiret, wozu der Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst, Hr. Seb. Kortholt, durch ein Program, „de singularibus equitum cimbricorum meritis in cimbrica“ eingeladen hatte. Noch geschahe an diesem Tage eine wichtige Vorbereitung zu der morgigen und letzten Jubelfeier, indem die Einladung zu der solennen Promotion, die auf den folgenden Tag angesetzt war, bei Ihro Königl. Hoheit und den übrigen fürstlichen Personen mußte abgeleget werden. Zu dem Ende versamleten sich des Nachmittags alle Kandidaten in des Prorectors Hrn. Hartmanns Hause. Von hier aus begaben sie sich in Procession nach Hofe, also, daß erst die beiden Pedellen mit den akademischen Zeptern, darnächst acht Paranymphen, nämlich zwei zu jeder Facultät gerechnet, gingen, und endlich die fünfzehn Kandidaten selbst, nach dem Range ihrer Facultäten, paarweise folgeten. Nachdem die Einladung geschehen, nahmen sie in voriger Procession ihren Abtritt und gingen darauf auseinander; die Pedellen aber mit den Paranymphen fuhren fort mit der Einladung bei den übrigen Standespersonen. Ferner wurde die hiesige Nicolaikirche, worin der solenne Promotionsact vor sich gehen sollte, aufs ansehnlichste ausgeschmückt. In



Johann Otto Thieß, geb. 1760, gest. 1810. 1791—1800 Professor in Kiel. Nach einem Stich von Lips.



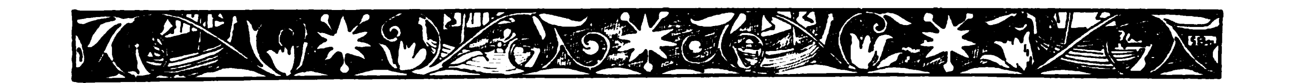
dem mittelsten Gange der Kirche, neben der Kanzel, wurde ein durch gewisse Stufen erhöheter und mit kostbaren Tapeten bedeckter Thron für die hochfürstlichen Personen aufgerichtet, dessen Aussicht gegen die Orgel war. Zur Rechten und Linken dieses Thrones waren über den ordentlichen Kirchenstühlen ziemlich große Bühnen mit Bänken zum Sitzen bereitet, deren erstere sich die Herren Räthe, Ritter und andern hohe Standespersonen, die andern aber die Herren E. E. Rahts dieser Stadt, wie auch des hiesigen und auswärtigen geistlichen Ministerii, und andern vornehme Fremde zum bequemen Sitzen und Hören sich bedienen konnten. Gegen dem Thron über, zunächst unter der Orgel, wurde der große Promotionskatheder aufgerichtet und mit dem akademischen Ornat bekleidet. Unten im Gange wurden zu beiden Seiten die gewöhnlichen Stellen zurecht gemacht, woselbst zur Rechten der akademische Senat, zur Linken die Kandidaten ihren Platz haben sollten. Vor dem Katheder stand ein mit Teppichen geschmückter Tisch, auf welchem fünfzehn aufs zierlichste von Blumen geflochtene Kränze für die Kandidaten in vier Reihen stunden.



Phil. Gabr. Hensler, geb. 1733, gest. 1805. 1789–1805 Professor in Kiel. Nach einem Stich von Stöttrup.

Als den 30sten der Tag herankam, welchen Ihro Königl. Hoheit zur Austheilung der akademischen Würden, und zwar gratis und aus besondern Gnaden bestimmet hatten, versammlete sich das ganze Corpus academicum beizeiten in den Auditoriis. Bald nach zehn Uhr nahm die Procession, von dem großen Auditorio bis in die Stadtkirche, ihren Anfang, welche unter dem akademischen und der Stadtkirchen Geläut in folgender Ordnung geschahe: 1. Die Trompeter und Paucker. 2. Acht Knaben mit brennenden Wachsfackeln. 3. Drei Knaben in einem Paar, die zu den Precibus und Aufgebung der Quaestion bei der Promotion bestellet. 4. Acht Paranymphen in vier Paaren. 5. Die gesammten Kandidaten, so daß die von der obersten Facultät die Letzten waren. 6. Die beiden Pedellen mit den Zeptern. 7. Der Prorector in seinem akademischen Ornat, in einem Paare mit dem akademischen Procancellario, welchen die Übrigen paarweise folgeten. — Bald hernach kamen vom Schloß Ihro Königl. Hoheit, nebst des Hrn. Bischofs und Prinz Friederich Augusts Durchl. Durchl.

Als die Promotion gewöhnlicher Maßen verrichtet, ward von dem musikalischen Chor das Tedeum laudamus unter Trompeten, Pauken und Waldhörnerschall, mit Zustimmung der ganzen Orgel abgesungen, der Segen vor dem Altar von dem Hauptpastor, Hrn. Volkmann gesprochen und also dieser solenne Actus beschlossen. — Alle Glieder der Akademie begaben sich in solenner Procession unter Trompeten- und Paukenschall nach dem Schlosse. Die neuernannten Doctores gingen, mit den Professoren gepaaret, also, daß der Erste den Prorector, der Zweite den Procancellarius und so ferner begleitete. Man konnte an den ganz neuen sammeten Doctorhüten, welche sie bei dieser Procession auf dem Kopfe trugen, sehen, zu welcher Facultät sie gehöreten; indem die Hüte der Theologen dunkelviolet, der Rechtsgelehrten hochroth, der Ärzte dunkelroth, und der Philosophen himmelblau



waren. Nun hatte diese akademische Zunft noch die letzte und höchste Gnade, indem Ihro Königl. Hoheit das Convivium doctorale auf Dero Kosten auf das prächtigste auszurichten geruhet hatten, auch Selbst, nebst den beiden hochfürstlichen Herrschaften, demselben beizuwohnen sich gefallen ließen.

Den 1. Juli, als den Tag nach der Promotion, wurde von dem Prorector, Herrn D. Hartmann eine auf die Jubelmaterie gerichtete Disp. juris publici ecclesiastici zum Katheder gebracht, wobei ein geborener Italiener, Antonius Orechius de Avalo, ein neapolitanischer Edelmann, der vom Pabstthum sich zu der augsburgischen Confession gewendet, die Stelle des Respondenten vertrat. Diese in memoriam Aug. Conf. gehaltene Dissertation selbst handelte: „De jure Imperatoris circa Canonizationem Hildebrandinam". — Endlich machte den Schluß dieses Festes der neue Doctor der Rechte, Hr. Ludewig Friederich Hudemann, welcher den Montag darauf, den 3. Juli, in dem großen Auditorio, zur Dankbarkeit gegen Ihro Königl. Hoheit eine Lobrede in lateinischer Sprache öffentlich hielt. — So richtete der unvergleichliche Herzog, Carl Friderich, bei aller späten Nachkommenschaft ein unsterbliches Andenken auf."



Johann Leonhard Fischer, geb. 1760, gest. 1833. 1794—1832 Professor in Kiel. Nach einem Steindruck von B. Hansen.

Soweit der zeitgenössische Bericht, den ich absichtlich in seiner ganzen schwülstigen und langatmigen Breite an dieser Stelle wiedergeben zu müssen glaubte, um ein möglichst getreues Bild von einem solchen für die damalige Zeit charakteristischen Feste zu geben. Prunkvolle Feste und Aufzüge waren zu jener Zeit die Modeliebhaberei der Fürsten; an Aufwand von Geld und Luxus ließ man es damals besonders in den hohen Kreisen niemals fehlen; für Ausbesserung der Gebäude war jedoch kein Geld vorhanden.

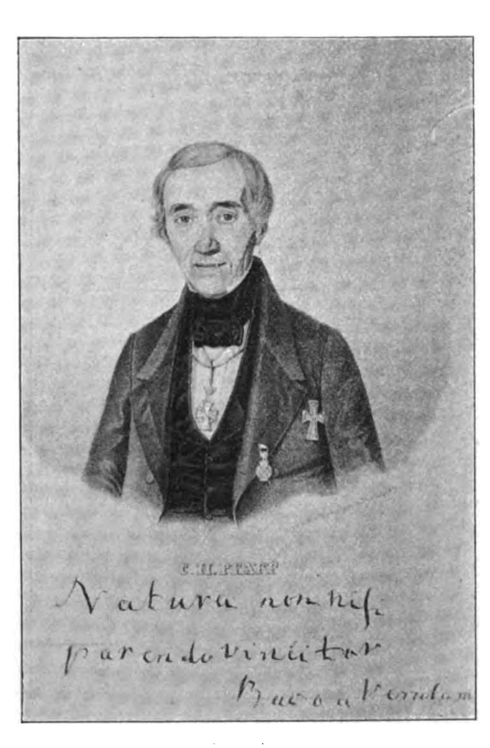
Zu der Einweihung des neuen Universitätsgebäudes am 3. Oktober 1768 erschien der Statthalter Fürstbischof Friedrich August mit Gemahlin und dem gesamten Hofstaat aus Eutin. Am 1. Oktober wurde der Geburtstag des Herzogs und Großfürsten Paul durch Gottesdienst in der deutschen und russischen Schloßkirche, sowie durch große Cour, Galadiner und Ball auf dem Schlosse gefeiert. Am 3. fand darauf die eigentliche Einweihungsfeier statt. Der Fürstbischof und seine Gemahlin kamen in feierlicher Prozession vom Schlosse herabgefahren und wurden von dem Prorektor und dem akademischen Senat unter Vortragung der akademischen Scepter in die Aula geführt und an die fürstlichen Sessel geleitet, während „ein munterer Pauken- und Trompetenschall sich hören ließ". Es folgte eine vollständige Vokal- und Instrumentalmusik, dann die deutsche Festrede des Professors der Geschichte und Beredsamkeit Wilhelm Ernst Christiani. Der zweite Teil der Festkantate schloß den feierlichen Akt. Zur fürstlichen Tafel war das ganze akademische Kollegium geladen. Zwei Tage darauf, am 5. Oktober, dem Stiftungstage der Universität, wurde in Anwesenheit des Hofes in der Aula der übliche Prorektoratswechsel unter den gebräuchlichen Feierlichkeiten vorgenommen.



Von 1768 an datiert eine neue Blüte der Hochschule, die unter dänischer Herrschaft bald neuem Glanze entgegenging. Durch die erwähnte Verordnung des dänischen Königs hob sich der Besuch sehr, Kiel war wirklich Landesuniversität für Schleswig-Holstein geworden.

An anderer Stelle wird das geistige Leben in dem nun beginnenden Zeitraum einheitlich geschildert, an dem die Universität den Hauptanteil hatte.

Diese zweite Periode der Geschichte der Kieler Hochschule, von 1773 an — dem Jahr der Vereinigung des herzoglichen mit dem königlichen Anteil — bis 1812, zeigt unter den Lehrern außer den bereits erwähnten noch manchen, der einen geachteten Namen sich erworben hat. Die theologische Fakultät war wie auf den meisten anderen Hochschulen auch in Kiel vorerst die bedeutendste; in ihr spiegelt sich die Entwickelung wieder, welche die deutsche Theologie damals durchzumachen hatte. Es ragen in ihr besonders hervor der schon erwähnte J. Andr. Cramer und S. G. Geyser. Der letztere, 1777 nach Kiel berufen, war ein ausgezeichneter Lehrer; er starb 1808. J. Chr. R. Eckermann, der Vorgänger von Voß in Eutin, von 1782—1837 ordentlicher Professor der Theologie, wurde neben Geyser am meisten von den Studenten gehört. Geringeren Beifalls als Lehrer erfreute sich J. Fr. Kleuker, der von 1798—1827 an der Universität wirkte. Von 1810—1840 hielt ferner als ordentlicher Professor G. S. Francke dogmatische und exegetische Vorlesungen. J. O. Thieß, der seit 1791 als Privatdozent, 1795 als außerordentlicher Professor theologische und philosophische Vorlesungen hielt, schildert in seiner Lebensbeschreibung den Zustand der theologischen Fakultät im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts als recht trostlos. Er berichtet, daß von den ordentlichen Professoren nur Geyser und Eckermann Zuhörer gehabt hätten; der dritte, C. G. Hensler, 1784 Privatdozent, 1789 außerordentlicher, 1792—1809 ordentlicher Professor, habe vor leeren Bänken „Hebräisch" gelesen. Von den außerordentlichen Professoren war der eine, H. Meyer, Pastor an der Stadtkirche, welcher jedoch überhaupt nicht las; der andere H. Müller, war Direktor des Schullehrerseminars und las über Katechetik und Pastoraltheologie.



Christoph Heinrich Pfaff, geb. 1773, gest. 1852. 1798 bis 1846 Professor in Kiel.
Nach einer Lithographie von Kriegsmann.

Von den Juristen dieses Zeitraumes ist in erster Linie A. F. Trendelenburg zu nennen, der von 1775—1803 an der Hochschule wirkte. Philosophisch und philologisch gebildet, las er fast über alle Disziplinen. Auf seine Empfehlung kam der durch Werke von grundlegender Bedeutung hervorragende Prozessualist A. D. Weber 1784 von Rostock nach Kiel, wo er bis 1791 blieb. 1780 wurde F. Chr. Jensen Privatdozent, 1781 außerordentlicher und 1785 ordentlicher Professor. Nachdem er als solcher bis zum Jahre 1802 gewirkt hatte, leistete er einem Ruf nach Kopenhagen Folge und wurde dort Mitglied der deutschen Kanzlei. 1785 wurde auch der Sohn des alten Cramer zum Doktor der Rechte promoviert und war bis 1833 an der Universität thätig. Der berühmte Thibaut wirkte



von 1796—1802, der nicht minder berühmte Feuerbach von 1802—1804 an der Kieler Hochschule. Nach 1804 sehen wir die juristische Fakultät außerordentlich vernachlässigt; von 1804—1805 und von 1807—1814 waren L. A. G. Schrader, der von 1789—1815 schleswig-holsteinisches Recht lehrte, und A. W. Cramer die einzigen ordentlichen Professoren des Rechts; J. F. Reitemeier las nur von 1805—1807 und wurde im Jahre 1811 entlassen; von 1805—1814 war der bedeutende Civilist Schweppe außerordentlicher, von 1815 bis zu seiner Berufnng nach Göttingen 1818 ordentlicher Professor an der Universität.

Die medizinische Fakultät verdankt ihr Aufblühen dem Kurator Graf Reventlow. Von 1771 bis 1774 hatte dieselbe vier ordentliche Professoren: Kannegießer, Struve, Ackermann und Kerstens; 1774—1779 trat dazu Ch. J. Berger, früher in Kopenhagen thätig. 1777 ward G. H. Weber außerordentlicher und 1780 ordentlicher Professor der Medizin und Botanik. Er ist der verdienstvolle Gründer des akademischen Krankenhauses und wirkte bis 1828 in Kiel. Sein Vater war von 1770 bis 1781 Professor der Theologie an der Kieler Universität; sein Sohn F. Weber, geboren 1781, 1804 Privatdozent der philosophischen Fakultät, 1805—1811 außerordentlicher Professor der philosophischen Fakultät, 1812—1815 außerordentlicher Professor der Medizin, 1815 bis 1823 ordentlicher Professor der Medizin, übernahm das Krankenhaus und wurde 1810 außerdem Direktor des botanischen Gartens. Von großem Einfluß für die medizinische Fakultät wurde ferner der Professor Ph. G. Hensler, der 1789 nach Kiel berufen worden war und bis 1805 dort wirkte. Als Begründer einer noch heute segensreich wirkenden Stiftung für junge Ärzte hat er sich einen unvergeßlichen Namen erworben.



Anton Friedr. Justus Thibaut, geb. 1772, gest. 1840. 1794—1798 Privatdocent, 1798—1802 Professor in Kiel. Nach einem anonymen Druck.

In seiner Selbstbiographie „Was ich erlebte“ von dem später so berühmten H. Steffens, der 1796/97 als Privatdozent an der Universität lehrte, einem Werk, das als Beitrag zur Universitätsgeschichte und zu dem geistigen Leben in Kiel überhaupt von schätzenswerter Bedeutung ist, wird Hensler ein schönes Denkmal gesetzt. Er schreibt:

„Am wichtigsten unter allem war mir die liebevolle Aufnahme, die ich bei dem Archiater Hensler fand; er war einer der schönsten Greise, die ich je gesehen habe, ein im edelsten Sinne vornehmer Mann, der durch die ruhige Würde seines Wesens eben so entschieden seine Umgebung beherrschte, wie er durch seine Milde und Güte alle Menschen gewann. Ich habe nicht leicht einen Universitätslehrer gekannt, der mit so lebendigem Interesse ein jedes Talent zu entdecken und dann zu fördern suchte, wie er. Er hatte als Arzt ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben und besaß eine Bibliothek, die nicht allein in dem medizinischen Fache sehr vollständig war, sondern auch die berühmtesten Ausgaben der alten Schriftsteller und die wichtigsten Schriften der Naturwissenschaften



enthielt. Sie bestand, irre ich nicht, aus 10,000 Bänden und war durch zweckmäßige Auswahl und schnelle Anschaffung der bedeutendsten neueren Schriften für mich bei weitem wichtiger, als die damals noch sehr lückenhafte Universitätsbibliothek. Sie stand mir unbedingt zum Gebrauch; und obgleich ein junger Mensch, der in seinem Hause lebte und eigentlich noch mehr und in der höchsten Instanz seine Schwiegertochter Dora Hensler, die bekannte und ausgezeichnete Freundin des verstorbenen Niebuhr und die Herausgeberin seiner Correspondenz, die Aufsicht führten, so hatte ich doch den völlig freien Zutritt zur Bibliothek. Ich durfte in den Schätzen wühlen, und was mir wichtig war, gegen einen Revers nach Hause nehmen. Wer sich an meine frühere Bildung erinnert, wird einsehen, wie höchst angenehm und interessant mir ein anderer Schatz sein mußte, der in seinem Hause aufbewahrt wurde. Es war nicht allein eine sehr vollständige Sammlung der bewährtesten, besonders englischen Reisebeschreibungen, sondern auch eine Sammlung von meist englischen Original-Karten. Die Stunden, die der alte herrliche Arzt mir erlaubte, in seinem Hause, in seiner Nähe zu verbringen, gehörten in jeder Rücksicht zu den schönsten, die ich in Kiel verlebte. Seine Gespräche waren immer lehrreich und ermunterten eine jede eigenthümliche Äußerung, drängten sie nie zurück. Wöchentlich versammelte er in seinem Hause Studirende, mit denen er sich auf eine belehrende Weise unterhielt; ich fehlte dann nie, und obgleich er sich nicht in trockene Ermahnungen ergoß, so wirkte doch sein sittlich würdiges Dasein reinigend auf jeden jungen Mann, der ihm nahe trat. Er hatte, so lange ich in Kiel lebte, eine unbedingte Gewalt über mich; und obgleich ich niemals in jenen engeren Kreis hineintrat, in welchem er lebte, der durch Niebuhr vorzüglich bekannt geworden ist, der alle damals ausgezeichneten Notabilitäten von Holstein umfaßte; obgleich dieser Kreis, wie ich bekennen will, mich nicht besonders anzog; so konnte ich mich dennoch, wenn ich Hensler eine Zeitlang nicht gesehen hatte, nach seinem bloßen Anblick sehnen, wie in meiner frühen Kindheit nach dem Anblick meiner Mutter. Jedesmal, wenn ich an ihn denke, schwebt mir seine gewinnende Freundlichkeit, seine heitere Belehrung und die stille sittliche Macht, die er ausübte, mit tiefer Rührung vor der Seele. Es giebt kaum einen Menschen, dem ich mehr verdanke, als ihm; die Folge wird lehren, wie er mir die eigentliche bedeutendere Laufbahn eröffnete; und mir war ein solcher fester Haltpunkt, der mich beherrschte, sehr nothwendig."



Jens Baggesen. Nach einem Stich von Bilyn.
Nach einem Gemälde von Scheffers.

Auch Niebuhr und Berger erkennen den großen Einfluß Henslers dankend an.

Als Anatom und Chirurg wurde im Jahre 1794 J. L. Fischer nach Kiel berufen, . 1833 starb; 1798 kam Chr. H. Pfaff als außerordentlicher Professor der Medizin nach Kiel. Er las über Physiologie, Pathologie, Chemie und Physik; das ehemalige Küchengebäude des Schlosses am Dänischen Thor wurde ihm zum Laboratorium überlassen. Pfaff hat während der langen Zeit seiner Zugehörigkeit zum Lehrkörper der Kieler Hochschule, bis 1846, eine äußerst segensreiche Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten entfaltet; die Stadt ehrte ihn 1843 durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts;



er starb im Jahre 1852, nachdem er wegen eines schweren Augenleidens 1846 von der Lehrthätigkeit zurückgetreten war.

Sechster ordentlicher Professor war seit dem Jahre 1803 J. D. Brandis, welcher 1809 als Leibarzt des Königs von Dänemark nach Kopenhagen ging. Außerordentliche Professoren der Fakultät waren J. G. Reyher und Hargens.

Auch die philosophische Fakultät wurde durch Berufung hervorragender Lehrkräfte in dieser Zeit bedeutend gehoben. Der Philosoph M. Ehlers übte von 1778—1800 durch seine populär gehaltenen philosophischen Vorträge großen Einfluß auf die studierende Jugend aus. Vor allem aber tritt uns in dem begeisterten Kantianer C. L. Reinhold eine Leuchte der philosophischen Fakultät jener glücklichen Periode entgegen; er lehrte von 1794 bis 1823 an der Kieler Hochschule.

Als Philologe wirkte daselbst von 1804—1812 Heinrich, der Begründer des philologischen Seminars. Nasser förderte von 1789—1828 das Studium der deutschen Sprache und Kunstgeschichte, der Dichter Jens Baggesen die Kenntnis der nordischen Sprache und Litteratur. Die Geschichtsforschung besaß in den Professoren W. E. Christiani (1763 bis 1793) D. H. Hegewisch (1780—1812) und V. A. Heinze (1782—1801) ausgezeichnete Vertreter. Statistik und Nationalökonomie lehrte von 1784 bis 1832 Professor A. Chr. H. Niemann, der auch als Lehrer an der 1785 gestifteten Forstlehranstalt thätig war. An früherer Stelle wurde seine hervorragende Thätigkeit bereits behandelt.



Wilh. Ernst Christiani, geb. 1781, gest. 1798.
1758—98 Professor in Kiel.
Nach einem Stich von Lahde.

Es existiert noch eine ganze Reihe von Schriften, die uns gerade über diese Periode der Entwickelung der Kieler Universität äußerst belehrenden Aufschluß geben und uns zugleich einen Blick gestatten in das Hochschul-Leben und -Treiben jener Zeit, sowie insbesondere auch in die Verhältnisse der Professoren. Sie sind eine gute Fundgrube für die Darstellung des geistigen Lebens in den Herzogtümern überhaupt. So berichten unter anderen Rist und Niebuhr in ihren Lebensbeschreibungen und Erinnerungen über ihre Studienzeit; und auch aus den Biographieen über manche Professoren, wie über Dahlmann, Reinhold, Pfaff u. a. m., erfahren wir in dieser Hinsicht manche interessante Einzelheit. An anderer Stelle wird nochmals auf diesen oder jenen der Erwähnten zurückzukommen sein, da auch in ihre. Schriften sich wertvolle Beiträge zur Beurteilung des damaligen Kieler studentischen Lebens und Treibens finden.

Barthold Georg Niebuhr, der von 1794—1796 in Kiel studierte, war von den dortigen Verhältnissen entzückt; er rühmt den Fleiß und das sittliche Betragen der Studenten und hebt vor allem den Einfluß hervor, den Professor Reinhold auf dieselben ausübte. Reinhold, der 1794 Professor der Philosophie in Kiel geworden war, brachte, wie Niebuhr schreibt, den Eifer für philo-



sophische Studien so sehr in Gang, daß sich die Besseren schämten, fremd darin zu bleiben. Dies hatte auch Einfluß auf die Sittlichkeit. Außerdem brachte Reinhold einen Klub zustande, in welchen Professoren und Studierende eintraten, und der, zunächst zu wissenschaftlichen Unterhaltungen bestimmt, bei jeder Zusammenkunft mit einem frugalen Abendessen schloß. An diesem Klub nahm auch Niebuhr teil, eigentliche Studentengesellschaften besuchte er nicht.

Reinhold hatte auch, wie Rist erwähnt, ein Ehrengericht der Studierenden eingeführt. Gleich nach seiner Ankunft in Kiel führte er diesen Plan aus. Ein Ehrengericht, aus Studenten unter Vorsitz eines Professors zusammengesetzt, wurde errichtet: die Duelle hörten auf; aber ein unleidlich roher Ton, der sogar persönliche Mißhandlungen nicht scheute, riß in eben dem Maße ein. Nach vergeblichen Versuchen, dem Ganzen eine zweckmäßigere Organisation zu geben, ging das Ehrengericht nach mehrjährigem Bestehen einer stillen Auflösung entgegen.



Dietrich Hermann Hegewisch, geb. 1740, gest. 1812. 1780—1812 Professor in Kiel. Nach einem Original im Besitz seiner Enkelin.

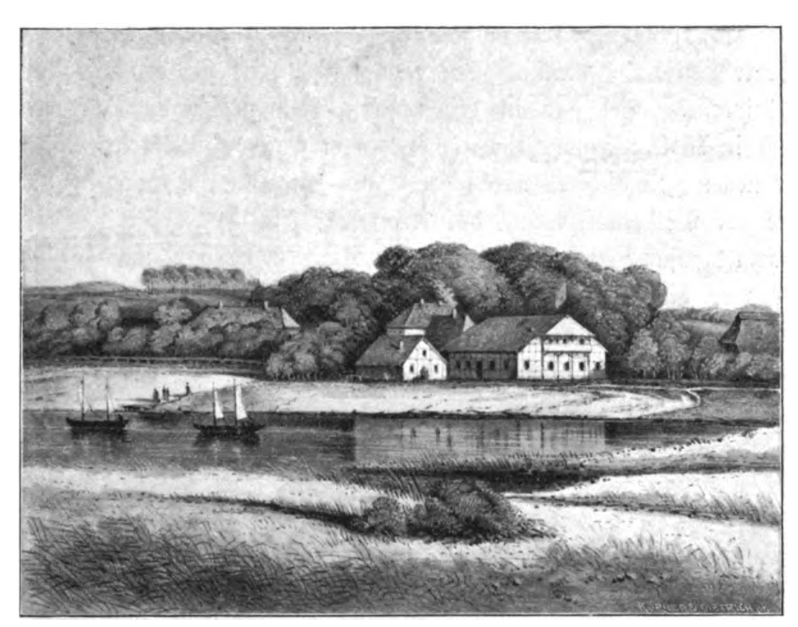
Aus den angeführten Schriften erfahren wir auch Näheres über das Leben und Treiben im Professorenkreise. Besonders Niebuhr berichtet darüber, der, durch seinen berühmten Vater den Professoren empfohlen, dort überall Zutritt und die liebevollste Aufnahme, vor allem im Henslerschen Hause, zu dem er später in verwandtschaftliche Beziehung trat, fand. So erfahren wir aus seinen Briefen viel über das Leben der Professoren Hensler, Hegewisch, Reinhold, Thibaut, Cramer, und manch liebenswürdiger Zug aus dem Leben derselben wird uns mitgeteilt. Auch bei Rist finden wir manchen kurzen Beitrag zum Thun und Treiben der Kieler Professoren damaliger Zeit. Er berichtet:

„Die unbehagliche Stimmung hielt aber auch nicht lange vor, so wie sich meine Beziehungen mit Ort und Menschen näher knüpften. Zudem galt es jetzt, fleißig dem Rechte obzuliegen. Ich hörte Pandekten bei Cramer; und wie wenig er es auch darauf anlegte, den Anfängern in der Wissenschaft den Überblick der ungeheuren Massen von Materialien zu erleichtern oder Ordnung in ihre Willkür zu bringen, so hatten doch seine Vorlesungen durch die klassische und elegante Behandlung dessen, was römische Antiquität in den Pandekten ist, einen eigenen Reiz. Niemanns und Hegewischs Vorträge zogen mich nicht weniger an; ich las viel, und wäre mein Gedächtnis dem Gelernten gewachsen gewesen, so hätte ich mit der Zeit für einen Gelehrten gelten können.

Allmählich machte ich auch durch meine jungen Freunde Bekanntschaft in mehreren Häusern, wo gute Gesellschaft sich versammelte, und wo in dem einen eine Ungezwungenheit und Gutmütigkeit herrschte, die man selten findet, während in einem anderen ein schmackhaftes Mittagsmahl mit einer Partie Kasino und einem Butterbrod beschlossen wurde. Überall herrschte zu jener Zeit in diesem Lande und in dieser Stadt eine unbegrenzte Sorglosigkeit, Zuversicht und gute Laune; ein fröhlich Gesicht war überall willkommen, und große Kreise von Bekannten lebten in einem steten Wechsel von heiterer Geselligkeit, die, wie unbefangen auch die jüngeren Frauen und Mädchen sich den jungen Männern nahten, nie durch irgend ein unangenehmes Ereignis unterbrochen wurde. Für die Männer war ein Wirtshaus in Dorfgarten der tägliche Sammelplatz. Nach Tische um 2 Uhr wanderten



Professoren, Offiziere, Geistliche, Stadtbeamte und was von gebildeten Studenten sich ihnen anschloß, so zur Winter- als Sommerzeit, nach dem niedrigen Häuschen, wo trefflicher Kaffee geschenkt wurde. Es ward politisiert, Schach gespielt und wacker geraucht; nach 3 Uhr trennte sich alles. Ich für meinen Teil habe dort zuerst rauchen gelernt, bereue aber diese Wanderungen nicht, die, nebst gedeihlicher Bewegung, mir die Bekanntschaft und den näheren Umgang mit mehreren trefflichen Männern verschafften. Da saß der geistreiche Cramer mit seinen Feueraugen und einer langen Pfeife hinter dem runden Tischchen und sprühte Funken um sich, oder in guter Jahreszeit schob er in Hemdsärmeln Kegeln mit uns. Der alte Fabricius, auf eine andere Weise nicht weniger geistreich, aber weniger lebhaft, trug da in launigen Aphorismen sein Urteil über die Begebenheiten des Tages und seine Lebensphilosophie vor, die ungefähr darauf hinauslief, daß alles einerlei sei, und daß man sich wohl



Bruhn's Wirthschaft in Dorfgaarden um 1860. Nach einer Lithographie von Wolperding.

sein lassen, mitunter aber doch auch einige Insekten nach ihren Freßwerkzeugen bestimmen müsse. Ein eingeborener Poet, der Magister Bielefeldt, von dem ich eine Ode nicht ohne Glück parodiert hatte, gab unerschöpflichen Stoff zu guter Laune."

Es war das jetzige Bruhn'sche Lokal, von dem die Rede ist und in dem sich die Gäste zusammenfanden.

Zur Zeit der Freiheitskriege machten sich zwei Strömungen unter den Professoren und Studenten der Hochschule bemerkbar. Der größte Teil fühlte und dachte zwar deutsch und begeisterte sich für den Kampf gegen den Unterdrücker, aber trotzdem kam es vor, daß bei der Festrede in der Universität, die Dahlmann zur Feier des Sieges vom 18. Juni 1815 hielt, sich die gegnerischen Stimmen erhoben. In Springers vortrefflichem Werke über Dahlmann ist ein Brief abgedruckt, den Julie Hegewisch, Dahlmanns spätere Gattin, an Grethe Hensler in Meldorf richtete und in dem sich folgende Bemerkung über die Rede findet: „Gewiß, kein deutsches Herz konnte ungerührt bleiben . . .

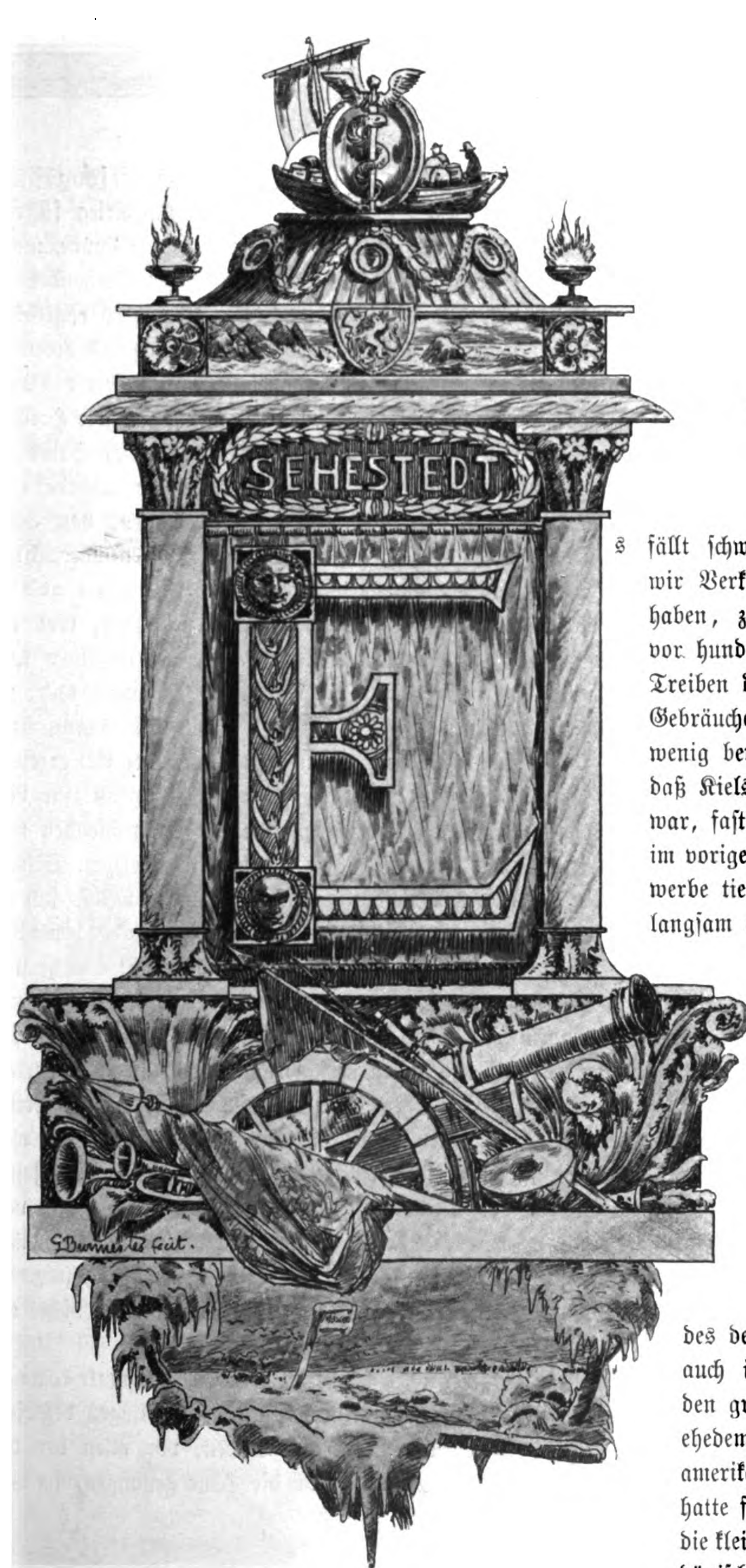


O, wir waren alle so bewegt ... Ach, wie die meisten Menschen hier noch verstockte Dänen sind, und besonders die Studenten, das ist gar zu traurig. Mit dem ungeheuersten Pomp begehen sie hier das Krönungsfest. Aber was noch das ärgste ist und fast unglaublich, daß die Studenten aufgebracht auf die Rede sind, zu deutsch, zu frei. Die Schleswiger Studenten lachten, knirschten mit den Zähnen, da er von der Verbrüderung der Schleswiger und Holsteiner sprach ... Wie es mich betrübt hat, daß die Stimmung hier noch so ist. Was sind das für Menschen! Streiten mag ich nicht mehr, ich weiche ihnen aus."

Allmählich brach sich jedoch der deutsche Sinn Bahn. Dahlmanns feurige Rede gab den Anstoß, und bald kam die Zeit, wo Kieler Studenten, unter ihnen Lornsen, 1817 zur Wartburg pilgerten, um den 18. Oktober dort zu begehen. Dahlmanns Worte, in denen es hieß: „Die Universität empfindet es tief, daß alles Wissen nichts sei ohne das Leben, und daß die Bewahrung des heiligen Feuers der Vaterlandsliebe niemanden so nahe stehe, als den Pflegern der Wissenschaft", diese herrlichen Worte waren die Ankündigung einer neuen Zeit für deutsches Wissen und deutsches Leben, und die Universität Kiel gab in den nächsten Jahren ein herrliches Beispiel dieser neuen Zeit. Es fand sich in Kiel zusammen eine Schar junger wackerer Gelehrten, welche die volle Brust im Morgenrot der neuen Zeit badeten und sofort Hand anlegten, um ihrerseits auch an dem großen segensreichen Werke der Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs zu arbeiten. Edle Namen sind es, die sich in Kiel damals zusammenfanden, Dahlmann, Twesten, Welcker und vor allem Falck. Unter der Leitung dieser vier bedeutenden Geister wurden die Kieler Blätter gegründet, in welchen die öffentliche Meinung über die großen vorliegenden Aufgaben belehrt und geleitet werden sollte. Als ein Opfer der Karlsbader Beschlüsse gingen 1820 die Kieler Blätter ein.



Universitätsgebäude 1768—1873. Nach einer Zeichnung.



Zur Wende des Jahrhunderts.

Es fällt schwer sich in unserer Zeit, wo wir Verkehrsmittel in Hülle und Fülle haben, zurückzuversetzen in eine Stadt vor hundert Jahren, in das Leben und Treiben der Bürger, in die Sitten und Gebräuche, die der Weltgeist noch so wenig berührte. Es ist bereits erwähnt, daß Kiels Handel von keiner Bedeutung war, fast überall in Deutschland lagen im vorigen Jahrhundert Handel und Gewerbe tief danieder und fingen nur erst langsam an, sich wieder zu heben. Die einst so reichen und mächtigen oberdeutschen Städte, Augsburg, Ulm, Nürnberg waren kaum noch der Schatten ihres früheren Glanzes. Die einst so wohlhabenden Rheinstädte waren in Schmutz und Armut versunken, nur Frankfurt a. M., Leipzig und die Hansestädte wahrten noch den alten Ruf des deutschen Handels, wenn er sich auch in diesen längst nicht mehr in den großartigen Bahnen bewegte, wie ehedem. Die Losreißung der nordamerikanischen Staaten von England hatte für die Hansestädte, wie auch für die kleinen schleswig-holsteinischen und dänischen Städte große Vorteile im



Gefolge. Noch unmittelbarer wirkten auf den Verkehr dieser Städte, namentlich Hamburgs, die französische Revolution und die nachfolgenden Kriegswirren. Während das Reich mit Frankreich Krieg führte, unterhielten Hamburg und die holsteinischen Seestädte einen lebhaften Handel mit diesem Lande, meist unter dänischer Flagge. Als später England, im Kriege mit Frankreich, den ganzen Seehandel in Beschlag genommen, ward Hamburg dessen Vermittler für das Festland, der Stapelplatz englischer Waren, der Einkaufsort für Korn, Schiffsbauholz u. a. festländische Artikel, deren England bedurfte und zugleich der Zahlungsplatz für den ganzen englisch-festländischen Handel vermittelst seiner Bank. „Große Reichtümer strömten herbei und französische und holländische Kaufleute, welche in ihrer Heimat sich nicht für sicher hielten, vermehrten, indem sie ihr Geld und ihre Waren nach Hamburg brachten, die Mittel der Stadt; aber auch gewinnlustige Menschen der verschiedensten Stände und Abenteurer kamen als Freibeuter, die weder Ruf noch Vermögen zu verlieren hatten, von allen Seiten herbei, um in Hamburg schnell zu reichen Handelsherren zu werden. Die vielen überkühnen und doch glücklich ausgeschlagenen Unternehmungen ließen die Meinung entstehen, es könne und es werde nichts mißlingen; leichtfertiges Wagen und die Sucht, alles oder nichts zu haben, trat als Folge ein; zahllose Unternehmungen wurden gemacht, welche die wirklichen Kräfte der einzelnen weit überstiegen und dem Reichtum der Stadt nicht angemessen waren. Der alte besonnene und zuverlässige Charakter des Hamburger Handels war dahin. Zugleich hatten die hohen Summen, über welche zu verfügen man sich gewöhnte, die größte Geringschätzung gegen Ausgaben jeder Art erzeugt. Es galt als kleinlich und engherzig, sich einer auch noch so hohen Ausgabe wegen irgend eine Annehmlichkeit, irgend eine feinere oder gröbere Schwelgerei zu versagen. Neben der prahlenden und nicht selten geschmacklosen Vergeudung gehörte es zum guten Ton der Reichen, die leichten Sitten, die lockeren Grundsätze und vornehmen Laster jener vielen Flüchtlinge nachzuahmen, welche sich in Hamburg aufhielten. Die unglaublich wachsende Menge der öffentlichen Lustbarkeiten und lärmenden Freuden, die Sucht der Ärmeren, es in ihrer Weise den Reichen gleich zu thun, verwischten mehr und mehr den Eindruck der Ehrbarkeit und wohlhäbigen Thätigkeit, welche früher den nach Hamburg kommenden Fremden in Erstaunen setzte. Indem das Geld durch die Menge, in welcher es sich vorfand, und durch den Leichtsinn, mit welchem es für Nichtigkeiten verschwendet ward, an Wert verlor, mußten notwendig alle Bedürfnisse des Lebens im Preise steigen. Die Wohnungsmiete eines Arbeitsmannes betrug mehr als der Gehalt eines preußischen Lieutenants, der jährliche Aufwand für eine Loge im Theater mehr als der Gehalt eines preußischen Geheimen Rats. „Kein Ort und keine Zeit," bemerkt Herr von Heß, „hat ein ähnliches Beispiel der Theuerung aufzustellen, wie damals das von allen Seiten der Zufuhr offene Hamburg. Neben dem massenhaften Reichtum trat daher in früher unbekannter Ausdehnung Not der Armen und sorgenvolle Pein aller derer hervor, welche, wie z. B. die Beamten, bei dem allgemeinen Umschwung aller Geldverhältnisse ihre Einnahmen nicht erhöhen konnten."*)

„Es lag in der Natur der Sache, daß in kürzerer oder längerer Frist ein Zeitpunkt kommen mußte, in welchem das immer steigende Wagen nicht länger von einem glücklichen Gelingen begleitet werden konnte. Seit dem Ausbruche des Krieges waren die Preise der Waren, vor allen der bedeutendsten Kolonialwaren, Kaffee, Zucker und Tabak, ununterbrochen in die Höhe gegangen, so daß

*) Perthes, Leben, Bd. I. S. 88 ff.



sie im Herbste 1798 mehr als doppelt so hoch waren, wie wenige Jahre zuvor. Große Vorräte lagen schon 1798 in Hamburg aufgespeichert, aber auf ein ferneres Steigen der Preise rechnend, machten die Hamburger Kaufleute im Herbste neue große Ankäufe in England zu den geltenden hohen Preisen, welche durch Wechsel auf hohe Fristen bezahlt werden sollten. Allein plötzlich ward dieser Handel unterbrochen durch den von England geltend gemachten Grundsatz, daß die neutrale Flagge feindliches Eigentum nicht vor Wegnahme decke. Fast zu gleicher Zeit sperrte Rußland seine Grenzen; in Deutschland stellte sich, infolge der Kriege und der dadurch veranlaßten Mehrausgaben, Geldmangel ein, die Preise fielen, die auf Spekulation angehäuften Waren wurden wertlos. Ein furchtbarer Rückschlag geschah; vergebens suchten die Bank und eine schnell errichtete Diskontokasse Hilfe zu schaffen; vergebens trieb man eine beispiellose Wechselreiterei — Bankerott folgte auf Bankerott; von 1790—98 betrugen die Passiva der sämtlichen Fallissements doch nur erst 28 Millionen Mark Banko, aber in dem einen Jahre 1799 erfolgten nicht weniger als 137 große Bankbrüche, mit einer Gesamtsumme



Ansicht von Kiel um 1810. Nach einer Zeichnung von Bünsow.

von 36 Millionen, ungerechnet die vielen kleineren. Bei vielen derselben kamen nur 7, 5, 3, ja bei einem nur $^{5}/_{16}$ % heraus. Ein so trauriges Bild gewährte Deutschlands erste Handelsstadt am Ausgange des 18. Jahrhunderts.“ *)

Die traurigen Verhältnisse in Hamburg übten einen nachteiligen Einfluß auf Holstein und Kiel aus, die Kieler Kaufleute waren mit wenigen Ausnahmen Abnehmer Hamburger Häuser und wenn im allgemeinen auch die Geschäfte nicht bedeutend, die Verluste daher nicht so gewaltig, der Wohlstand im allgemeinen zu fest gegründet war, um solch traurige Folgen nach sich zu ziehen, so hatte doch der allgemeine Umschwung der Sitten und Lebensverhältnisse einen unheilvollen Einfluß auf das Leben und Treiben ausgeübt, dem nur zu bald ein Rückschlag in den folgenden schweren Zeiten folgen sollte.

Die Einfachheit der alten Zeiten war im Laufe des Jahrhunderts mehr und mehr geschwunden. In Bezug auf Hausgerät und Kleidung erscheint die Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts viel mannig-

*) Ebendaselbst.



faltiger und ungleichartiger als die heutige. Jene annähernde Gleichmäßigkeit eines ebenso weit von Luxus wie von Dürftigkeit entfernten, behaglichen Wohlstandes und Komforts, welche gegenwärtig in den weitesten Schichten der Bevölkerung verbreitet ist, war damals noch nicht zu finden. Während ein Teil des Bürgerstandes bei dem alten, einfachen, soliden Zuschnitt der Kleidung, Wohnung und Lebensweise der Vorfahren beharrte, hatte in den höheren Klassen ein Luxus der Kleidung, der Gerätschaften und geselligen Vergnügungen überhand genommen, der selten mit den eigentlichen Mitteln derselben im rechten Verhältnis stand.

Auf dem Lande und in den unteren Bürgerklassen behielt man noch größtenteils während des vorigen Jahrhunderts die alten vaterländischen Stoffe, Tuch und Leinwand, samt den einfachen altväterischen Schnitten bei.



Tracht um 1790.

Dagegen hatte sich in den höheren Klassen und in einem Teile des Bürgerstandes ein bedenklicher Luxus der Trachten und des Putzes aller Art ausgebreitet, der von der Mitte des Jahrhunderts ab stets im Zunehmen begriffen war. Die mit Gold und Silber gestickten, seidenen und sammetnen Westen, Hosen und Röcke der Männer, die ebenso verzierten, aus gleichem Stoff verfertigten Röcke und Mieder der Frauen, die gestickten Frauenschuhe und Pantoffeln, die seidenen Strümpfe, die mit kostbaren Schnallen gezierten Schuhe, die Degen und Stöcke mit wertvollen Knöpfen, die Tabatieren, die Spitzenjabots und Manschetten, die Perücken und Zöpfe, alles dies machte die Tracht zu einer sehr kostspieligen. Wie weit selbst in minder begüterten Kreisen um 1780 der Mode gehuldigt wurde davon giebt Schumacher*) ein anschauliches Bild:

„Meine Mutter stand gewöhnlich sehr spät auf. Sonntags war es anders. Selbst die, welche das abenteuerliche Kostüm der Zeit gekannt, werden es kaum glauben, daß sie drei Stunden bedurfte, um sich anzuziehen. Aber es war nicht anders. Um 7 Uhr ward aufgestanden. Dann kam die Frisur. Ein sogenanntes Toupet, ein Haarturm von 6 Zoll Länge, ward mit ungeheurer Mühe über einen Wulst von Wolle und Werg aus den Vorderhaaren gebaut, drei Locken von 4 Zoll Länge an jeder Seite mit Haarnadeln künstlich fabriziert, und ein Chignon brachte die Nackenhaare durch Hinaufstecken mit dem ganzen babylonischen Turm in feste Verbindung. Dann ward das Ganze gepudert und endlich noch etwas Flor und Band hie und da angebracht. Dies kostete etwa 2 Stunden. Nun der Anzug. Ehe das Korsett mit zwei eisernen Stangen, dann die Brustbedeckung von Blonden, und so das übrige gehörig vor dem Spiegel arrangiert, das Kleid über die Poschen (große Fischbeintaschen von $1^1/_2$ Fuß auf jeder Seite von der Taille entfernt) in die richtigen Falten geworfen, die Schuhe mit hohen Absätzen von drei Finger breit, gehörig mit Schnallen versehen das Schnupftuch in eine

*) Schumacher, G. F., Genrebilder aus dem Leben eines 70jährigen Schulmannes. Schleswig 1841.



der Poschen fast ganz gesteckt ward, aber so daß ein Zipfel hervorragte, dann der Fächer, oder im Winter der Muff vor dem Spiegel probiert war, darüber ging wenigstens eine gute Stunde hin. Wir hatten einen Weg von 1/4 Stunde, aber teils der Anstand der Zeit, teils die Unnatürlichkeit der Schuhe erlaubten nur einen höchst langsamen Schritt, und vor 1/2 11 Uhr war die Kirche nicht erreicht."

Bei Beerdigungen herrschte manch seltsamer Brauch. In Altona und ich glaube auch in andern Städten, wo sich Gelehrtenschulen fanden war es üblich, die unverheiratet gestorbenen Töchter in den angesehenen Familien von Gymnasiasten beerdigen zu lassen. Dies war ein herkömmliches Ehrenamt, und ebenso war es Sitte, daß vor dem Weggehen aus dem Trauerhause den 12 Trägern jedem auf einem Teller eine Zitrone und ein in Papier gewickelter Speziesthaler präsentiert ward.

Die Leichen vom Lande wurden in den nächstgelegenen Städten beerdigt und in den letzteren nur unter ganz bestimmten Formen, d. h. nie ohne Begleitung der singenden Schule. Diese sammelte sich vor dem Sterbehause, bei Landleichen vor dem Wirtshause, wohin die Leiche gebracht war und das Gefolge sich einfand, und sang unter Leitung des Organisten und Kollaborators vor der Thüre. Derweilen trat der Rektor und Rechenmeister ins Haus, aber nicht in die Stube, wo die Folger waren, sondern auf der Diele stand ein Tischlein mit zwei Stühlen, und auf demselben zwei Schnäpse nebst etwas Kringel. Vor dem Gesang noch kam der Kollaborator ins Haus, und nahm einen ungeheuren Korb in Empfang mit Stuten, von denen er auf der Straße jedem Schüler eins zuteilte, um sie entweder zum Gesang oder nach demselben zu stärken. War die Zahl der Schüler weniger als die der Stuten, so brachte der Famulus, den sich jeder Lehrer unter den Schülern wählte und der kleine Besorgungen machte, den Überschuß in die Wohnung der resp. Lehrer, oft 10—20 Stück, und was davon der Lehrer oder seine Frau wieder dem Schüler zurückgab, war dessen Ehrensold. Bei vornehmen Leichen bekam jeder Schüler 1 Sechsling, zuweilen gar einen Schilling und in ganz besonderen Fällen sogar 2 1/2 Schilling. Wenn diese Abgaben geleistet waren, kam das Gefolge heraus, die Schule trat an, 2 und 2, und die Lehrer nebst dem Organisten gingen in gleichen Zwischenräumen zur Seite in schwarzem Rock und weitem schwarzen Mantel und nun ward wieder gesungen. Angelangt auf dem Kirchhof, machte der Zug einmal erst die Runde um den ganzen Platz, und beim zweiten Rundmarsch Halt beim Grabe. Hier ward ein dritter Gesang gesungen, dann ein Vaterunser gebetet, und endlich ein Schlußvers gesungen. Dann gingen die Lehrer und Schüler nach Hause, das Gefolge wieder ins Sterbehaus. Die Leichentage waren Mittwoch, Freitag und Sonntag. Um 10 Uhr wurde mit dem Begräbnisse begonnen und wenn sehr viele an einem Tage waren, mußte der Unterricht ganz ausfallen.



Tracht um 1790.

Die geringen Besoldungen machten die Leichenbegängnisse zu einer erwünschten Nebeneinnahme



für die Lehrer und es wurden allerlei Pfiffe angewandt, um die Sporteln zu erhöhen. Im Munde der Schüler waren die Toten eingeteilt in Stuten-Doden, Sößlings-Doden, Schillings-Doden.

Für die Lehrer wurde ursprünglich für jede Leiche 2 Mk. 4 Sch. an die Schule gezahlt, dafür wurden stets dieselben herkömmlichen drei Lieder gesungen. Die reichen Bauern wollten nun aber etwas extra Gutes haben und fragten ob nicht einmal etwas anderes gesungen werden könne, und nun ward folgendes vereinbart: ward vor der Thür ein vom Besteller gewähltes Lied gesungen, so kostete es 4 Mk. 8 Sch. Dies reizte die Wohlhabenden, denn jeder wollte aus Eitelkeit, da alle Welt aus den gesungenen Liedern sich den Preis berechnen konnte, seine Leiche besser ehren und so ward für selbstgewählte Lieder vor der Thür, auf dem Weg und am Grabe schließlich 18 Mk. bezahlt.*)



Deux femmes à la nouvelle mode.
Zwey Frauen zimer nach der Mode von 1775.

Solche Kniffe um sich die Sporteln zu erhöhen, verschmähten auch die Pastoren nicht und die Eitelkeit der reichen Bauern zahlte sie willig und gern. So ward Gewicht auf den Unterschied zwischen eheleiblich und ehelich gelegt und auch der Ausdruck weiland ehr und achtbar stand hoch im Preise. Man sah, es galt schon damals der schöne Spruch: mundus vult decipi, decipiatur.

Die Luxusgesetze bewiesen, wie sehr auch in den bürgerlichen Kreisen und auf dem Lande teilweise der Luxus gestiegen war. Noch Christian VII. erließ 1770 eine Verordnung für die Herzogtümer zur Abstellung vom übermäßigen Aufwand bei Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnissen und anderen Gelegenheiten, aus der folgende Punkte hervorzuheben sind:

1. Alle Hochzeits- und Gevattergeschenke, sie bestehen, worin sie wollen, sind bei 10 Rthlr. Strafe verboten. Nur bleibt es Eltern, Großeltern, Geschwistern, Vater- und Großvater- oder Mutter-Brüdern und -Schwestern wie auch Brotherren erlaubt, ihre resp. Kinder, Kindeskinder 2c. und Dienstboten an deren Hochzeitstagen zu beschenken. 2. Bei Verlobungsmahlen soll die Anzahl der zu ladenden Verwandten nicht mehr als acht und die der übrigen Gäste nicht über 50 betragen, sie seien verheiratet oder unverheiratet, Erwachsene oder Kinder, Verwandte oder Fremde, bei 2 Rthlr. Brüche für jede darüber geladene Person. 3. Keine Hochzeiten sollen länger als einen Tag und auf denselben nur eine Mahlzeit gehalten werden, bei 20 Rthlr. Brüche für jeden Tag und jede Mahlzeit mehr. 4. Alle Kirchgangs-Gastereien der angehenden Eheleute außer der Bewirtung der beiderseitigen Eltern und der vier, den jungen Eheleuten zur Kirche etwa folgenden Verwandten beiderlei Geschlechts, ferner alles sogen. Brautbett-Machen, alles feierliche Schaustellen, Einlegen und Abfahren der Aussteuer und die dabei vorfallenden Gastmahle sind bei 10 Rthr. Brüche verboten. 5. Nur am Tauftage dürfen Eltern und Gevattern ein Mahl veranstalten. Hingegen soll am Entbindungs- und Kirchgangstage niemand zur Mahlzeit gezogen werden, noch sonst am Abende einige Lustbarkeit angestellt werden, sondern es soll nur den Frauen, welche der Hebamme zur Hand gegangen sind

*) Über die in Kiel zu zahlenden Gebühren siehe später.



und die sich nicht etwa nur von selbst eingefunden haben, sondern hierzu besonders geladen gewesen sind, einige Erfrischung gereicht werden. Alles bei 2 Rthlr. Strafe. (Diese Strafe war sehr berechtigt.







Haartrachten im 18. Jahrhundert.

Denn die in Schleswig-Holstein unter dem Namen „Kindsfoot" verbreitete Unsitte, am Tage der Entbindung in Gegenwart und sogar unter Teilnahme der Wöchnerin ein wüstes Gelage zu veran-



stalten, hat natürlich mehr als einer Mutter das Leben gekostet.) 6. Trauermahle, sowohl bei Einlegung der Leichen als am Begräbnistage, mithin alle sogenannten „Erd- und Tröstelbiere", sind bei 10 Rthlr. Brüche gänzlich untersagt; wie denn keiner von den Begleitern, bei 2 Rthlr. Brüche, nach zur Erden bestatteter Leiche sich im Trauerhause wieder einzufinden und daselbst etwas zu genießen hat. Jedoch kann den aus anderen Orten zur Begleitung der Leiche gekommenen nächsten Anverwandten, die wegen der Entlegenheit ihres Wohnortes die Nacht im Trauerhause zubringen müssen, eine mäßige Mahlzeit gegeben werden. — Diese Verordnung, sowie die vorher genannten sollen nicht nur für die Bauern, sondern auch für die auf dem Lande wohnenden Unterbeamten gelten, wie Staller, Hardes-, Birck-, Stifts-, Reit- und Bauernvögte, Hebungs-, Forst- und Jagdbediente, Prediger, Organisten, Küster und Schulmeister, Kammerer, Richter, Rats-, Lehns-, Haupt-, Gemeins- und Rechensleute, Gevollmächtigte und wie sie sonst genannt werden, imgleichen Inspektores, Verwalter, Pensionäre Pächter, Handelsleute und Nahrung-Treibende auf dem Lande u. s. w. Die betreffenden Beamten werden bei Verlust ihrer Bedienung (Amtes) und bei „Fiskalischer Ahndung" angewiesen, keine Übertretung eines der obengenannten Fälle durchgehen zu lassen und alles genau in das Civil-Bruch-Register einzutragen.

Die aus Stein gebauten Häuser aus dem 16. und 17. Jahrh. waren meist, abgesehen von den Treppengiebeln von einfachem unscheinbaren Äußern, ohne besonderen architektonischen Schmuck. Im Innern führte von der Diele eine schmale Wendeltreppe nach dem oberen Stock, an deren Ende sich bisweilen eine offene Galerie nach dem Hofe hinaus und nach innen zu ein gewölbter Vorsaal befand. Der innere Raum der Wohnung war zum größeren Teil der geräumigen Familienstube zugewiesen, in welcher sich meistens die ganze Familie, sehr häufig die Dienstboten mit eingeschlossen, zusammenfand. Wohlhabendere Familien hatten daneben wohl noch eine besondere „Putzstube", die aber nur für vornehmere Besuche und bei besonderen Gelegenheiten geöffnet zu werden pflegte. Die Familienstube war gewöhnlich mit Familienbildern verziert, im übrigen einfach ausgestattet: ein paar hohe Schränke, ein oder einige gewaltige Tische von schwerem Eichenholz mit großen, runden künstlich gedrehten Füßen, Stühle mit Rohr- oder hölzernen Sitzen und hohen, geraden Lehnen, auch wohl bloß hölzerne Bänke um die Tische, oder auf dem Mauervorsprunge, welcher rings um die Stube hin lief, einfache Lederpolster; ein großer weit ins Zimmer vorspringender Kachelofen, bisweilen auch ein eiserner; kleine schief von der Wand herabhängende Spiegel, dazu runde oder eckige Glasscheiben mit Blei eingefaßt — das war die Einrichtung und Ausstattung der Mehrzahl der älteren bürgerlichen Häuser.

Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts und mehr noch im 18. nehmen auch die bürgerlichen Wohnungen sehr häufig ein eleganteres Aussehen an. Schon im Äußern verraten sie durch die ausgedehnten Fassaden, den reichen Schmuck architektonischer Zieraten, die hohen Etagen und die großen Fenster mit hellen großen Scheiben die Nachahmung fürstlicher und adeliger Häuser. Natürlich konnten sich nur große Kaufleute, hochstehende Beamte eine solche Ausgabe gestatten, die gewöhnlichen Bürgerhäuser behielten noch länger den einfachen Charakter der früheren Zeit bei, wenn auch Stuckdecken als Ausdruck eines gewissen Luxusbedürfnisses sich häufiger finden. In Kiel finden sich derartige Häuser mehrfach, so am Markt, in der Holsten-, Flämischen und Dänischen Straße.

Im Innern sind die Treppen breiter und stattlicher geworden, sie sind häufig mit Absätzen versehen, auch wohl mit Statuen, Vasen geschmückt. Die großen Familienzimmer verschwinden, die Familienmitglieder haben ihre Zimmer für sich. Daneben giebt es ein Gesellschaftszimmer, in größeren



Häusern eine Reihe solcher, Flügelthüren führen zu diesem, oft mit Schnitzwerk geziert, die Fußböden sind häufig parkettiert und mit Teppichen belegt, die Decken mit Stuckaturarbeit oder Malerei, die Wände entweder mit Holzgetäfel oder mit seidenen oder Samttapeten überzogen, mit Landschaften und anderen Bildern bedeckt. Die Surports der Thüren schmücken Gemälde, Kupferstiche zieren die Wände der Vorzimmer. Große Spiegel, Kron- und Wandleuchter, reich geschnitzte Konsols mit kostbaren Vasen, endlich kunstreich verzierte Fayence-Öfen vollenden den Schmuck dieser Prunkzimmer. Auf Tischen, auf Schränken und in besonderen Behältern standen die Erzeugnisse der Porzellanfabriken, die in unserem Lande zu so hoher Blüte gelangten.

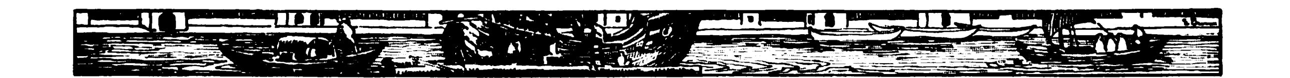


Tracht um 1790.

Solche Häuser haben hier nicht zu den Seltenheiten gehört, abgesehen von dem berühmten Saldern'schen Haus fanden sich ähnliche Zimmereinteilungen in manchen anderen und noch jetzt haben sich in einzelnen Häusern Überreste jenes alten Glanzes erhalten.

Im Laufe des Jahrhunderts trat eine Wandlung ein, „Natürlichkeit" wurde das Schlagwort, das sich durch die Einwirkung der Rousseau'schen Ideen allmählich die Herrschaft errang. Dieses Streben nach Natürlichkeit trat überall zu Tage, in der Architektur, wie in der Gartenkunst, in der Tracht und der Mode. Immerhin dauerte es lange, bevor die turmartig aufgebauten Toupets, die bald aufgebauschten, bald ängstlich zusammengeschnürten Kleider und die gefährlich hohen Stöckelschuhe der Damen, die galonnierten Röcke, die gepuderten und gewichsten Locken der Männer einer freieren, bequemeren, natürlicheren Tracht den Platz räumten.

Nach den Kriegen in dem zweiten Drittel des Jahrhunderts erlangte der einfache militärische Rock und der Stiefel wenigstens im gewöhnlichen Leben, wenn auch nicht im Salon und in der feinen Gesellschaft eine Art von Berechtigung. Die jüngere Generation und die Beamtenwelt legte sich den Zopf bei, während die Älteren und insbesondere die Geistlichkeit an der Perücke, als einem Zeichen der Würde festhielten.



Später in der Sturm- und Drangperiode und insbesondere nach der französischen Revolution fiel auch der Zopf und man begann das Haar frei, in Locken oder wallend zu tragen.

Das bordierte Kleid, die Eskarpins, die seidenen Strümpfe und die Schuhe blieben für die Gesellschaft bis zur französischen Revolution maßgebend. Der Werther-Frack mit den gelben Hosen und den Stulpenstiefeln löste die gestickte Hoftracht ab.

Das häusliche Leben und die Geselligkeit machte im Laufe des Jahrhunderts gleiche Wandlungen durch. Die Erziehung übernahmen bei den Knaben gewöhnlich die Väter selbst, oft unter Hinzuziehung eines Hofmeisters, der Besuch der öffentlichen Schulen war, wie wir schon sahen, nicht beliebt. Bei dem Unterricht waltete allein die väterliche Autorität und die väterliche Anschauung über alles, was wissenswert erschien. Die Unterweisung der Mädchen blieb bei dem Mangel an Lehranstalten ausschließlich der Mutter überlassen und beschränkte sich auf Lesen, Schreiben, Rechnen und zuweilen auf den Unterricht im Französischen.

Wie über die Art der Erziehung, so verfügte auch das Familienhaupt unumschränkt über die Zukunft der Kinder und gewährte ihnen nur selten eine Stimme, wenn es sich um die Wahl des Berufes, die Bestimmung ihrer Studien und die Eingehung der Ehe handelte. Mit einer nach unseren heutigen Anschauungen unbegreiflichen Nüchternheit und Gleichgültigkeit trat man in den Bund für das Leben. Die Ehe ward allgemein rein geschäftsmäßig behandelt. Viele heirateten auf bloße Empfehlung hin ganz unbekannte Mädchen, ja Geliebte schlugen ihren Verehrern ihre Freundinnen vor, wenn die Eltern ihre Einwilligung verweigerten.

In diese Gesellschaft ohne inneren Halt, ohne eine Zusammengehörigkeit, die in althergebrachten Formen dahin lebte, brachte die Mitte des Jahrhunderts eine gewaltige Änderung, Rousseaus Grundsätze, vor allem aber auch die Thaten Friedrichs des Großen, die zum ersten Male wieder ein Gefühl von deutschem Nationalbewußtsein in allen Ständen erweckten, die Worte Lessings und Klopstocks mit ihrer Fülle neuer Gedanken brachten neues Leben in die in Formen verknöcherte Gesellschaft.

Auch mit der Geselligkeit, den Gelegenheiten zur Erholung und geistigen Anregung für Männer und Frauen trat eine Veränderung ein. Zu den Wein- und Bierstuben traten als neue Einrichtung die Kaffeehäuser. In Hamburg wurde das Dreyersche Kaffeehaus der Mittelpunkt eines geistig regsamen Kreises, dem die bedeutendsten Gelehrten und Schriftsteller angehörten. Dort sah man Hagedorn regelmäßig mit seinen litterarischen Freunden verkehren. In Kiel entstand das akademische Kaffeehaus, das mit besonderen Privilegien ausgestattet wurde.

Die Gelehrten pflegten sich zu bestimmten Stunden in den Buchläden, soweit solche überhaupt bestanden, einzufinden, die Neuigkeiten der Litteratur aus erster Hand zu besichtigen. In Kiel finden wir bis 1780 eine, von da ab zwei Buchhandlungen. Erst 1528 hatte die Druckerkunst in Kiel Eingang gefunden, nachdem sie bereits 1486 in Schleswig ausgeübt worden war. Joachim Neumann (1634—1701) ist der erste Universitätsbuchdrucker. Später errichteten die Gebrüder Bossiegel aus Göttingen eine Filiale ihres Göttinger Geschäfts in Kiel, dann gründete Karl Bohn aus Hamburg eine Buchhandlung. Er erhielt als „Universitäts-Verwandter" bedeutende Vergünstigungen, indem er ein Jahresgehalt von vierzig, später von hundert Thalern bezog, Hausfreiheit hatte und außerdem noch von verschiedenen Abgaben befreit war. Sein Nachfolger war der bereits erwähnte Professor Heinze, nach dessen Tode der Buchhändler August Schmidt das Geschäft übernahm.



1780 wurde eine zweite Buchhandlung in Kiel errichtet, indem Kanzleiassessor Schwers eine Leihbibliothek nebst Antiquariat gründete, aus welchem später die Schwerssche Buchhandlung hervorging. Erwähnung verdient, daß die seiner Zeit von Bode und Lessing eröffnete Gelehrten-Buchhandlung ihren Sitz in Dessau und Kiel hatte. Besondere Bedeutung erlangten die Kieler Buchhandlungen nicht, Hamburg, insbesonders nachdem Perthes seine Buchhandlung dort gegründet, beherrschte den ganzen literarischen Markt in Norddeutschland.

Nach und nach hatte sich die Stellung der Frauen verändert, sie traten aus ihrer Zurückgezogenheit heraus; Frauen und Mädchen erschienen immer häufiger in der Gesellschaft und nahmen an den Gesprächen der Männer teil. Der Umgangston ward freier, die Unterhaltung mannigfaltiger und beweglicher. Die steife Absonderung der Geschlechter in den Gesellschaften, namentlich beim Essen, ward aufgegeben, und an ihre Stelle trat die bunte Reihe. Gemeinschaftliche Lieder wurden gesungen, Pfänderspiele gespielt u. s. w. An manchen Orten blieb jedoch der alte Ton noch bestehen, so erzählt Schumacher von dem Gesellschaftsleben in Husum um 1800 folgende charakteristische Züge:

„In Familienkreisen, wo gemischte Gesellschaft war, saßen die Frauen und Töchter vor Tisch abgesondert, und flüsterten allein, wahrscheinlich nur von Küche und Dienstboten. Die Männer spielten l'hombre, oder gingen auf und ab, und langweilten sich. Bei Tisch führten nur die letzteren die Unterhaltung, die Weiber und Töchter schienen anzunehmen, daß es sich für sie nicht zieme, mitzusprechen. Die Bewirtung war immer ausgesucht, und dies war der einzige Triumph, den die Weiber erstrebten.

An Sonn- und Festtagen mußte der ganze Familienkreis sich bei den Großvätern oder Vätern der Familie einfinden; die Pietät forderte das, und wenn sie sich auch halbtot gähnten, so war das einmal so, und schien nicht anders werden zu können. Einzelne wenige Fremde wurden zuweilen zugebeten.

Die Haupt- und Staatsaktionen, d. h. große Diners, hatten einen sonderbaren Charakter. Nur Herren wurden gebeten, und genau soviel, als der Saal fassen konnte. Man sammelte sich präzise 2 Uhr, dann gab der Wirt das Signal, und man trat in den Eßsaal. Bei jedem Couvert stand sogleich eine Flasche Wein, und damit die Gäste nicht blöde im Trinken sein möchten, stand an der Wand eine Batterie Flaschen aufgestellt, die zwei- und dreifach den Abgang ersetzen konnte. Man setzte sich, und entweder ganz unten am Tisch, oder an einem kleinen Nebentisch im Winkel saß die Frau, mit einer leinenen Schürze gegen alle Anfälle von Saucen und dergleichen gedeckt, um aufzuwarten, wobei ihr die Mädchen auf Kommando halfen. Nun ward gegessen, und zwar con amore und die gesellige Artigkeit forderte, bei jedem Gericht zu bemerken, daß es vortrefflich sei. Dann verneigte sich die Frau, und der Wirt lächelte zufrieden. Hierzu gehörte auch keine Heuchelei; die Tafel war immer ganz virtuosenmäßig in Materie und Form. Man trank brav, doch von unseren Toasten, Reden, gar von politischen Reden, keine Spur; höchstens eine altväterliche oder witzige, zuweilen gereimte scurrile Gesundheit, das war alles.

Je mehr die Gäste aßen und tranken, desto mehr fühlte sich der Wirt geehrt. Wer nur das magere Feld der Unterhaltung mit einigen Späßen würzen konnte, war der Held; aber zu fein mußten sie nicht sein, sonst wurden sie nicht verstanden. Trank jemand ein Glas zu viel, und machte etwas dummes Zeug, so ward dies nie als Exzeß gerügt, sondern man sah es als ein Kompliment für den Wirt und seinen Wein an, man lachte, und gedachte am anderen Tage der



Sache gar nicht weiter. Das altmodische Scharftrinken stand damals auf der Grenze seiner Zeit, und hat sich später in eine Mäßigkeit verloren, von der man damals keine Idee hatte. Gegen 5 Uhr war das Diner aus, man trank Kaffee, ging vielleicht sogar ein Stündchen nach Hause, und kam um 6 Uhr wieder. Dann ward l'hombre gespielt, nicht hoch, aber mit Eifer, und gewöhnlich mit Kunde des Spieles. Dabei gab es Thee, und zur Erfrischung der Lebenskraft einen Schnaps. Um 9 Uhr war dies in der Regel zu Ende; und nun ging es in den großen Saal, wo die große Bowle mit Punsch fertig stand. Man setzte sich rund umher und sang und zwar so recht Lieder aus der alten Zeit, je sinnloser je besser, um nur durch irgend ein Wort oder einen Gedanken einen Impuls zum Leeren der Gläser zu geben. So z. B. „Auf der Brücke zu Paris, da sitzen die Herren von St. Mathies, Sie sitzen da, in Gloria, Und trinken solcher Materia". Während des Refrains: „Materia, Materia" mußte jeder der Reihe nach sein Glas leeren. Oder: „Kaiser Carl de har en Peerd, Dat was en ohle Stute; Op einem Oge was se blind, dat andre was rein ute"; rein ute, sang alles und man trank: rein ute. Jetzt ist es fast unbegreiflich, wie dergleichen amüsieren könne; damals fand man es sehr natürlich, und so ein Lied ward so oft wiederholt, als Personen da waren. So ganz allmählich schlich sich ein und das andere Kommerslied besserer Art ein, und fand Beifall bei den Alten. Hatte aber jemand Gedächtnis und Laune, plattkomische Sachen vorzutragen, so war er ein besonders angenehmes Mitglied der Societät.

Erholungen und Spazierengehen war eine Sache, die man in Husum nicht kannte. An den schönsten Sommertagen und Abenden ging man nicht zu Felde, sondern in ein Wirtshaus, wo bei Rauch und Bier und Schnaps gespielt oder geklöhnt ward, bis 8 Uhr; dann ging es noch nach dem Keller, d. h. Ratsweinkeller, wo ein Quart Wein getrunken ward. Dies dauerte bis 10 Uhr, und am anderen Tage war es wieder wie gestern.

Wie langweilig, geistlos war dieses Treiben, aber es war ein Zeichen der Zeit, Fußwanderungen, Spaziergänge waren im vorigen Jahrhundert und bis in das erste Jahrzehnt unseres Jahrhunderts hinein im Norden etwas Ungewohntes. Wer nicht reiten oder fahren konnte, blieb zu Hause; selbst, wer nur 4 oder 5 Meilen zu den Seinigen hatte, mußte mit der Post oder irgend einer Gelegenheitsfuhr in den Ferien dorthin kommen.

Wer von Gebildeten mit seinem Schnappsack auf der Landstraße zu Fuß betroffen wäre, wäre verhöhnt worden, er wäre ja gereist, wie die Knoten reisen, und kein Gastwirt hätte es ihm geglaubt, daß er keiner sei, sondern ihm gleich entgegengerufen: „Hier nicht, die Herberge ist dort weiter hin."

Von dem materiellen Befinden der verschiedenen Klassen der Bevölkerung, ihren Erwerbs- und Nahrungszuständen und ihren Ansprüchen auf Lebensgenuß und den Mitteln zu deren Befriedigung, dem Verhältnis von Wohlstand und Armut läßt sich für das vorige Jahrhundert nur ein unvollständiges Bild entwerfen, erst für das letzte Drittel desselben fließen die Quellen reichlicher.

Hinsichtlich des Genusses der Nahrungsmittel haben wir durchaus keine festen Anhaltspunkte, die Fleisch- und Brotpreise waren erheblich niedriger als heutzutage, selbst wenn man den niedrigen Geldwert in Betracht zieht. Erwähnung verdient, daß Kartoffeln oder „Potatoes", wie sie auch genannt wurden, wenig gebaut wurden; nach 1790 bedurfte es wirksamer Beispiele aufgeklärter Landsleute oder eingewanderter Fremder, um zum reichlicheren Anbau anzuregen. Milch wurde viel getrunken. Wein wurde damals im Verhältnis mehr getrunken, als jetzt, wo das Bier die Herrschaft errungen hat. Einheimisches Bier, bisweilen auch fremde Biere, deren Verzapfung,



wie wir sahen, von besonderen Privilegien abhängig war, wurde bei weitem nicht in dem Maße wie jetzt getrunken. Dagegen nahm der Genuß des Branntweins zu. Früher hatten nur wohlhabende Leute etwas Branntwein getrunken und auf dem Lande ward bei Festlichkeiten allein dem Pastor ein Spitzglas voll vorgesetzt. Gegen Ende des Jahrhunderts war das Branntweintrinken jedoch schon allgemein geworden, und brachte manchen an den Rand des Verderbens. Grog, Glühwein und Punsch gehörten zu den beliebtesten Getränken.

Auch Kaffee wurde bereits getrunken, freilich noch lange nicht in dem Umfang, wie heutzutage. 1680 war das erste Kaffeehaus in Hamburg errichtet worden, Mitte des 18. Jahrhunderts wurden in Groß-Flintbek ungefähr 4 Pfund Kaffee jährlich verbraucht, 1786 gab es dort schon zwei Krämer, die allein lotweise an die ärmeren Einwohner 200 Pfund im Jahre verkauften. (Provinzialberichte 1787.) Thee wurde hauptsächlich an der Westküste getrunken, er fand nicht solche Verbreitung, wie Kaffee. Auch der Tabakgenuß nahm von Jahr zu Jahr zu.

In Bezug auf Reinlichkeit war die Physiognomie der meisten Städte und auch Kiels im vorigen Jahrhundert unstreitig viel weniger wohlthuend als heutzutage; die Beleuchtung lag sehr im Argen und blieb es noch lange Zeit. Die Straßenpflasterung war schlecht und mangelhaft. Das liebe Vieh nahm beim Austreiben wenig Rücksicht auf Spaziergänger und war für die Sauberkeit der Straßen nicht sehr förderlich. Neben den städtischen Wohnhäusern sah man noch häufig strohgedeckte Wirtschaftsgebäude liegen und Misthaufen neben denselben sorgten nicht gerade für die Verbesserung der Luft.

An anderer Stelle erwähnte ich bereits des neu erwachten geistigen Lebens in den Herzogtümern und die Bedeutung desselben für die Bewegung der damaligen Zeit.

Auf den Gütern Holsteins, in Kiel, in der Gegend von Halberstadt, in manchen Teilen von Thüringen, Westfalen und den Rheinlanden, in Hamburg und fast in jeder größeren Stadt entstanden Vereine für ästhetische Zwecke, Lesezirkel und litterarische Gesellschaften, die, zusammengesetzt aus Gliedern der verschiedensten Berufskreise, bei gemeinsamer Lektüre Gelegenheit boten, über das Gelesene und daran anknüpfende Fragen abweichende Meinungen vergleichend zu berichtigen.

So wurde unter verschiedenen Gesellschaftsklassen, die sonst durch die Schranken der Rangklasse geschieden, eine Gleichheit des Bildungsgrades und allmählich eine Ebnung der schroffen Standes- und Ranguntershiede angebahnt.

So vor allem auch in Holstein, Dänemark und dem benachbarten Hamburg, Lübeck und Eutin. Ein warmer und freisinniger Anteil an den Bewegungen des Staatslebens, gründliche Sachkenntnis, wissenschaftliche Geistespflege und ein geläuterter Kunstgeschmack zeichneten den holsteiner Adel schon lange vor den Rittergeschlechtern anderer Lande vorteilhaft aus.

Um 1751, zur Zeit König Friedrichs V., erlangte durch den Minister von Bernstorff deutsches Element und deutsche Bildung die Vorherrschaft in der dänischen Regierung. Bernstorff verschaffte Klopstock durch Sicherung der Mittel Gelegenheit zur Vollendung des Messias, er zog hervorragende deutsche Männer der Wissenschaft nach Kopenhagen und gewährte namhaften deutschen Gelehrten reiche Unterstützung. Auch Christian VII. wandte der deutschen Wissenschaft lebhaftes Interesse und frei-



gebige Förderung zu, er gewährte Preßfreiheit und war, so lange bis ihn unheilbare Krankheit packte, ein Freund und Gönner aller schönen Künste und Wissenschaften.

Nur in Worten des Dankes kann stets des Verdienstes gedacht werden, das sich Christian VII., wie sein Sohn und Mitregent um die Hebung der deutschen Hochschule seines Landes erwarb. Stets war man bedacht, hervorragende Lehrer heranzuziehen und die Hochschule in jeder Weise zu heben. Kopenhagen und Kiel, jene als Haupt- und Residenzstadt, diese durch häufige Anwesenheit fürstlicher Herrschaften zugleich der Schauplatz heiteren Gesellschaftslebens, lockten die adelige Jugend Holsteins zu längerem Besuche und boten im Verkehr mit einem hochgebildeten Fürstenhause, mit ausgezeichneten Staatsmännern, gelehrten Professoren und strebsamen Studenten nicht allein Freuden und Feste des Hofes, Welterfahrung und jugendlichen Frohsinn, sondern auch gründliche, wissenschaftliche Belehrung.

Auf solchem Wege erlangte der begüterte Adel Holsteins einen Grad der Bildung, der bald zum Bedürfnis in der höheren Gesellschaft wurde und bewirkte, daß dort das Vorurteil der Standesunterschiede durch das anerkannte Recht geistiger Ebenbürtigkeit gemildert wurde.



Graf Reventlow-Emkendorf.
Nach einem Ölgemälde.

Auch am fürstbischöflichen Hof zu Eutin nahm man eingehenden Anteil an diesen Bestrebungen und schuf dort durch Friedrich Leopold von Stolberg, der dem dortigen Staatsdienste schon zur Zeit Herzog Friedrich Augusts gewonnen war, ein zweites Weimar. Hierher berief Stolberg 1782 Voß, um an Stelle des zur Professur nach Kiel berufenen Eckermann das Rektorat zu übernehmen, und letzterer bildete bald den Mittelpunkt des geistigen Lebens dort. Dieser Kreis bestand vor allem aus Gerstenberg, der 1783 nach Eutin gezogen war, dem Schwager von Voß, Rudolf Boie, der als Konrektor nach Eutin berufen war, wo er 1795 starb, dessen Nachfolger Gabriel Gottfried Bredow, dem Hofprediger Georg Heinrich Albert Uckert, dem Justizrat Trede, dem Hofarzt Hellwag, dem Kabinettssekretär Wilhelm Christian von Halem, aus den Malern Strack und Tischbein, dem Minister von Holmer, dem Kammersekretär Nicolovius, dem Schwiegersohn von Goethes Schwager Schlosser und vor allem aus Friedrich Heinrich Jacobi. Für einige Jahre 1796—98 nahm auch Schlosser selbst dort seinen Wohnsitz.

War so der Kreis nicht allzugroß, so fehlte es nicht an durchreisenden oder zum Besuche verweilenden Freunden aus der Fremde, die im stillen Rektorshause einkehrten. Mehrmals erschienen der Kanzler Cramer aus Kiel, Overbeck aus Lübeck, Claudius und Klopstock aus Wandsbek und Hamburg, Lavater aus Basel, die Fürstin Gallitzin aus Münster als gern gesehene Gäste. Lebhaft war der Verkehr mit dem Kammerherrn von Hennings in Plön, dem Schwager des bekannten Hamburger Arztes Reimarus. Durch den Zutritt von Jacobi und Schlosser war der eutinische Kreis zu solcher Vielseitigkeit und Größe gelangt, daß von ihm die hervorragendsten Leistungen auf Staat und Kirche, Lehre und Kunst erwartet wurden. Doch nagte schon im Geheimen der Zahn der Zwie-



tracht und Zerstörung, welcher in kurzer Zeit das Band vernichtete, das Fürstenhuld, hochherziger Sinn, treue Wahrheitsliebe und Begeisterung für das Gute, Edle, Schöne um die auf dem engen Raume eines kleinen Landstädtchens zusammengeführten Dichter und Denker geschlungen hatte.

Sehr lebhaft war der Verkehr zwischen Eutin, Plön und Kiel, besonders seitdem die Cramersche Familie in Kiel ansässig geworden. Das Haupt derselben, Johann Andreas Cramer, geboren zu St. Georgenstadt im Erzgebirge, wurde schon auf der Universität mit Klopstock befreundet, dessen Einfluß ihm 1754 den Ruf zum Oberhofprediger und Konsistorialrat in Kopenhagen verschaffte. 1772 sah er sich genötigt, sein Amt in Kopenhagen niederzulegen und das Amt eines Superintendenten in Lübeck anzunehmen, welches er jedoch 1774 wieder aufgab, um als Professor der Theologie und später als Kurator der Universität in Kiel zu wirken. Ein Mann von seltener Vielseitigkeit und umfassendster Wirksamkeit. Kirchenhistoriker, Kirchenliederdichter, vorzüglicher Kanzelredner, Begründer des homiletischen und eines Schullehrerseminars, Verfasser des Schleswig-Holsteinischen Gesangbuches und eines Landeskatechismus wirkte er gleichzeitig für die Berufung neuer Universitätslehrer, für die Vermehrung der Bibliothek, für die Verbesserung der akademischen Gesetze, für die Gründung der Professorenwitwenkasse. 1788 starb er, betrauert von seinen Schülern, seinen Hörern und Mitbürgern, die in ihm den hervorragenden Kanzelredner, Lehrer, Gelehrten und Dichter verehrten. Sein ältester Sohn Karl Friedrich, 1752 geboren, 1775 Professor der griechischen und orientalischen Sprachen in Kiel, verlor 1794 sein Lehramt seiner ausgesprochenen Vorliebe für die französische Revolution und seiner sehr freiheitlichen Gedanken wegen. Er zog dann nach Paris, gründete dort 1796 eine Druckerei und Buchhandlung, verlor dabei jedoch sein ganzes Vermögen und kehrte arm und geprüft in die Heimat zurück, um in derselben 1808 sein Leben zu beschließen. Der andere Sohn war der als Rechtshistoriker und Kritiker berühmte Romanist Andreas Wilhelm Cramer.



Johann Andreas Cramer, geb. 1728, gest. 1788. 1774—1788 Professor in Kiel. Nach einem Stich von Pretsler.

Sehr erwünscht für Voß und seine Gesinnungsgenossen war der Gewinn des Schwiegersohnes Wielands, Karl Leonhard Reinhold, des bedeutenden Philosophen (1794), für die Kieler Universität. Eine andere Richtung vertrat Johann Friedrich Kleucker, der als starrer und strenger Orthodox von dem Emkendorfer Kreise 1798 zur theologischen Professur nach Kiel berufen war, wo er 1827 starb. Dem Kreise gehörten ferner an der Historiker Hegewisch, der berühmte Entomologe Fabricius, der Archiater Hensler und der Kameralist Niemann.

Ein reger Gedankenaustausch fand auch zwischen Eutin, Kiel, Lübeck und Hamburg statt. In



Lübeck waren es Overbeck, der Prediger Geibel und Frau von Rodde; in Hamburg, dessen geistiger Mittelpunkt einst Lessing und der Reimarussche Kreis bildete, lebten um die Wende des Jahrhunderts neben Büsch und Klopstock viele für die Litteratur begeisterte Männer, wie Sieveking und Heß, ein Perthes wirkte als Verbreiter der schönen Wissenschaften. Zerstreut im Lande lebten noch eine Zahl anderer bedeutender Geister, so in Wandsbek Matthias Claudius, in Tremsbüttel Christian Stolberg, auf Altenhof Cay Reventlow, auf Nütschau Adam Moltke, in Meldorf Boie und Niebuhr und endlich auf Emkendorf, einem Musensitz auf dem Lande, Friedrich Reventlow, der Kurator der Kieler Universität von 1800—1808 war. Er und vor allem seine hochgebildete, für alles Schöne so sehr empfängliche Gemahlin, Gräfin Friederike Juliane, geb. Schimmelmann, schufen auf ihrem anmutigen Landsitz einen Mittelpunkt geistigen Verkehrs, der alle die Elemente anzog und erwärmte, die in dem gleichen Streben wirkten und schafften.



Klopstock. Nach dem Stich von C. Müller nach dem Gemälde von Juel.

Einen nicht zu verkennenden Einfluß auf das ganze Leben und Treiben in Holstein, auf den frischeren Zug, der sich allerorten bemerkbar machte, hatten auch die vielen Emigranten, die durch die Revolution oder Napoleons Despotismus aus Frankreich vertrieben, in Holstein und Hamburg eine Heimstätte gefunden hatten. Es ist, und nicht mit Unrecht, behauptet worden, daß diese Emigranten, die besonders zahlreich in Hamburg sich niederließen, viel Übles nach Deutschland verpflanzt hätten; daß Leichtsinn, Roheit und Sittenverderbnis zugenommen habe, aber es darf nie vergessen werden, daß diese schlechten Menschen nur ein kleiner Bruchteil der großen Zahl der Ausgewanderten war, daß sich unter diesen auch sehr, sehr viele befanden, die sich bemühten, auf ehrliche, rechtliche Art und Weise ihr Brot durch ihrer Hände Arbeit zu verdienen, denn nur einem ganz geringen Bruchteil der vornehmen Gesellschaftsklasse Frankreichs war es gelungen, aus den Trümmern ihres vormaligen Glückes so viel zu retten, daß sie sich Grundstücke kaufen oder von ihren Renten leben konnten. Der wohlhabenderen, angeseheneren Klasse gehörten die Emigranten an, die sich nach Holstein gewandt, und besonders in oder in der Nähe von Plön ein Asyl gefunden hatten. Zu diesen zählten: Lafayette, der nach dem Vertrage von Leoben 1797 aus seiner Haft in Olmütz entlassen und auf Wittmolt bei Plön ein Unterkommen gefunden hatte, Pauline von Montague, geborene v. Noailles, der Herzog von Lioncourt, Dumouriez, Frau von Genlis, General Danican, General Dumas, General Moubourg, Lameth, Graf Portalis, die Gemahlin Ludwigs XVIII., der Herzog von Orleans, später als Louis Philipp, König der Franzosen bekannt und andere mehr.

Es ist natürlich, daß sich in Kiel oft diese Schöngeister zusammenfanden und dort ein reger Austausch der Gedanken stattfand; schon 1776 hatte Klopstock in Gemeinschaft mit Büsch, Gerstenberg und Friedrich Leopold Stolberg Kiel besucht. Klopstock, der begeisterte Verfechter des Badens, Schwimmens und Tauchens, frönte in der Kieler Bucht dieser Leidenschaft und badete fast täglich



zweimal dort. Heitere Szenen scheinen dabei vorgefallen zu sein, die umsomehr auffielen, als das Baden im offenen Wasser damals noch für etwas Außergewöhnliches galt. Klopstock selbst berichtet hierüber in einem Briefe an Schönborn vom 8. August 1776: „Wir sind acht Tage dort gewesen. Weil ich in der großen Hitze, die wir hatten, ohne Baden die Freuden des Wiedersehens nur halb würde genießen können, haben wir manchen Tag zweimal dem Kieler Jungfernstieg gegenüber an einer Stelle, wo sich die Küste erhebt, gebadet. Einmal sind wir von braven Leuten mit einem Teleskope bekukt, und ein andermal von Professoren bemäkelt worden, und zwar folgendermaßen: Da sind denn nun diese Herren hergekommen, um ihre geistigen Aufwallungen in der Ostsee abzukühlen. Stolberg deklamierte einmal Verse aus Homer, bald aus dem Original, bald aus seiner Übersetzung, und ich machte die Gestus dazu, auf der Fläche des Wassers nämlich, und ihm oft ins Gesicht. Wenn er es mit Poseidonen zu laut machte und es gar selbst sein wollte, so bekam er solche Wellen ins Gesicht, daß er fliehen mußte."

Gleichzeitig fesselt zu der Zeit die Reisenden in Kiel ein Kreis herzlich wohlgeneigter und gleichgesinnter Freunde, den der alte, ehrwürdige Kanzler Cramer, dessen Sohn Karl Friedrich, der sanfte und fromme Professor Ehlers, dessen geistreiche Frau und die nicht minder ausgezeichnete Gattin des Entomologen Fabricius, geborene Ambrosius, die Jugendgeliebte Klopstock's, endlich der als historischer Sammler verdiente Noodt um sie schlossen. In seinen Briefen schreibt Stolberg begeistert über diese Anwesenheit in Kiel. Auch hätte wenig gefehlt, daß J. H. Voß eine Professur in Kiel erhalten hätte; die Eifersucht Karl Friedrich Cramers zerschlug diesen Plan.

Ein anschauliches Bild des Lebens und Treibens auf den Gütern gegen Ende des Jahrhunderts giebt uns Pfaff in seinen Lebenserinnerungen. Er schreibt:

„Es war für mich von einem hohen Werte, daß ich durch die Hospitalität der gräflichen Familie, mit welcher ich die Reise nach Italien gemacht hatte, in Emkendorf, ihrem schönen Landsitze, die angenehmste Erholung von meinen Berufsarbeiten fand, und daselbst weitere interessante Verbindungen anknüpfen konnte. Das schöne große Gebäude in regelmäßigem Stil, doch ohne architektonische Ausschmückung, entsprach mit seiner reichen inneren Ausstattung den großen Mitteln, die dem Grafen zu Gebote standen. Diese innere Ausstattung war die Frucht einer zweimaligen Reise desselben nach Italien und seiner Kunstliebhaberei, sowie seiner Kunstkenntnis. Gleich auf dem ansehnlichen Vorplatze wurde man von einem herrlichen Standbilde des Apoll von Belvedere überrascht.

Die meisten Gemächer waren teils mit einigen Originalgemälden der ersten italienischen Künstler geschmückt, und einige der Zimmer waren von einem sehr talentvollen jungen italienischen Maler, den der Graf von seiner letzten Reise mitgebracht, sehr geschmackvoll al fresco gemalt, eines namentlich, welches die Begebenheiten Telemachs darstellte. Von den Gemälden selbst hebe ich hervor die Hauptgruppe aus Raphaels Schule von Athen, beinahe in Lebensgröße von dem berühmten Mengs kopiert, ein wahres Meisterstück, das ich fast dem Originale im Vatikan, das schon gelitten hatte, vorziehen möchte, ferner den heiligen Michael, als Überwinder des Satans nach Guido Reni, eine Verkündigung der Maria nach eben demselben, eine höchst gelungene Kopie einer der ansprechendsten heiligen Familien Raphaels, ein großes Originalgemälde von Angelika Kaufmann, mit allem Reiz, der ihre Gemälde charakterisiert, ausgestattet, aber in dem Gegenstand, ohne Handlung, nicht gut gewählt, nämlich Juno, welche die Venus um ihren Gürtel bittet, mit dem kleinen schelmisch aussehenden Amor zur Seite der letzteren. Ferner eine trefflich gedachte Zeichnung von Carstens: Sokrates im



Korbe schwebend und sein trefflich charakterisiertes Publikum apostrophierend nach Aristophanes, zwei schöne Hackertsche Landschaften, ferner eine des Sees von Albano mit ruhenden Kühen und ihrem Hirten im Vordergrunde, den Tierzeichnungen eines Paul Potters nicht nachstehend, von Denis u. s. w. Einen nicht geringen Schmuck gewährte auch eine antike Gruppe in Marmor, Amor und Psyche darstellend. Es ist zu bedauern, daß die der Wohnung nächste Landschaft nicht zu jenen freundlichen gehört, welche den Osten Holsteins und seine dortigen Meeresufer schmücken, indem dieselbe, mehr mitten im Lande gelegen, sich an den öden Heiderücken der Mitte des Landes anlehnt und zum Teil den Charakter desselben an sich trägt, doch ist die Kunst durch hübsche Anlagen besonders von schönem größtenteils nordamerikanischen Nadelholze, das die leichten Anhöhen ziert, der hier stiefmütterlichen Natur bestens zu Hilfe gekommen, auch ist eine kleine, aus einem Teiche abfließende Aue zu einem freilich nur schwach rauschenden Wasserfalle durch künstlich angebrachte Felsen benutzt, und in einer nicht zu großen Ferne ladet ein freundlicher Buchenwald zu Spaziergängen ein. Dem Leser dieser Erinnerungen ist der edle Besitzer dieses Gutes zwar schon hinlänglich bekannt, doch möchte ich, da er mehrere Jahre die wichtige Stelle eines Kurators der Universität bekleidete, noch einiges zu seiner näheren Charakterisierung hinzufügen. Von mittlerer Größe, blond, von regelmäßigen Gesichtszügen konnten seine großen offenen blauen Augen durch ihren freundlichen Ausdruck sehr gewinnend sein, doch war der gewöhnliche Ausdruck derselben mehr ernst, und verriet die innere Thätigkeit, welche an Zerstreutheit grenzte. Er war, wie Jacobi von ihm sagte, gleichsam zum grand seigneur geschaffen, und wußte vortrefflich die Honneurs des Hauses zu machen. Doch bildete oft damit einen wunderbaren Gegensatz ein Geist des Widersprechens, der ihn beherrschte, und der bei der ersten Bekanntschaft ihn oft verkennen ließ.



Gräfin Rantzau.
Nach einem Steindruck.

Als ich meinen Freund Brandis zum erstenmal in Emkendorf einführte, hatte ich versäumt, diesen mit jenem eigentümlichen Zuge bekannt zu machen. Wir kamen kurz vor der Mittagstafel in Emkendorf an, und der Graf hatte eben noch eine Viertelstunde Zeit, den neuen Gast zu bewillkommnen und sich mit ihm in ein Gespräch einzulassen. Dasselbe bestand nun in einem fast ununterbrochenen Widersprechen von seiten des Grafen. Bei Tische war die Unterhaltung nicht weniger polemisch, und unmittelbar nach der Mahlzeit begleitete uns der Graf mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit, in welcher er uns fast in den Wagen hineinhob. Kaum hatten wir uns entfernt, so apostrophierte mich Brandis in seiner gewöhnlichen derben Manier: Aber warum haben Sie mich auf diesen seltsamen Mann nicht vorbereitet? Worauf ich nur antworten konnte: Sie werden ihn schon näher kennen lernen. Noch muß ich ein eklatantes Beispiel von diesem, ich möchte fast sagen, angeborenen und gleichsam unbewußten Hange zum Widersprechen anführen. Als ich in einer Unterhaltung mit demselben, um einer Vereinbarung bei unserm Disputieren näher zu kommen, von einem unbestreitbaren Grundsatze ausging, mich äußernd: Ew. Exzellenz werden doch ohne weiteres zugeben, daß zweimal zwei vier sind? Keineswegs, war die Antwort. Der Graf zeichnete sich durch einen hohen moralischen Mut



aus, mit dem er, was sein Rechts- und Ehrgefühl anerkannt hatte, unter allen Umständen vertrat und nie verleugnete, selbst auf die Gefahr hin, bei den höchsten Personen Anstoß zu geben. Ich führe hier einen Fall an, in welchem derselbe manchem vielleicht eine gewisse Grenze überschritten zu haben scheinen möchte.

Die dänischen Militärärzte, die bei der Armee, welche damals im Kantonnement in Holstein lag, angestellt waren, suchten sich bei dem Kronprinzen durch eine besondere Sorge, welche sie für die Gesundheit der Soldaten zeigten, zu insinuieren, und klagten bei dieser Gelegenheit unsere Apotheken und andere Mängel unseres Medizinalwesens an. Das schleswig-holsteinische Sanitätskollegium war vor nicht langer Zeit neu errichtet worden, und der Graf war Chef desselben. Der Kronprinz äußerte sich bei der Tafel gelegentlich mißfällig über dieses Kollegium, und schloß damit, daß er auf seine Militär-Chirurgen mehr halte, als auf die medizinische Fakultät, welche letztere er aus Versehen mit dem Sanitätskollegium verwechselte, weil jene ihre Hände auch zu gebrauchen wußte. Ein bei der Tafel Anwesender hinterbrachte dies unvorsichtigerweise dem Grafen. Zufällig war um diese Zeit von dem Sitze der Regierung, die eigentlich in Kopenhagen war, ein mit des Königs Unterschrift versehenes Belobungsschreiben an das Kollegium für den Eifer, mit welchem es dem damals gefürchteten Eindringen des gelben Fiebers in unsere Küstengegenden, namentlich durch eine Aufforderung an den Patriotismus ihrer Bewohner, entgegengewirkt hatte, eingegangen. Da der Graf fast unmittelbar nach jenem Vorgange zur Tafel geladen wurde, bat er sich vor derselben eine Audienz beim Kronprinzen aus, um jenen, gegen das Sanitätskollegium geäußerten Tadel ausdrücklich abzulehnen, und die Ehre des Kollegiums, sich auf jenes Belobungsschreiben berufend, zu verwahren. Wenn es gleich nicht zu leugnen ist, daß ein aus einem höheren Stande gewählter Kurator einer Universität vielleicht nicht immer mit völliger Sachkenntniß in die Interessen einer solchen gelehrten Anstalt einzugehen vermag, ja auch leichter der Versuchung unterworfen ist, seine Autorität geltend zu machen gegen Professoren, die freilich auch nicht vom gelehrten Stolze frei sind, so gewähren doch die Stellung und die höheren Verbindungen eines solchen Kurators den großen Vorzug, daß er manches zum Besten der Anstalt durchsetzen kann, und bei dem warmen Interesse, welches Graf Reventlow für die Förderung der Wissenschaften und ihrer Pfleger nährte, konnte es nicht fehlen, daß ihm die Universität manche Verbesserung und Fortschritte verdankte, wohin ich namentlich die Gründung des botanischen Gartens, des akademischen Laboratoriums, der Hebammen- und Gebäranstalt, sowie des philologischen Instituts und die Vermehrung des akademischen Fonds rechne. Die Gemahlin des Grafen war leider durch ihre Kränklichkeit verhindert, persönlich in das gesellschaftliche Leben einzugreifen. Sie war eine durch Herz und Geist gleich interessante Dame, von einer höchst bedeutenden Physiognomie, und durch ihre großen ausdrucksvollen, fast schwärmerischen Augen äußerst anziehend. Nach ihrem religiösen Sinne ergriff sie den Gedanken zu mächtig, daß ihr Leiden gleichsam als Prüfung ihr auferlegt sei, und wurde dadurch zum Teil malade imaginaire.

So war sie zu dieser Zeit beständig bettlägerig, aber dies hinderte nicht, daß sie in gewisser Hinsicht die Seele des ganzen Kreises war, den sie abwechslungsweise um ihr Lager zur geistreichen und belebenden Unterhaltung versammelte. Der bei meiner Ankunft engere Kreis in Emkendorf vermehrte sich bald durch den länger dauernden Besuch der interessanten und durch Gestalt und Physiognomie imposanten Gräfin Dernath, Tochter des berühmten Staatsministers Grafen Andreas von Bernstorff, mit zwei jüngeren Kindern, einer Tochter und einem Sohne, nebst zwei anmutigen jungen Damen,



wovon die eine, später die Gattin des bekannten hochgeschätzten Arztes Etatsrat Hegewisch, sich durch Geist und Genialität auszeichnete; später erweiterte sich der Kreis noch durch ein merkwürdiges Paar, die originelle oft an ihr edles Brüderpaar erinnernde Gräfin Katharina Stolberg und ihr unzertrennlicher Freund Etatsrat Schönborn, der früher den Konsulatsposten in Algier bekleidete, dann unter dem Grafen Reventlow, als damaligem Gesandten in London, den Posten eines Legationssekretärs versehen, nach dessen Abgange einige Jahre die Geschäfte der Gesandtschaft vertreten hatte, und dem nun in seinen älteren Jahren der ihm sehr befreundete Graf dieses Asyl eröffnet hatte, wo er auch im hohen Alter starb. Das Andenken der höchst belehrenden und originellen Unterhaltung mit diesem durch sein Äußeres allerdings auffallenden Manne, das wohl an Algier erinnern konnte, der gleich tief in die Philosophie der Alten wie der Neueren eingedrungen war, und dem die Politik und die Sitten der Völker nicht minder bekannt waren, ist mir unvergeßlich geblieben, und er verdiente es wohl, daß ihm sein Freund Rist in einer Biographie ein würdiges Denkmal setzte. In den Jahren 1798 und 1799, von denen hier zunächst die Rede ist, gewann die Emkendorfer Gesellschaft noch ein besonderes Interesse durch die Anwesenheit zweier Familien französischer Flüchtlinge vom Monate Fructidor des Jahres 1797. Der eine war der später zum Grafen erhobene Portalis mit seinem etwa zwanzigjährigen Sohne Charles Portalis, jetzigem ersten Präsidenten des Cassationshofes in Paris. Der andere der bekannte General Dumas, später Pair von Frankreich. Beide entzogen sich durch die Flucht der Proskription, die über diejenigen verhängt war, welche einer Verbindung zur Herstellung der Monarchie verdächtig waren. Dem Vater und Sohne Portalis war gleichsam eine neue Heimat in Emkendorf gastfrei geöffnet. Dumas mit seiner liebenswürdigen Gattin und Tochter hatte eine gleiche Aufnahme bei dem Grafen Christian Stolberg gefunden, war aber auch auf längere Zeit zum Besuche in Emkendorf. Die beiden bedeutenden Männer waren, jeder in seiner eigentümlichen Art, in hohem Grade interessant. Der alte Portalis, früher Advokat in Aix, dann Mitglied des Rates der Alten und auch Präsident desselben, hatte in seinem äußeren Benehmen etwas Herzliches und Biederes, abweichend von der gewöhnlichen Höflichkeitsform der Franzosen. Da sein Gesicht durch den grauen Star sehr stumpf war, so übte dieses Auftreten noch eine größere Anziehungskraft aus, besonders wenn er im Salon auf- und abging. Er hatte sich zur Aufgabe gemacht, seinen Aufenthalt zum Studium der deutschen Philosophie, besonders Kants und Fichtes, zu benutzen, wobei sein mit rührender Liebe an ihm hängender höchst talentvoller Sohn, der auch der deutschen Sprache nicht ganz unkundig war, als Vorleser und Sekretär diente. Höchst komisch war es, wenn der Alte sich mit mir über Monsieur Fisch (Fichte) unterhielt. Sein Gedächtnis war eben so ausgezeichnet, wie seine Beredsamkeit. Zum Beweise des ersteren mag der Umstand dienen, daß, wenn es ihm als Präsident des Rates der Alten oblag, eine Botschaft, die von dem Rate der Fünfhundert an den Rat der Alten gelangte, vorzulesen, es, um dieselbe aus dem Gedächtnisse ganz treu mitzuteilen, hinreichte, daß sie ihm zweimal vorher vorgelesen wurde. Seine große, auch durch sein Organ begünstigte Beredsamkeit bewährte sich in mehr als in einem Falle, wenn zur Unterhaltung der Gesellschaft in den Abendstunden ihm ein beliebiges Thema aufgegeben wurde, über welches er eine volle Stunde und darüber mit hinreißendem Vortrage improvisierte. Zu dieser Zeit äußerte Portalis noch das strengste Verdammungsurteil über Bonaparte und sprach ihm selbst, freilich ein inkompetenter Richter, allen Wert als Feldherr ab, worin er an Dumas, der in seinem Urteil überhaupt viel milder war, einen sachkundigen Gegner fand. Es wiederholte sich in dieser Hinsicht jener Wechsel, der sich in Re-



volutionen so oft gezeigt hat, daß man jenen Männern, die man früher gleichsam im Kote herumgezogen, wenn sie zur Macht gelangt sind, die größte Huldigung beweist, wie denn Portalis später in seiner Eigenschaft als Minister der geistlichen Angelegenheiten der devoteste und gefälligste Diener des ersten Konsuls wurde.

Dumas war einer der liebenswürdigsten Franzosen, die ich kannte, offen, herzlich, geistreich von hoher militärischer Bildung, wie seine späteren militärischen Schriften und seine hohe Stellung als Chef des Generalstabes der großen Armee bei dem verhängnisvollen Feldzuge nach Rußland bewiesen.

Der Aufenthalt in Emkendorf war, außer der temporären Belebung, die ihm die französischen Flüchtlinge verschafften, namentlich auch durch sehr gelungene Aufführungen zum Teil für irgend eine Feier selbst verfaßter kleiner dramatischer Stücke — in denen besonders der Sohn Portalis exzellierte, wobei aber auch deutsche Kräfte mitwirkten, unter andern die Pflegetochter der Gräfin, Comtesse Jna Holk, später Gemahlin des jungen Grafen Portalis, bei welcher sich demnach der dramatische Scherz in schönem Ernst verwandelte — fortdauernd durch mannigfaltige Besuche interessanter, besonders verwandter Familien in hohem Grade anziehend. Jch nenne hier von diesen Familien die des Grafen Stolberg mit seiner Gemahlin, einer durch einen fast männlichen Geist, hohe Bildung und vorurteilsfreie Gesinnung sehr hochstehenden Dame, ferner die des Grafen Cay Reventlow, älteren Bruders des Emkendorfers, damaligen Staatsministers und Präsidenten der deutschen Kanzlei, fast von noch angenehmeren Formen als sein Bruder, dabei von großem wissenschaftlichen Sinne, mit seiner Gemahlin, einer geb. Gräfin Bernstorff, der sanftesten und liebenswürdigsten Persönlichkeit, von allen ihren Freunden geliebt und verehrt. Seltener sah man dort den Grafen Baudissin von Knoop, Schwager des Hauses, um so öfterer seine Gemahlin, die Schwester der Gräfin von Emkendorf, als vollkommen ausgebildete Weltdame, in voller Schönheit und Gesundheit, in gewisser Hinsicht der Gegensatz ihrer religiös schwärmerischen und durch ihren leidenden Zustand von der Welt mehr abgezogenen Schwester. Beide aber, durch jenen Geist glänzend, der auf sie, wie auf ihren älteren Bruder, den dänischen Finanzminister, von ihrem in der dänischen Staatsgeschichte berühmt gewordenen Vater, in reicher Fülle übergegangen war. Unerwähnt darf ich auch nicht einen Besuch des Grafen Friedrich Leopold Stolberg mehrere Jahre nach seinem Übergang zur katholischen Religion lassen, an welchem keine Spur von Pietismus und Bigotterie zu bemerken war; sein Blick hatte das gewöhnliche Feuer, und seine Unterhaltung mit mehreren Professoren, die sich damals in Emkendorf befanden, verriet die größte Unbefangenheit; er überraschte uns besonders durch eine, im Munde eines Katholiken fast unglaubliche, Äußerung, daß er besonders gerne die Bibel in Luthers deutscher Übersetzung lese, er berührte seine fortdauernde Liebe für griechische Philologie in einem lebhaften Kampfe während der Mahlzeit mit Professor Dahlmann, in dem der Graf den berühmten F. A. Wolf heftig angriff, daß er den Homer so unbarmherzig zerrissen habe, während Dahlmann ihn kräftig verteidigte. Auch F. H. Jacobi mit seinen Schwestern erheiterte den Emkendorfer Zirkel durch seine geistreiche und den Weltmann wie den Philosophen gleichmäßig bekundende Unterhaltung. Während eines längeren Besuches der von ihrer italienischen Reise zurückkehrenden Friederike Brun entfaltete ihre durch mehr als eine Feder gefeierte Tochter Jda ihren ganzen Zauber in Gesang und Mimik. Sehr häufig statteten auch die ausgezeichneteren Professoren der Universität Kiel ihren Besuch in Emkendorf ab, und wurden gastfreundlich empfangen. Wie alles Jrdische, so verwandelte sich für mich mit der Zeit auch dieser so genußreiche und heitere Aufenthaltsort, teils infolge der Kriegskalamitäten, die über unser armes Land



einbrachen, teils durch den Heimgang der schönen Seele der Gräfin — welche den Mittelpunkt gebildet hatte — in jene höhere Heimat, in der sie schon hier auf Erden heimisch war, und er ging endlich für mich gänzlich verloren durch die längere Abwesenheit des Grafen als dänischen Gesandten in Berlin, und durch eine neue Ehe, welche er eingegangen war.

Einen wichtigen Teil meiner ärztlichen Thätigkeit in diesen ersten Jahren, der ich noch nicht entsagt hatte, bildete die Blatterninokulation im großen auf einigen adeligen Gütern. Damals existierte noch die Eigengehörigkeit der Hintersassen dieser Güter, die mit dem unserm jetzigen Ohre fast unerträglich gewordenen Worte Leibeigenschaft bezeichnet wurde, und die Vorsorge für das physische und moralische Wohl derselben ruhte ganz in den Händen der Gutsherrschaften, von denen auch manche diese Pflicht gewissenhaft erfüllten.

So wurde mir denn auch bald nach meiner Ankunft in Kiel die Blatterninokulation auf dem sehr ausgedehnten Gute Rastorf übertragen, ein Schutzmittel, welches damals noch großes Vertrauen besaß, da die Wohlthat der Vaccination noch fremd war.

In mehr als zwei Dörfern und mehreren einzelnen Häusern inokulierte ich die Blattern bei nahe dreihundert Individuen von dem verschiedensten Alter, und hatte dabei das Glück, keinen einzigen Inokulierten zu verlieren. Ich wurde dabei von der wohlthätigen Teilnahme der edlen Bewohnerinnen des Gutes, der jungen Gräfin zu Rantzau, deren Bekanntschaft ich auf meiner früheren Reise von Kopenhagen nach Kiel schon gemacht hatte, sowie ihrer älteren Schwester, der Gräfin von Dernath, die sich damals in Rastorf aufhielt, auf das erfreulichste unterstützt, und nicht selten begleiteten mich diese Damen in die Häuser der schwerer Erkrankten, wo sie Hilfe und Trost spendeten. Gewöhnlich am Sonnabend jeder Woche ließ ich mich von Kiel nach dem nächsten Fischerdorfe Ellerbeck auf einem gebrechlichen Fischerkahn, gerudert von einer alten Fischerfrau, übersetzen, und wandelte den herrlichen Fußpfad über die Höhen in das Thal der Swentine hinab, neben welcher ich den Fußpfad verfolgte wo das Thal an einzelnen Punkten wohl an ein Schweizerthal erinnern kann, namentlich bei der Papiermühle durch einen kleinen Wasserfall, wo dann die Gräfin von Dernath mit Gouvernante und Kindern mir gewöhnlich entgegenkam, und der Zauber ihrer Freundlichkeit mir mein heilbringendes Geschäft um so werter machte.

Im folgenden Jahre vertraute mir die Gutsherrschaft von Salzau, der Herr von Blome dieselbe Inokulation im großen auf seinem herrlichen Gute an, die den gleichen günstigen Erfolg bei einer beinahe ebenso großen Anzahl Individuen, wie in Rastorf, hatte. Die Bekanntschaft, welche ich auf diese Weise machte, verschaffte mir in den folgenden Jahren durch wiederholte Besuche, zu denen ich durch die gütigen Besitzer eingeladen wurde, sowohl in der Gesellschaft derselben, namentlich der schönen, anmutigen und graziösen Gemahlin des Herrn von Blome, einer geb. Gräfin von Platen aus Hannover, sowie in der herrlichen Natur umher, zu deren Verschönerung besonders der Selenter See, an welchen das Gut zunächst angrenzt, nicht wenig beitrug, einen mir unvergeßlichen Genuß. Überhaupt muß ich hier noch mit Dankbarkeit der vielseitigen Aufheiterung und Belebung gedenken, welche mir die gastfreundliche Aufnahme so mancher edlen und durch ihre Bildung ausgezeichneten Familien gewährte auf jenen durch Kunst und Natur gleich geschmückten Gütern, wo Seen und Haine mit üppigen Korn- und blühenden Buchweizenfeldern, sowie mit frischen Weiden, auf welchen zahlreiche Herden von Kühen grasten, lieblich wechselten."



Diese Charakteristik des Lebens und Treibens auf den Gütern in Kiels Umgebung möge hier genügen, obgleich wir nicht arm sind an Schilderungen aus und über jene Zeit.

Über die Professoren und das Leben und Treiben in deren Kreisen berichtet G. F. Schumacher in seinen Genrebildern aus dem Leben eines 70jährigen Schulmannes. Mit der Beschreibung studentischen Lebens und Treibens, dessen Schilderung zusammenhängend gegeben werden soll, beschäftigten sich manche Schriftsteller jener Zeit. Schumacher charakterisiert in seiner Lebensbeschreibung die Kieler Professoren des Jahres 1791, den knochentrockenen Historiker Christiani, den Kirchenrat Geyser, der damals unter den Theologen der angesehenste war; die übrigen theologischen Professoren Eckermann, Hensler, Thieß, Müller; die Philosophen Ehlers, Nasser, Hegewisch, Fabricius; die Juristen Trendelenburg, Jensen, Cramer, Niemann, Mellmann, von dem es heißt: vorzüglich berühmt als Wucherer und mittelmäßiger Dozent. Er hieß unter uns: Onkel Fisch, warum weiß ich nicht." Von Medizinern erwähnt er nur Hensler und den älteren Weber und berichtet dabei, daß die Zahl der Studenten, die Medizin studierten, nie über acht stieg. Es heißt zum Schluß:

„Dies waren denn die Spender der Weisheit und Wissenschaft, an die wir gewiesen waren; gute und schlechte Ware durcheinander, wie noch jetzt allenthalben, und von allen waren nur höchstens sechs bis acht in eigentlichem Ansehn; die übrigen liefen so mit und verzehrten ihr Gehalt mit mehr oder minder Geschmack."

Sehr ausführlich beschreibt er einige der Professoren, ihre Kleidung, ihre Eigentümlichkeiten. Als Zeichen der Zeit möge einiges davon hier Platz finden. So heißt es von Geyser: „Sehr gespannt wartete ich seines Eintrittes das erste Mal. Die Thür öffnete sich, und siehe, ein kleines, gelbes, vertrocknetes Männchen, mit jüdischem Profil und schielendem, kurzsichtigem Auge, angethan mit einer halb gepuderten, von gelber Pomade starrenden Stutzperücke, schmutziger Wäsche, einem vor Alter blankengrün und gelb schmalgestreiften Oberrock, kalmanknen Beinkleidern, schwarzen Strümpfen und über die Waden hinabschlotternden weiten Schmierstiefeln, trat nicht keck und rasch, sondern schob sich gebückt, mit krummen Knieen ans und aufs Katheder. Beide Arme ineinander geschlagen lehnte er, mit der Nase fast auf seinem Heft, auf dem Katheder, und mit einer unangenehmen Stimme, im hochthüringer Dialekt, schnarrte er: Meine hochzuverehrenden Herren! Und nun ging es an. Ob er alles ablas, oder zum Teil extemporierte, weiß ich nicht; wohl aber das, daß man über die gediegene schöne Diktion und die Klarheit in allem, was er sagte, sehr bald seinen Dialekt und die ganze Karikatur der Form vergaß; so wie man denn, nach der herrschenden Weise der Zeit, auch wenig Muße fand, ihn anzusehen; denn möglichst buchstäbliches Nachschreiben seiner Worte schien jedem unerläßlich, und er diktierte nur sehr wenig." Über Eckermann heißt es: „Steife, pedantische Form sprach sich in seinem ganzen Wesen aus. Sein Anzug war sauber, seine Perücke groß und regelmäßig und fein gelockt und gepudert, aber seine Sprache singend, langsam, berechnet und größtenteils ward alles abgelesen. Er las fast nur Hebraica; was er sonst ankündigte, war schwach besetzt oder kam gar nicht zu stande." Von Trendelenburg schreibt er: „Ein alter, aber jugendlich eleganter Mann, in schön gepuderter Frisur, schwarzseidener Weste und Unterkleid und rotem Scharlachrock mit blinkenden Stahlknöpfen; dabei ein trefflicher Kopf, geschmackvoller Redner, zierlicher Lateiner, kurz eine imponierende Erscheinung."

Charakteristisch sind einige Züge, die er von dem unglücklichen Cramer mitteilt. „Nie habe ich einen Menschen gesehen, der auf eine auffallendere, aber dabei höchst arglose, liebenswürdige



Eckermann. Geyser. Cramer. Trendelenburg. Mellmann. Schrader.

Iensen. Cramer. Kersten. Berger. Ackermann. Flensler.

Weber. Fischer. Ehlers. Fabericius. Hegewisch. Reinhold.

Heinee. Niemann. Muller. Schrader.

Kieler Professoren
um 1795.

Nach in Wachs bossierten
Brustbildern im Besitz der
Universität.



Weise distrait sein konnte, als er. Er ritt einst aus. Sein Pferd kehrte um, ging wieder in den Stall an seine Krippe, und da fand man Cramer nach einer Stunde noch oben auf seinem Gaul, emsig lesend, und wahrscheinlich in dem Glauben, er sei auf seinem Lehnstuhl. Er sollte einst in der Schloßkirche predigen. Der Hauptgesang war aus, der Prediger noch nicht da; der Küster steckte noch eine Nummer an, dann noch eine; und die Gemeinde singt geduldig, obgleich verwundert fort. Endlich ward es doch zuviel, man ging weg, glaubte, ihm sei ein Unglück zugestoßen. Man fand ihn endlich in Düsternbrook, spazierend und in Gedanken vertieft. Er hatte es bloß vergessen, daß es Sonntag sei und er zu predigen versprochen hatte. Beim ersten Probespiel auf einem neuen Instrument (worauf er Meister war), steht er ganz bedächtig auf und geht in die andere Ecke des Zimmers. Was wollen Sie, Cramer? Ei nun, antwortete er ganz ruhig, ich will nur hören, wie es in der Ferne klingt. So war er durch und durch und ohne alle Affektation."

Über die Historiker Christiani und Hegewisch heißt es:

„Mehr als alle in dem ordo philosophorum galt mir bald der alte Hegewisch als Historiker. Neben ihm las auch Christiani Geschichte, aber wer mir nicht aufs Wort glauben mag, daß er knochentrocken und langweilig war, der lese seine Geschichte von Holstein, und büße dadurch für seinen Unglauben. Von ihm war wenig die Rede, auch nicht von seiner Logik, die er alle Jahre ausbot, ohne mehr als drei oder vier Käufer zu finden.

Hegewisch aber galt bei den Studenten gewaltig. Nicht alle trieb der Geschmack an der Sache zu ihm, sondern es hieß: Hegewischs Universalgeschichte und Staatengeschichte muß man hören, und das war für die meisten genug. Wenn man denn muß, so muß man; und so gingen sie hin, und gewöhnlich sammelten sich über 60 Hörer. Natürlich war denn auch ich gleich im ersten halben Jahr einer derselben, und mein Geschmack an der Geschichte bekam durch ihn seine erste Grundlage.

Bei Hegewisch bekam ich die erste Ahnung von dem, was in der Geschichte pragmatisch heißt, und was die Seele derselben ist; dadurch von dem, was wichtig ist. Einst sagte er: Hier folgt eine Reihe von 10 Regenten; von denen wollen wir zwei herausheben; die anderen sind nicht der Mühe wert. Das war mir neu, da wir in Altona jede Lappalie aufschreiben mußten, ohne zu wissen, warum? Nun erst ward mir die Geschichte so interessant, wie sie früher langweilig gewesen. Der größte Beweis von dem inneren Wert der Hegewischschen Vorträge war, daß er durch das Äußere derselben nicht bestach. Er sprach schlecht, oft in Anakoluthen, stockte, stammelte selbst, und doch! Hier war es die Sache, die fesselte."

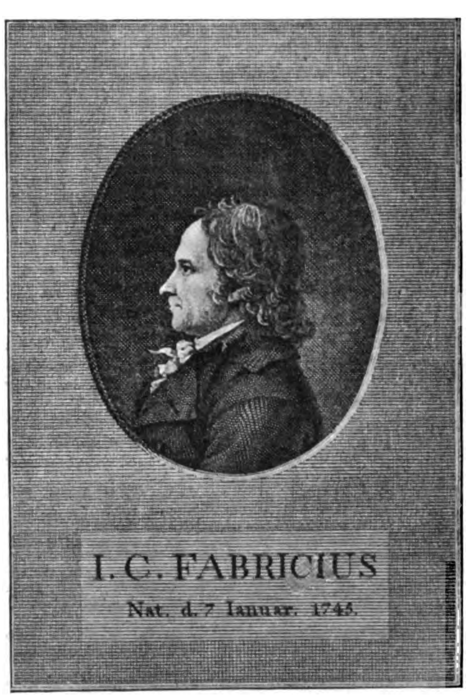
Für die Zeit bezeichnend sind die Schilderungen zweier Persönlichkeiten, die ich hier zum Schluß noch wiedergeben möchte. Die Schilderung der Professoren Fabricius und Reinhold, beide Schilderungen leiten uns zu der Zeit über, die hier behandelt wird. Es heißt:

„Ein kurzes Wort verdienen noch Fabricius der Naturhistoriker und seine Frau, beide im höchsten Grade originell. Ich hatte einen Empfehlungsbrief an ihn, und gehe hin, diesen abzugeben. Ich klopfe an, ein lautes Herein! läßt mich näher treten, und ich finde die Frau Professorin mitten im Saal, im Puderhemde unter den Händen des Friseurs. Nehmen Sie Platz, sprach sie mit der größten Unbefangenheit, ich bin bald fertig. Ich setzte mich. Lieben Sie auch Musik? fragte sie. — Allerdings. — Schön, da will ich Ihnen gleich was vorspielen. Die Frisur war fertig, und im Puderhemde setzte sie sich ans Fortepiano, um mir eins vorzusingen und zu spielen. Nach einer Viertelstunde wage ich schüchtern an meinen Brief zu erinnern. Ach ja, sagte sie, ich will doch meinen



Mann rufen. Sogleich tritt ein kleiner freundlicher Mann herein, cynisch im Äußern, höchst ungeniert in Sprache und Benehmen, und erzählte mir etwas von Paris, wohin er als Freund der Revolution wenigstens jedes Jahr einmal reiste. Sie ging dann mit, und zuweilen entschlossen sie sich um 12 Uhr, und um 2 Uhr fuhr der Wagen vor, die Zimmer wurden abgeschlossen, und nach einigen Monaten fanden sie die Teller vom Mittag her wieder vor, wie sie sie verlassen. Sein Kollegium las er auf dem Boden in einer Dachkammer, und sein Stil war, wie der ganze Mann. (Z. E.: Wenn Sie die Hunde ansehen, meine Herren, so gehen sie alle schief.)

Beide lebten ganz in der Revolution. Die Nachricht von der Eroberung von Mainz 1794 durch Cüstine kam nachts 12 Uhr durch einen Reisenden nach Kiel. Die Frau Fabricius hörte dies Evangelium für ihr Ohr und stürmte hinaus, klopfte die Professorin Ehlers aus dem Schlaf: Mach auf liebe Freundin, Cüstine hat Mainz genommen! Und bei einem nächtlichen Kaffee feierten die beiden Damen das große Ereignis. Solche Histörchen passierten damals jeden Tag."



Joh. Chr. Fabricius, geb. 1748, gest. 1808. Professor in Kiel 1775—1808. Nach einem Stich von Lahde.

Über Reinhold, der für Jahrzehnte lang eine Leuchte der Kieler Hochschule war, schreibt er bei der Berufung desselben nach Kiel:

„Reinhold ward 1792 von Jena nach Kiel berufen, selten mag ein Lehrer auf einer Akademie mit der Spannung erwartet worden und mit dem Enthusiasmus aufgenommen sein, wie Reinhold in Kiel. Er machte, um mich eines jetzigen Theaterausdruckes zu bedienen, völlig furore. Sein erstes Kollegium war die Ausführung dessen, was er in seinen ‚Briefen über das Vorstellungsvermögen' hatte, drucken lassen. Die ganze Universität enthielt damals vielleicht 150 Studenten. Wie es hätte werden sollen, wenn, wie später, die Zahl über 300 gestiegen wäre? Da hätte er wahrscheinlich auf dem Kieler Marktplatz lesen müssen, denn es war kein einziges Auditorium groß genug. Hören wollte ihn alles, und wenn auch vielleicht 30 oder 40 von den Studenten aus angeborener Indolenz oder aus Mangel an 5 Rthlr. zurückblieben, die keinen Platz belegten, so ward dieser Defekt ersetzt durch Nicht-Studenten, Prediger, Kandidaten, Advokaten, Beamte aller Art, Offiziere, alles strömte mit den jungen Akademikern, die Mappe unter dem Arm, der neuen Heilsanstalt zu, und harrte mit Sehnsucht des ersten Lautes von den Lippen des neuen Heilandes.

Der erste Eindruck entscheidet oft in den wichtigsten Dingen; und hier entschied er zu Reinholds Vorteil. Ein Mann von 32 Jahren mit der freundlichen Engelsmiene, mit anspruchslosem Tone aber doch zugleich mit der Sicherheit, die Vertrauen giebt, trat er auf und hub seinen Spruch an. Sein österreichischer Dialekt war uns nicht störend, mir sogar zusagend.

Das jetzt zum Sprichwort gewordene Diktum aus Schillers Wallenstein: Wie er räuspert und wie er spuckt, das habt Ihr ihm richtig abgeguckt! übte denn auch damals schon seine Wirkung. Mancher ging, oder sprach, oder trug seinen Stock wie Reinhold, so hatte er doch etwas von ihm,



wie Alexanders Generale, die ihrem König zu Ehren die rechte Schulter höher zogen. Doch eine Innung machte er sich zu Feinden; das waren die Friseure. Deren gab es viel in Kiel und $^7/_8$ der Studenten ließ sich jeden Tag frisieren, ein Rundkopf, wie jetzt alle sind, ward als ein Sonderling verlacht. Auch Reinhold debutierte mit Zopf und Frisur, Puder und Pomade, wie es Sitte war. Schon aber hatten die Jakobiner in Paris das Haar gestutzt, der französische Soldat der neuen Republik ging mit ungepudertem Haar. Hie und da machte einer auch schon im Norden dies nach, aber noch zog diese Mode nicht. Siehe, da trat Reinhold eines Tages auf; weg war der Zopf, weg der Puder; nicht gerade, weil er ein Jakobiner war, sondern weil er die Mode derselben vernünftiger fand. Nun war die Losung gegeben, und wie durch ein Allmachtswort flogen die Zöpfe und Locken der Studiosen in alle Welt, die armen Haarkräusler mußten selbst das Substrat ihrer täglichen Thätigkeit und ihres Broterwerbs zerstören, und bei jedem Radikalschnitt mit der Schere, bei jedem Zopf, der nun als caput mortuum in ihre zitternde Hand sank, um nie wieder den Kopf zu zieren, dem



Haartracht gegen Ende des 16. Jahrhunderts.

er doch so lange treu angehangen hatte, flossen die Thränen oder erschollen die Flüche der armen Friseure. Sie tobten in den Straßen, verwünschten die neue Philosophie, ohne die ja kein Reinhold nach Kiel gekommen, und auch über die Zöpfe und Locken keine Bartholomäusnacht wäre verhängt worden. Aber was half es ihnen. Der Studiosen Herzen waren hart wie Stein, oder fest wie Stahl; auch das Abschneiden des Zopfes subsumierten sie unter die Forderungen des kategorischen Imperativs, und man konnte von ihnen sagen: tonsores plorare jubebant.“ Ich hielt mich mit einigen wenigen etwas länger als die meisten; mein Haar hatte auch nicht die kleinste Nüance vom Lockigen und ich behielt die Frisur aus Eitelkeit. Dafür erklärte mich mein Friseur Hosmann für einen braven Mann, einen honetten Kavalier, der sich nicht von den Narren verführen ließe.“

So übte die französische Revolution auch hier ihren Einfluß aus, viele in den tonangebenden Kreisen wurden von ihr beeinflußt, so Cramer, Thieß, Fabricius und manch anderer. Doch war es überall in Deutschland so und vornehmlich im Norden.



Die Sünden der Revolution erschienen den harmlosen Deutschen kaum minder verführerisch als ihre Größe. Die schwärmerische Jugend, begeistert von Schillers Räubern, fühlte sich hingerissen von dem rhetorischen Pathos der Franzosen. Klopstock selbst wendete seine Blicke nach dem Herd der Freiheit und besang das Wiedererwachen des freien Geistes: „Hätt' ich hundert Stimmen, ich feierte Galliens Freiheit nicht mit erreichendem Ton, sänge die göttliche schwach.“ Weltbürgerliche Freiheitsbegeisterung träumte von der Verbrüderung aller Völker, lärmte in Vers und Prosa gegen Tyrannen und Sklaven. Voß, Stolberg, Perthes, Graf Adam Moltke zählten anfangs zu den begeistertsten Anhängern der Revolution.

In Hamburg wurde am Jahrestage des Bastillesturms das Fest der Brüderlichkeit gefeiert und der Freiheitsbaum aufgerichtet; der ganze Kreis, der sich um Klopstock scharte, Hennings, Reimarus, Sieveking und die Stolberge schwelgten im Rausche des seligen Völkerglückes. Begeisterte Schilderungen von Augenzeugen schildern diese Feste.

Ähnlich war auch die Stimmung in Kiel, Schumacher schreibt darüber: „Wehte doch das Panier der ‚Freiheit‘ herüber von jenseit des Rheines, und wer Student gewesen ist, weiß, welche Zaubergewalt dies Wort allein von jeher in den Kreisen der akademischen Jugend geübt hat. Wenn auch das Wesen bürgerlicher Freiheit unter hunderten kaum einem klar geworden, so glaubte er doch den Begriff gefaßt und die hehre Göttin in seinem Innern erkannt zu haben. Jedes Gesetz, was seine Willkür beschränkt, schien ihm ein unerträglicher Druck, jedes Umgehen dieses Gesetzes sein Menschenrecht, jeder offene Trotz gegen dasselbe eine Großthat; der Fürst als solcher war ihm ein Tyrann, der Große des Landes als solcher ein Gegenstand des Hasses, und jeder Bekämpfer desselben ein Wohlthäter der Menschheit.

So schwärmten, räsonnierten, faselten wir in unseren Kreisen, auf dem Zimmer und in größeren Kommersen, auf dem Kaffeehause, wie auf dem Marktplatz.

Fluch den Palästen, Friede den Hütten! so schrieben wir als Motto in die Stammbücher, so riefen wir beim nächtlichen Nachhausegehen durch die stillen, einsamen Gassen. Es lebe die Freiheit! nieder mit den Tyrannen! so brüllten wir oft durch die Nacht; aber wenn wir die Paläste gehörig verflucht hatten, so ließen wir sie ruhig stehen, und man fand am anderen Tage auch keine Scheibe an denselben geknickt; wenn wir die Tyrannen in die Unterwelt hinab gewünscht hatten, so überließen wir es ihnen selbst, sich nun den nächsten Weg dahin zu suchen, und hatten das unserige gethan. Wir sangen in exaltierter Stimmung die Marseillaise: Allons, enfants de la patrie, aber gingen doch nicht weiter als zu Bett; mourir pour la patrie, aber wir starben doch nur fürs erste den Scheintod in den Armen des Schlafes, aus dem man flink und munter am anderen Morgen wieder aufsteht.

Wenn man uns in diesen kleinen Exzessen nicht hindernd entgegentrat, und das that niemand, so glaubten wir vielleicht gar, man fürchte uns, und zogen quasi re bene gesta von dannen. So lebten wir in der Phantasie, oft bis zur Begeisterung dahin, waren aber daneben nicht weniger loyal wie früher und thaten keinem was zu leide; denn was hätten wir denn wohl in unserer Umgebung gerade angreifen oder stürzen sollen? In unserem Lande herrschte kein revolutionärer Sinn, der auf Thaten ausging, es war bloß theoretischer, enthusiastischer Beifall dessen, was in der Ferne geschah. Und eben weil wir bloß in den Grenzen des Phantasierens und der tönenden Redensarten blieben, ignorierte man das Ganze von oben herab. Und wie weise war das gehandelt von den Behörden!



Hätte man die Sache als wichtig genommen, unsere Schritte kontrolliert, unsere Toaste verboten, uns für unsere tollen Äußerungen vors Gericht gezogen, ja, wer kann sagen, zu welchen Extremen auch wir dann geschritten wären? So aber war die Sache ohne Bedeutung, wir schadeten niemand damit. Mit dem äußeren Schein trieben es einige stark genug; diese trugen öffentlich die französische Nationaluniform und Kokarde. Einer hatte sich an seinem Pulte eine Krone von Metall zum Fußschemel machen lassen und schrie, während er oben studierte, von Zeit zu Zeit nach unten stampfend: à bas les tyrans! Nun sein Tyrannensymbol da unten ließ sich das ruhig gefallen und so war er zufrieden. Nur als der unglückliche Carl Cramer wegen einer Äußerung in einem Journal zu Gunsten des Königsverurteilers Pethion in Paris abgesetzt ward, brausten wir auf und wollten ihm eine Abendmusik bringen, um unsere Ansicht darzulegen. Er hörte es und wünschte es zu hindern, damit keiner von uns sich schade.

Wir waren in Dorfgaarden in großem Kommers. Cramer kam dahin; ich ward herausgerufen Cramer führte mich in den Garten und bat mich, meinen Kameraden den Gedanken auszureden; er wolle nicht gern andere in sein Unglück verflechten. Dies Gespräch ergriff mich stark, denn Cramer sprach immer herrlich und hinreißend. Ich mußte es ihm versprechen. Neugierig erwarteten mich fast 100 Studenten. Ich stieg auf einen Tisch und sprach in Cramers Namen und Sinn, und bald hatte ich alle bestimmt, abzustehen. Nur eine kleine Zahl kam ohne Fackeln um Mitternacht und rief ihm incognito ein Hoch zu.

Er reiste ab, wie ein Geächteter, das ganze Konsistorium verwandte sich für ihn; umsonst. Auffallend war es jedoch, wie dieser Schlag mit einem Mal viele der lautesten Schreier unter den Professoren still machte."

Vom Leben und Treiben in Kiel zu jenen Zeiten geben uns gleichfalls manche Werke und Schriften Kunde; häufiger kamen Fremde nach Kiel, die sich über die Reize der Gegend, das geistig belebte Leben gern aussprechen; zahlreich sind die Werke dieser Art, die teils als Reisebriefe oder Reiseschilderungen abgefaßt, teils in Form von Lebenserinnerungen vom Kieler Leben berichten.

So vor allem die Lebenserinnerungen von Johann Georg Rist, von B. G. Niebuhr, von Ch. H. Pfaff, Steffens: Was ich erlebte u. a. mehr. Höchst interessant ist Rists Schilderung über das Straßenleben, das sich vor seinem Fenster abspielte. Er schreibt:

„Für einen lebenslustigen Gesellen ließ sich im übrigen keine bessere, als meine Kieler Wohnung denken. Mein Zimmer, in dem Hause zwischen Rathaus und Kirche gelegen, beherrschte die Holstenstraße in ihrer ganzen Länge bis zum Thor; links den Ratskeller, die Ratsstube, den Markt mit Hauptwache und Parade. Alles was in die Stadt ein- und was auszog, regte sich unter meinem Fenster. Auf den Bänken vor Rathlews Wirtshause hielten die müßigen Gäste der Wirtstafel ihre Verdauung, Reisende fuhren ab und zu; aber unmittelbar unter mir trieb eine originellere Welt ihren Verkehr. Die Mägde der Stadt versammelten sich dort am Brunnen und erzählten die Geschichte des Tages; zu meinen Füßen hatten vier bis fünf rüstige Sänftenträger ihren Posten, und betrogen die langen Stunden mit kurzweiligen Reden und kräftigen Scherzen; die Kerls wußten von allem Bescheid, wenn ihr Handwerk sie gleich nicht weiter als auf die Diele kommen ließ, und ihrem echt niedersächsischen Volkswitz, der von einer stets guten Laune ausströmte, habe ich gelegentlich mit wahrem, poetischem Interesse gelauscht. Oft unterbrachen Steffens (der berühmte Mineraloge), und ich im Fenster liegend unser Gespräch und schwiegen eine Weile, wenn ein vorübergehender Gegenstand





Die Rosenstraße. Nach einer Zeichnung aus den 50 ger Jahren.
(Das Rathaus ist absichtlich zurückgerückt, um die Architektur der Straße besser zum Ausdruck bringen zu können.)

die Reden unten belebte, und ein aus der Entfernung fortgesetztes Wechselgespräch von Sarkasmen veranlaßte. Zuweilen kam auch Köster (Kieler Prediger), eigens, um sich an diesen Shakespearischen Szenen zu weiden, die durch eine andere stehende Rolle auf meinem Theater noch dramatischer wurden. Dies war eine alte Apfel- und Kuchenfrau, die unter dem vorspringenden Erker des gegenüberliegenden Hauses ihren Platz das ganze Jahr durch hatte. Sie war vielleicht unter allen das größte Original; man sagte, sie sei einst schön gewesen; jetzt war sie die lebendige Chronik von Kiel, das sie viele Jahre hindurch vor sich hatte auf- und niedergehen gesehen. Lüsterne Schulknaben, die erst eine Zeit lang sehnlich nach ihrem Korbe geschielt, ehe sie sich entschlossen, einen Sechser hervorzuziehen, und vorbeigehende Mägde, die jedes Gewebe vergaßen, um mit ihr halbstundenlang zu plaudern, machten die besten Kunden aus und ihre Anziehungskraft war für diese unwiderstehlich. Erst hielt sich das Gespräch im allgemeinen, wobei manch tiefgeschöpfte Erfahrung und wahre Lebensweisheit mitgeteilt wurde; allmählich, wie man zum besonderen überging, näherten sich die Köpfe, das Gespräch wurde leiser und ging endlich in unhörbares Flüstern über. Von oben herrschte über dem ganzen Theater, zu dem ich von jenem Standpunkt aus nun mitgehörte, das Nußknackergesicht eines Kürschners, im zweiten Stock gegenüber, der vermutlich auch wohl wußte, warum er den ganzen Tag im Fenster lag."

Soweit Rist. Viel malerischer, bunter war zu jener Zeit das Leben und Treiben; auf dem Markt, in den engen Straßen drängte sich alles zusammen, der „Philosophische Weg" war der einzige Spaziergang in der Stadt, der Weg nach Düsternbrook ein häufig unpassierbarer Feldweg, Dorfgaarden der beliebte Ausflugsort der gebildeten Kreise. Auf



Straßenfigur um 1790. Nach anon. Stich.



Straßenfigur um 1790. Nach anon. Stich.



den Straßen gingen die Verkäufer mit ihren Waren hin und her und schufen durch ihren Ausruf den Straßenlärm, den man sonst entbehrt hätte. An Markttagen kamen die Landleute in ihren malerischen Trachten zur Stadt, ein buntes, farbiges Bild entwickelte sich und erfreute das Auge des Beobachters. Da rief es „Limburger Käs, Limburger Käs," „Goes, junge Goes," „Kirschen, Vierländer Kirschen kugelrund, kerngesund" u. s. w.; Händler mit Ellenwaren waren hie und da zu sehen, Arbeitsleute mit Holz, Torf sperrten den Verkehr, Portechaisenträger trugen Standespersonen zu Besuchen und in Gesellschaften. Gedenkt man dann der flotten Musensöhne, der Offiziere, so kann man nicht leugnen, daß das Straßenbild farbig und belebt genug war. Allen Reisenden fielen die Dienstmädchen durch ihr Aussehen und Benehmen auf. Baggesen schreibt darüber: „Ich kann mich nicht enthalten, Ihnen etwas über die niedlichen Dienstmädchen zu sagen, von denen es hier auf den Gassen wimmelt. Ihre fast durchaus schöne Bildung, netter Wuchs, schwarze Augen und lebendige Bewegung — alles in eine nette, zierliche und kleidende Tracht eingehüllt, stach mir schon das letzte Mal, als ich hier war, gleich in die Augen. Ob sie so zipp sind, als rein, davon kann ich nichts nachsagen; aber gewiß ist's, daß sie niemals eines Korbes bei vorfallender Gelegenheit ermangeln. Alle, die ich gesehen, waren mit dieser furchtbaren Wehr ausgerüstet; sie tragen sie bald auf dem Kopfe, wie einen Helm, bald auf dem Arme, wie ein Schild, und sicherlich gehört nicht wenig Mut dazu, ihren Lieblichkeiten zu begegnen, wenn sie mit dieser Rüstung einherhüpfen. Man hat mir freilich gesagt, sie bedienten sich dieser außerordentlich großen Strohkörbe mehr, die Rosen und Lilien ihres Gesichts gegen die Sonne, als ihre Herzen gegen den Angriff von Freiern zu beschirmen; und ich finde nichts Unnatürliches darin."


Straßenfigur um 1790.
Nach anon. Stich.

An Markttagen, vornehmlich zum Umschlag, mehrte sich das farbenprächtige Bild, dann waren die vorhandenen Gasthöfe überfüllt, Zimmer in Privathäusern füllten sich mit Gästen, vom Turm der Kirche hing „Bürgermeister sin Bux" und die drei Buchstaben O. T. R., d. h. in Octavis Trium Regum, waren von größter Bedeutung für Stadt und plattes Land. Einem weiteren Kapitel bleibe es vorbehalten, auf das Treiben im Umschlag näher einzugehen, hier seien nur noch kurz einige Umschlagsanzeigen aus jener Zeit (Ende des 18. Jahrhunderts) wiedergegeben.

Vermieter von Wohnungen zeigen im Wochenblatt ihre Zimmer an:

Bey mir sind zu dem bevorstehenden Umschlag 2 Zimmer zu vermiethen. Das Nähere hierüber ist alle Tage von 8 bis 12 Uhr Vormittags bey mir zu erfragen. Süersen

Apotheker, am Markt wohnhaft.

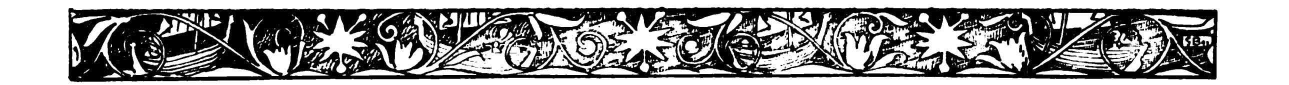
Mit Schwedischem Biere im Hause bey mir zu trinken wie auch zum Verkauf außer demselben empfehle mich ergebenst. Zum Umschlage habe auch noch vier meublirte Zimmer zu vermiethen.

Kiel, den 4ten Jan. 1798. J. C. A. Bandtholtz

unten in der Schumacherstraße.


Straßenfigur um 1790.
Nach anon. Stich.





Eine schöne geräumigte Stube nebst Alcove und eine gute Pferdestall zu 6 Pferde, ist bey mir diesen Umschlag zur Miethe zu haben.

J. H. Schnorr
in der Holstenstraße.

Während des Umschlages, d. h. nur vom 12. Januar bis zum 18. Januar erschien das Wochenblatt täglich uud enthielt nun die verschiedenartigsten Anzeigen. Da empfiehlt sich: Carl Sapy, Zahnarzt aus Paris, zieht Zähne aus und reinigt sie. Die Person bezahlt dafür einen Speciesthaler. Er leistet übrigens alles, was von einem Zahnarzt gefordert werden kann, setzt Zähne ein u. s. w. Auch verkauft er Bürsten, Elixier zum Weißmachen der Zähne, antiskorbutisches Elixier und ein Elixier, welches im Augenblick die Zahnschmerzen stillt.

Aber die böse Konkurrenz war damals schon zur Stelle und gleich unter dieser Anzeige findet sich die eines Zahnarztes Fürth aus Hamburg, der in ausführlicher Weise seine Leistungen anpreist, wenn er auch nicht imstande zu sein scheint, Zähne auszuziehen und dann zu reinigen, dagegen „empfiehlt er dem Publicum seine Geschicklichkeit im Ausnehmen der Zähne mit wenigen Schmerzen, und wenn selbige auch noch so schlecht sind; auch setzt er neue Zähne ein mit der größten Geschicklichkeit, reiniget die Zähne von dem Scharbock, macht die Zähne wieder schneeweiß, auch kann man bei ihm bekommen ein Tinctor wider die Zahnschmerzen, auch hat derselbe ein Tinctor, wenn das Zahnfleisch abgeschossen ist, wiederum wachsend zu machen und die losen Zähne wieder fest zu machen, auch ist bei ihm zu bekommen das beste Zahnpulver, um die Zähne zu conservieren, daß sie nie wiederum schwarz werden, auch hat derselbe ein Mittel, wenn die Kinder Zähne bekommen, das Zahnfleisch damit zu reiben, daß dieselben die Zähne sehr leicht bekommen ohne viel Schmerzen. Logirt bei Herrn Boll nahe am Flämischenthor, ist zu sprechen des Morgens bis 10 Uhr und des Nachmittags von 2 bis 4 Uhr."



Straßenfigur um 1790.
Nach anon. Stich.

In derselben Nummer der Zeitschrift empfiehlt sich ein Optikus wie folgt: „Es ist ein geschickter Optikus hier angekommen, welcher nicht allein mit allerhand verschiedenen Conversationsbrillen, sowohl für junge als alte Leute, sondern auch denen, die ein kurz Gesicht haben, Brillen verkauft, welche eine Wirkung haben, daß man ohne sich zu bücken, schreiben und auf einer Entfernung von wenigstens 400 Schritte alle Gegenstände genau sehen und unterscheiden kann. Auch kann er es jedermann sogleich an den Augen ansehen, welche Brille für ihn passend und nützlich ist, um die Brille sogleich darnach einzurichten und jedem nach Bedürfniß völlig zu befriedigen. Er handelt ferner mit verschiedenen großen und kleinen Perspektiven und Mikroskopen, und bittet um geneigten Zuspruch. Er logirt bey dem Hrn. C. Rieper in der Faulstraße."

Da zeigen ferner an die Herren Courtemblay & Marechalle französische und englische Galanteriewaren; Bassing aus Itzehoe, J. Develle aus Hamburg, Theodore Mairin aus Hamburg, Fr. Ausiz preisen französische Modewaren an, Sattler aus Hamburg, Bauer aus Itzehoe, Miche aus Hamburg, Lewis aus Hamburg englisches Leinen und englische Fabrikate überhaupt.



Mit neuen Musikalien und musikalischen Instrumenten empfehlen sich Gebrüder Meyer aus Hamburg; mit Büchern die Buchhändler Pinkwoß aus Altona, Bechtold aus Altona, Kaven aus Altona und Buchbinder Schmidt. Gebrüder de Lemos aus Altona empfehlen feinen Siegellack, Bartoll aus Altona ostindischen Thee, Guttmann aus Hamburg empfiehlt sich als Petschierstecher. Rauchwaren zeigen an Seydeler aus Itzehoe und Fischer aus Hamburg. Daneben finden sich auch manche andere Anzeigen, so sind in der Haßstraße Nr. 130 in das Hasenkampen Hause zu haben:
Zitronen a Dutz. 1 Mk. Pommeranzen, a Dutz. 1 Mk. 8 ßl, auch einzeln, auch verkaufe und verfertige alle Sorten Kirschner Arbeit zu billigem Preise.

C. H. Conradi.

Später hat Conradi auch einen Stand in der ersten Budenreihe auf dem Markt, verkauft dort alle Kürschnerwaren, unter denen hervorzuheben sind, „große Fußsäcke und Wagendecken von schwarzen Bärenfellen, Mannsmuffen, Damsmuffen, Busenfreunde, daneben auch Zitronen, Pommeranzen, Räucherpulver, Räucherkästgen, venetianische Seifenkugeln, Haarpomade, Leuchters, weiße Manschetten mit grünen Kanten und schließlich ein probates Leichdornpflaster, welches die Leichdörner aus den Wurtzel herauszieht ohne Schmerzen".



Eine Kieler Familie um 1789. Familie des Tabakfabrikanten Lorentzen. Nach einem Familienbild.

Mit einer „afrikanischen Lampe" empfiehlt sich ein Lampenfabrikant Hermann. Der Docht derselben dauert mehrere Jahre und der ganze jährliche Aufwand des Öls beträgt, wenn die Lampe auch täglich 16 bis 18 Stunden brennt, nur ungefähr 2 Pfund.

Aber auch andere Anzeigen finden sich während der Umschlagszeit; da werden Häuser und Gärten zum Verkauf, Wohnungen zum Vermieten angeboten, eine moderne englische zweisitzige Staatskutsche steht zum Verkauf; auf einem adeligen Gute sucht man einen Bedienten, der die Aufwartung verstehet und rasieren kann. Besonders hinzugefügt ist, daß der Dienst in bürgerlicher Kleidung verrichtet wird.

In einer Handlung mit Ellenwaren wird ein auswärtiger, guter und munterer Bursche verlangt; „bei die Wittwe Grafen in des Herrn Schnor sein Hauß in der Holstenstraße steht eine gute Sichtküste, wie auch mit Eisen beschlagene Koffer zum Verkaufe." Solche Anzeigen finden sich in größerer Anzahl, wunderbar nimmt sich am 13. Januar 1798 folgende Anzeige dazwischen aus:

„Aus hiesiger Vestung ist heute Morgen ein Sklave, Namens Peter Albrecht, entlaufen. Er war klein von Statur, hatte blaue Augen und meist röthliche Haar. Wie er wegging, hatte er noch die Eisen am Beine, eine hellblaue Jakke mit stählernen Knöpfen unter und eine ebenso dunkelblau darüber, und blaue Beinkleider an, nebst einem dreieckigten Huth. Es wird daher jedermann, wer diesen entlaufenen Sklaven entdecken kann, ersucht, selbigen an mich wieder abzuliefern, gegen das gewöhnliche Einbringergeld.

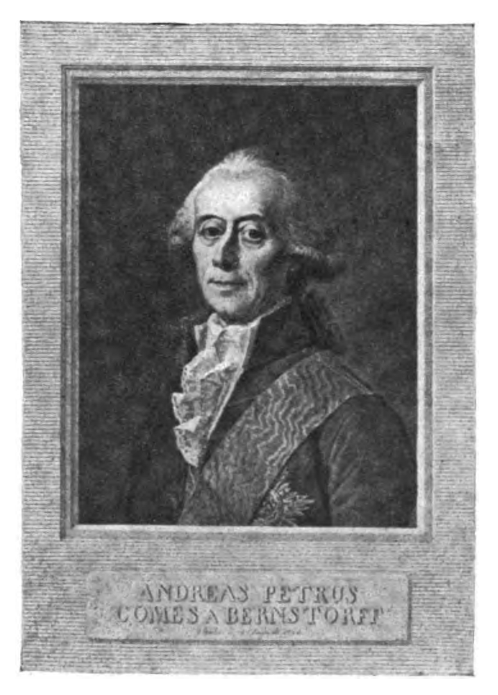
Friedrichsort den 11. Januar 1798.

Hegermann
Wachtmeister-Lieutenant."





Aus diesen Proben kann man sich einen Begriff machen von dem Inhalt, der Beschaffung der auf Löschpapier gedruckten Zeitungen. Die zweimal in der Woche erscheinenden Nummern bringen eine moralische Erzählung oder einen Aufsatz über das Armenwesen oder etwas darauf Bezügliches. Dann folgen Nachrichten über das Armenwesen in Kiel, dann Stadtvorfälle, d. h. Namen neuaufgenommener Bürger, Testamentsverlesungen, Vormundschaftsbestellungen, allmonatlich an dieser Stelle auch die Anzeige der Getrauten, Getauften und Begrabenen. Es folgen dann die mitgeteilten Anzeigen, Ankündigungen der Predigten, Verzeichnisse der Fremden und deren Wohnungen und Verzeichnisse der ein- und ausgegangenen Schiffe.



Andreas Peter von Bernstorff.
Nach einem Stich von Clemens.

So waren die meisten Blätter jener Zeit beschaffen, selbst die Zeitungen in den großen Städten, wie die Hamburger Nachrichten enthalten nichts weiteres, der Hamburger Correspondent bildet eine Ausnahme, er bringt politische Nachrichten und gilt als die bedeutendste Zeitung des Nordens. Aber auch selbst aus diesen Blättern erfahren wir nur spärliche Nachrichten über die Vorfälle, welche alle Gemüter bewegten und erregten, eine reiche Memoirenlitteratur, ein umfangreicher Briefwechsel der verschiedensten Persönlichkeiten läßt uns tiefere Blicke in die Geschichte dieser Zeiten thun, als die Zeitungen es vermögen.

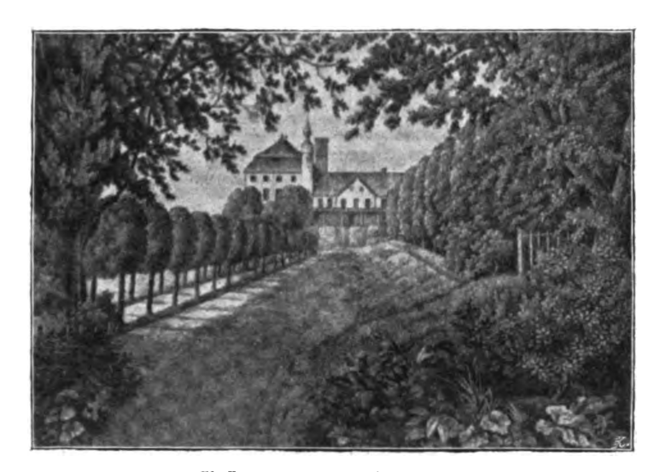
England, das in seinem Verhalten zu Dänemark im nächsten Jahrzehnt mit vollem Recht auf den Ehrentitel: „das perfide Albion“ Anspruch machen kann, ging während des Revolutionskrieges immer weiter mit verletzenden Eingriffen in die Handelsfreiheit neutraler Schiffe und suchte namentlich dem Begriff der Contrebande eine Ausdehnung zu geben, die, wenn sie streng durchgeführt ward, imstande war, fast den ganzen Handel Dänemarks zu Grunde zu richten. Hierüber erhoben sich manche Streitigkeiten, die jedoch Bernstorff im allgemeinen zu beseitigen wußte. Nach seinem Tode ward es anders, man fing an, die Handelsschiffe durch Kriegsschiffe begleiten zu lassen, England wollte das Beschützungsrecht dieser Kriegsschiffe nicht anerkennen und überfiel die dänische Fregatte Freia, die nicht hatte zulassen wollen, daß eine Handelsflotte, die sie am 25. Juli 1800 geleitete, von den englischen Kriegsschiffen visitiert werde. Doch wurde der Zwischenfall noch beigelegt. Dänemark schloß sich nun dem Bündnis der bewaffneten Neutralität an, das Schweden, Rußland und Preußen gegen England geschlossen hatten. Bevor jedoch noch Dänemark das Bündnis unterzeichnet hatte, eröffnete England die Feindseligkeiten. Am 2. April 1801 erschien die mächtige englische Flotte vor Kopenhagen. Die Dänen kämpften mit großem Heldenmut und behaupteten ihren alten Seeruhm gegen den sieggewohnten Nelson und seine Übermacht. Nelson mußte den Kampf abbrechen, ein Waffenstillstand ward eingeleitet, dem bald darauf der Friede folgte.



Allerorten hatte man sich gegen den Feind erhoben und Vorbereitungen zum Kampf getroffen, die durch den raschen Friedensschluß jedoch hinfällig wurden. In Kiel erließ der Polizeimeister Christensen im Auftrage des Magistrats einen Aufruf an die Bürger zur Besetzung und Verteidigung von Friedrichsort, und der Adel des Landes u. a. Graf Moltke-Nütschau organisierte die Landleute zur Verteidigung der Herzogtümer. Beim Eintreffen der Nachricht von der Schlacht in Kiel richtete Professor Weber folgende Ansprache an die Kieler:

„Erhoben steht unsere Nationalehre! Mit Stolz fühlt dies jeder brave Däne — aber die Verwundeten und Verwaisten bedürfen unser Mitgefühl, unsern thätigen Beistand. Ich weiß, ich teile dies Gefühl mit allen meinen Bürgern — denn auch wir sind brave Dänen —. Die Herzogtümer haben zu den Sammlungen 50—60000 Thaler beigesteuert.

Schwere Geschicke waren den Herzogtümern in der Verbindung mit Dänemark beschieden. Immer schwieriger ward es, in dem Kampfe der Großmächte die Neutralität zu wahren, die dem Lande fortwährend manchen Vorteil gebracht, zuletzt namentlich durch den Handel von den Westküsten Schleswigs nach England. Diese sechs Friedensjahre von 1801 bis 1807 waren es, welche auch den Kieler Handel für kurze Zeit zu hoher Blüte gelangen ließen. Der Aufschwung war so plötzlich und mächtig, daß vielfach der Wunsch geäußert ward, vor der Wasserallee möge weiter ausgedämmt und der gewonnene Raum mit Werften und Packhäusern besetzt werden. In Kiel war es besonders die Firma Iselin, Inhaber Fäesch und Thöming, die einen großen pekuniären Erfolg in diesen Jahren hatte.



Wasserallee und Schloß um 1830.
Nach einem Stich von S. H. Petersen.

Zur selben Zeit, im Jahre 1806, zog zum erstenmal seit dem Austausch des Landes wieder eine fürstliche Familie in das Schloß, der Kronprinz und Regent von Dänemark, Friedrich, mit seiner Familie. Die politische Weltlage veranlaßte den Kronprinzen, sein Hauptquartier nach Kiel zu verlegen, da im Jahre 1806 der Krieg zwischen Frankreich und Preußen durch Blüchers Besetzung Lübecks und seine Kapitulation bei Ratekau die Grenzen Holsteins berührte. Bald war es für Dänemark unmöglich, neutral zu bleiben, Napoleon forderte Anschluß gegen England und Überlieferung der Flotte gegen Überlassung der Hansastädte und durch Verleihung anderer Vorteile. England erhielt durch Verrat Nachricht von den Verhandlungen; ehe noch Dänemark sich entschieden hatte, fing England ohne vorherige Kriegserklärung Feindseligkeiten gegen Dänemark an, indem es eine Flotte von 54 Kriegsschiffen, worunter 23 Linienschiffe und 500 Transportschiffe, unter Anführung des Admirals Gambier, in den Sund schickte. Dieser verlangte die Auslieferung der dänischen Flotte, und drohte im Fall der Weigerung mit Gewalt. Da das empörende Begehren einer Auslieferung der Flotte auf entschiedene Weigerung stieß, zog es England vor, seine Zuflucht zu einer alles Völkerrecht kränkenden Gewaltthat zu nehmen, die einen unauslöschlichen Schandfleck auf die englische Re-



gierung geworfen hat, an deren Spitze damals Canning und Castlereagh standen. Die englischen Truppen landeten am 16. August 1807 in der Nähe von Kopenhagen, 33000 Mann stark unter General Cathcart. Nachdem die Hauptstadt, die der Feind am 18. August einschloß, vom 2. bis 5. September ein schreckliches, dreitägiges Bombardement ausgehalten hatte, bei welchem über 300 Privat- und viele öffentliche Gebäude eingeäschert und Hunderte von Menschen getötet wurden, fand der Höchstkommandierende General Peymann, es für nötig, eine Kapitulation einzugehen, in welcher die Flotte den Engländern übergeben und die Citadelle von den Feinden besetzt gehalten wurde, bis der Raub nach England geschleppt werden konnte. Alle Hoffnung auf Hilfe war genommen, da englische Kriegsschiffe im Belt kreuzten, um das dänische Heer, das sich mit dem Könige und dem Kronprinzen in Holstein befand, zu verhindern, den Belagerten zum Entsatz heranzueilen. Ein Ordonnanzoffizier des Kronprinzen, der den Befehl überbringen sollte, im Notfall lieber die Flotte zu verbrennen, als sie den Engländern auszuliefern, ward vom Feinde gefangen genommen. 18 Linienschiffe, 15 Fregatten, 6 Briggs und 25 Kanonenboote, nebst großen Vorräten aller Art von Schiffsbedarf, welche die wohlversorgten Arsenale enthielten, war der reiche Raub, den der freche Feind davonführte. Bezeichnend für die englische Unverfrorenheit, die von jeher ein charakteristisches Merkmal dieser Nation gewesen ist, sind die Berichte, welche sich über die Belagerung und den Raub in englischen Zeitungen finden, so heißt es zum Beispiel: „Alle Kriegsfahrzeuge ohne Ausnahme werden von uns weggeführt. Dies ist ein fetter, schmackhafter Bissen! Eine höchst angenehme, sehr einträgliche Beute! God save the king!“ Und an anderer Stelle heißt es in einem Bericht vom 15. September aus Kopenhagen: „Wir haben die Ehre, hier sehr verhaßt zu sein. Was aber, goddam, liegt uns daran? Wir haben vorläufig unseren Zweck erreicht. Das übrige wird sich später finden. Auf allen Gesichtern malt sich Verzweiflung. Die Stadt ist wirklich total ruiniert. Tagtäglich erklären sich viele neue Bankerotte. Wir haben vergeblich anschlagen lassen, daß der Handel mit Großbritannien wieder frei sei, wie ehedem. Das alles aber nützt uns nichts; die guten Dänen sollen sich untereinander eidlich verpflichtet haben, mit England kein Geschäft mehr zu machen und keine neue Verbindung einzugehen. Doch die Dänen werden bald wieder Handel mit uns treiben, quand même. Denn ganze Nationen haben ebensowenig feste Grundsätze, als einzelne Individuen! Auch Dänemark wird frühzeitig genug die Schmach vergessen, die wir ihm angethan, denn — Allah ist groß und Mohamed sein Prophet!“

Aber nicht allein mit dem Wegführen der Kriegsschiffe begnügten sich die Räuber, sie zerschlugen die Schiffsgerippe, welche sie nicht mitnehmen konnten, um das Kupfer und Eisen derselben fortzuschleppen, sie vernichteten noch nicht vom Stapel gelassene Schiffe und ruinierten die Dampfmaschinen und die Docks. Der ganze Raub ward auf 35 Millionen Reichsthaler geschätzt.

Dieser beispiellose Bruch des Völkerrechts erlaubte Dänemark nicht den Friedensvorschlägen Gehör zu geben, welche England unter diesen Umständen noch zu machen die Frechheit hatte. Ein englischer Unterhändler Jackson, einer der edelsten Vertreter seines Volkes, war schon am 8. August 1807 in Kiel gewesen, um dem dort residierenden Kronprinzen die Mitteilung zu machen, daß England im Guten oder Bösen die Auslieferung der Flotte fordere. Die Erklärung des Ministers Christian Günther von Bernstorff lautete: „lieber mit Ehren untergehen, als auch nur noch eine Stunde länger auf solch einer Basis von Ungerechtigkeit und Unwahrheit verhandeln!“

Nach dem erfolgten Streich hatte England, das übrigens damals auch Helgoland geraubt



hatte, die Schamlosigkeit nochmals einen Abgesandten nach Kiel zu senden, der Kronprinz wies jedoch jede Annäherung zurück und schloß nunmehr ein enges Bündnis mit Frankreich.

Jetzt endlich, am 4. November 1807, nachdem es seinen Raub in Sicherheit gebracht, die Hauptstadt verheert hatte, erklärte England an Dänemark den Krieg, am 29. Februar 1808 that Dänemark an den einzigen Bundesgenossen Englands, Schweden, dasselbe.

Wenige Tage nach der Kriegserklärung gegen Schweden starb der unglückliche König Christian VII. am 13. März 1808 in Rendsburg. Schon am 30. Oktober 1807 hatte der Kronprinz das Hauptquartier in Kiel aufgehoben und dasselbe nach Kopenhagen verlegt; die Hofhaltung in Kiel bestand jedoch fort, da die kronprinzliche Familie vorläufig dort blieb. Am 18. Februar 1808 ward auf dem Kieler Schlosse die jüngste Tochter des fürstlichen Paares, die spätere Herzogin von Glücksburg geboren.



Maria Sophia Friderica, Königin von Dänemark.
Nach einem Stich von Flint (nach einem Gemälde von Juel).



König Friedrich VI. von Dänemark.
Nach einem Stich von Falcke.

Nach der Thronbesteigung ihres Gemahls im Sommer 1808 verließ die neue Königin mit ihren Kindern Kiel und kehrte nach Kopenhagen zurück.

Friedrich VI. bestieg den Thron in besonders schwerer Zeit. Der Staat war in einen doppelten Krieg verwickelt, der Flotte beraubt und dadurch außer Stand gesetzt, seinem gefährlichsten Feinde, England, irgend einen fühlbaren Schaden zuzufügen; das Finanzwesen fing an, sich zu verwirren, das innere Gewerbleben war gelähmt und der Handel fast ganz zu Grunde gerichtet; denn mit der ihnen eigenen Unverfrorenheit hatten die Engländer nicht weniger als 600 Kauffahrteischiffe zum Werte von 18 Millionen Thalern aufgebracht, noch ehe der Krieg erklärt worden war, und fast eben so viele wurden im Laufe des Krieges aufgebracht. Um Dänemark gegen Schweden zu unterstützen, kam ein französisches Hilfsheer unter Bernadotte, größtenteils aus spanischen Truppen bestehend, nach Holstein und Dänemark und Veranstaltungen zur Landung in Schweden wurden getroffen. Der Plan



mußte jedoch aufgegeben werden, da der größte Teil der spanischen Truppen unter ihrem Anführer Romano am 9. August 1808 die Gelegenheit ergriffen, um mittelst englischer Schiffe von Nyborg aus in ihr Vaterland zurückzukehren und der andere Teil des Heeres zurückgerufen wurde. Mit mehr Glück führten die Dänen den Krieg von Norwegen aus unter dem Befehl des Prinzen Christian August von Augustenburg. Durch den Sturz Gustavs IV. in Schweden, der Thronbesteigung Karls XIII. und der Wahl des Prinzen von Augustenburg zum schwedischen Thronfolger ward der Krieg beendigt und 1809 der Friede von Jonköping geschlossen.

Mit England führte Dänemark indessen den Krieg mit ungeheueren Anstrengungen und großer Erbitterung fort, aber wegen des Verlustes der Flotte konnte Dänemark nicht nachdrücklich gegen diesen verhaßten Feind wirken, dessen Flotten alle Gewässer des Nordens bedeckten.

Die wenigen Kriegsschiffe, die 1807 von Kopenhagen abwesend gewesen und somit dem Schicksal der übrigen entgangen waren, wurden nacheinander von den Engländern überwältigt und vernichtet, jedoch nicht ohne daß jedes vorher einen heldenmütigen Kampf bestanden hatte.

Während der Not des Staates zeigte sich die Vaterlandsliebe überall in ihrem schönsten Licht; die Bürger wetteiferten miteinander, sich durch edelmütige Opfer an Geld und Gut zu übertreffen, und auf diese Weise wurde binnen kurzem eine Ruderflottille gebaut, durch welche man dem Feinde Schaden zufügen konnte.

Nicht allein in Dänemark, sondern auch in Holstein offenbart sich von vornherein eine gleiche Begeisterung für die gerechte Sache.

Schon 1807 bildeten sich überall Freischaren. In Kiel trat ein freiwilliges Bürgercorps unter Anführung des Senators Tamsen und ein aus Studenten und Handlungsdienern bestehendes Jägercorps unter dem Kommando des Kammerjunkers von Schack zusammen. In Oldenburg bildete sich gleichfalls ein Bürgercorps unter dem Bürgermeister Möller.

Das Wochenblatt zum Besten der Armen in Kiel durchblättert man allerdings vergebens nach zeitgenössischen Berichten, nur ab und zu findet sich eine Anzeige, ein Gedicht, ein Aufruf, der auf die traurige Zeit Bezug nimmt. So bringt die Nummer vom 12. September 1807 ein Gedicht von Major Staffeldt, betitelt das „Wohl der Holsteiner", zu singen nach der Melodie: „Hoch vom Olymp herab", die vom 19. September ein Gedicht: „Zuruf eines Holsteiners an Dänemarks Vertheidiger", das folgende Verse enthält:

„Heran, Heran! Der Feind ist da,
Des Krieges Greuel sind uns nah,
Im Herz des Staates wütet er. —
O! wer dies fühlt, der komme her!
Und — wer der Feind, der dieses thut?
Des stolzen Britten! Übermut
Vermeidet Feindes Widerstand
Und überfällt ein friedlich Land;
Hier zeigt er seine Heldenthat,
Wie es gebot — der Höllenrat."
„Der Franken Feind, der Völker Feind,
Sagt höhnisch: ‚er sei unser Freund.'"
Und ist — von bösem Geist berückt —
Zum Bruch mit jedem Feind geschickt.
Hinan, hinan — auf diesen Feind!
Zu rächen müssen wir vereint,
Die großen Pflichten jetzt erneu'n:
„Nicht Armut oder Tod zu scheu'n!"
So denke jeder brave Mann,
Und thue alles, was er kann."
„Der Brüder Unglück geh' uns nah;
Wir sollen bessern, was geschah.
Wohlan! Mit Klugheit zum Gefecht,
So geht es gut, so geht es recht.
Heran, heran, folgt Friederich!
Wie er, sei alles männiglich
Für Vaterland und Ehr' gestimmt.
Wem Feindes Anblick Mut benimmt,
Der bleib' daheim zu seiner Schand,
Nie reich' ihm jemand seine Hand".



Gleichzeitig enthalten die Blätter Bekanntmachungen, daß keine Briefe und Postsachen nach den dänischen Inseln angenommen werden; daß jeder Briefwechsel und Verkehr mit England verboten sei und anderes mehr, aus dem sich der Ernst der Lage ergiebt. Unterm 10. Februar 1808 enthält das Wochenblatt eine Anzeige über eine zum Besten der Kopenhagener veranstaltete Sammlung. Es heißt in derselben:

„Die mit Genehmigung E. E. Magistrats von uns Endesbenannten mittelst der Ansprache vom 20sten Nov. v. J. unternommene Sammlung für unsere unglücklichen Mitbrüder in Kopenhagen ist nun beendigt. Bey dieser Sammlung haben verschiedene Geber den Wunsch geäußert, daß die zusammengebrachte Summe im Wochenblatt möge bekannt gemacht werden. Gern sind wir hiezu bereit und zeigen hiermit an, daß die Summe

3148 Rthlr. 36 3/4 ßl. Schl.-Holst. Cour.
und 406 „ — Dän. Bancnoten
zusammen 3554 Rthlr. 36 3/4 ßl. beträgt.

Diese Summe ist nebst dem Sammlungsbuch Sr. Königlichen Hoheit, unserm gnädigsten Kronprinzen, von uns unterthänigst überreicht und von Höchstdemselben huldreichst angenommen worden.

Wir erlauben uns nun noch etwas ins Detail zu gehen. Zuvor finden wir es aber für nöthig zu sagen, daß keiner von uns um einen Beitrag angesprochen worden, der nicht als ein Einwohner dieser Stadt anzusehen ist.



Blick von den Damperhofländereien auf Kiel um 1820.
Nach einer Zeichnung.

Von den unter uns wohnenden adelichen Personen haben beigetragen: eine 150 Rthlr., der à 100 Rthlr., eine 50 Rthlr., eine 30 Rthlr., eine 25 Rthlr., eine 20 Rthlr., eine 15 Rthlr., neun à 10 Rthlr., eine 6 Rthlr. 12 ßl. und sechs à 5 Rthlr.

Die Kramerkompagnie und die Ämter oder Innungen: eine 200 Rthlr., eine 50 Rthlr., eine 35 Rthlr., eine 29 Rthlr., zwei à 20 Rthlr., zwei à 16 Rthlr. 32 ßl., eine 15 Rthlr., zwei à 10 Rthlr., eine 8 Rthlr., fünf à 5 Rthlr. und eine 3 Rthlr. 36 ßl.

Bürger und sonstige Einwohner: zwei à 100 Rthlr., sechs à 50 Rthlr., ein 33 Rthlr. 16 ßl., zwölf à 25 Rthlr., zehn à 20 Rthlr., drei à 15 Rthlr., ein 12 Rthlr. 6 ßl., drei und zwanzig à 10 Rthlr., ein 8 Rthlr., sechs à 7 Rthlr. 24 ßl., ein 6 Rthlr., und ein und siebenzig à 5 Rthlr.

Die an der ganzen Summe nun noch fehlenden 644 Rthlr. 46 3/4 ßl. sind in Pösten zu 3 Rthlr. 36 ßl., 3 Rthlr., 2 Rthlr. 24 ßl., 2 Rthlr. 4 ßl., 2 Rthlr., 1 Rthlr. 32 ßl., 1 Rthlr. 16 ßl., 1 Rthlr. 12 ßl., 1 Rthlr. 8 ßl. und 1 Rthlr., auch in Schillingen beigetragen werden, worunter denn auch die von einem Schullehrer und seinen Schülern eingereichten 2 Rthlr. 35 1/4 ßl., von einer Schulhalterin und ihren Schülerinnen gegebenen 1 Rthlr. 20 ßl., der von einem vierjährigen Knaben eingereichte Inhalt seiner Sparbüchse von 1 Rthlr. 12 ßl., und die in dem Spartopf seiner kleinen



Schwester befindlichen 20 ßl., ferner der von einer auswärtigen Person uns zugesandten 1 Rthlr. 12 ßl., und die von einer armen Wittwe geschickten 16 ßl., desgleichen auch noch 3 ßl., welche uns drei arme Personen gaben, und die wir ebenfalls mit Dank angenommen haben, befindlich sind.

Auch können wir nicht unerwähnt lassen, daß auch einige Hausjungfern, Dienstmädchen, Gesellen, Knechte und Lehrburschen uns ihren Beitrag gegeben haben, welche in obiger Summe von 644 Rthlr. $46^{3}/_{4}$ ßl. mit begriffen sind.

Wir danken allen Gebern hiemit nochmals aufs verbindlichste.

Kiel, den 8. Februar 1808.

Johann Walter Plener,
Joachim Kloppien,
Worthalter der deputirten Bürger=Collegien."

Unterm 24. Februar 1808 findet sich dann folgender Aufruf:

„Aufforderung an sämmtliche Einwohner der Stadt Kiel.

Schon mehrere Städte haben unseren geliebtesten Kronprinzen durch freiwillige Beiträge zur Erbauung neuer Kriegsfahrzeuge ihr Dankgefühl für die so lange genossenen Wohlthaten des Friedens und ihren patriotischen Eifer für die Sache des Vaterlandes an den Tag gelegt.

In der Überzeugung, daß ein gleicher Gemeinsinn, eine gleiche Vaterlandsliebe auch die Einwohner dieser Stadt beseele, halten die deputirten Bürgercollegien es für ihre Pflicht, ihrerseits zu einem gleichen Erfolge Veranlassung zu geben, indem sie ihre Mitbürger hierdurch öffentlich zur Nacheiferung auffordern.

Eine Aufforderung dieser Art mit Gründen zu unterstützen, dürfte um so überflüssiger seyn, da solche sich Jedem, dem unsere Nationalehre heilig ist, von selbst aufdringen. Wir begnügen uns daher mit der Anzeige, daß Mitglieder aus unsern Collegien nach einigen Tagen eine Sammlung von freiwilligen Beiträgen zu einem Kanonierboot bei allen Einwohnern dieser Stadt unternehmen werden, und zweifeln nicht, daß der Erfolg derselben den gerechten Erwartungen der Regierung und unsern Wünschen entsprechen werde.

Kiel, den 20sten Febr. 1808.

Die deputirten Bürgercollegien."

Während der Anwesenheit des Hofes in Kiel war auch hier zum erstenmal der Versuch gemacht, das „Dänische" zur Hof= und Volkssprache zu erheben. Der Professor Hoegh=Guldberg hielt in der Universität zur Feier des Geburtstages des Kronprinzen eine dänische Rede und forderte in manchen Schriften und Reden zur Vereinigung aller dänischen Völker und zur Erlernung der dänischen Sprache als eine unabweisbare Pflicht oder doch Notwendigkeit auf. Auch im Wochenblatt finden sich häufig dänische Gedichte von ihm und gleichfalls finden sich dort Anzeigen der Spannung zwischen ihm und dem Professor Heinrich, die den edlen Kurator der Universität, Grafen Reventlow, veranlaßten, sein Amt niederzulegen. Professor Pfaff berichtet in seinen „Lebenserinnerungen" darüber:

Hoegh=Guldberg, der als Lehrer der Prinzessin Caroline nicht ohne Einfluß bei Hofe war, hatte bei dem Kronprinzen ein Motto denunziert, das der Professor der Beredsamkeit Heinrich seinem Programm zu des Königs Geburtstag am 29. Januar 1807 vorangeschickt hatte, und das aus Ciceros Briefen an Varro entlehnt war, als eine Anspielung auf die eben proklamierte Verbindung Holsteins mit Dänemark, und die Auflösung des Deutschen Reiches sowie als eine Aufreizung zur Feindschaft gegen die Regierung.

Von dem Professor Heinrich wurde durch die höchste Behörde eine Erklärung über die



Tendenz seines Motto verlangt. Seine Erklärung wurde mit einem den Professor Heinrich völlig rechtfertigenden Bericht begleitet, welchem der Kurator Graf Reventlow vollkommen beistimmte. Dessenungeachtet mußte er dem Professor Heinrich im Namen des Königs einen Verweis erteilen. Dieses veranlaßte den edlen Grafen, um seine Entlassung vom Amte des Kurators nachzusuchen, und es ist mir seine Äußerung gegen mich, da ich ihn dringend mit allen Gründen, die mir zu Gebote standen, ersuchte, seinem Entschlusse zu entsagen, unvergeßlich, und, wie so manches andere, ein Denkmal seines festen, und was ihm Recht und Ehre zu gebieten schienen, unerschütterlich treuen Charakters: „Sie mögen in Ihrer Lage es über sich gewinnen können, nach Umständen zu lavieren, ich aber kann mich zu einem solchen Manoeuvre nicht verstehen."

Auch sonst finden sich bisweilen dänische Anzeigen in den Blättern, so zeigt der Lehrer Bruns Unterrichtsstunden in der dänischen Sprache an und nennt sich Lehrer an der deutsch-dänischen Bürgerschule in der Vorstadt. Diese Anzeigen sind so charakteristisch, daß ich sie hier wiedergeben will. Unterm 20. Juli 1807 heißt es:

„Vom 1. Juli d. J. fängt die deutsch-dänische Privatschule von 5 bis 7 Uhr Abends an. Auch nimmt der Unterricht in der öffentlichen Schule für diejenigen Kinder, welche ferner Lust haben und Neigung haben, die dänische Sprache zu lernen, wieder seinen Anfang. Dänische Bücher zum zweckmäßigen Unterricht sind immer bei mir zu haben. Auch werden Privatstunden in der italienischen Buchhaltung, sowohl in deutscher als dänischer Sprache, nach getroffener Abrede gegeben."

Später findet sich dann folgende Anzeige in deutscher wie dänischer Sprache:

Unterrichtsstunden in der dänischen Sprache, dänische Bücher, als die Bibel, Gutmanns Kinderfreund, Todes Sprachlehrer, geschnittene Federn, schwarze und rothe Dinte sind zu haben bei

J. Bruns,

Lehrer an der deutsch-dänischen Bürgerschule in der Vorstadt.

Der Fortzug des Hofes, der Neuerungen schwer zugängliche Sinn der Bevölkerung, hinderte diese Agitation, die dänische Sprache errang keine weiteren Erfolge, die dänischen Anzeigen verschwinden bald gänzlich aus den Kieler Blättern. Auf die von der dänischen Regierung vorgenommenen offiziellen Danisierungsversuche wird später zurückzukommen sein.

Am 16. März 1808 enthält das Wochenblatt die Anzeige vom Tode des Königs Christian VII.

„Da es dem Allmächtigen gefallen hat, des Königs Christians des 7ten Majestät gestern Morgen aus der Zeitlichkeit in die Ewigkeit zu versetzen; so ist, bei diesem allgemeinen Trauerfall, bis Sr. jetzt regierenden Majestät Friederichs des 6ten Allerhöchste Befehle wegen Anlegung der Trauer eingehen können, von der Königl. Schleswig-Holsteinischen Kanzelei dem hiesigen Stadtconsistorio unter andern auch aufgetragen worden, alle Musik innerhalb und außerhalb der Kirchen einzustellen, welches denn hiermit verfügt und zu Jedermanns Nachachtung öffentlich bekannt gemacht wird.

Gegeben Kiel im Stadtconsistorio, den 14. März 1808.

in fidem: Jahn, Syndikus."

In der Nummer vom 26. März findet sich dann die Königliche Verordnung wegen der Anlegung der Trauer, dieselbe begann vom 27. März an auf sechs Monate. Die Bestimmungen sind ähnlich den jetzt noch bestehenden.

Die längere Anwesenheit des kronprinzlichen Hofes in Kiel hatte für Kiel die Schöpfung des so herrlichen Düsternbrooker Weges zur Folge. An früherer Stelle ist bereits darauf hingewiesen,





daß Hirschfeld, sowohl wie der Oberpräsident die Schaffung und den Ausbau des Weges beabsichtigten, daß jedoch der Amtmann, dem die Brunswiker Feldmark unterstellt war, dem Plane kein Interesse entgegenbrachte. So blieb es bei dem Fußsteig, der von der Ulmenallee, die durch ein Thor zeitweilig gesperrt war, entlang des Hafens zum Gehölz führte und dem schwer passirbaren Feldweg.

Der Kronprinz erwarb nunmehr von den Eigentümern soviel Land, um einen Fahrweg in gleicher Breite wie die alte Allee als Fortsetzung derselben anlegen zu können. Er ließ denselben mit Bäumen bepflanzen, die Gruppe der echten Kastanien bei der jetzigen Marine-Akademie anlegen und schuf dort eine mit Bäumen umgebene halbkreisförmige Erweiterung, den Carolinenplatz, der mit Bänken zum Ausruhen der Fußgänger versehen ward. Später ging dieser Platz ein, Friedrich VI. schenkte



Der Düsternbrooker Weg um 1810, Blick auf das Gehölz.
Nach einer Malerei aus der Zeit.



Der Pavillon im Marienhain um 1810.
Nach einer Malerei aus der Zeit.

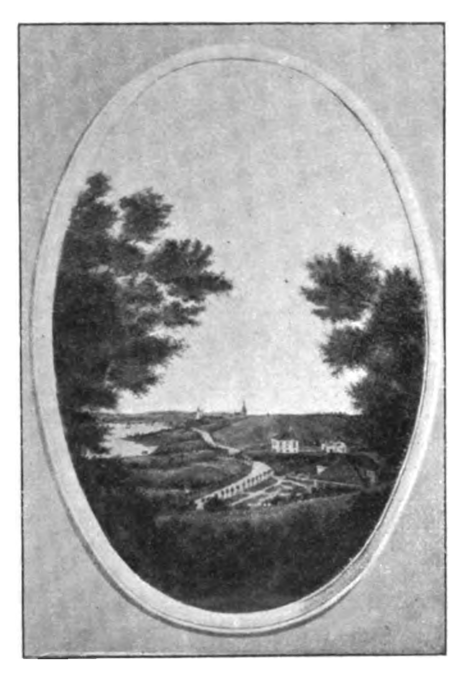
denselben dem Besitzer der daneben liegenden Villa, dem Kammerherrn von Warnstedt. Die Villa, das jetzige Howaldtsche Gewese und das frühere Krusesche Besitztum, das einstige Hotel Düsternbrook, sind bald nach Errichtung des Weges erbaut. Aus Dankbarkeit schuf die Stadt am Eingange des Gehölzes den Marienhain und errichtete in demselben 1808 den Pavillon, welchen sie nebst dem Park der Königin als Geschenk darbrachte. Bei Übergabe des Pavillons im August 1808 an die Königin wurde derselben folgendes Gedicht überreicht:

„Fürstin, wir sahen dich hoffen, wir sahen dich in ahnender Trauer
Und wir hofften mit dir, fürchteten bebend mit dir.
Aufgeblüht ist die Hoffnung, die schüchterne Hoffnung als Freude,
Und mit der Freudigen freut laut sich die glückliche Stadt.
Dir sei geweiht, dir heilig, das Ruheplätzchen im Haine,
Nicht der Königin werth, sei es der Mutter geweiht.

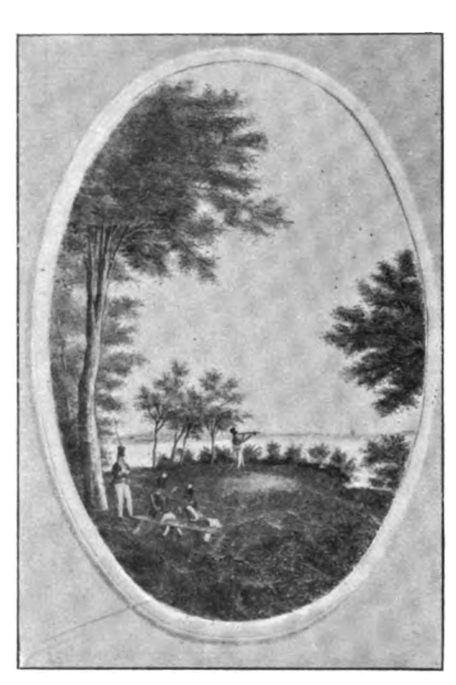


Schaue von dort das glückliche Dach, das die Mutter beschirmte,
Stolzer ragt es empor, seit es das Köstlichste barg.
Schaue dorthin, die Bucht des Freude trennenden Meeres,
Ach des erzürnten Meeres, blutig und gierig nach Blut.
Ist dir, o! zürnendes Meer, Maria's Thräne nicht Sühnung?
Liebliches Kindlein, erwach'! Mutter, die Liebende weint,
Lächelnd trockne die Thräne der Mutter und bitte (wir flehen)
Weile! dem zürnenden Meer wag' uns nicht anzuvertrauen."

Später erbte die Herzogin von Glücksburg diese Besitzung und schenkte sie in den siebziger Jahren der Stadt.



Blick vom Marienhain auf den Düsternbrooker Weg und auf Kiel um 1810.
Nach einer Malerei aus der Zeit.



Blick auf den Hafen und die Mündung des Kanals um 1810.
Nach einer Malerei aus der Zeit.

Lieblich und anmutig war in früheren Jahren der Blick von dem Lusthaus auf den Hafen die Stadt und den sich dahinschlängelnden Weg. Jetzt ist dieser Blick auf Stadt und Weg vollständig verwachsen und verbaut, und nur alte Ansichten können uns einen Begriff von der früheren Anmut und Schönheit geben.

Zur Zeit der Anwesenheit des kronprinzlichen Paares wurde auch mehr für das Gehölz gethan, dessen Besuch nach Errichtung des Weges ein lebhafterer geworden war. Verordnungen wurden erlassen, um vor Beschädigung der Bänke und Bäume zu warnen u. s. w. So findet sich unterm 31. Mai 1807 folgende Bekanntmachung:

„Auf höchsten Befehl Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen wird hierdurch obrigkeitlich bekannt gemacht:

1) Daß es keinen von den spatzieren fahrenden oder reitenden Personen erlaubt seyn soll,



wenn sie sich in dem im Düsternbrooker Holze errichteten Zelte aufhalten oder spatzieren gehen, ihre Pferde und Wagen oder Reitpferde auf dem großen Wege halten zu lassen, weil dadurch nicht nur die Passage gehemmt wird, sondern auch leicht Unordnungen entstehen können und daher solche sogleich an der Seite auf die dazu angewiesenen Plätze gebracht werden müssen.

2) Daß niemand die in gedachtem Holze aufgerichteten Tische und Bänke muthwillig beschädigen, auch in keinen der großen und kleinen Bäume Buchstaben schneiden, Zweige davon abbrechen, oder solchen auf irgend eine Art Schaden zufügen dürfe.

Wornach man sich zur Vermeidung obrigkeitlicher Ahndung zu achten hat.

Gegeben Kiel den 31sten Mai 1807. Buchwaldt."



Blick vom Marienhain um 1815. Nach einem Aquarell von Hansen.

Am Ende des Gehölzes unterhalb der Fruchtbaumschule Hirschfeldts und dem herrlichen Aussichtspunkt Niemannsruh lag der Reyhersbrunnen. Das Wasser desselben war sehr geschätzt und wurde viel begehrt. Weiterhin am Strand, wo das Ufer steil zum Wasser abfällt, waren die Stellen, von wo der Lehm und Thon für die Kieler Fayencefabrik geholt worden war.

An späterer Stelle wird diesem schönsten Wege Kiels noch die gebührende Würdigung zuteil werden.

Auf den Aufschwung des Handels in den Jahren bis 1807, folgten trübe Zeiten, die Zahl der Rheder ging 1807 von vierzehn auf sieben zurück, der Verkehr war auf ein geringes beschränkt. Nachdem Dänemark noch bis 1809 mit Frankreich verbündet war und dadurch Schills Ende herbeiführte, der den als dänischen Soldaten dienenden Holsteiner für denselben schwarzen Räuberhauptmann galt, als welcher er in den französischen Bulletins und Armeebefehlen dargestellt wurde, so blieb es später fürs erste neutral, nur gegen England dauerte der Kriegszustand fort. Als Napoleon das furchtbare Gottesgericht in Rußland heraufbeschworen und sein Glücksstern im Erbleichen war, machte man Dänemark



seitens der Verbündeten 1813 den Vorschlag mit gegen Frankreich zu kämpfen und Norwegen an Schweden abzutreten. Mit Recht wies Dänemark diese empörende Zumutung die Kosten für die Hilfe, welche Bernadotte der Sache der Verbündeten zusagte, zu tragen zurück und schloß sich von neuem Napoleon an und beteiligte sich an dessen Kampf gegen ganz Europa. Nach der Schlacht von Leipzig wendete sich ein 80000 Mann starkes Heer von Russen, Preußen und Schweden unter Anführung Bernadottes gegen Dänemark. Einer so ungeheuren Masse kriegsgewohnter Truppen zu widerstehen, war dem an Anzahl weit geringeren dänischen Heere verstärkt durch einige französische Truppen nicht möglich; aber es kämpfte mit einer Tapferkeit, die dem Feinde Achtung einflößte



Am Reyhersbrunnen. Nach einer Radierung aus den 1820er Jahren.

Dänemarks Stellung zu den Alliierten entschied Hamburgs Schicksal, die am 18. März 1813 von den Russen besetzte Stadt konnte sich nicht gegen die sie einschließenden Franzosen verteidigen, eine Zeit lang schien es zwar, als ob Dänemark sich den Verbündeten anschließen wollte, und dänische Truppen leisteten den Hamburgern Hilfe, allein nachdem die Verhandlungen sich zerschlagen, und Dänemark entschlossen war sich Napoleon anzuschließen, zogen die Dänen aus Hamburg ab und überließen die Stadt ihrem Schicksal. Am 30. Mai fiel die unglückliche Hansastadt, von den Russen verlassen, in die Hände der Franzosen zurück. Davoust ließ seine ganze Wut an den patriotischen Bürgern aus, befestigte Hamburg und plünderte die Umgebung, um es zu verproviantieren, am 11. November raubte er die Bank aus. Beim Herannahen der Verbündeten stand er mit 30000 Mann und einem dänischen Hilfscorps an der Stecknitz. Am 1. Dezember verließ er diese Stellung und zog sich auf Hamburg zurück, ohne sich weiter um den dänischen Oberbefehlshaber, Prinz Friedrich von Hessen, zu kümmern. Der Prinz besetzte Lübeck und die Linie Lübeck-Oldesloe. Nachdem Berna-



dotte bei Boizenburg die Elbe überschritten hatte, nahm er unter Zurücklassung eines kleinen Bruchteiles seines Heeres, das Hamburg beobachten sollte, seinen Weg nach Holstein. Davoust blieb mit einem Heere von 40000 Mann unthätig in dem zu einer Festung ersten Ranges umgewandelten Hamburg und Harburg und machte keine Miene das Vordringen der Verbündeten gegen Dänemark zu hindern. Es ist nicht meine Aufgabe hier die entsetzlichen Leiden des unglücklichen Hamburg zu schildern, die Greuelthaten, welche geschahen, haben den Namen Davousts, des Prinzen von Eckmühl, mit einem Fluch beladen, der auf ihm haften bleiben wird, trotz aller Beschönigungsversuche seines Verhaltens, die von seiner Familie ins Werk gesetzt worden sind. Nur einige kurze Hinweise*) mögen genügen: „Ungeheure Vorräte aller Art waren sogleich in Beschlag genommen, um auf das schändlichste verwahrlost, verschleudert, gestohlen zu werden. Auf den Plätzen starben Tausende von aus der Gegend zusammengeraubten Kühen wegen Mangels an Futter, nachdem sie durch ihr klägliches Gebrüll lange die Luft erfüllt hatten. Jedem Verwaltungszweige waren Dörfer des Gebietes zur Plünderung angewiesen und ganze Ladungen von Federvieh und Lebensmitteln wurden von den Inhabern um Spottgeld verkauft. Von nun an loderten nächtlich in den blühenden Umgebungen der Stadt bis in das ferne Billwärder die Gartenhäuser, so lange der Sitz fröhlicher Geselligkeit, in Flammen auf. Der Mutwille zündete auch das nach Kriegsgesetz völlig Unschädliche an; überall sanken die hundertjährigen Ulmen und Linden hin, keines Fruchtbaumes wurde geschont, eine abscheuliche Schadenfreude ordnete die Zerstörung, so daß den Bewohnern meistens nicht Zeit blieb, die bewegliche Habe zu retten. Bald lag der ganze Hamburgerberg in Asche mit der Kirche, sowie das große Spital des Pesthofs, von wo aus menschenfreundliche Bürger mit Not und Gefahr, in strenger Kälte und Nacht die Kranken, die Wahnsinnigen eilig nach Eppendorf retteten. — Bald darauf begannen im Innern der Stadt die Haussuchungen und militärischen Austreibungen des Teils der Volksmasse, die nicht zureichende Verproviantierung nachweisen konnten. Dreißigtausend Unglückliche, Hausväter, Mütter mit kleinen Kindern, wenige Habe tragend, mitunter halbnackt, Lahme, Kranke, alles, was beklagenswert zu nennen war, ward in strenger Kälte hinausgestoßen vor die Thore. Am Abend, in später Nacht aus ihren Wohnungen gerissen, in die Kirchen zusammengetrieben, verließen die Unglücklichen am Morgen von Gensdarmen geführt, laut jammernd ihre Vaterstadt, meist, um sie nie wieder zu sehen. Seuchen und Elend rafften viele dahin, das Massengrab in Ottensen ist das Denkmal für den Tyrannenknecht, der nicht aus Pflichtgefühl allein, sondern mit Schadenfreude die Greuel verübte, welche seinen Namen ewig besudeln werden.“ Erst am 29. Mai 1814 räumten die Franzosen die Stadt.



Bernadotte, Prinz von Ponte-Corvo, Thronfolger v. Schweden. Nach einem Stich.

*) Rist, Lebenserinnerungen, Bd. II.



Am 5. Dezember übergab Prinz Friedrich von Hessen Lübeck den Schweden und zog sich über Bornhöved zurück. Am 7. Dezember kam es dort zu einem hitzigen und blutigen Gefecht, jedoch ohne den Weitermarsch der dänischen Truppen nach Kiel und zur Eider zu verhindern. Während dieser Gefechte war es einer Abteilung Kosaken gelungen, westlich vorzudringen, bei Friedrichsstadt die Eider zu überschreiten und dann über ganz Schleswig bis an die Grenzen Jütlands sich auszubreiten. Es war der Plan des Feindes, das dänische Heer von der Festung Rendsburg abzuschneiden, die den Rückzug decken sollte, und es gelang auch dem General Wallmoden zwischen dieser Festung und den dänischen Truppen sich durchzudrängen, die der Prinz Friedrich und der französische General Lallemand befehligten. Um sich den Weg nach Rendsburg zu bahnen, mußten sich die Dänen durch das feindliche Heer durchschlagen, das bei Sehestedt stand. Hier kam es am 10. Dezember 1813 zu einem sehr blutigen Treffen, das von morgens 7 bis nachmittags 4 Uhr dauerte. Es ward mit großer Hartnäckigkeit auf beiden Seiten gefochten, zuletzt aber gelang es durch einen kühnen Angriff der fühnenschen Dragoner, den Feind über die Eider zurückzuschlagen und Sehestedt mit Sturm zu nehmen. Am Abend des Tages zogen die Dänen in Rendsburg ein. Widerstandslos überschwemmten die Kosaken und Alliierten die Herzogtümer, nahmen die Landkassen in Beschlag, erhoben Kontributionen, machten Requisitionen und beraubten vielfach die Landleute ihrer Pferde und Wertsachen. Unter dem Namen Kosakenwinter ist der Winter 1813/14 noch lange im Gedächtnis des Volkes lebendig geblieben.



Prinz Friedrich v. Hessen.
Nach einer Lithographie von Fritz.

Bernadotte begab sich mit seinem Hauptquartier über Oldesloe, Segeberg nach Neumünster, wo er am 11. Dezember eintraf. Dort begannen Waffenstillstandsverhandlungen, am 15. Dezember ward ein 14tägiger Waffenstillstand bewilligt, der später bis zum 6. Januar verlängert wurde. Rendsburg behielt nur mit Schleswig Verbindung, durfte jedoch nicht verproviantiert werden; Glückstadt und Friedrichsort, welche belagert wurden, waren vom Waffenstillstand ausgenommen. Ganz Holstein und Schleswig bis zur Schlei und Husum blieben vom Feinde besetzt. Am 14. Januar 1814 kam es dann zum endgültigen Friedensschluß.

Beim Einmarsche in Holstein erließen die Schweden folgende Proklamation:

„Bewohner Holsteins!

Erst nachdem Eure Regierung die Vorschläge der verbündeten Mächte zu wiederholten Malen von sich gewiesen und sich geweigert hat, mit dem ganzen übrigen Europa gemeinschaftliche Sache zu machen; erst nach diesen fruchtlosen Versuchen rückt die verbündete Armee in Eure Grenzen ein. Kraft der zwischen den alliirten Mächten abgeschlossenen Verträge ist Norwegen mit dem Königreiche Schweden vereinigt; die Fortdauer Eurer politischen Existenz war Dänemark garantirt, auch waren ihm Entschädigungen zugesichert worden, allein die Dänische Regierung hat dies Alles von sich gewiesen. Nunmehr wird Holstein in Besitz genommen und als Unterpfand für die Abtretung



Norwegens an Schweden angesehen. Bewohner Holsteins! Nehmt nicht Antheil an diesen politischen Ereignissen. Die friedlichen Bürger werden Schutz finden, die unruhigen hingegen gebührend bestraft werden. Die Armee wird die strengste Mannszucht beobachten. Zur inneren Verwaltung des Landes und zur Wahrnehmung Eurer Interessen soll aus den kenntnißreichsten, unbescholtensten und wohlhabendsten Eurer Mitbürger eine provisorische Regierungscommission niedergesetzt werden. Dieser habt Ihr in Allem, was sie nach Erfordern der Umstände anbefehlen wird, Gehorsam zu leisten.

Gegeben im Hauptquartier Oldesloe, am 6. December 1813. Auf Befehl.

Der General-Lieutenant Baron von Tawast,

Unterbefehlshaber des Generalstabs der verbündeten Nordarmee von Deutschland".

Am 16. Dezember traf Bernadotte mit seinem Hauptquartier in Kiel ein und erließ von dort unter anderem folgende zwei Bulletins:

Unterm 16. Dezember:

„Der Waffenstillstand, auf welchen der Prinz von Hessen angetragen, ist demselben bewilligt worden. Er hat am 15. December um Mitternacht angefangen und wird am 29. um eben diese Zeit abgelaufen sein. Man wird während desselben die Operation gegen Hamburg beschleunigen. — Die dänische Armee hat wie durch ein Wunder Rendsburg erreicht. Zwei Stunden später hätte sie entweder das Gewehr strecken oder auseinander gehen müssen. — Das Fort Vollerwyck hat sich dem Corps des Generals Tettenborn ergeben. Die Garnison ist kriegsgefangen. Man hat daselbst achtzehn Kanonen und zehn Mörser vorgefunden. Seit seinem Einmarsch in die Herzogthümer hat General Tettenborn den Dänen in Allem acht und dreißig Stück Geschütze abgenommen."

Hauptquartier Kiel, 19. Dezember.

Die Festung Friedrichsort hat heute Mittag um zwölf Uhr capitulirt. Die 800 Mann starke dänische Besatzung, welche acht Geschütze bei sich hatte, ist kriegsgefangen."

Die Stimmung des Landes war der dänischen Regierung durchaus nicht günstig, die Geldnot des Landes, auf die ich noch zurückkomme, die ungeheuren Ausgaben, welche für das Militär aufgewandt werden mußten, und eine ungewöhnliche Belastung des Landes durch neue Steuern, so wie einen außerordentlichen Anwachs der Staatsschuld veranlaßten; endlich dieser Krieg, den Dänemark gegen das übrige Europa, und insbesondere gegen Deutschland führen mußte, und welcher in manchen Kreisen in den Herzogtümern nicht populär war, erklärt diese Stimmung. So kam es, daß Bernadotte in Kiel mit Jubel und Begeisterung empfangen wurde, die Stadt war erleuchtet, er ward durch Ansprachen gefeiert u. s. w. Sofort nach Einrücken der Schweden in Kiel, wurden sämtliche Beamte und namentlich auch alle Professoren nach dem Rathause beschieden, um die Eröffnungen des für die Stadt Kiel ernannten Kommandanten, eines Grafen Platen zu vernehmen. Am nächsten Tage empfing dann Bernadotte Deputierte des Magistrats und der Universität und sicherte denselben sein Wohlwollen für Stadt und Hochschule zu. Die Stadt hatte sehr unter Einquartierung zu leiden, Mangel an Lebensmitteln trat bald ein, sogar die Kirchen wurden für die Einquartierung und vornehmlich für Aufspeicherung von Stroh und Heu in Beschlag genommen, und am 18. Dezember findet sich für Sonntag, den 19. Dezember folgende Anzeige:

„Da unter den gegenwärtigen Umständen in den Kirchen unserer Stadt keine gottesdienstliche Versammlung stattfinden kann, so wird der öffentliche Gottesdienst in dem größeren akademischen Hörsaal zu der gewöhnlichen Zeit gehalten werden."



Die Zeitungen enthalten natürlich sehr viele Bekanntmachungen, die sich auf die Okkupation beziehen, so heißt es unterm 22. Deember: „Die Last der außerordentlichen Einquartierung, die unserer Stadt auferlegt ist, hat bereits eine große Anzahl unserer ärmeren Mitbürger, deren geringfügige Wintervorräte in wenig Tagen aufgezehrt worden und die in diesem Augenblick weder Verdienst, noch Geld und Kredit haben, in die kummervolle Lage versetzt, daß sie nicht nur keinen Unterhalt für ihre Einquartierten, sondern selbst kein Brod für sich und ihre Kinder haben. Es ist Pflicht der Menschlichkeit und Bruderliebe, diese für den Augenblick verarmten Mitbürger aus allen Kräften zu unterstützen. Die nur dadurch mögliche fernere Benutzung ihrer Wohnungen zur Einquartierung ist zugleich von dem augenscheinlichsten Interesse für die übrigen noch nicht hilfsbedürftigen Hausbesitzer.

Daher sind mehrere wohlgesinnte Bürger, denen die Verlegenheiten ihrer Mitbürger bekannt sind, unter Mitwissen der Obrigkeit zusammengetreten, um durch eine Sammlung milder Beiträge, die von rechtschaffenen dazu auserwählten Männern sogleich beschafft wird, einen Versuch zu machen, die augenblickliche Not, wenn auch derselben nicht ganz abzuhelfen ist, doch wenigstens zu lindern. Sie wenden sich deshalb an alle, denen Gott noch das Vermögen zu helfen verliehen hat, ganz besonders aber an diejenigen zur Miete wohnenden Einwohner, die bisher nur durch Beschränkung ihres Lokals die Einquartierung empfunden haben.

Ihr Gefühl für Pflicht und Religion, ihre Menschen- und Bruderliebe, ihre Dankbarkeit gegen die Vorsehung, welche sie in günstigere Umstände versetzt hat, ihr Bürgersinn, die anerkannte Mildthätigkeit der Einwohner unserer Stadt, endlich das eigene Interesse eines jeden Vermögenderen sind die Stützen, auf welche wir die gegenwärtige Ansprache bauen. Möge sie zu den Herzen derer dringen, die da helfen können! Möge der Ertrag hinreichend sein, Thränen des Kummers zu trocknen und die Sorgen einer hoffentlich schnell vorübergehenden Not zu erleichtern."

„Unterm 23. Dezember erlassen Oberpräsident, Bürgermeister und Rat eine Anzeige betreffs Anmeldung von Wagen und Pferden, am 2. Januar 1814 werden die Einwohner aufgefordert, Flinten, Pistolen und Säbel einzuliefern, entbunden davon sind Jagdberechtigte und Mitglieder der Bürgerwache. Unterm 22. Dezember findet sich eine Bekanntmachung des Kronprinzen (Bernadotte) bezüglich des Umschlages. Um den Bewohnern Holsteins einen neuen Beweis seiner wohlwollenden Gesinnungen zu geben, ordnet er an, daß der Umschlag nach wie vor stattfinden sollte und Gutsbesitzern, Kaufleuten, Pächtern der Besuch gestattet sei. Alle Hindernisse sollten beseitigt werden, keine Störung sollte den freien Gang der Geschäfte hemmen und wollte der Kronprinz allen seinen hohen Schutz angedeihen lassen.

Trotz alledem fiel der Umschlag aus, woran allerdings neben den kriegerischen Verwicklungen auch elementare Ereignisse und Krankheiten schuld trugen.

Bernadotte trug sich mit weitschweifenden Plänen; seine bisherigen Erfolge und der unverkennbare Unwille der Schleswig-Holsteiner über die dänische Politik ließen ihn auf deren Unterstützung bei seinen Plänen hoffen. Er plante die völlige Zerstörung Dänemarks und die Begründung eines Königreichs Cimbrien, zu dessen Herrscher er selbst durch die nach Kiel zu berufenden Stände der Herzogtümer und Abgeordneten Jütlands erwählt zu werden erwartete. Alle seine hierauf gerichteten Bemühungen und Intriguen scheiterten jedoch an der Loyalität und dem konservativen Rechtssinn der Bevölkerung. Wer weiß, was geworden wäre, wenn Dänemark sich noch länger dem Frieden abgeneigt gezeigt hätte. Am 9. Januar traf die Zustimmung des Königs zur Abtretung



Norwegens ein und am 14. Januar ward in der Wohnung des Kronprinzen, im Schmooler- oder Buchwaldschen Hof, der für Dänemark so schmerzliche Friede unterzeichnet. Dänemark mußte das Königreich Norwegen abtreten und erhielt dafür Schwedisch-Pommern wieder, welches schon im nächsten Jahre durch Vertrag mit Preußen vom 4. Juni 1815 gegen das Herzogtum Lauenburg und eine Geldentschädigung wieder ausgetauscht wurde. Gleichzeitig wurde mit England Friede geschlossen und in demselben die 1807 geraubte Insel Helgoland endgültig an England abgetreten, die übrigen okkupierten Besitzungen erhielt Dänemark zurück, nicht aber die 1807 weggeführte Flotte, auch mußte sich Dänemark verpflichten, 10000 Mann zum Kriege gegen Frankreich zu stellen. Mit dem 14. Januar erreichten auch die Feindseligkeiten zwischen Dänemark, Rußland und Preußen ihr Ende, der Friede mit Rußland ward am 8. Februar, der mit Preußen am 25. August geschlossen.

Der Winter war ungemein streng, schon im Dezember war starker Schneefall eingetreten, so daß Straßen und Wege vollständig verschneit waren. Aus der Kinderzeit ist wohl vielen Brentanos Gedicht „Die Gottesmauer“ bekannt, in dem so recht anschaulich die Schneenot dargestellt wird. Ohne daß es gefroren hatte, schneiten in dem Augenblick, als gegen Ende des Jahres die Lieferungen am lebhaftesten waren, alle Wege und Felder zu, die Fuhrleute blieben scharenweise stecken oder schneiten ganz ein. Der „Schwedenwinter“, in dem Wege und Stege mit haushohem Schnee bedeckt, ganze Dörfer längere Zeit von jedem Verkehr abgesperrt waren, ist deshalb auch in der Erinnerung der Leute vorzugsweise bewahrt geblieben.*)

Rist**) berichtet von seiner Reise, die er im Januar 1814 von Hadersleben nach Kiel unternahm: „Nach einigen Stunden war aber nicht weiter fortzukommen. Es wurde dunkel, der scharfe Schnee wehte jede Spur des Weges zu, der Schnee bildete dicke Streifen, der Postillon erklärte, daß er den Weg verfehlt zu haben glaubte und eine stürmische Nacht drohte. Unter diesen Umständen waren wir froh, eine einzelne Bauernschenke zu erreichen, wo wir die Nacht zubrachten. Wir erreichten Schleswig um Mittag durch unergründlichen Schnee. Zwischen Eckernförde und Kiel war der Weg oft ganz unfahrbar; wir mußten verschiedene Male von aufgebotenen Bauern durchgeschaufelt werden. Der Schnee lag an den meisten Stellen über die Knicke der Koppeln weg, und man suchte sich seinen Weg, wo man konnte. Wo geschaufelt war, stand zu beiden Seiten des Wagens eine hohe Mauer von steinhartem Schnee. Ein begegnender Wagen kostete jedesmal eine halbe Stunde Aufenthalt. Inzwischen war das Wetter ein wenig milder geworden und bei entschiedenem Tauwetter und feinem Regen fuhren wir endlich in die liebe Stadt Kiel ein, deren Straßen durch Berge und Thäler von Eis und Schnee fast unfahrbar waren, und der das Gewühl, welches kriegerische Besatzung begleitet, eben kein liebliches Ansehen gab. In der Faulstraße lag der Schnee so hoch, daß man in den zweiten Stock der niedrigen Häuser sah, und dieser Zustand dauerte bis gegen Ende März.

Dazu war die Stadt bis zum Ende Februar von den fremden Truppen besetzt, schon vorher waren Hamburger Familien in großer Zahl dorthin geflüchtet, durch den tiefen Schnee jede Verbindung gestört und so drohte Mangel allerorten, insbesondere an Brennholz. Große Teuerung entstand, so schreibt unterm 14. Januar 1814 Frau von Schleiden an ihren Mann: „Furchtbar

*) Sach, Dr. A., Gesch. der Stadt Schleswig 1815.

**) Lebenserinnerungen, Bd. II. S. 310 ff.





teuer ist hier jetzt alles. Eine Tasse Milch kostet einen ganzen Schilling. Für 4 Thaler Torf, den ich eben bezahlte, wird wohl nur bis morgen abend ausreichen."

Für das Pfund Butter bezahlte man 20 und 24 Schillinge, die Preise für andere Bedürfnisse standen im gleichen Verhältnis und an Holz war großer Mangel. Unterm 11. Januar findet sich eine darauf bezügliche Bekanntmachung: „Die Ausführung der unterm 31. Dezember vorigen Jahres bekannt gemachten Maßregeln zur Abhelfung des Holzmangels ist unerwartet, teils durch fortwährende, teils durch neue Hindernisse der Kommunikation unmöglich gemacht. Von seiten der Güter ward die Zurückhaltung der Pferde als der Grund angegeben, weswegen sie die aufgegebene Lieferung nicht leisten konnten. Doch ist in dieser Hinsicht unterm 6. Januar von seiten der hohen schwedischen Behörde die folgende ausdrückliche Zusicherung geschehen:

„Keinem ist gestattet, sich eines Wagens oder Pferde zu bedienen ohne Autorisation des Kommandanten, welcher den Grund der gemachten Requisition untersuchen wird. — Keiner darf Pferde oder Wagen weiter als bis zur nächsten Station bei sich behalten, wenn es nicht bei Ankunft an den erforderlichen Pferden fehlt. — Kein Corps und kein Individuum, welches zur Armee gehört, darf, unter welchem Vorwande es sein möchte, in den Kantonnements Wagen und Pferde des Landes zurückhalten, außer denjenigen Wagen, deren Requisition durch die früheren Befehle ausdrücklich erlaubt ist.

In Rücksicht des eingetretenen Schneewetters, um die durch das Zuschneien gehemmte Kommunikation der Wege wieder herzustellen, wurden sämtliche Obrigkeiten mittelst Zirkulars vom 6. Januar aufgefordert, die Landstraßen und Wege fördersamst bahnen zu lassen, und fortwährend im gebahnten Zustande zu erhalten.

Die bemerkten Hindernisse hatten verursacht, daß von den 132 Faden, welche der Bestimmung gemäß wöchentlich geliefert werden sollten, in der abgelaufenen Woche nur 38 wirklich geliefert wurden. Durch diese Umstände sah die Sektion sich genötigt, diejenigen Vorräte hiesiger Einwohner, welche für den Augenblick ihrem eigenen Bedürfnisse und Gewerbe entbehrlich waren, in Anspruch zu nehmen und sie muß es rühmlich bemerken, daß sie mit mitbürgerlicher Bereitwilligkeit ihrem Ansinnen entgegengekommen sind. Bei dem bisherigen Ausbleiben der meisten den adeligen Gütern aufgegebenen Holzlieferungen wird vorläufig ein im Amte Kronshagen vorhandener Vorrat zum Verkauf angefahren. Die neulich angezeigte Einrichtung bleibt übrigens in Kraft, und geschieht die Lieferung wöchentlich vom Kloster Preetz mit 20, von den adeligen Gütern Bothkamp mit 20, Oppendorf mit 8, Schönhorst mit 4, Schrevenborn mit 8, Hagen mit 10, Dobersdorf mit 20, Marutendorf mit 8, Klein-Nordsee mit 4, Quarnbeck mit 6, Groß-Nordsee mit 8, Schierensee mit 2, Rastorf mit 4, Projensdorf mit 4 und Salzau mit 6 Faden Buchenkluftholz.

Es ist überflüssig zu bemerken, daß unter außerordentlichen Zeitumständen wohlgemeinte Einrichtungen in der Ausführung oft unerwartete Schwierigkeiten zu bekämpfen haben.

Kiel, in der Polizeisektion, den 11. Januar 1814.

Buchwaldt. A. Moltke. A. Niemann. Warnstedt. F. A. Niemann."

Die Schwierigkeiten steigerten sich jedoch immer mehr, unterm 25. Januar findet sich folgende bemerkenswerte Bekanntmachung:

„Bei den von neuem eingetretenen, fast unübersteiglichen Schwierigkeiten, wodurch die zur Abhelfung des Holzmangels angeordnete Anfuhr noch immer, ungeachtet aller angewandten Mühe, ge-



hindert oder angehalten wird, darf die unterzeichnete Sektion nicht unterlassen, die hiesigen Einwohner auf den Gebrauch der Steinkohlen, von welchen bei hiesigen Kaufleuten noch ansehnliche Vorräte vorhanden sind, aufmerksam zu machen. In mehreren Häusern hat man schon zu diesem sehr schätzbaren und im Verhältnisse zu den jetzigen Holzpreisen wohlfeilen, wenngleich hier wenig gebräuchlichen Feuerungsmittel seine Zuflucht genommen und das anfangs Ungewohnte und nur darum Unangenehme seines Gebrauchs wird bald durch die vorteilhafte Wirkung seiner verständigen Anwendung vergütet. Übrigens ist es bekannt, daß beim Gebrauch der Steinkohlen wegen des häufiger sich ansetzenden Sotts die Röhren, zur Verhütung der Feuersgefahr, der öfteren und sorgfältigeren Reinigung bedürfen.

Kiel, in der Polizeisektion, den 25. Januar 1814."

Noch Ende März finden sich ähnlich lautende Anzeigen, von da an finden sich häufiger Angebote von Holz und Holzverkäufe verzeichnet.

Zu alledem kamen Krankheit und Viehseuchen. In Kiel lagen sechs Wochen hindurch 7—8000 Truppen, zeitweilig waren 40 Generale dort anwesend. Das Schloß, das Seminar und manche öffentliche Gebäude dienten als Lazarette, in denen die Kranken dichtgedrängt auf Stroh oder auf dem bloßen Boden liegen mußten, bis allmählich eine bessere Behandlung eintrat. Der Lazarettyphus forderte auch unter den Bewohnern der Stadt seine Opfer. Die Gesundheitskommission, der unter anderm die Professoren Pfaff und Weber angehörten, erließ verschiedene Verfügungen, so daß sämtliche Einwohner sofort der Kommission Nachricht zu erteilen hätten, sobald sich in ihren Häusern Kranke mit bedenklichen hitzigen Krankheiten, besonders solchen, die auf eine weitere Verbreitung durch Ansteckung verdächtig sind, namentlich mit sogenannten Nervenfiebern, Ruhren und hitzigen Ausschlagskrankheiten befinden sollten. Die Anzeige liegt den Hauseigentümern, sowie den zur Miete Wohnenden in betreff aller derjenigen Personen, die sowohl zu ihrer Familie als zu ihrer speziellen Einquartierung gehören, ob. Gastwirte haben dasselbe für ihre Gäste zu beobachten. Desgleichen werden die Ärzte und Wundärzte zur Anzeige verpflichtet.

Glücklicherweise griff keine epidemische Krankheit um sich.

War auch die Mannszucht der Truppen im allgemeinen vorzüglich, so brachte doch die riesige Einquartierung viele und große Lasten mit sich, vornehmlich schmerzlich empfunden ward der Verlust der Pferde und Wagen. Die Lieferungen waren groß und wurden durch die Kürze der Zeit, in der sie beschafft werden sollten, wegen der schlechten Wege und der Winterzeit sehr drückend. Durch den Schneefall blieben, wie erwähnt, die Fuhrwerke karawanenweise stecken und schneiten zum Teil ganz ein.*) Kaum waren sie herausgeschaufelt und wieder in Gang gebracht, als der folgende Tag sie unter gleichem Schneegestöber in gleiche Lagen versetzte. Die Fuhrleute und die Tiere hatten dabei mit zwei gefährlichen Feinden zu kämpfen: dem Hnnger und der Kälte. Die feindlichen Kommissäre und das requirierende Militär sind selten geeignet, den Notstand zu erleichtern. Die vorhergegangenen nahrungslosen Jahre in Holstein hatten auch das Fuhrwerk des Landmanns verschlechtert. Die alten Wagen, die vielleicht zur Feldarbeit tauglich waren, waren wenig geeignet, mit einer schweren Last zum Teil 8 und 12 Meilen zu fahren. Hatten sie endlich den Ort der Ablieferung, das ersehnte Ziel erreicht, so fanden sie hier eine solche Menge Gespanne konzentriert, daß sie sich tagelang den

*) Provinzialberichte 1814.



Weg sperrten. Als nun noch hier mehrere Nächte und Tage in dem furchtbarsten Wetter, wo der Holsteiner gewohnt ist, sich tief in seinen Winterstuben einzuschließen, unter freiem Himmel zugebracht werden mußten, da erkrankten fast alle Pferde. Ein bösartiger Krupp nahm überhand und tötete viele. Viele Gespanne wurden eigenmächtig unterwegs angehalten und ihrer besten Pferde beraubt, viele wurden an den Lieferungsorten zurückbehalten und zu anderen Zwecken verwandt. Einige kehrten nach langem Herumirren, mehrere gar nicht wieder nach Hause. Der Verlust, den der holsteinische Landmann auf diese Weise an Pferden und Wagen erlitten hat, ist noch bedeutender als der Betrag der lästigen Lieferungen. Nichts schmerzte den Holsteiner mehr, als der Verlust seiner schönsten Pferde, die zum Teil von Kutschen abgespannt und Trainwagen vorgespannt wurden, vor welchen andere von geringerem Kaliber gleiche Dienste würden gethan haben. Fast durch alle Teile der okkupierten Lande wurden die schönsten Pferde in Requisition gesetzt und ausgehoben.

Nach geschlossenem Frieden wurden Dankfeste veranstaltet, am 28. Januar von der Harmonie, am 16. Februar 1814 von der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde. Auf Aufforderung des Professors Weber feierte die letztere das Fest des wiedererlangten Friedens dadurch, daß sie den Armen der Stadt einen frohen Tag bereitete. Am 16. Februar mittags um 12 Uhr fand nach einem Friedensgesange, einer kurzen, von dem Konsistorialrat und Hauptpastor Fock gehaltenen Rede und einem diese Handlung beschließenden Lobgesang eine Speisung der Armen im Freischulhause statt. Am 23. Januar verließ der schwedische Kronprinz mit dem Hauptquartier die Stadt, in den letzten Tagen des Januar folgte ihm der größte Teil seiner Truppen. Eine vom Könige eingesetzte Kommission wurde beauftragt mit der Wiederbesitznahme und Reorganisation der Herzogtümer; dieselbe nahm ihren Sitz in Kiel. Mitglieder dieser Kommission, der auch die Verpflegung der noch im Lande, vornehmlich um Hamburg stehenden feindlichen Truppen oblag, waren der Geheime Konferenzrat Brück, Kanzler des schleswigschen Obergerichts, der Geheime Konferenzrat und Kanzler Kay Lorenz Freiherr von Brockdorff, Johann Georg Rist, General Wegner, Graf Rantzau-Breitenburg, Amtmann Johannsen, der Oberst Aubert und der Ordonnateur Krogh. Die letzeren vier bildeten eine Kommission für sich, die in Pinneberg ihren Sitz nahm. Rist berichtet über die Thätigkeit der Kommission und dieser Bericht möge den Zustand am besten charakterisieren. Er schreibt:

„Größtenteils waren die Geschäfte der Kommission von peinlicher Art, oft herzzerreißend. Es galt, den zum Teil vom Feinde schon ausgesogenen Städten und Distrikten durch strenge, zum Teil exekutivische Maßregeln oft den letzten Rest ihres Wohlstands, ihre Ernten, ihr Vieh, ihre Barschaft abzupressen, um den von der Belagerungsarmee besetzten und auf alle Weise schwer bedrückten Distrikten in der Umgebung Hamburgs Erleichterung zu schaffen, um jeden Preis die Bedürfnisse zu liefern, damit wenigstens der täglich angedrohten fürchterlichen Maßregel eigenmächtiger Fouragierung und Plünderung vorgebeugt werde. Es galt, bei zunehmender Viehseuche, die sich, von Oldesloe aus, schon durch den Preetzer adeligen Güterdistrikt gegen Kiel hin zu verbreiten fortfuhr, durch die härtesten Sperren, Zwangsmittel aller Art, Einhalt zu thun, und mitunter auf ganzen Meierhöfen und Gütern alles Vieh, gesundes und erkranktes, erschlagen zu lassen. Mitten unter solchen Hindernissen mußten ungeheure Fouragevorräte, durch die meist unfahrbaren Straßen herbeigeschleppt, durch diese Transporte aber der Rest des brauchbaren Viehes zu Grunde gerichtet, mußten die gezwungenen Requisitionen von Schlachtvieh bis auf das nördliche Schleswig und Jütland sogar ausgedehnt, die Klagen der Ämter und Gemeinden unerbittlich zurückgewiesen, die von allen Seiten eintreffenden Deputierten



und Beamten meist ohne Erleichterung entlassen werden. Das alles mit der Gewißheit, daß die so dem Elend abgerungenen Lieferungen von den diebischen Armee-Kommissarien unterschlagen, vielleicht zu ihrem Besten verkauft, und den Quartiergebern doch auch noch die Last der Beköstigung aufgewälzt, die Fourage von der Reiterei nach russischer Art vergeudet und zertreten werden würde. So wurden von Kiel aus, allein von den beiden Herzogtümern und Jütland, 2 Millionen Pfund Fleisch, 6 Millionen Pfund Brot, 100000 Tonnen Hafer, an 15000 Tonnen anderes Getreide, 7—8 Millionen Pfund Heu und Stroh, außer Gemüse, Käse, Speck, Branntwein, Wein, Tabak requiriert. Ja, es ward zum Bedarf der schwedischen Spitäler und notwendigsten Ausgaben für die Kommission selbst sogar erforderlich, eine Summe von 100000 Thalern im Laufe des Februar über die Städte und Flecken beider Herzogtümer auszuschreiben. Vergebens hatten wir uns durch Einziehung des Behalts aller königlichen Kassen zu helfen gesucht. Diese boten nur geringe Hilfsmittel dar; bis zum 14. Januar hatten die Schweden solche in Anspruch genommen, und seitdem gingen fast keine Abgaben ein. Es war einleuchtend, daß eine solche Art der Verpflegung nicht ohne buchstäbliche Vernichtung aller Hilfsmittel des Landes monatelang fortgesetzt werden konnte, und es gelang auch, den im ganzen sehr wohlgesinnten General, Grafen Bennigsen, hiervon zu überzeugen. Man mußte seine Zuflucht zu einer regelmäßigen Verpflegung durch Lieferungskontrakte nehmen, die aber so lange unmöglich war, als kein Geld zur Zahlung der Lieferanten vorhanden gewesen. Endlich, nachdem zu Ende März vonseiten des russischen Hauptquartiers der Anfang mit Barzahlungen auf Abschlag von zwei Dritteln der empfangenen Verpflegung seit dem 14. Januar gemacht ward, konnten die Requisitionen aufhören: es fanden sich Kompanieen von Lieferanten und, wie es immer der Fall ist, wo Geld geboten wird, Lebensmittel die Fülle an. Jene standen sich bei ihren Kontrakten ebenso gut wie das russische Hauptquartier bei den nun regelmäßig erfolgenden Barzahlungen, indem von diesen, nach dem Range, dem Höchstkommandierenden wie den Umgebungen ordentlich stipulierte Prozente zufielen. Auf diese Weise kamen bedeutende Summen wieder im Lande in Umlauf; wer verlor, das war die russische Kriegskasse, und wer sich schlecht dabei stand, das war der russische Soldat, der auf eine himmelschreiende Weise verpflegt wurde.

Je peinlicher diese Pflichten waren, um so begieriger ergriff die Kommission die Gelegenheiten, wo sie helfend und erleichternd wirken konnte. Die Herstellung der Ordnung in allen Zweigen, die Wegebesserung, Verfügungen und belehrende Ermahnungen, um dem Umsichgreifen der im Gefolge des Krieges ausbrechenden venerischen Krankheiten, dieser schlimmsten Pest, zu steuern, die amtliche Einziehung von genauen Berichten über die durch Kriegsschäden, Plünderungen u. s. w. in den einzelnen Distrikten und Familien entstandene bringendste Not, deren Abhelfung vermittelst Aufforderung zu freiwilligen Beiträgen, die Verteilung derselben, teils unmittelbar, teils durch die Obrigkeiten, endlich die Maßregeln zur Wiedererlangung und Verteilung der vom Feinde geraubten Pferde, beschäftigten unausgesetzt uns während mehrerer Monate."

Rist schreibt über diese letzte Angelegenheit unter anderem: „Wir begnügten uns nicht, Kommissarien in Lübeck zur Anhaltung und Einsammlung der mitgenommenen Pferde anzustellen, wir ließen sie auf dem weiteren Marsche verfolgen; aber alle Anstrengungen konnten den Unterthanen die schmerzlichsten Verluste nicht ersparen. Man kann nach mäßigem Anschlag rechnen, daß das mißbräuchliche Verfahren des Feindes das Land 2000 der ausgesuchtesten Pferde gekostet hat, ohne Wagen und Geschirre in Anschlag zu bringen. Von den zurückgebrachten herrenlosen, meist



ganz ruinierten Pferden wurde in Kiel ein Depot gemacht und aus demselben armen Landleuten, die aus Mangel an allem Gespann außer stande waren, ihr Feld zu bestellen, das Tauglichste unentgeltlich verabfolgt. Die armen Leute weinten vor Freude."

Die Folgen der Kriegszeit blieben noch lange fühlbar. Am 12. April 1814 machen Oberpräsident, Bürgermeister und Rat bekannt: „Ungeachtet der großen Lasten, welche die hiesige Commüne während der Besetzung von fremden Truppen getragen hat und noch fortwährend trägt, sind gleichwohl neue Opfer erforderlich, da die durch außerordentliche Ausgaben völlig erschöpfte Stadtkasse nicht im Stande ist, die fällig gewesenen Zinsen und Rechnungen des vorigen Jahres zu bezahlen, wovon die nächste Folge die seyn würde, daß Kirchen, Klöster und andere öffentliche Institute, Unmündige und mehrere Familien, die fast alle ihre Kapitalien bei der Stadt belegt, Kaufleute und Handwerker, welche bedeutende Rechnungsforderungen an dieselbe haben, theils ganz zu Grunde gehen, theils dem Ruin nahe gebracht werden würden. Unter so dringenden Umständen hat der Rath und die deputirte Bürgerschaft zur Erhaltung des Ganzen und des Einzelnen zu beschließen sich veranlaßt gefunden: daß zur Deckung der Zinsen und sonstigen dringenden Bedürfnisse der Stadt eine Summe von 19,200 Rbthlr. Silber über die Eigenthümer der Häuser ohne Ausnahme, nach dem gewöhnlichen Contributionsfuße derselben repartirt und solche in zweien Terminen, jedesmal mit der Hälfte, beigetrieben werde. Nachdem nun dieser Beschluß von der Höchstpreisl. Königl. Schl. Holst. Kanzlei zu Kopenhagen genehmigt worden; so wird vom Oberpräsident, Bürgermeister und Rath dieser Stadt solches den Hauseigenthümern mit dem Beifügen nachachtlich bekannt gemacht, daß die erste Hälfte dieser Contribution innerhalb 14 Tagen, die andere Hälfte Johannis d. J. bei der Stadtkämmerei zu erlegen ist, und das Ganze für ein volles Haus 80 Rbthlr., für ein halbes Haus 40 Rbthlr. u. s. w. betrage.

Decretum Kiel in Curia den 12. April 1814."

Als die Nachricht von der Einnahme von Paris eintraf, hoffte man auf die baldige Übergabe von Hamburg und auf den Abzug der russischen Truppen. Aber noch bis Ende Mai hielten die Franzosen Hamburg besetzt, nachdem von Ende April an ein anfangs noch beschränkter Verkehr nach außenhin stattgefunden hatte. Die Nachricht von der Befreiung Hamburgs erregte begreiflicherweise in Kiel, wo sich sehr viele Hamburger aufhielten, große Freude. Am Abend war die Stadt festlich erleuchtet und überall herrschte glückseliger Jubel. Bis Anfang des Jahres 1815 hielten jedoch die Russen noch Teile von Holstein besetzt, da Norwegen noch nicht mit Schweden vereinigt war. Es verlautete sogar, daß man sich mit dem Gedanken trüge, Holstein vom Dänischen Reiche zu trennen und zu Gunsten eines preußischen Prinzen zum besonderen Staate zu bilden. Ein neuer Krieg schien in Aussicht, bereits wurden die dänischen Truppen zusammengezogen, Rendsburg wurde verproviantiert, der Befehl erlassen, alle Schiffe aus Kiel und von der ganzen Küste nach den Inseln zu senden. Jedoch kam es nicht zu neuen Streitigkeiten, Dänemark erklärte, daß Holstein Reichsland bliebe und Friedrich VI. reiste selbst nach Wien, um am Kongreß teilzunehmen und manche Ansprüche geltend zu machen.

Aller trüben Erfahrungen ungeachtet bewahrten die Schleswig-Holsteiner ihrem Landesherrn die alte Treue. Nur vereinzelt machte sich der Unwille über die unselige dänische Politik und die immer erneuten Danisierungsversuche in dem Rufe laut: „Los von Dänemark!" In einer 1814 er-

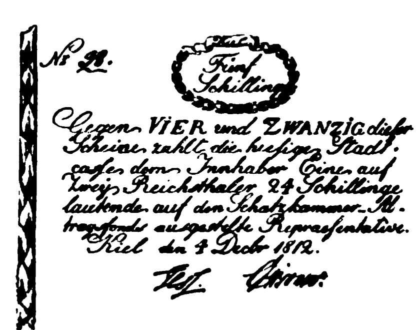


schienenen anonymen Schrift „Das Herzogthum Holstein unter dänischer Herrschaft. Ein Beytrag zur Zeitgeschichte“ wird dem Gedanken Ausdruck gegeben, Holstein mit Oldenburg oder mit Preußen zu vereinigen, dessen Weisheit und Kraft Deutschland am meisten seine Befreiung verdankt.

Einsichtsvolle Männer, wie Rist, Brockdorff, Rantzau, Moltke-Nütschau, einigten sich auch damals schon in dem Gedanken durch Wiederverleihung der alten Landesrechte, durch eine Verfassung müßte Holstein befriedigt und ausgesöhnt und an das Königshaus gefesselt werden. In Kopenhagen fand die Eingabe kein Entgegenkommen, ein weiterer Versuch unterblieb vorerst.

Mit Recht schrieb damals eine geistreiche Frau: „Das arme Holstein ist jetzt wie eine ausgepreßte Citrone; es kehrt in sein altes Joch zurück, und bald wird auch die Schale zusammenschrumpfen. Auf einen grünen Zweig wird hier niemand kommen.“

Und in der That: der größere Teil der Grundeigentümer Schleswig-Holsteins war zu Grunde gerichtet oder doch völlig entkräftet. Selbst die minder verschuldeten Landeigentümer vermochten bei dem erschwerten Absatz ihrer durch den Krieg gewaltig im Preise herabgedrückten Produkte und bei den vermehrten Kosten der Kultur ihre Steuern und Zinsen häufig nicht mehr aus dem Ertrage ihrer Besitzungen abzuhalten, sondern mußten das Defizit durch Anleihen zu decken suchen.


No 28.
Fünf Schilling
Gegen VIER und ZWANZIG dieser Scheine zahlt die hiesige Stadtcasse dem Inhaber Eine auf Zwey Reichsthaler 24 Schillinge lautende auf den Schatzkammer-Abtragsfonds ausgestellte Repraesentative.
Kiel den 4 Decbr 1812.

Dazu kam die furchtbare Geldnot des Landes. Seit 1807 gab es in Dänemark Papiergeld, in fünf Jahren bis 1812 war die Masse des Papiergeldes von 26 auf 142 Millionen Thaler gestiegen und dadurch der Wert dieser Zettel enorm gesunken. Die Staatsschuld war in dem gleichen Zeitraum von 80 auf 242 Millionen Thaler angewachsen. Der Staatsbankerott war offenkundig. Wenn nicht alles Kapitalvermögen dem unvermeidlichen Untergang ausgesetzt sein sollte, war eine Umgestaltung des Geldwesens für Dänemark unbedingt geboten, für die Herzogtümer lag eine solche Notwendigkeit jedoch durchaus nicht vor. Hier war Silbergeld das gesetzliche Zahlmittel und für die Herzogtümer 1788 unter den feierlichsten Zusicherungen der Regierung eine Spezies-Bank gegründet. Das von dieser Bank ausgegebene Papiergeld im Gesamtbetrage von 10 Millionen Thalern behielt seinen Wert, da es jederzeit bei der Spezies-Bank gegen Silber eingetauscht werden konnte.

Im August 1812 bemächtigte sich die Regierung plötzlich der Altonaer Bank, ließ den Vorrat derselben nach Rendsburg bringen und brachte damit das ganze Elend einer raschen Papiergeldentwertung auch über die Herzogtümer. Am 5. Januar 1813 folgte ein neuer Gewaltstreich: die Errichtung einer Reichsbank und Einführung eines neuen Reichsbankgeldes; der bisherige dänische Papierthaler wurde auf den sechsten Teil seines Nominalwertes reduziert und an die Stelle des bisherigen schleswig-holsteinischen Courant-Thalers zu 48 Lübschen Schillingen sollte der neue dänische Reichsbankthaler im Werte von 30 Lübschen Schillingen treten, der in 76 Reichsbankschillinge oder 6 Reichsbankmark geteilt ward. Das neue Geld sollte nach einem leichteren Münzfuß ausgeprägt werden, bestand aber einstweilen nur in uneinlösbarem Papier, und um die Reichsbank in den Stand zu setzen, vorläufig dessen Entwertung zu verhindern und es im Laufe der Zeit ganz zu tilgen, wurde derselben eine hypothekarische Forderung von 6% baren Silbers vom Werte alles unbeweglichen Eigentums in der Monarchie, mit der Priorität sogar vor den königlichen Abgaben und allen



anderen hypothekarisch eingetragenen Geldern beigelegt. Bis zur Abbezahlung dieser Forderung in Silber war dieselbe mit $6^1/_4$ % jährlich zu verzinsen. Trotz dieses unerhörten Eingriffes in das Privateigentum, welcher jeden, der Grundeigentum besaß, mit einem Federstrich um den 16. Teil seines Vermögens ärmer machte, vermochte das neue Papiergeld seinen Kurs nicht zu behaupten. Völlige Kreditlosigkeit im Auslande war die erste Folge davon für die Herzogtümer. Nicht minder bedenklich war die demoralisierende Wirkung, welche im Inlande die fernere Bestimmung dieses Gesetzes übte, daß nicht nur der Staat seine Schulden und seine Beamten mit diesem entwerteten Gelde bezahlen, sondern daß auch jeder Privatschuldner berechtigt sein sollte, seinen Gläubigern, die vor Ablauf von vier Jahren nach abgeschlossenem Frieden Bezahlung verlangten, statt barer Münze Papier zu bieten. So war dem Betrug und Schwindel eine weite Thür geöffnet. Die Konkurse häuften sich. Viele Vermögen gingen ganz verloren. Jeder litt mehr oder weniger unter der Geldentwertung, unter dem damit Hand in Hand gehenden Steigen des Zinsfußes und der durch fortwährende willkürliche Modifikationen dieses Gesetzes noch vergrößerten Verwirrung. Durch die lauten Klagen der Herzogtümer sah sich die Regierung allerdings genötigt, den Zwangskurs des Papiergeldes für diese schon am 30. Juli 1813 wieder aufzuheben und aufs neue Silbergeld für das „einzige gesetzlich bestimmte Zahlmittel“ zu erklären. Aber die 6 prozentige Bankhaft auf dem Grundeigentum wurde aufrecht gehalten und führte zu einer beispiellosen Prägravation Schleswig-Holsteins dem Königreiche gegenüber. Unter dem Vorgeben, daß die dänischen Grundeigentümer die Abgabe an die Reichsbank nicht zu zahlen vermöchten, übernahm es nämlich die Finanzverwaltung, $^5/_6$ der gesamten auf den Ländereien und Zehnten im Königreiche ruhenden Reichsbanklast aus der gemeinschaftlichen Staatskasse zu bezahlen. Die Herzogtümer dagegen mußten nicht nur ihre eigene Banklast voll tragen, sondern um dieser Erleichterung der dänischen Grundeigentümer und Zehntinhaber willen noch 5 Millionen Reichsbankthaler mehr zur Staatskasse kontribuieren. Überdies verzichtete die Finanzverwaltung unbegreiflicher und ungebührlicher Weise auf den bei der Gründung der Reichsbank vorausgesehenen und später auch wirklich eingetretenen Überschuß derselben, indem sie 1818 die Reichsbank in eine von der Staatsgewalt völlig unabhängige dänische Nationalbank umwandelte, ohne für die von ihr übernommenen $^5/_6$ der ursprünglichen dänischen Bankhaft ein Aktienrecht in Anspruch zu nehmen. Die den Herzogtümern 1813 zugesagte schleswig-holsteinische Abteilung der Reichsbank kam überall nicht zur Ausführung und bei der 1818 erfolgten Umwandlung der Bank in ein Privatinstitut verlor die große Mehrzahl der schleswig-holsteinischen Grundeigentümer und Hausbesitzer ihr Aktienrecht in dieser, weil sie, irregeführt durch die zweideutige Fassung des Gesetzes und aus begreiflicher Furcht vor Erneuerung der früheren Schicksale des dänischen Bankwesens, von der Erlaubnis Gebrauch machten, aus aller Verbindung mit der Nationalbank auszuscheiden und zu dem Bankinstitut übergingen, das damals in Altona errichtet ward, um die noch restierenden Forderungen der Reichsbank einzukassieren und mit der Nationalbank zu liquidieren. Thatsächlich stellte sich die Sache so, daß die Banklast schließlich von Dänemark zu $^1/_5$, von den Herzogtümern zu $^2/_5$ und von den gemeinsamen Finanzen, also wiederum von den Herzogtümern mit gleichfalls zu $^2/_5$ getragen ward, und sich hierbei ein Beitragsverhältnis der Herzogtümer zum Königreiche wie 235 zu 100 herausstellte!



Bürgermeister Jeß.
Nach einem Schattenriß im Besitz der Familie.



In den früher geschlossenen Verträgen mit Dänemark hatten die Herzogtümer zu den beiderseitigen Leistungen an Geld und Mannschaft und zu den gemeinschaftlich übernommenen Staatsschulden vertragsmäßig und gewohnheitsrechtlich $^1/_3$, Dänemark $^2/_3$ beigetragen. Dies Verhältnis war zum ersten Male einseitig und willkürlich geändert, als im Dezember 1802, gegen den Widerspruch der höchsten Landesbehörde, der deutschen Kanzlei, in beiden Teilen der Monarchie eine neue Grund- und Benutzungssteuer eingeführt wurde, zu deren Ertrag, trotz formeller Übereinstimmung des Steuermaßes, thatsächlich Schleswig-Holstein $^4/_9$, Dänemark $^5/_9$ beitrug. Dies Beitragsverhältnis wurde seitdem auch bei allen ferneren Abgaben beibehalten. Dieselben nahmen mit jedem Jahre und auch noch nach Fundierung der Reichsbank mit 6% von allem Grundeigentum in erschreckender Weise zu. Die direkten Grundsteuern allein wurden verdreifacht, und durch dieselben wurde — nach Mittelpreisen gerechnet der vierte Teil des Pachtertrages von den klösterlichen und adeligen Gütern verschlungen.

Heinrich von Treitschke sagt in seiner „Deutschen Geschichte" (Bd. III, S. 364): „Kein Teil Deutschlands ertrug so hohe Steuern; ganze Dorfschaften erlagen denselben und verfielen in Konkurs."

Die damaligen Blätter zeigen viele Konkurserklärungen, fast auf jeder Seite finden wir solche. 1817 gab es in Schleswig-Holstein 351 Konkurse. Die Nachwirkungen dieser Zeiten blieben fühlbar bis in die 30ger Jahre.

Bürgermeister und Rat in Kiel hatten einen schweren Stand in diesen harten Zeiten, die ganz außerordentliche Anforderungen an den einzelnen stellten. Bürgermeister war seit 1800 Etatsrat Hartwig Jeß. 1764 in Rendsburg geboren, ward er 1789 Senator, 1799 Syndikus, 1800 Bürgermeister in Kiel. Er starb plötzlich am 15. Juni 1816.

Im Wochenblatt vom 19. Juni 1816 widmete ihm der Magistrat folgenden Nachruf:

In der Nacht vom 14. auf den 15. d. M. entschlief der verehrte Chef unseres Collegii, der Etatsrath und Bürgermeister Hartwig Jeß, im 53. Jahre seines ruhmvollen und thätigen Lebens. In einer Reihe von 28 Jahren, während welcher er ein Mitglied des hiesigen Stadtmagistrats war, an dessen Spitze er seit 16 Jahren als Bürgermeister stand, hat er durch unermüdeten Eifer für das Wohl der Stadt, durch unerschütterliche Redlichkeit und durch eine seltene Ordnungsliebe sich ausgezeichnete Verdienste und die gerechtesten Ansprüche auf die Dankbarkeit seiner Mitbürger erworben. Wir, als die näheren Zeugen seiner amtlichen Wirksamkeit, fühlen uns verpflichtet, diese Anerkennung seines Werthes öffentlich auszusprechen. Sein Andenken wird uns, wie jeden guten Bürger dieser Stadt unvergeßlich bleiben.

Kiel den 18. Junius 1816.

Tamsen. Thomsen. Veltheim. Dreyer.

Polizeimeister war seit 1805 Kaspar Diederich Christensen, von 1790—1805 auch Senator. Zu den juristischen Senatoren zählten in diesem Zeitraum Jakob Daniel Cirsovius (1773 in Kiel geboren), 1799—1813, Karl Ferdinand Veltheim 1805—1830; Heinrich Karl Esmarch 1813—1815; zu den bürgerlichen Senatoren Berend Friedrich Tamsen 1798—1817 und Justizrat Hans Christian Thomsen 1803—1827. Syndikus war von 1800—1815 Dr. jur. Jakob Jahn, bis dahin Regierungs- und Obergerichtsadvokat. Er war 1770 in Flensburg geboren. 1815 ward er Syndikus des Klosters Preetz. 1844 starb er in Kiel. Er und seine Familie werden uns noch an anderer Stelle beschäftigen.



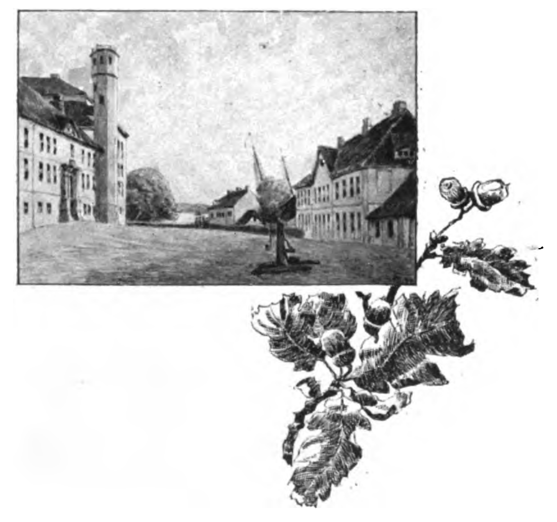
Der Anschluß Dänemarks an die Allianz gegen Napoleon löste endlich die Spannung, welche auf vielen Gemütern lastete und gestattete mit ungetrübter, lauter Freude die Fortschritte des Kampfes in Frankreich, den Sturz Napoleons zu begrüßen. Erst allmählich bekehrte sich die Masse des Volkes zu dieser Ansicht. Als C. Th. Welcker 1814 in Kiel die Oktoberfeier zu Ehren der Leipziger Schlacht veranstalten wollte, forderten einige Studenten alle treuen Unterthanen des Königs auf, vielmehr das Gefecht von Sehestedt zu feiern. Dahlmann konnte eine Vorlesung über deutsche Geschichte nicht zu stande bringen, weil der Haß gegen England, den Verbündeten der Deutschen, zu stark war.

Der Wirkung von Dahlmanns Waterloo-Rede ward bereits Erwähnung gethan. Stieß sie zuerst und zwar nicht nur in der Studentenschaft, sondern auch sonst noch auf manchen Widerspruch, wie der Domherr Meyer berichtet*), so schwand doch allmählich der dänische Eifer, das deutsche Volk der Herzogtümer, vor allem die Jugend, schloß sich mit der ganzen Wärme ihres Gemüts den deutschen Bestrebungen an.

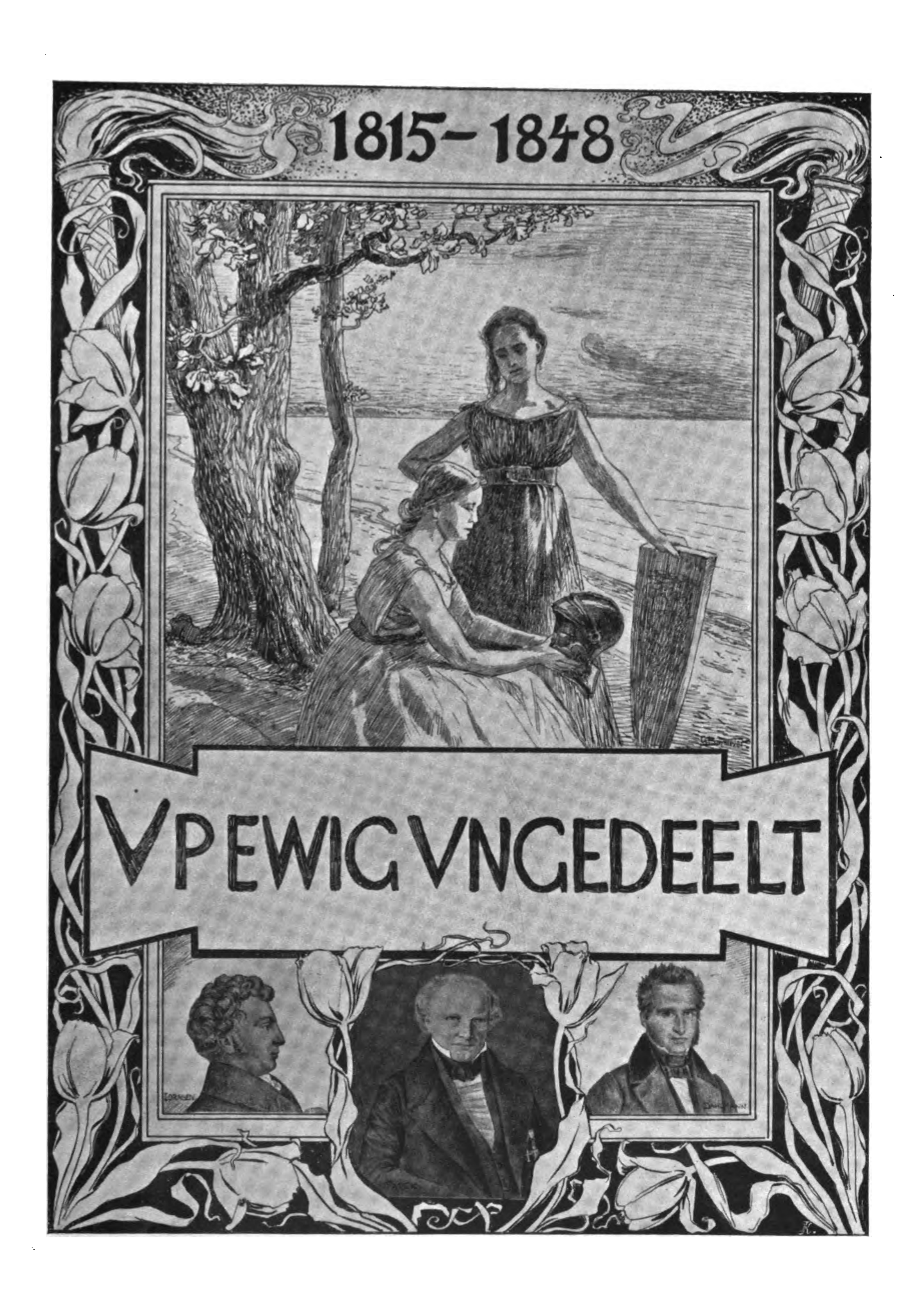
---

*) Er schreibt in den Darstellungen aus Norddeutschland S. 196 bei Erwähnung der Harmonie:

„In dem Protokoll des Kieler Lesekabinetts aber erstrecken sich die Klagen der Vorsteher und jedes nur halb rechtlichen Theilnehmers noch auf etwas viel Schlimmeres: — auf absichtliche Befleckung und ähnliche schändliche Mißhandlungen gewisser Bücher und Hefte, die dem schmählichen Parteigeist und der Verketzerungssucht nicht zusagen. Diese elende Wut war eben damals an dem Abdruck der geist- und gehaltvollen, echt patriotischen Rede, die der Professor Dahlmann am Tage der Siegesfeier des 18. Juni gehalten hatte, verübt, und das Protokoll enthielt über diese empörende Bücherschändung ein derbes, aus tiefem und gerechtem Unwillen gesprochenes Wort des Vorstehers. — Wahrlich! hier gilt Schillers Spruch: „Es geht ein finstrer Geist durch dieses Haus!" im schlimmsten Sinne. Und dergleichen geschieht in einer deutschen Stadt und unter Deutschen! geschieht nach den hochheiligen Tagen von Leipzig und Waterloo! Nach dem Vorgang solchen heillosen Unwesens des Parteigeistes und der Verachtung des deutschen Sinns und Patriotismus wartete der neuen trefflichen Zeitschrift „Kieler Blätter", wovon damals das erste Heft erschienen war, und den Geist des Lichts, Rechts und Vaterlandes aussprach, wohl kein besseres Schicksal, — wenn anders es nicht vielmehr Ruhm ist, von den Verdunklern der Zeit verfolgt zu werden."



Schloß und Universität. Nach einer Zeichnung aus den 50ger Jahren.


1815-1848
VPEWIG VNGEDEELT

Im Kampfe für Freiheit und Recht.



ahlmanns Auftreten brachte eine neue Zeit mit sich. Ein anderer Geist beseelte die Gebildeten und ergriff immer weitere Kreise. Die Professoren der Hochschule, vielfach nicht Schleswig-Holsteiner, hatten mit ihren Sympathien von vorneherein auf seiten ihrer deutschen Brüder gestanden und mit tiefer Wehmut empfunden, daß ihr neues Vaterland an der Seite des Erbfeindes focht. Die große Masse des Volkes, selbst die gebildeten Kreise der Herzogtümer verstanden die deutsche Bewegung nicht, nur ganz vereinzelt fanden sich Männer, die offen die Meinung bekannten, daß Dänemark einen falschen Weg ginge. Die verfehlte Politik war es weniger, als die großen Lasten, welche den Herzogtümern aufgelegt wurden, die himmelschreienden Eingriffe in die Rechte des Landes, welche das holsteinische Volk sich allmählich der Aufgaben bewußt werden ließ, welche seiner harrten.

Treue und Anhänglichkeit an das Herrscherhaus hat die Schleswig-Holsteiner stets ausgezeichnet, und die Lockungen Bernadottes blieben trotz der schweren, trüben Erfahrungen ohne Erfolg.



Dänemark! Dänemark! heil'ger Akkord,
Himmlisches Wort!
Schwelle, du pochender Busen, erglüht!
Dänemark, Dir rauschet so freudig mein Lied!
Hat Saga Heimat des Ruhms Dich genannt
Du Dänenland,
Ich nenne Dänemark Dich, Dank entbrannt,
Mein Vaterland! u. s. w.

sang man in den Schulen und so dachte die große Menge des Volkes noch in den zwanziger, selbst in den dreißiger Jahren.

Auch noch nach 1815, als die eine Hälfte der Herzogtümer wieder in eine gewisse politische Verbindung mit Deutschland getreten und die nationale Wiederbelebung des Körpers auch die entfernteren, fast erstorbenen Glieder zu erwärmen begann, ist jene schleswig-holsteinische Loyalität keineswegs sofort verschwunden*), in dem eben erworbenen Lauenburg vollends stark hervorgetreten. Die Einverleibung Holsteins in Dänemark durch jene bekannte Untrennbarkeitserklärung von 1806 galt als zweifellos. Die silberne Hochzeit des königlichen Paares und zugleich die Krönungsfeier ward 1815 in ganz Schleswig-Holstein mit ungeschwächter Anhänglichkeit und Wärme begangen; die Beschreibung füllt in den Provinzialberichten 31 Seiten.

Unter allen schleswig-holsteinischen Städten zeichnete sich Kiel bei dieser Krönungsfeier vorzugsweise aus. Der Tag ward glänzend dort begangen. Die Provinzialberichte schreiben darüber: „Schon der Vorabend und der früheste Morgen kündigten durch Kanonendonner den Kielern den Anfang des Festes an. Alle Autoritäten der Akademie und der Stadt waren früh versammelt, um an den verschiedenen feierlichen Begängnissen, die für den Tag bestimmt waren, teilzunehmen. Zu den angesehensten Autoritäten dieses Tages gehörten jetzt auch vorzugsweise die Studierenden, die zur festlichen Würdigung dieses Tages sich zu einem schönen Korps gebildet hatten. Das Eigentümlichste hierbei war, daß die beiden Anführer dieses Korps, zwei Studierende, Herr Petersen von Hadersleben und Herr Mansharb von Hanerau, alten Gerechtsamen zufolge, Generalsehre in diesen Tagen genossen, und sich zu Kommandanten der Stadt erhoben sahen; die andern Studierenden, welche beim Aufzuge Chargen bekleideten, genossen ebenfalls Offiziersrang. Und diese Herren führten mit so vielem Anstand und Würde das Regiment, daß man fast in Versuchung kommen konnte, zu vergessen, daß sie Studierende und junge Leute waren. Die Tagesfeier fing in der jüdischen Synagoge, wozu die Autoritäten der Akademie und der Stadt eingeladen worden waren, des Morgens um 6 Uhr an. Darauf folgte die christliche Feier in der großen Stadtkirche, der, was doch ein schönes Zeichen unserer aufgeklärten Zeit ist, die jüdische Gemeinde wieder beiwohnte. Die Kirche war bis zum Erdrücken voll, der würdige Konsistorialrat und Hauptprediger Fock hielt eine dem Feste und dem Auditorio gemäße schöne Rede. Die allgemeine Stille, die während der Rede herrschte, bezeugte, daß die Herzen der zahlreichen Zuhörer in die Feier einstimmten. Nach der Predigt ward von einem Chor frei Zusammengetretener mit voller Musik unter der Leitung des trefflichen Musikers Apel, eine Kantate abgesungen, die allgemeinen Beifall erhielt und die Herzen mit inniger Rührung erfüllte. Um 11 Uhr fing die akade-

*) Provinzialberichte 1815, 104.



mische Feier an, wozu tags vorher eingeladen war. Der d. Z. Rektor Magnificus, Herr Doktor Francke, eröffnete sie mit einer lateinischen Rede. Dann wurden 14 Promotionen vorgenommen.

Des Abends war die ganze Stadt bis in die entferntesten Enden erleuchtet, und eine unzählbare Menge froher Menschen wogte bis spät nach Mitternacht durch die Straßen, um sich dieses Schauspiels zu erfreuen. Was Referenten bei dieser Erleuchtung als Freund des Vaterlandes vorzüglich interessierte, war nicht die Pracht, womit einige große Häuser sich auszeichneten, aber bedeutungsvoller war es ihm, daß fast an keinem Fenster, auch nicht des geringsten Bürgers, ein Licht ohne Blumenstrauß und ohne Verzierung, von Blumen und grünen Sträuchern geflochten, brannte. Wäre es auch denkbar, schloß man, daß die Konvenienz hie und da die Erleuchtung geboten hatte so war es doch die Liebe für das hohe Königspaar, die den Kranz hinzufügte. Durch geschmackvolle Verzierungen zeichnete sich das Rathaus aus. Im obersten Fenster war ein Sternenkranz um einen Oel- und Palmenzweig geschlungen; unter demselben ein großes Gemälde, darauf eine Säule mit der Krone. Unterschrift: Aere perennius. Vor dem Rathause ein schön erleuchteter Ehrenbogen mit einer großen Krone; an beiden Seiten Pyramiden mit dem Wappen der Stadt.

Gegenüber war ein großes über zwei Thüren angebrachtes Transparent, die Stadt Kiel mit dem Hafen; über der Stadt schwebte die Fama, an ihrer Posaune hing eine Fahne und in derselben die Namenszüge J. J. M. M. mit der Inschrift:

Sie verkünden Euren Ruhm und unsere Freude.

Nicht minder schön war das Akademiegebäude erleuchtet. Ein am Portal angebrachtes Gemälde von beträchtlichem Umfang stellte in einem bedeutenden Sinnbilde den allgemeinen Glückwunsch des Tages dar."

Es folgt dann die Beschreibung der Ausschmückung verschiedener Privathäuser und die Wiedergabe der Sinnsprüche, welche dieselben schmückten.

„Wodurch dieses Fest in Kiel einen besonders würdigen Charakter erhielt, war die Mildthätigkeit der Kieler Bürger, die sich schon so oft in freundlichen Zügen geäußert hat und sich heute so freiwillig und schön als jemals offenbarte. Am Tage vor dem Feste waren an 1074 Arme und Bedürftige soviel Portionen ausgetheilt worden, jede aus 2 Pfund Fleisch, 1 Pfund Brot, 1 Pfund Reis, 1 Bouteille Wein und 8 Schillinge an barem Gelde und außerdem ein Reichliches an verschämte Arme gespendet und den Armenkindern in der Freischule ein froher Abend veranstaltet worden.

Das Korps der Studierenden brachte des Mittags um 2 Uhr auf dem Markte ein feierliches Hoch dem Könige, der Königin und der Landeswohlfahrt, die Bürgergarde desgleichen bei Überreichung eines Gedichtes des Abends bei Fackelschein, und sang dabei ein Lied auf die Melodie: God save the king. Alle Schiffe waren mit den vielfarbigen Flaggen ihrer Nationen heiter und schön geschmückt und begrüßten das Fest durch oft wiederholte Kanonensalven.

Das schönste Wetter begünstigte das Fest vom Anfang bis zum Ende."

Der Domherr Meyer berichtet ähnlich: „Mit akademischer Würde ward das königliche Inaugurationsfest von der Universität durch gottesdienstliche Handlungen, öffentliche Reden und Promotionen, von den Musensöhnen ward es mit jugendlichem Anstand, durch akademische Aufzüge, Schmäuse, Feiermusiken, Bälle und, gemeinschaftlich mit der Stadt, durch eine allgemeine, geschmackvolle Erleuchtung der öffentlichen und Privathäuser begangen, welche mit diesem sonst gewöhnlich faden und



langweiligen städtischen Feuerspiel wieder aussöhnte. Die fast bis in die Giebelspitzen aller Häuser verbreitete Illumination ward zum Teil durch gut erfundene und ausgeführte Transparente, kurze und sinnvolle Inschriften, und vorzüglich durch verschwenderischen Blumenschmuck verschönert, der sie zu einem wirklich reizenden nächtlichen Schauspiel erhob. Üppige Fülle der köstlichsten Blumen und blühenden Stauden überzog gleich Geweben das Innere der Fenster aller Häuser meistens bis in die höchsten Stockwerke, in überaus freundlichen Formen ihrer erfinderisch wechselnden und durch die mannigfaltigste Lampen- und Lichtbeleuchtung noch mehr verschönerten Ausstellungen. Es war ein wahres Blumenfest in der mildesten Sommernacht von Städtern und Landleuten der weiten Umgegend, die die Gassen in geräuschlosen Massen durchzogen, gefeiert."

„Treuer, wahrhaft ergebener ist das Land Dänemark nicht, als Schleswig und Holstein, gebildeter und liebender nicht sein Volk", bezeugt (Pr. B. 1823, 3, 61) der Herausgeber der Provinzialberichte, der sehr aufgeklärte und rührige Pastor Petersen in Lensahn. Die Einweihung des Monuments von Sehestedt, „diesen Tag des Vaterlandes" mitzufeiern, hatte demselben „sein Herz zur Bedingung gemacht", und eine warme, sehr ausführliche Schilderung legt Zeugnis davon ab.*) Dänen, Dänisches Vaterland u. ä. sind die gewöhnlichen Bezeichnungen, in denen noch immer auch Schleswig-Holstein mit eingeschlossen gedacht wird. Lauenburgs Verbindung mit Dänemark wird wegen der kurz dauernden dänischen Herrschaft im Anfang des 13. Jahrhunderts als „ein erneuter Bruderbund" bezeichnet.**) Als 1823 die Stadt Mölln des „unnennbaren Glücks" eines königlichen Besuchs gewürdigt wurde, konnte der erste Prediger und Scholarch Rudolph „auf das heiligste beteuern, daß kein Tag des Lebens vergeht, an welchem nicht jeder Lauenburger mit dem heiligsten Danke die gütige Vorsehung preist, daß sie uns in Dänemarks allgeliebtem und angebetetem König Friedrich VI. den edelsten, den besten und gütigsten Landesfürsten geschenkt habe". Noch 1830 bezeugt Kapitän von Jensen in dem Vorwort zu seiner Übersetzung einer Schrift des Dr. und Professors der Theologie Jens Möller „Dänemarks Stolz in seiner Demütigung": „Die Bewohner der Herzogtümer, obgleich der Sprache nach zum überwiegenden Teile Deutsche, jedoch in jeder andern Rücksicht mit Leib und Seele Dänen, hegen als solche nicht minder patriotische Gesinnungen für das gemeinschaftliche Vaterland als ihre dänisch redenden Mitunterthanen des einen gleich hochgeliebten Landesherrn."

Mit Hilfe des dänischen Fanatismus ist es der immer frischeren Einströmung deutschen Geistes vom Süden her und dem Kriege von 1848—50 gelungen, deutsches Nationalgefühl in allen Schichten der Bevölkerung vom Schlummer zu erwecken.

Denn nur geschlummert hatte es, gestorben war es nicht; und es ist eigentümlich zu beobachten, wie sich bei aller unbedingten dänischen Loyalität, welche das Gewissen forderte, doch das deutsche Herz Schleswig-Holsteins nie ganz verleugnet hat.***)

Selbst in der Zeit des französischen Bündnisses standen die deutschen Truppen des dänischen Heeres in unwillkürlicher Abneigung fremd neben den Welschen. Als im Frühjahr 1813 ein Wechsel der dänischen Politik wahrscheinlich zu werden schien, gingen die dänischen Militär- und Zivilbehörden

*) Provinzialberichte 1823, I b.

**) Provinzialberichte 1817, 464.

***) Jansen, Lornsen.



in Altona bis an die Grenzen des völkerrechtlich Erlaubten, um Hamburg vor der Rache der Franzosen zu schützen. Ein holsteinisches Regiment, das noch 1813 in Lübeck den Napoleonstag mit verherrlichen helfen sollte, war nicht zu bewegen, in das Hurra der übrigen einzustimmen.*) „Mein armes, armes Holstein“, ruft Niebuhr (Frankfurt, Dezember 1813, an Perthes). „Es scheint, daß man ein Land, wo alle Herzen mit Deutschland sind, mutwillig in eine Wüste verwandeln will. Das Blut kocht mir über diese Scheußlichkeit . . . ein schuldloses Land Banden preisgegeben zu sehn, zu erleben daß aus heilloser Politik und Raublust Leute, die zu den besten ihres Zeitalters gehören, elend werden sollen — darüber schreie ich Rache gen Himmel.“

Das Jahr 1815 gewährte die ersehnte Waffenbrüderschaft. Der Sieg des 18. Juni wurde am 7. Juli in Kiel von der Universität mit der bekannten Rede Dahlmanns, von der Stadt mit glänzender Illumination gefeiert; Dahlmanns Rede war ein Ereignis; der ganze Ingrimm, den sein starkes deutsches Herz in den Jahren der Schmach gesammelt, in den Jahren der Erhebung verhalten hatte, das tiefe Dankgefühl gegen Gott und Menschen, die Liebe zum deutschen Vaterlande und zur schleswig-holsteinischen Heimat, die Forderung staatsbürgerlicher Freiheit und die Erwartung verfassungsmäßiger Zustände in Schleswig-Holstein fanden in Dahlmanns Munde den würdigsten Ausdruck; die Zuhörerschaft fühlte, daß in diesem Herzen ein neues Leben pulsiere. Der 18. Juni blieb ein Festtag auch in Holstein. Turnerische Regungen drangen hierher; strenge Deutschheit sucht man in der Sprache, Kleidung und Sitte; der allgemeinere Gebrauch von Fräulein für Mademoiselle stammt aus jenen Tagen.

Zur Weckung dieses deutschen Sinnes trugen Regierung und Volk von Dänemark wider Willen das Ihrige bei.

Seitdem 1773 die sämtlichen Teile der Herzogtümer wieder vereinigt und für diese Erwerbungen die völkerrechtliche Anerkennung erlangt war, empfand man den begreiflichen Wunsch, diesen Besitz durch innere Verschmelzung mit Dänemark zu sichern. 1776 ward die dänische Flagge auch für Holstein vorgeschrieben und für die Herzogtümer und die Königreiche Dänemark und Norwegen ein gemeinsames Indigenat verordnet, das zum Nachteile der Herzogtümer gehandhabt wurde. „Danske Eiendom“, dänisches Eigentum, das war die Marke, welche zu Anfang des Jahrhunderts den Hölzern der schleswig-holsteinischen Schiffe eingebrannt werden mußte, wenn sie den Schutz des Staates in allen Gewässern genießen wollten.

Zu gleicher Zeit trat zum Teil infolge der Struenseeschen Mißachtung gegen die dänische Sprache im Königreich wie im nördlichen Schleswig eine lebhafte Erregung des dänischen Nationalgefühles hervor.

Die angebliche Inkorporation Holsteins scheint namentlich höhern Orts große Hoffnungen auf eine dauernde Befreiung von aller Verbindung mit Deutschland hervorgerufen zu haben. Eine Kommission ist niedergesetzt worden, um auf Grundlage von Christians V. „Dänischem Gesetz“ eine Gesammtgesetzgebung vorzubereiten. „Die Zeitung für Litteratur und Kunst in den königlich dänischen Staaten“ (Kiel, Akademische Buchhandlung) bekennt in ihrem Vorwort, 3. Juli 1807: „Nach der nähern Vereinigung, in welche Holstein 1806 mit Dänemark trat, wünschten Höchste Beikommende die Herausgabe einer periodischen Schrift, worin dänische, norwegische und holsteinische Pfleger der

*) Klug, Lübeck während der Vereinigung mit dem Französischen Kaiserreich II. 79.





Wissenschaften vereinigt zur noch engeren Verknüpfung dieses Bandes wirken könnten, und mit der Zusage einer kräftigen Unterstützung wurde uns (der Redaktion) die Ausführung dieses Wunsches übertragen." Nur mit Widerstreben, aber um des zu erreichenden Zweckes willen mit Notwendigkeit, wurde für die Zeitung die deutsche Sprache gewählt, da man noch nicht mit Bezug auf die Holsteiner von der dänischen Sprache sagen könne, was mit Bezug auf die Dänen und Norweger von der deutschen Sprache gelte, daß sie ihre zweite Muttersprache sei. In demselben Jahre erging eine Verfügung, die königlichen Verordnungen künftig in beiden Sprachen für die Herzogtümer zu erlassen, nicht bloß, „zum Besten derjenigen Einwohner, unter welchen die dänische Sprache bereits üblich sei", sondern auch, „um die Kenntnis dieser Sprache in den Herzogtümern auszubreiten". In unzweifelhafter Verbindung mit diesen königlichen Absichten standen die an früherer Stelle gekennzeichneten Bemühungen des Professors von Hoegh-Guldberg. Eine Verfügung vom Jahre 1809 schrieb die Abfassung der Bestallungen in dänischer Sprache vor. Unterm 10. Dezember 1810 erging ein Reskript an die schleswig-holsteinische Kanzlei, welches die Einführung der dänischen Sprache in Gericht, Kirche und Schule der dänisch redenden Distrikte vorbereiten sollte. 1811 folgte eine neue Verordnung, daß bei Besetzung von Ämtern die Kenntnis der dänischen Sprache den Ausschlag geben solle, 1812, daß alle künftige Beamte, auch Advokaten, Dänisch kennen müßten, 1814, daß in den Gelehrtenschulen, höheren Mädchen-, Knaben- und Bürgerschulen Dänisch zu lehren sei.

Das dänische Publikum war seines Sieges gewiß und in mancherlei Weise kam diese Empfindung zum Ausdruck.

Gegen derartiges Vorgehen bäumte sich das Selbstbewußtsein des Volkes auf.

Vor allen ist es aber ein Gedanke, der die Gemüther auch hier ergreift, der ein neues mächtiges Triebrad der Bewegung wird, ein Wort anfangs noch nur, kaum ein bestimmter Begriff, das aber die Signatur des ganzen Abschnittes geworden ist: Verfassung.

Eine allgemeine Erörterung des Begriffes beginnt in Schrift und Rede.

Das Organ dieser neuen Richtung wurden die „Kieler Blätter", deren erstes Heft am 1. August 1815 unter der Redaktion von Dahlmann, Falk, Twesten und Welker erschien. Ein ganz anderer Geist weht uns aus diesen Blättern an; männlicher Freimut, politische Einsicht, wärmste Vaterlandsliebe redet hier in dem vollen Bewußtsein unanfechtbarer Berechtigung. So wie in dem von Welker geschriebenen Vorwort war noch nie in Schleswig-Holstein vom deutschen Vaterlande, von staatsbürgerlicher Freiheit, von der Herrlichkeit deutscher Nation geredet worden, der anzugehören „Stolz und Wonne" sei. Mit prophetischer Zuversicht heißt es S. 31: „Dann erkennen alle Bessern, was neulich der herrliche Niebuhr aussprach: daß die innere Verbindung eines edlen Volkes durch gemeinschaftliche Nationalität und durch die Liebe zu derselben noch fester und heiliger sei, als selbst die äußere des Staatsverbandes; daß für sie zu leben und zu sterben jedes würdigen Menschen heilige Pflicht sei; daß endlich bei der Verbreitung solcher Gesinnung allmählich durch die siegende Gewalt des Geistes unseres braven Volkes auch die glücklichen und würdigen äußeren Verhältnisse hervorgehen müssen, welche die Räte unserer guten Fürsten uns noch nicht gaben. . . . .

„Denn nur da, wo gemeinschaftliche Lebensverhältnisse und gemeinschaftliche Nationalität eine innere Einsicht der Lebensansichten, der Lebenszwecke und Bestrebungen hervorbringen, können dieselben Staatsformen und öffentlichen Verhältnisse passen nur da kann eine wahre unerschütterliche Einheit der Willen und Kräfte, kann ein gesundes, kräftiges Leben des Staates gedacht werden."



Das eigentliche Gepräge giebt der Zeitschrift Dahlmanns „Wort über Verfassung". „Wen sollte es", schreibt Pfaff am Schluß des ersten Jahrgangs, „nicht mächtig ergriffen und bewegt haben? In dem Thema dieses echt vaterländischen Aufsatzes finden wir die eigentliche große Angelegenheit unserer Zeit.

Wäre sie es auch grade nicht für das, was man Volk im niedrigen Sinne nennt, . . . so steht doch über diesem eine höchst zahlreiche Klasse von aufgeklärten Bürgern, die jenen großen Anspruch machen, durch welchen unsere Zeitalter unfehlbar das der politischen Reformation werden wird. Dieser nun das hohe Interesse des Tages ans Herz zu legen . . . ist das würdige Bestreben jenes Aufsatzes." Er enthält „die Grundzüge des Glaubensbekenntnisses einer großen Partei, welche Gunst und Ungunst der Menschen im reichsten Maße erfahren, von den Fürsten bald gefürchtet und verfolgt, bald als Schutz und Schirm angerufen, vom Volke bald auf den Schild gehoben, bald wieder verhöhnt und verspottet wurde, deren Regierungsfähigkeit bezweifelt werden kann, deren Verdienste um unsere politische Erziehung und Bildung nicht hoch genug anzuschlagen sind."

Auch aus der Mitte des Adels erhebt sich eine Stimme, Graf Ad. Moltkes auf Nütschau, die es mit klarer Einsicht ausspricht, „daß ein großes und edles Volk zu lebhafterem Bewußtsein seiner Eigentümlichkeit und Selbständigkeit wieder erwacht" sei, daß „eine neue Periode seiner bürgerlichen Entwickelung", eine vollkommen neue Zeit für die Welt, besonders aber für Deutschland aufgegangen sei. „Wehe dem, der ihr widerstrebt."

Der Wunsch nach einer Verfassung war nicht neu, schon in den Jahren 1802—14 hatte die Ritterschaft mehrfach Klage über die Nichtbeachtung ihrer Privilegien geführt und gegen die Beamtenwillkür und Gewissenlosigkeit hatte schon 1814 Claus Harms zu Lunden in einer Predigt von der Kanzel aus geredet. In den Jahren 1813 und 1814 erschienen, wie früher erwähnt, eine Anzahl Schriften, die sich mehr oder minder mit der Frage einer Verfassung und mit der Frage des Verhältnisses zu Dänemark beschäftigten.

Der Wiener Kongreß, an dem Friedrich VI. teilnahm, gab Anlaß zu neuen Hoffnungen und Erwartungen. Die Ritterschaft, deren Privilegien von Friedrich noch nicht bestätigt waren, wurde durch die ungeheure Höhe der Abgaben, durch die Not des Landes gedrängt, einen entscheidenden Schritt zu unternehmen.

Auf Beschluß vom 19. Januar 1815, in der Zeit des Umschlags, wo die Geldverlegenheiten am drückendsten gefühlt wurden, ward am 23. Januar eine Bittschrift unterzeichnet, mit der Überbringung an den in Wien weilenden Landesherrn Adam Moltke von Nütschau beauftragt ward.

Die Bittsteller erklären, das Land sei durch die geschehenen Leistungen und Lieferungen erschöpft, die Abgaben zu einer unerschwinglichen Höhe gestiegen, der Landeskredit gänzlich gesunken. Sie bitten demnach um Zurücknahme aller gewaltsamen Maßregeln, die den säumigen Steuerzahlern angedroht waren, und um die Berufung eines den Zeitumständen angemessenen Landtages, welcher nach ihrer Überzeugung das einzige Mittel sei, der Not des Landes abzuhelfen.

König Friedrich VI. war zu sehr in den Überlieferungen des Absolutismus aufgewachsen, um sich durch dieses Drängen nicht sehr verletzt und durch die Aussicht auf ein Mitsprechen seiner Unterthanen beengt zu fühlen. Die verheißene Bestätigung der Privilegien erfolgte jetzt erst recht nicht. Indes unterblieb doch die gewaltsame Beitreibung der Steuern. Dem zurückkehrenden



Monarchen durften die Bittsteller ihre Sache (26 Mai) noch einmal mündlich ans Herz legen; die erneuerte Bitte um den Landtag fand aber kein Gehör.

Der Deutsche Bund ward geschlossen, Holstein in denselben aufgenommen, die Weissagung der Bundesakte von einer landständigen Verfassung auch für Holstein gültig.

Da war es der neuerwählte Sekretär der Ritterschaft, Dahlmann, der wie er mit kühnem Mut in seiner Waterloo-Rede seinen vaterländischen Empfindungen Worte verlieh, nun auch immer und immer wieder im Namen der Ritterschaft den Wunsch nach der Verfassung ertönen ließ und schließlich die Beschwerde an den Bundestag richtete.

Dahlmann ist der Mittelpunkt der ganzen Bewegung, er blies den Funken in der Asche an und sein Wort zeigt den Anfang des Kampfes, der schließlich in dem Satz: „Los von Dänemark“ gipfelte.

Friedrich Christoph Dahlmann war am 13. Mai 1785 in Wismar als Sohn des Bürgermeisters Dahlmann und der Auguste geb. Jensen, Tochter des Landsyndicus Jensen geboren. Durch seinen Oheim und Paten, Friedrich Christoph Jensen, der früher Sekretär der Ritterschaft, seit 1802 jedoch an der deutschen Kanzlei in Kopenhagen angestellt war, ward er nach Kopenhagen gezogen und bezog die dortige Universität, 1803 ging er nach Halle und kehrte dann nach dem Tode des Vaters 1805 nach Kopenhagen zurück, wo er nochmals die Universität bis 1806 besuchte. Dann kehrte er vorübergehend nach Wismar zurück, zog darauf nach Dresden und wanderte von hier aus gemeinsam mit Heinrich von Kleist nach Österreich. Der Umgang mit Kleist, dem unversöhnlichsten und unerbitterlichsten Feinde Napoleons, hat Dahlmann sehr beeinflußt. Der Plan der Freunde war, von Böhmen aus nach allen Kräften dahin zu wirken, daß aus dem österreichischen Kriege ein deutscher werde.

Sie blieben vorerst in Prag, die Schlacht bei Wagram vereitelte jedoch alle Hoffnungen, die Freunde trennten sich, Dahlmann kehrte nach Wismar zurück. Am 7. Januar 1810 proklamierte ihn die Wittenberger Universität zum Doktor der Philosophie. Im Herbst 1810 siedelte er wieder nach Kopenhagen über, wo er sich als Docent der alten Litteratur und ihrer Geschichte an der Universität niederließ.

Zwei Jahre später trat plötzlich eine gewaltige Änderung in seinem Leben ein. Durch Verwendung seines einflußreichen Onkels ward ihm im Mai 1812 der Auftrag erteilt, historische Vorlesungen an der Universität Kiel zu halten, wo der Lehrstuhl für Geschichte durch den Tod von Hegewisch frei geworden war. Er siedelte daher nach Kiel über und nach vollendetem Probejahr erhielt er am 2. Juni 1813 die Bestallung als außerordentlicher Professor der Geschichte. In den späteren Jahren hat Dahlmann oft gespöttelt: er sei Professor der Geschichte geworden, ohne daß er jemals ein historisches Kolleg gehört und ein Wort über Geschichte geschrieben hätte. Sein Amt als Sekretär der Ritterschaft raubte ihm auch die Zeit, in den nächsten Jahren als Geschichtsschreiber hervorzutreten, erst 1822 erschienen von ihm „Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte“.

Bekannt ist seine unfreiwillige Mitarbeit an der Erhebung gegen Napoleon 1813. Er berichtet in dem Fragment seiner Selbstbiographie darüber: „Noch ist es mir wie heute, wenn ich der Tage gedenke, da ich mittags einsam in dem Lesezimmer der Kieler Harmonie aus dem Schwedischen der Stockholmer Zeitung nur mit Mühe die ersten Nachrichten herausgewann von dem beginnenden Mißgeschicken des französischen Heeres und nun, sonst ein so träger Schriftsteller, Tag für Tag leise Hoffnungsfunken an den Schwager und die Geschwister nach Wismar sandte. Mein Sinn stand



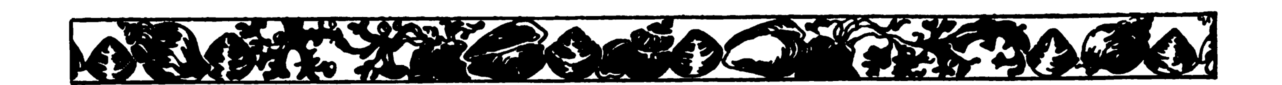
damals nur dahin, mit dem, was mir Trost gab, auch sie zu durchdringen. Erst viel später erfuhr ich, daß diese Notizen viel weiter drangen, indem sie täglich durch Stafetten an den Großherzog von Mecklenburg und seine Minister gelangten und so nicht wenig dazu beitrugen, die vaterländische Erhebung in jenen Gegenden vorzubereiten."

Es kam die trübe Zeit des Jahres 1813, wo die deutschen Holsteiner ihren vaterländischen Empfindungen nicht Ausdruck verleihen konnten und durften. Es ist schon erwähnt, wie der Friedensschluß diese Lage änderte und wie es den deutsch empfindenden Seelen möglich wurde, sich offen für die Sache der Verbündeten zu erklären.

So konnte nach dem zweiten Feldzug gegen Napoleon die Universität nach Eintreffen der Nachricht von der Schlacht bei Waterloo am 7. Juli eine Festfeier veranstalten, bei der Dahlmann die Festrede hielt. Die Rede und die Wirkung der Rede ist bekannt. Dahlmann schrieb sich mit seiner Rede, in der er die Kühnheit hatte zu versprechen und zu weissagen, daß die für Deutschland angebrochene schönere Morgenröte auch über Schleswig wie über Holstein aufgehen sollte, den Bürgerbrief seiner neuen Heimat. Die Rede machte gewaltiges Aufsehen, in Kopenhagen war man wenig davon erbaut und es war gut, daß der König, bevor er die gedruckte Rede erhielt, bereits die auf Dahlmann gefallene Wahl eines Sekretärs der Ritterschaft bestätigt hatte. Als solcher nahm Dahlmann mit der ihm eigenen Energie den Kampf gegen die Regierung auf. Indem er die Privilegien der Ritterschaft verfocht, ein Kampf, der die breiteren Schichten des Volkes ziemlich kalt ließ, kämpfte er für die Rechte des schleswig-holsteinischen Volkes, der Kampf der Ritterschaft barg den Keim der schleswig-holsteinischen Bewegung in sich. Nach zehnjährigem Kampf mußte er bekennen, daß die von ihm verfochtene Sache unterlegen sei. Die Ungnade des Königs, welche der Sekretär der Ritterschaft sich zugezogen, entlud sich über dem Haupte des Professors. Trotz seiner Lehrerfolge und seiner wissenschaftlichen Wirksamkeit blieb die Beförderung zum Ordinarius aus. Auch sonst fühlte Dahlmann seine Thätigkeit in mancher Weise gelähmt, Verstimmung und Kleinmut, verstärkt durch schmerzliche Verluste in seiner Familie — am 17. Dezember 1826 starb nach nicht ganz zehnjähriger Ehe seine Frau Julie, geborene Hegewisch — entmutigten ihn. Als er am 3. April 1829 Luise von Horn als zweite Mutter seiner Kinder heimführte, war es schon bestimmt, daß er Kiel verlassen sollte. Die dänische Regierung hatte ihm seine Beförderung angeboten und zwar unter den glänzendsten Versprechungen, daran jedoch die Bedingung geknüpft, daß er sich von der Ritterschaft lossage und sein Amt als Sekretär freiwillig niederlege. Ein solches Gebot anzunehmen verbot Dahlmann seine Ehre und seine Vergangenheit. So



Friedrich Christoph Dahlmann, geb. 13. Mai 1785, gest. 5. Dez. 1860. Professor in Kiel 1813—1829. Nach einem Steindrucke.



zwang ihn neben dem Groll über die unverdiente Zurücksetzung auch die pekuniäre Lage zum Fortgehen von Kiel und so ging dem Lande einer der größten Gelehrten und Staatsmänner verloren.

Im Herbst 1829 trat er die Professur für Politik-, Kameral- und Polizeiwissenschaft, sowie für deutsche Geschichte in Göttingen an. Seine Lehrthätigkeit nahm erst jetzt den vollen Aufschwung und machte in wenigen Jahren seinen Namen zu einem der geachtetsten und bekanntesten in der deutschen Universitätswelt. Sein fernerer Lebensweg gehört nicht in den Rahmen dieser Betrachtung, sein Wirken gehört fortan dem großen deutschen Vaterlande an. Bekannt ist seine Vertreibung aus Göttingen 1837. Vorübergehend in Leipzig und Jena, erhielt er dann 1842 eine Professur in Bonn; von großer Bedeutung war seine Wirksamkeit im Frankfurter Parlament, an dem er als Abgeordneter von Segeberg teilnahm. Als solcher setzte er es durch, daß die Anerkennung des berüchtigten Malmöer Waffenstillstandes, wenn auch nicht gleich verweigert, doch aufgeschoben wurde. Die starke sittliche Empfindung überwog bei ihm alle politischen Erwägungen und ließ ihn die Verwirrung in der eigenen Partei, das bedenkliche Lob seiner bisherigen Feinde, die mögliche Schädigung der preußischen Macht, die doch unversehrt bleiben mußte, gering achten. Er machte aber bald die Erfahrung, daß die sittliche Empfindung allein ohne das Machtbewußtsein nicht ausreiche, um die politische Welt zu lenken. Das Ministerium trat nach der Annahme des Dahlmannschen Antrages zurück, und Dahlmann wurde von dem Reichsverweser berufen, ein neues Ministerium zu bilden. Nach wenigen Tagen schon gab Dahlmann die Mission als unausführbar zurück. Seine parlamentarische Wirksamkeit endigte erst 1850; sein Mut und seine Zuversicht auf eine baldige Besserung der deutschen Staatsverhältnisse war tief gesunken. Im Herbst 1850 kehrte er nach Bonn zurück und wirkte dort noch zehn Jahre. Am 5. Dezember 1860 starb er daselbst. Mit ihm sank ein Fürst der Wissenschaft, einer der größten Geister Deutschlands ins Grab.

Mit Dahlmann gemeinsam als Herausgeber der Kieler Blätter zeichnete Nikolaus Falck. Der letztere, ein Sohn unseres meerumschlungenen Landes, hat seine ganze Wirksamkeit dem Lande und der Hochschule desselben gewidmet.

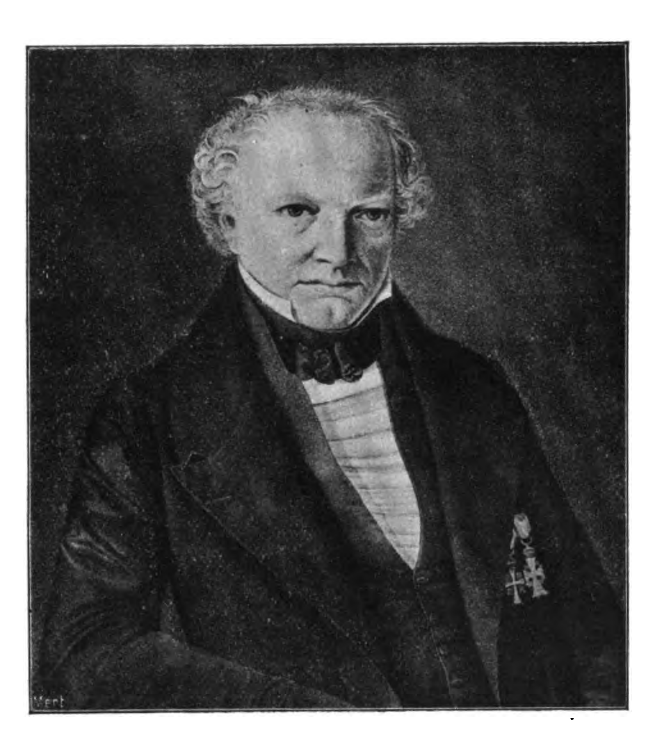
Geboren 1784 am 25. November in Emmerlef, Amt Tondern, und vorgebildet auf der Schule zu Hadersleben, hatte er in Kiel Theologie und Philologie studiert und dann eine Stellung als Hauslehrer bei Adam Moltke auf Nütschau angenommen. Hier erst ward er sich über seinen wahren Beruf klar und legte sich mit solchem Eifer und Erfolg auf das Studium der Rechte, daß er 1808, vierundzwanzig Jahre alt, die philosophische Doktorwürde und 1809 im juristischen Examen den ersten Charakter erwarb. Er trat dann in die Kanzlei in Kopenhagen und war zum Professor der Rechte an der neuerrichteten Universität Christiania bestimmt, als die Abtretung Norwegens dazwischen trat. So ward er seiner Heimat erhalten, der ihn wiederholte, ehrenvollste Anträge von auswärts nicht untreu zu machen vermochten. Von 1815—50 hat er an der Landesuniversität durch Wort und Schrift mit steigendem Ansehen und großem Erfolge in vaterländischem Sinne gewirkt, in allen Fragen heimischen Rechts eine Autorität, ein Vertrauensmann für Regierung und Volk.

Jahrzehnte hindurch war er in seinem Heimatslande der populärste und bekannteste Mann, als vielgehörter Rechtslehrer, höchst fruchtbarer Schriftsteller, Mitglied von Gesetzgebungskommissionen, Ständemitglied, gewählter Präsident der Ständeversammlung des Herzogtums Schleswig in den Jahren 1838, 1840, 1842 und 1844; und dabei war nicht bloß seine höchst umfassende Gelehrsamkeit, sondern auch die religiöse Lauterkeit seines Wesens, wie die aufrichtige Biederkeit seines Charakters



und sein lebendiger Patriotismus allgemein anerkannt, so daß selbst politische Gegner die Reinheit seines Charakters nicht in Zweifel zu ziehen wagten, auch seine seltene Menschenfreundlichkeit und Humanität anerkennen mußten.

Hochwichtig war Falcks Schrift über das Verhältnis Schleswigs zu Dänemark und Holsteins zu Schleswig. König Friedrich VI. hatte die alten Landesprivilegien bestätigt und am 19. August 1816 eine Kommission nach Kopenhagen berufen, um über eine zweckmäßige Organisation der künftigen ständischen Verfassung Holsteins zu beratschlagen. Dabei war des Herzogtums Schleswig gar nicht gedacht, auch kein Schleswiger dazu einberufen. Zugleich hörte man gerüchtweise, und selbst in Druckschriften wurde ausgesprochen, daß zwar Holstein, aber nicht Schleswig, welches dem dänischen Königsgesetz unterworfen sei, eine ständische Verfassung erhalten werde. Darauf veröffentlichte Falck seine berühmte Schrift: „Das Herzogtum Schleswig in seinem gegenwärtigen Verhältnis zu dem Königreich Dänemark und zu dem Herzogtum Holstein. Nebst Anhang über das Verhältnis der Sprachen im Herzogtum Schleswig."



Niels Nikolaus Falck, geb. 25. Nov. 1784, gest. 11. Mai 1850. Professor in Kiel 1815—1850. Nach einer Lithographie von Balsgaard.

Mit dieser gehaltvollen Schrift beginnt die Litteratur über das Verhältnis der Herzogtümer zu Dänemark, die so überaus zahlreich geworden ist. Diese Schrift Falcks ist die Grundlage geworden für die rechtliche Auffassung des Verhältnisses der Herzogtümer zu Dänemark. In den folgenden Jahren ließ er eine ganze Reihe von Sammelwerken drucken, welche auf die schleswig-holsteinische Staats- und Rechtsgeschichte sich beziehen, und war zugleich thätig als Präsident der Gesellschaft für Sammlung und Erhaltung vaterländischer Altertümer, welche durch den Oberlandweginspektor v. Warnstedt gestiftet worden war. Am einflußreichsten war aber die von ihm herausgegebene Zeitschrift: „Staatsbürgerliches Magazin mit besonderer Rücksicht auf Schleswig, Holstein und Lauenburg", welche 1821 begann und von der eine Reihe von zehn Bänden 1834 schloß, eine zweite Reihe von zehn Bänden erschien 1833—41 und noch 1842—45 eine Fortsetzung in vier Bänden unter dem Titel „Archiv". Diese Zeitschrift, welche ein Vierteljahrhundert hindurch erschien, betrifft die Landeskunde nach allen Seiten hin. Sie enthält eine große Fülle von Abhandlungen, von bisher ungedruckten Urkunden und von den verschiedensten Notizen und Nachrichten, die Geschichte, Statistik, das Landesrecht und die Verwaltung der Herzogtümer betreffend. Eine wahre Fundgrube für jeden, der sich mit der Landesgeschichte beschäftigt.

Sehr beliebt war Falck als akademischer Lehrer, seine Vorträge über schleswig-holsteinische Rechtsgeschichte wurden viel besucht.





Bei der Berufung der erfahrenen Männer wegen Anordnung von Provinzialständen stand Falcks Name in erster Reihe und als Vertreter der Landesuniversität nahm er später jedesmal an den Sitzungen der Provinzialstände teil.

Auf den „Offenen Brief" des Jahres 1846 brachte er mit acht Kollegen als Antwort die Schrift „Staats- und Erbrecht des Herzogtums Schleswig" und 1847 allein die „Sammlung der wichtigsten Urkunden, welche auf das Staatsrecht der Herzogtümer Schleswig und Holstein Bezug haben".

Der Bewegung von 1848—50 stand er skeptisch und abwartend gegenüber und tadelte offen manches. Die konstituierte Versammlung von 1848—50 hielt er, obgleich er an den Beratungen derselben teilnahm, für verfassungswidrig. Den Ausgang des Kampfes sollte er nicht mehr erleben, am 11. Mai 1850 raubte ihn ein Schlagfluß dahin. Sein Hauptwerk: „Handbuch des schleswig-holsteinischen Rechts" blieb leider unvollendet.

Seine Charakteristik möge ein Nachruf von Ihering beschließen:

„Falck gehört zu den bedeutendsten Gelehrten und edelsten Charakteren Deutschlands. Die Natur hatte ihn zum Politiker ausersehen. Aber die bewundernswerte Masse des Wissens beeinträchtigte nicht die Unbefangenheit des Urteils, die Freiheit seines Blickes. Unvergleichlich war er als Mensch. Bei einer ausgeprägten Individualität und der höchsten Integrität des Charakters besaß er einen durch und durch kindlichen Sinn und seltene Herzensgüte. Treu und echt wie Gold in seiner Liebe und Freundschaft, milde und harmlos in seinem Urteil, in seinem Vertrauen und seiner Bereitwilligkeit zu helfen, die rechten Grenzen nicht selten überschreitend, ohne die geringste Eitelkeit, und Unterschieden des Ranges, Standes, Alters und Wissens jeglichen Einfluß auf sich versagend, echt religiös seiner Gesinnung wie seinen Werken nach, wenngleich jedem Fanatismus in religiösen Dingen entschieden abgeneigt. Dabei wieder neckisch und schelmisch, aber in der gutmütigsten Weise, unbeugsam, wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hatte, mutig und ohne Rücksicht, wenn es galt, seine Gesinnung zu bewähren. Mir ist in der That nie eine Persönlichkeit vorgekommen, welche vom ersten Moment an, wo ich ihr nahe kam, etwas zu gleicher Zeit so Wohlthuendes, Gewinnendes und Achtung Gebietendes hatte und deren nähere Bekanntschaft diesen Eindruck täglich so sehr zu steigern vermochte. Falck war ein ganzer Mann, jede einzelne Seite, Körper und Geist, Verstand und Gemüt, Wissen und Willen ungewöhnlich gesund und stark und alle Seiten in schönster Harmonie."

Dahlmanns und Falcks Namen stehen an der Spitze der schon erwähnten Kieler Blätter, zu deren Hauptmitarbeitern noch Twesten und Welcker gehörten. Die Kieler Blätter sollten die öffentliche Meinung über die großen vorliegenden Aufgaben zu belehren und zu leiten versuchen. Die Politik ist das Hauptthema dieser Blätter und zwar die Politik auf Grundlage der Verfassung. Gleich im ersten Bande bringt Dahlmann seinen berühmten Aufsatz: „Ein Wort über Verfassung", der den Satz enthält: „Eine heilige Sache ist der Staat; wohl hat die Schrift recht, wenn sie Könige und Obrigkeiten von Gott eingesetzt nennt, aber sie sind es doch nur insofern, als das Volk es selber ist."

Die Kieler Blätter entfalteten sich überraschend kräftig und erweckten auch in Deutschland die lebhafteste Teilnahme. Thibaut schreibt, daß ihm seit langer Zeit keine Zeitschrift so sehr befriedigt habe, wie die Kieler Blätter „Überall ein würdiger, herrlicher Ton, ein tiefes Gefühl für Recht und Unrecht, für Wohl und Wehe des Vaterlandes, volle Wahrhaftigkeit ohne Unbescheidenheit, ein



ernstes Streben zum Bessern ohne irgend eine Spur übereilter Kühnheit, so daß es die Deutschen entehren würde, wenn sie diese Zeitschrift nicht als Gemeingut aller behandelten."

In der Vorrede hatten die Herausgeber sich verpflichtet, „alle Gegenstände des Wissens, soweit sie unmittelbar mit dem Leben zusammenhingen", zu besprechen, sie sind diesem Versprechen nicht untreu geworden. Bereits zu den ersten Heften haben Fouqué und Fr. Brun poetische Gaben beigesteuert, Niemann die Eichen und Buchen Holsteins verherrlicht; kirchliche und humanistische Artikel fehlen gleichfalls nicht, aber nicht diese verliehen den Kieler Blättern ihre Bedeutung, sondern die Abhandlungen, welche den Staat zum Ausgangspunkt wählten, das Verfassungswesen erörterten. Von den Mitarbeitern ging Karl Welcker bereits 1816 nach Heidelberg, vier Jahre später, unter dem Eindruck der Karlsbader Beschlüsse, stellten die damaligen Redakteure Falck und Twesten das Erscheinen der Kieler Blätter ein.

Die Frage über die Verfassung, eng verbunden mit den Kämpfen der Ritterschaft um ihre Privilegien, füllen die nächsten Jahre und rufen in vielen Schriften, für und gegen, immer erneutes Interesse wach, unter den mancherlei Schriften ist die gegnerische Schrift Schleidens hervorzuheben: „Das wahre Verhältnis des Herzogtums Schleswig zum Königreich Dänemark 1815", die Dahlmann und vor allem Falck in seiner oben erwähnten Schrift bekämpften, eine zeitweilige Spannung zwischen der Schleidenschen Familie und den Kieler Freunden trat ein.



Christian Schleiden, geb. 1780, gest. 1833.
Nach einem Steindrucke.

Die sichtlich wachsende Verstimmung der höheren Kreise veranlaßte den König zwar am 17. August 1816 zur Bestätigung der ritterschaftlichen Privilegien und führte sogar unterm 26. August 1816 zu einer Berufung von zehn Männern nach Kopenhagen für eine dem Herzogtum Holstein zu gebende Verfassung; von einer gemeinsamen Verfassung für Schleswig und Holstein war keine Rede, und mit kräftigen Worten erhob Dahlmann als Sekretär der Ritterschaft dagegen seine Stimme und führte den Kampf aussichtslos bis an den Bundestag.

Die dänische Regierung machte zwar Miene, der ausgesprochenen Erwartung des Bundestages, eine Verfassung für Holstein zu gewähren, nachzukommen. Sie ernannte, da die 1817 von der ersten Kommission gemachten Vorschläge die Genehmigung des Königs nicht gefunden hatten, 1823 eine neue Kommission, um die Vorarbeiten in Erwägung zu ziehen, welche der Einführung einer ständischen Verfassung vorangehen mußten.

Von den Arbeiten dieser Kommission verlautete jedoch nichts.

Die Herzogtümer blieben nach wie vor unter derselben unumschränkten Regierung und unverantwortlichen Verwaltung wie das Königreich.

Der König hörte in allen eigentlichen Staats- und Regierungssachen seinen geheimen Staatsrat, zusammengesetzt aus den geheimen Staatsministern.

Die oberste Verwaltung führten Kollegien. Die Rentekammer hatte vorwiegend das Steuer-, Land- und Forstwesen; das General-Zollkammer- und Kommerz-Kollegium Zoll, Handel, Schiffahrt,



Gewerbe. In die Finanzverwaltung teilten sich eine Finanz-Deputation, eine Direktion der Staatsschulden und sinkenden Fonds und eine Direktion für die allgemeine Pensionskasse. Das Landheer unterstand dem General-Kommissariats-Kollegium, die Marine dem Admiralitäts- und Kommissariats-Kollegium. Unter den übrigen Oberbehörden waren die General-Post-Direktion und das Departement der auswärtigen Angelegenheiten die wichtigsten. Die Kameral-Kollegien waren auch mit richterlichen Befugnissen ausgestattet; sämtliche waren Dänemark und den Herzogtümern gemeinsam, wenn auch deren Angelegenheiten in getrennten Abteilungen bearbeitet wurden.

Die einzige den deutschen Landesteilen eigene Oberbehörde war die frühere deutsche, damalige schleswig-holstein-lauenburgische Kanzlei, zu deren Geschäftskreis namentlich Justiz und Polizei und die ganze innere Verwaltung gehörte, soweit sie nicht andern Kollegien zugewiesen war.

Schleswig-Holstein allein gemeinsam waren das Departement der Statthalterschaft, dem die Instruktion eine allgemeine Oberaufsicht über die gesamte Landesverwaltung vorschrieb, das Sanitäts-Kollegium, der General-Kriegskommissar und der Ober-Landkommissar.

Endlich hatte jedes Herzogtum sein Obergericht, zu Glückstadt und zu Schleswig, dem aber auch Polizei und Verwaltung untergeben war, soweit sie nicht unter die Statthalterschaft oder die Kollegien in Kopenhagen gehörte und denen in kirchlichen Angelegenheiten die beiden Oberkonsistorien mit den Generalsuperintendenten zur Seite standen. Für die sogenannten gemeinschaftlichen Distrikte bestanden außerdem die Landgerichte und Landoberkonsistorien.

So lagen die Verhältnisse am Schlusse des zweiten Jahrzehnts. „Die Welt schläft ein," schrieb Niebuhr.

Das Volk war teilnahmlos, es sah dem Kampf, den überzeugungstreue Männer, die besten Söhne des Vaterlandes kämpften, ohne Verständnis zu. Was war das Volk damals?

Ein noch immer dienender Bauernstand, der die unbegreifliche Unbill, die Last der Militärpflicht allein zu tragen, lautlos litt, verkümmerte Kleinstädte, ein privilegierter Adel, ein halb treues, halb serviles Beamtentum, das, verklärt vom Abglanz der Majestät, dem beschränkten Unterthanenverstande in unantastbarer Hoheit gegenüber stand, eine Presse ohne alle eigene Überzeugung, das waren die Verhältnisse, mit denen die Bevölkerung aufgewachsen und durch die Macht der Gewohnheit auch begnügt war.

Nur vereinzelt waren die Stimmen der Rufer im Streit und diese fanden sich hauptsächlich in Kiel. Die alte Holstenstadt, die aufblühende Universitätsstadt hat sich damals die Stellung erobert, die es seitdem ununterbrochen gehalten hat, sie ist die Vorkämpferin für das Recht des Landes, für deutsche Art und Sitte geworden. Neben den Professoren der Hochschule: Twesten, Welcker, Reinhold, Niemann, Pfaff, Heinrich und Cramer war es vor allen Hegewisch, der mit den obengenannten unentwegt für das Recht seiner Heimath eintrat. Überhaupt muß der Kieler Gesellschaft jener Zeit und dem Mittelpunkt derselben, der Harmonie, eine nähere Beachtung geschenkt werden.

Die zwanziger und dreißiger Jahre hatten einen Aufschwung der Hochschule gezeitigt, namhafte Lehrer zogen die Schüler heran, Theologen und Juristen waren abwechselnd in der Mehrheit, aber auch der Mediziner Zahl begann zu wachsen. Zum größten Teil waren die Studenten Landeskinder, Fremde waren in der glänzenden Zeit durchschnittlich kaum ein Zehntel.

Von den Professoren hat Niemann bereits eine eingehende Würdigung gefunden, Pfaff und Reinhold sind an anderer Stelle kurz erwähnt. Reinholds Bedeutung schildert Schumacher, in





Karl Bernhard Reinhold, geb. 1758, gest. 1823. Professor in Kiel 1794—1823. Nach einem Steindrucke.

späterer Zeit hatte er viel mit körperlichen Leiden zu kämpfen. Sein ganzes Dasein war dem Erforschen und dem Lehren der Wahrheit gewidmet und daß hierin sein Beruf mit seiner innigsten Neigung übereinstimmte, sah er für das größte Glück seines Lebens an.

Überhäuft wurde er mit Ehrenbezeugungen angesehener Männer, seiner Fürsten, Kollegen, seiner Schüler, sowie mit dem Beifall der vorzüglichsten Gelehrten seines Zeitalters.

Er starb plötzlich und unerwartet am 10. April 1823, schmerzlich vermißt von allen, die ihm nahe gestanden.

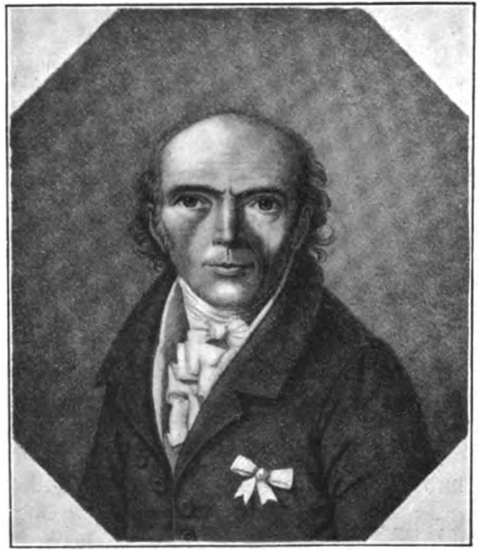
Reinhold ist der Stifter der Loge Luise in Kiel. Der Ausdruck Gründer oder Stifter ist eigentlich nicht ganz richtig, den schon von 1776 bis 1791 bestand eine Loge Luise zur gekrönten Freundschaft in Kiel, die am 3. Juli 1776 gestiftet war. Sie erfreute sich bald rascher Zunahme und erwarb im Jahre 1785 ein Haus „vorn in der Brunswyk" zu eigen. Nach einer kurzen Blüte, die bis 1788 ihren Höhepunkt erreichte, trat ein rascher Verfall ein und 1791 wurde die Loge geschlossen.

Bei Reinholds Ankunft gab es keine Loge in Kiel mehr, erst 1820 that sich hauptsächlich auf seine Anregung hin eine neue Loge Luise auf. Er war die leitende Seele derselben und bald nach seinem Tode, 1824, deckte die Loge.

Nach 42 Jahren, 1866, ward eine neue Loge, die noch blühende Alma an der Ostsee, gegründet.

Einen regen Anteil an dem frischer pulsierenden politischen Leben nahm der schon erwähnte Professor Christoph Heinrich Pfaff. 1773 zu Stuttgart geboren, kam er 1798 als außerordentlicher Professor der Medizin nach Kiel wo er, nachdem er das Jahr 1801 in Paris verbracht hatte, 1802 Professor der Chemie wurde. 1828 wurde er Direktor des Sanitätskollegiums für die Herzogtümer und verfaßte als solcher die 1831 erschienene Pharmacopoea Slesvico-Holsatica. Rufe nach Halle, Tübingen und Bonn lehnte er ab und blieb bis an sein Lebensende in Kiel, wo er eine ihn sehr befriedigende Thätigkeit hatte, der leider durch seine fortschreitende Erblindung ein frühzeitiges Ende gesetzt wurde. Nachdem er 1843 sein 50jähriges Doktorjubiläum gefeiert hatte, mußte er 1845 sein Lehramt aufgeben. 1852 starb er in Kiel.

Seine Lehrthätigkeit war eine große und ausgezeichnete. Er las ununterbrochen über Physik und Chemie, häufig über beide Wissenschaften in einem Semester.



Andreas Wilh. Cramer, geb. 1760, gest. 1833. Professor in Kiel 1786—1833. Nach einer Lithographie von Bünsow.



Dann von 1821 an über analytische Chemie, pharmazeutische Chemie, Chemie der materia medica, Toxikologie, Geschichte der neueren Chemie. In den ersten Jahren las er auch Mineralogie und Geologie. Bis zum Jahre 1828 hielt er fortdauernd Vorlesungen über allgemeine und spezielle Physiologie. Hierzu kamen Vorträge über Gall's Schädellehre und über tierischen Magnetismus; ferner von 1820 bis 1845 solche über Makrobiotik. Neben dieser gewaltigen Lehrthätigkeit hat Pfaff auch eine Zeit lang als praktischer Arzt gewirkt und die zeitweise recht umfänglichen Geschäfte des Sanitätskollegiums etwa 30 Jahre lang geleitet.

Nicht minder umfassend und bedeutend aber sind die Leistungen Pfaffs als wissenschaftlicher Schriftsteller. Seine Vorträge waren völlig frei und er verstand das Interesse der Zuhörer im hohen Maße zu erwecken und zu erfassen. Anhänglichkeit und Dankbarkeit seiner Schüler folgten ihm noch übers Lehramt hinaus. Am politischen Leben nahm er regen Anteil und beteiligte sich hauptsächlich in den ersten zwei Jahrzehnten mit Wort und Schrift an der Tagespolitik.



Karl Theodor Welcker, geb. 29. März 1790, gest. 10. März 1869.
Professor in Kiel 1815—16.
Nach einem Steindruck.

Karl Friedrich Heinrich, welcher der Veranlasser wurde, daß Graf Reventlow sein Amt als Kurator niederlegte, war 1774 zu Molschleben im Herzogtum Gotha geboren; er studierte in Göttingen, erhielt dann 1795 eine Stelle am Gymnasium in Breslau und folgte 1804 einem Rufe als Professor der griechischen Litteratur an die Universität Kiel, woselbst er in einer erfolgreichen vierzehnjährigen Wirksamkeit sich als philologischer Lehrer einen bedeutenden Ruf erwarb. 1818 ward er nach Bonn berufen. Er starb daselbst, betrauert von zahlreichen Schülern, denen er vor allem im philologischen Seminar näher trat.

Andreas Wilhelm Cramer ist bereits erwähnt, als ausgezeichneter Romanist zog er sehr viele Schüler an, von 1826 bis zu seinem 1833 erfolgten Tode bekleidete er das Amt eines Oberbibliothekars.

Karl Theodor Welcker war leider nur kurz in Kiel, nur von 1815 bis 1816. Seine Bedeutung für die Erweckung des politischen Lebens in Kiel ist schon geschildert, als Mitstreiter Dahlmanns ist er in erster Linie zu nennen.

1816 ging er nach Heidelberg, 1819 nach Bonn, 1822 nach Freiburg, wo er 1832 pensioniert und angeklagt wurde. 1848 bis 1849 war er badischer Gesandter bei der Centralgewalt in Frankfurt Er starb am 10. März 1869.

Eine größere Bedeutung erlangte August Detlev Twesten, der über 20 Jahre in Kiel wirkte. Am 11. April 1789 in Glückstadt geboren, studierte er Philologie und Theologie zu Kiel, ward dort 1812 Doktor der Philosophie und ging darauf nach Berlin, wo er von 1812 bis 1814 Lehrer, zu-



erst am Friedrichswerder'schen, dann am Joachimsthaler Gymnasium ward. In dem letzteren Jahre kehrte er als außerordentlicher Professor der Theologie und Philosophie nach Kiel zurück, und ward 1819 ordentlicher Professor der Theologie und außerordentlicher Professor der Philosophie daselbst. 1826 ernannte ihn die Universität Bonn zum Doktor der Theologie in hon. causa, gleichzeitig ward er Ritter vom Danebrog. Nachdem er verschiedene Berufungen abgelehnt, nahm er 1834 einen Ruf nach Berlin als Nachfolger Schleiermachers an und folgte demselben 1835. Dort wirkte er, bis ihn der Tod 1876 von seiner Thätigkeit abrief.

Seine Wirksamkeit in Kiel war eine große, seine Bedeutung als Mitkämpfer und Mitstreiter von Dahlmann und Falck ist bereits an anderer Stelle gewürdigt.

Eng an diese Männer schloß sich ein Mann, der wohl neben Dahlmann als der bedeutendste des Kreises bezeichnet werden kann, ein Mann, der jedoch nicht nur allein als Politiker und Mann der Wissenschaft zu feiern ist, sondern der auch als Wohlthäter der Stadt, als einer der besten Söhne Kiels bezeichnet werden darf, Franz Hegewisch. Die Bedeutung Hegewisch's für Stadt und Land in dem Zeitraum von fünzig Jahren ist ganz außerordentlich, von dänischer Seite wird er als der eigentliche geheime Leiter aller schleswig-holsteinischen Fraktionen, als das Haupt der politischen Bewegungen bezeichnet, als der Mann, der alle Fäden zu den verschiedenartigen Bewegungen in der Hand gehalten habe. An diesem Urteil aus Feindesmund ist ein Fünkchen Wahrheit, jedenfalls kennzeichnet es am besten die Bedeutung des Mannes für die Zeit.



August Detlev Twesten, geb. 11. April 1789, gest. 1876. Professor in Kiel 1814—35. Nach einem Steindrucke.

Franz Hermann Hegewisch ward am 13. November 1783 zu Kiel als Sohn des Professor Dietrich Hermann Hegewisch geboren. Seine Mutter war eine Tochter des Predigers Kramer in Westensee, eine Schwägerin des Professor Hensler.

Der junge Hegewisch besuchte zuerst die Kieler Schule, an der Danielsen Rektor war und dann von 1799 an die Eutiner Schule, die sich unter dem Rektorat von Voß großen Ruhm erworben hatte.

Nach vollendeten Schulstudien studierte er Medizin in Kiel, Göttingen und Würzburg. 1805 ward er in Göttingen zum Dr. med. promoviert und besuchte darauf die Hospitäler in Wien, Paris und London. Der Aufenthalt in England ward bestimmend für seine politische Anschauung, die englische Verfassung ist zeitlebens sein Ideal geblieben. Von England ging er nach Kopenhagen und Hamburg und ließ sich dann als Arzt in Ploen nieder. Dort war seines Bleibens nicht lange, 1807 ward er Hausarzt beim Grafen Reventlow-Emkendorf. 1810 erhielt Hegewisch eine außerordentliche Professur in Kiel und ließ sich dort gleichzeitig als praktischer Arzt nieder. Bald war er der beliebteste Arzt in Stadt und Land, auch seine Vorlesungen am Friedrichshospital erwarben ihm viele Zuhörer. Seinem Beruf hing er mit ganzer Liebe an und war ein aufopfernder Helfer



allerorten. Durch Rat und That half er und wo seine Wissenschaft nicht helfen konnte, trat er als teilnehmender und tröstender Freund auf. Er war als Arzt ungemein beliebt, nicht nur in Kiel sondern auch im ganzen Lande, doch war er nicht nur Arzt, sondern auch Vertrauter und Freund in den meisten der angesehensten Familien der Herzogtümer. Und nicht bei diesen allein, auch den Ärmeren, hauptsächlich den ärmeren unter den Landleuten war er ein treuer Arzt und Berater.

Ein treuer Freund und Ratgeber war er jedoch vor allem auch seiner Heimat, seiner Heimatsstadt. Unter dem Namen Franz Baltisch verfaßte er eine Anzahl politischer Schriften, wie die „Politische Freiheit“ und gab eine Anzahl Schriften volkswirtschaftlichen Inhalts heraus, in denen er sich den Bestrebungen von Malthus anschloß, wie in „Bedingungen und Folgen der Volksvermehrung“ „Armut und Reichtum“, „Eigentum und Vielkinderei.“



Franz Hermann Hegewisch, geb. 15. Nov. 1783, gest. 27. Mai 1865. Professor in Kiel 1810—1855. Nach einem Ölgemälde im Besitz seiner Tochter.

Eifrigen Anteil nahm er gemeinsam mit seinem Schwager Dahlmann und mit Falck an dem Kampf gegen die dänischen Übergriffe. Er war einer der eifrigsten Mitarbeiter an den Kieler Blättern und Kieler Beiträgen und an der ganzen Bewegung der Jahre 1815—48 nahm er den regsten Anteil, Lornsen war ihm innig befreundet und widmete ihm sein Hauptwerk, Hegewisch unterstützte ihn mit Rat und That. Die nachfolgenden Seiten werden seinen Namen und den seiner geistreichen Frau noch häufig bringen, da sein Haus, der Kreis, welcher sich um ihn bildete, einen der Mittelpunkte der Bewegung jener ganzen Zeit bildete. Was in jenen Jahren geschah, mag es nun Harms' Thesenstreit, die Griechenbegeisterung, die Einrichtung der Provinzialstände, die Erbauung der Altona-Kieler Bahn sein, überall findet man den Namen Hegewisch. So ist er nach vielen Seiten hin thätig gewesen, bis zu seinem Ende von großem Einfluß auf sein Vaterland. Für die Bewegung von 1848 war er wie Falk zu gereift, er fürchtete den Ausgang und konnte zu manchem, was geschah, seine Zustimmung nicht geben.

Sein klarer, geschärfter Blick sagte ihm, daß eine Besserung aller Verhältnisse nur durch Preußen erfolgen könne; 1856 schrieb er: „Meine Hoffnung für Deutschland beruht fast einzig und allein auf der preußischen Armee. Wer das preußische Heer mißachtet, ist der ärgste Feind Deutschlands.“

Die Befreiung der Herzogtümer sollte er noch erleben, Deutschlands Einigung, der er auch ein Vorkämpfer war, nicht mehr. Am 27. Mai 1865 starb er, 82 Jahre alt.

Groß war sein Wirken für seine Vaterstadt, das Vertrauen seiner Mitbürger wählte ihn zum Stadtverordneten. Seinen Bestrebungen ist es zuzuschreiben, daß die Barriere an der Holstenbrücke fiel, daß der Düsternbrooker Weg verbessert wurde und manches andere mehr.

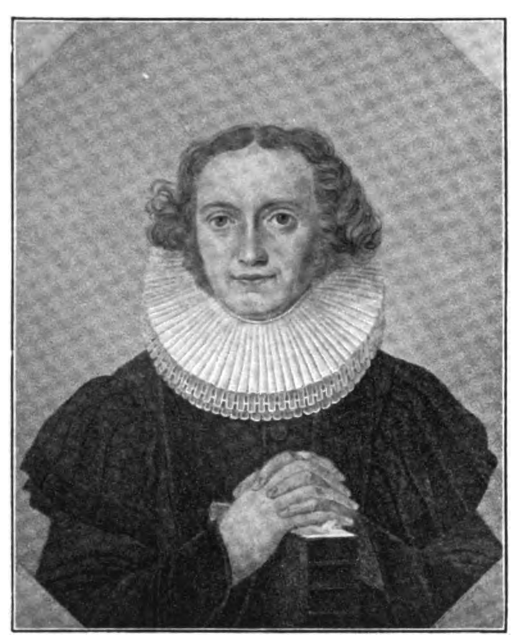
Als er im Jahre 1855 sein Doktorjubiläum feierte, wurde von Freunden das Stipendium Hegewischianum gestiftet, dessen Zinsen dem zufallen sollte, der sich in Wissenschaft, Kunst oder Industrie auszeichnete.



Seine Gattin ging ihm 1856 im Tode voraus, sie war eine herrliche Frau und es ist zu bedauern, daß kein Lebensbild von Karoline Hegewisch existiert, es würde ein Werk werden, das sich der Lebensbeschreibung einer Gabriele von Bülow oder einer Freifrau von Bunsen würdig zur Seite stellen würde. Das von der Tochter herausgegebene Lebensbild kann des beschränkten Umfanges wegen nur einen schwachen Einblick in das reiche Geistesleben der hervorragenden Frau bieten.

Die Anteilnahme der großen Menge in Kiel an den Verfassungskämpfen der Ritterschaft ward zeitweilig zurückgedrängt durch das Auftreten von Klaus Harms und den Thesenstreit.

Der Name von Klaus Harms ist und wird unvergessen bleiben; wie Professor Weiß in seiner Festrede bei der Einweihung zum neuen Universitätsgebäude sagte, hat er durch seine Montagabende und durch seine Pastoraltheologie mehr als ein Vierteljahrhundert einen gewaltigen Einfluß auf die gesammte Geistlichkeit des Landes ausgeübt, seit er im Jubeljahr der Reformation mit seinen streitgerüsteten Thesen den Glauben der Väter wieder aus dem Schlafe weckte und in einer Zeit der religiösen Verflachung zu tieferer Erfassung der kirchlichen Lehre aufrief.



Klaus Harms, geb. 25. Mai 1778, gest. 1. Febr. 1855. 1816—1849 Pastor, seit 1835 Hauptpastor und Propst in Kiel. Nach einer Zeichnung von L. Hansen, gestochen von Bollinger.

Klaus Harms ist am 25. Mai 1778 als Sohn des Müller's Harms in Fahrstedt bei Marne geboren. Ursprünglich Müller und Landmann ging er 1797 auf die Schule nach Meldorf und besuchte diese bis 1799, um dann in Kiel Theologie zu studieren. Mit 24 Jahren bestand er das theologische Examen und ward am 1. Dezember 1805 zum Diakonus in Lunden gewählt, nach dem er vorher vier Jahre als Kandidat in Propsteierhagen beim Pastor Schmidt gewesen war. Vor dem Antritt seiner Pfarre in Lunden vermählte er sich mit Marie geb. Jürgens, mit der er 43 Jahre in glücklichster Ehe lebte. In Lunden war er als Prediger sehr beliebt, seiner Predigt „der Krieg nach dem Kriege" ward bereits Erwähnung gethan, die errungenen Erfolge beschreibt er in seiner Lebensbeschreibung durch folgende kleine Erzählung:

„Nur das Eine verstatte man mir zu erzählen, als Zeugnis dafür, wie ich der ganzen Landschaft einen Dienst erwiesen habe, was in allen Kirchspielen dankbar anerkannt worden ist. Ein zwei bis drei Jahre später, da ich in Kiel Prediger war, ritt ich einmal von Kiel nach Lunden und lenkte wegen eines schweren Regens in ein offenes Bauernhaus ein, in einem zum Kirchspiel Tellingstedt gehörigen Dorfe. Der Wirt ist auf der Diele; ich bitte, unter seinem Dache verweilen zu dürfen. Das gab er zu, fast wortlos, anscheinend ganz verstimmt. Ich binde mein Pferd auf der Diele irgendwo an; darauf sagt er doch, daß ich in die Stube treten möchte. Da sitz' ich denn neben ihm, stumm beide. Der Regen wird heftiger. Nun, sagte er, es wird ja alles verderben. — Sie haben wohl Heu draußen? — Ja. Ich sagte ein tröstliches Wort zu ihm. Darauf fragte er mich, woher ich käme? Aus Kiel. Wohin ich wollte? Nach Lunden. — Sind Sie vielleicht Pastor



Harms, der von Lunden nach Kiel gekommen ist? — Ja. — Darauf ruft er durch die offene Stubenthür: Mutter, bring' mal Butter und Brot herein, und den Branntwein! Da ich merkte, daß es um meinetwillen geschehen sollte, erwiderte ich ablehnend, ich hätte nur wollen das schwere Schauer vorübergehen lassen, zu essen und zu trinken begehrt' ich nicht. Ei, sagte er, Herr Pastor, das haben Sie verdient! — Womit? — Das kann ich nicht allein, sondern das kann jeder Bauer in ganz Dithmarschen mit dem Quittungsbuch beweisen, darin steht's."

Ich führe diese kleine Geschichte auf, um zu beweisen, welcher Volkstümlichkeit sich Harms erfreute und wie schmerzlich sein Scheiden empfunden wurde, als er am 8. Juli 1816 zum Archi-



Blick auf Marktplatz mit Nikolaikirche. Nach einer Photographie aus den 60ger Jahren.

diakonus in Kiel erwählt wurde. Am Weihnachtstage trat er sein Amt an und hat dreiunddreißig Jahre demselben vorgestanden.

Die Verhältnisse in Kiel lagen für Harms nicht günstig, der Abneigung Focks that ich Erwähnung, der Rationalismus herrschte allgemein, während Harms streng orthodox war. Seine vorzüglichen Predigten zogen jedoch bald eine immer größere Zahl Kirchenbesucher an, er schreibt selbst: „Es gingen in die Kirche, die man fast niemals in ihr gesehen hatte, hohe Personen und niedere, gelehrte und ungelehrte, und die auch dem alten Glauben, welchen ich predigte, notorisch abhold waren, stelleten sich doch unter sein Wort. Und das hielt an. Was war's? Gewinnung für den sogenannten alten Glauben? Frei sag' ich: Das war es zum großen Teil. Denn viele hatten doch diesen Glauben früher gehabt, waren in Kindheit und Jugend mit seinen Klängen bekannt geworden, und was in ihren Gemütern verklungen war, das kehrte lieblich zurück. Aber es fand sich wirklich noch eine kleine Anzahl in der Gemeinde, Stadt und Land, die den alten, schreib'



ich, den wahren, sprech' ich, den Glauben nimmer verloren hatten, welchen sie zu behalten und zu stärken gesucht hatten durch gläubige Bücher, aber in Traurigkeit gegangen waren darüber, daß dieser Glaube doch nicht in der Kirche und bei den Religionshandlungen in lebendigem Wort vernommen wurde. Denn rationalistisch, rationalisiert war zu der Zeit alle Rede, bei Taufen, Konfirmationen, Beichten, beim Abendmahl, bei Trauungen und Begräbnissen."

Bald nach seiner Ankunft in Kiel veranlaßte ihn das herannahende Jubelfest der evangelisch-lutherischen Reformation 1817 zur Herausgabe seiner Thesen: „Das sind die 95 Thesen oder Streitsätze des Luthers teuren Andenkens. Zum besondern Abdruck besorgt und mit andern 95 Sätzen als mit einer Übersetzung aus 1517 in 1817 begleitet". Kiel 1817. Harms wollte darin die Gebrechen der evangelischen Kirche der Gegenwart zur Sprache bringen. Kurz und kräftig, scharf und zum Teil sarkastisch, tadelte er, was ihm nicht recht wahr. Besonders war es überhaupt der Rationalismus der Zeit, namentlich die Altonaer Bibel von Funk, die Union und das rationalistische Kirchenregiment, die er ins Auge faßte. Es würde zu weit führen, hier auf den Inhalt der Thesen näher einzugehen.



Wohnhaus von Klaus Harms 1820—36, Pfaffenstraße 6.
Geschenkt von Gemeindemitgliedern.
Nach einer Photographie.

An die Ausgabe der Thesen knüpfte sich ein großer Schriftwechsel, gegen 200 Broschüren für und gegen. Harms selbst ergriff noch dreimal das Wort, hauptsächlich gegen den Senator Witthöfft, der heftige Streitschriften über diese religiösen Fragen mit Harms wechselte.

Erst allmählich legte sich die Aufregung, welche der Thesenstreit hervorgerufen hatte, und die auch in ihrer Weise den Sinn des Volkes den geistigen Interessen Deutschlands näher brachten. Harms' Ruf war fest begründet und sein Geist errang sich immer mehr Freunde in seiner Gemeinde. 1819 erging an ihn der Ruf aus Petersburg als Bischof und Mitglied des neu errichteten Konsistoriums für die evangelische Kirche in Rußland, er schlug ihn ab, zu großer Freude seiner Getreuen, die ihm als Anerkennung der Verehrung, die er sich in kurzer Zeit erworben, ein Haus in der Pfaffenstraße (Nr. 6) schenkten, das er bis zu seiner Ernennung zum Hauptpastor 1820—36 bewohnte. 1834 lehnte er einen neuen Ruf nach Berlin als Nachfolger Schleiermachers ab, in demselben Jahr verliehen ihm die philosophische und die theologische Fakultät die Doktorwürde. Auch sonst fehlte es ihm an äußeren Ehren nicht, am 4. September 1835 ward er zum Hauptpastor und Propst der Propstei Kiel ernannt, am 28. Oktober 1836 wurde er Ritter vom Danebrog, am 28. Juni 1840 Danebrogsmann, 1841 feierte er sein 25jähriges Amtsjubiläum als Kieler Prediger, er erhielt damals den Titel Oberkonsistorialrat, von seinen Freunden ward zu der Feier das stipendium Harmsianum in der Höhe von 18000 Mark gestiftet (für Prediger oder Kandidaten zu einer kirchlichen oder wissenschaftlichen Reise bestimmt). Zunehmende Erblindung zwang ihn zu



Ostern 1849 seine Entlassung zu nehmen, welche ihm dann 1852 nochmals von der dänischen Regierung erteilt ward. Er starb 77jährig am 1. Februar 1855.

„Nicht mit Unrecht," sagt Carstens, „ist Harms vielfach der schleswig-holsteinische Kirchenvater genannt worden. Der Einfluß, den er auf die Studierenden seiner Zeit geübt, ist groß und dadurch zunächst der Provinz zugute gekommen. Sein Verdienst ist es, daß die rationalistische Predigt von der Kanzel verschwand. Er hat verstanden, Hörer heranzuziehen und zu begeistern. Dabei war sein Vortrag schmucklos, sein Organ nicht angenehm, sein Ton streifte stark ans Singende an. Dem Inhalt ging die Sentimentalität völlig ab. Von allem Süßlichen war er ein abgesagter Feind. Die Harfe Davids kann ich nicht spielen, sagte er, wohl aber seine Schleuder führen. Was seine Eigenart ausmacht, das ist wieder das alte: die Verbindung des echt Menschlichen und des Christlichen in ihm. Körnige, goldene Weisheit, gegraben in dem Schacht des Gotteswortes, gewürzt in einer kräftigen, tief und wahr empfindenden Menschenseele, ausgegeben in knapper, ungesucht volkstümlicher Form — das ist seine Art."

Als theologischer Schriftsteller war Harms von größter Bedeutung und hat als solcher auch weit über die Grenzen Holsteins hinaus eine große Bedeutung erlangt. Schon in Lunden verfaßte er 1808 seine Winterpostille, der 1811 die Sommerpostille folgte, 1825 und 1827 erschien eine neue Sommer- und Winterpostille. Von der größten Bedeutung ward sein klassisches Buch: „Pastoraltheologie. In Reden an Theologie Studierende", das Ergebnis seiner berühmten Montagabende.

Vielfach beschäftigte ihn die Katechismusfrage. Schon 1810 erschien „Das Christentum. In einem kleinen Katechismus der Jugend vorgestellt und gepriesen". 1814 folgte ein großer Katechismus. Von seinen vielen übrigen Sachen sind zu erwähnen: „Christlicher Wochenbettssegen", „Geistlicher Rat für Hebammen", verschiedene Leitfaden zur Konfirmation, eine große Anzahl Predigten. Auch als geistlicher Liederdichter ist Harms zu erwähnen und vor allem als Volksschriftsteller. Sein „Gnomon" ist noch jetzt eines der besten Volkslesebücher. Groß ist auch sein Verdienst um Erhaltung der plattdeutschen Sprache, schon 1820 schrieb er: „Von de plattdütske Spraak, un warum se bether is, as de hochdütske". Groths Quickborn erschien zuerst mit einem Vorwort von ihm.

Als Mensch war Harms hochgeachtet wegen seiner entschieden ethischen Persönlichkeit, auch von den Gegnern in der Gesellschaft überall gern gesehen, immer sprudelnd von Humor, geistreich und originell.

Will man diese ganze Zeit verstehen und derselben näher treten, so muß man sich auch mit der Gesellschaft im Großen und Ganzen beschäftigen

Die durch fast zwei Jahrzehnte andauernden Kriegswirren hatten Deutschland in ein armes Land verwandelt, aber nicht Deutschland allein, sondern alle Lande Europas mit Ausnahme vielleicht von England waren in Mitleidenschaft gezogen, nicht zum wenigsten Dänemark und die Herzogtümer. Man schränkte sich in jeder Beziehung ein, die Wohnungen, Kleider waren von einer großen Einfachheit und Nüchternheit, das Leben verlief ruhig in den festgesetzten Grenzen, aber es schuf sich den anregenden Verkehr, der frei von äußerlichem Pomp und frei von eitler Genußsucht uns so anheimelnd berührt, wenn wir ihn in den Lebensbeschreibungen aus jener Zeit erwähnen hören. In den Jahrzehnten, die auf den Kieler Frieden folgten, war das damals noch auf etwa 9000 Einwohner beschränkte Kiel mit seiner fast ausschließlich von Landeskindern besuchten, aber an tüchtigen Lehrern nicht armen Universität der Schauplatz eines sehr angeregt geselligen Verkehrs, in dem die



politischen Verhältnisse anfingen eine wichtige Rolle zu spielen. Dahlmann stand im Mittelpunkt dieser Interessen, Falck, ein paar Jahre auch Karl Welcker, später Ratjen, vor allem der feurige Karl Hegewisch, der gefeierte Arzt mit seiner geistvollen Frau Karoline geborene Linstow gehörten zu diesem Kreise. Andererseits pflog dieser mit vielen Mitgliedern des Adels lebhaften Verkehr. Damals verlegten hervorragende Adelige nicht selten im Winter ihren Aufenthalt von ihren Landsitzen in die Stadt, wo sie dann ihren Umgang vorzugsweise bei jenen Mitgliedern der Universität fanden. Zu den Familien, die nicht direkt der Universität angehörten, deren Häuser ein Mittelpunkt des geselligen Lebens waren, gehören Jahn und Hegewisch, wenn auch der letztere dem Verband der Hochschule als außerordentlicher Professor nahestand.

Treue Kindesliebe hat Werke entstehen lassen, in denen das reiche Geistes- und Freundschaftsleben, das in diesen Häusern waltete, geschildert wird. Beide Werke*) sind leider einem größeren Leserkreis nicht zugänglich, der Güte der Beteiligten verdankt Verfasser einen Einblick in dieselben. Das zweite Werk ist entschieden mehr für einen engeren Kreis bestimmt, wenn es auch im ersten Teil und auch an anderen Stellen manches bringt, was für den weiteren Kreis das größte Interesse hat. Beim ersten Werk ist es dagegen sehr zu bedauern, daß die Herausgeberin sich nicht hat entschließen können, manches ausführlicher zu behandeln und ein Bild der Zeit und des Lebens zu geben, es wäre ein Werk geworden, das sich, es kann nur nochmals betont werden, manchen Lebensbeschreibungen und Memoiren hervorragender Frauen würdig zur Seite gestellt hätte.

Einen Sammelpunkt aller Gebildeten bildete die Harmonie, sie war der Ort, an dem sich alle Geister zusammenfanden, wo Meinungen ausgetauscht wurden, manch Gedanke der Entwickelung entgegenreifte. Nach fast hundertjährigem Bestehen ist die Gesellschaft eingegangen, bedauerlich ist und bleibt diese Thatsache, wenn man bedenkt, welche Bedeutung einst die Harmonie für das geistige und gesellige Leben Kiels hatte. Am 2. November 1800 ward die Gesellschaft gegründet, ihre Versammlungen und geselligen Vereinigungen hielt sie zuerst in dem Gasthof zum Adler von Pezold in der Vorstadt ab. 1806 verlegte sie ihr Lokal in das dem Weinhändler Juels gehörige Haus Schumacherstraße 4 und blieb dort bis 1834, wo das durch Ehbets und Frisberger erbaute neue eigene Gebäude in der Faulstraße bezogen wurde. Im September 1834 fand die feierliche Einweihung statt.

Leider zeigen die Protokolle der Direktion und die Verhandlungen der Gesellschaft eine Lücke, es fehlen von den Protokollen die Jahre 1818—39, von den Verhandlungen die Jahre 1823—33, sodaß es sehr schwer sein wird, die bei der Auflösung der Gesellschaft ausgesprochene Absicht, eine Geschichte der Harmonie herauszugeben, zu erfüllen.

Wenn ich hier auf die Gründung und Entwickelung der Gesellschaft näher eingehe, so kann dieses nur in größter Kürze geschehen, aber der Einfluß der Gesellschaft auf das gesellige, politische und vor allem auch auf das künstlerische Leben in unserer Stadt ist ein so großer und segensreicher gewesen, daß ein Eingehen auf die Geschichte der Gesellschaft hier selbstverständlich ist.

Nachdem bei der ersten Zusammenkunft und vorberatenden Versammlung am 2. November 1800 eine Interimsdirektion gewählt war, wurden in einer späteren Sitzung von der ganzen Gesellschaft aus

*) Karoline Hegewisch. Auszüge aus ihren Briefen an Eltern und Geschwister. — Michaelis, Julie Michaelis und die Ihren.





der Zahl der von der Interimsdirektion vorgeschlagenen Personen folgende zu Vorstandsmitgliedern gewählt.

a. Zu wirklichen Direktoren:
Rittmeister von Gloesser.
Kammerjunker von Warnstedt.
Professor Pfaff.

b. Zur Kasse:
Herr Schultz.
Professor Valentiner.

c. Zu Mitdirektoren:
Oberst Binzer. Professor Fischer. Professor Nasser.

Zum Vorsitzenden wurden von diesen in einer Sitzung des Direktoriums vom 26. Dezember 1800 erwählt: Professor Pfaff; zum Protokollführer in den Direktorialsitzungen Oberst Binzer; v. Warnstedt und Professor Nasser hatten das Lesezimmer unter sich.

Derartige Vereinigungen wie die Harmonie bestanden bereits an anderen Orten und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der hiesigen „Harmonie" eine Gesellschaft gleichen Namens in Hamburg und ähnliche Gesellschaften in Göttingen und Jena zum Muster gedient haben. Die auf S. 186 geschilderten täglichen Zusammenkünfte in Dorfgaarden sind aller Wahrscheinlichkeit nach als die ersten Anfänge der Gesellschaft zu betrachten.

Die am 2. November 1800 in Kiel gegründete „Harmonie" verfolgte ähnliche Ziele wie die Hamburger „Harmonie". Ihre ersten Gesetze bestanden aus 29 Paragraphen, die von sämtlichen Gründern, 100 an der Zahl, unterschrieben wurden. Unter den Gründern finden wir etwa 25 Angehörige der Hochschule, 15 Angehörige des Offizierskorps, die übrigen sind Beamte, Kaufleute, ein Gutsbesitzer u. s. w.

Als Zweck der Gesellschaft war bezeichnet: durch anständige Unterhaltung und Vergnügungen und durch ein Leseinstitut Männern aus allen Ständen eine angenehme und nützliche Erholung von ihren Berufsgeschäften zu verschaffen und diese dergestalt einzurichten, daß die Kosten dafür so sehr als möglich ermäßigt werden, auch so viel es sich thun läßt, von der Willkür eines jeden Mitgliedes abhängen. Zur Erreichung dieses Zweckes wird es als notwendig befunden, daß jedes Mitglied der Verbindung stets dahin strebe, das Vergnügen und die Zufriedenheit seiner Mitgenossen zu befördern und sich alles dessen enthalte, was die Harmonie auf einige Weise stören kann. Sittlichkeit und Wohlanständigkeit sollen jedem zur Richtschnur dienen und nie aus den Augen gesetzt werden, denn nur dann kann diese Verbindung das Vergnügen und den Nutzen gewähren, den jeder, welcher derselben beigetreten ist, und noch künftig beitritt, sich davon verspricht. Die Gesetze treffen Bestimmungen über die Zahl der Mitglieder, Stimmrecht, Aufnahme der Mitglieder, die Zahlung der Beiträge, deren Höhe auf 10 Reichsthaler festgesetzt war, Versammlungen, Einführung von Fremden, Austritt aus der Gesellschaft, Ausschließung aus der Gesellschaft, Direktion und deren Pflichten und Rechte, Ablehnung der Wahl, auswärtige Mitglieder, über Gültigkeit der Stimmen 2c.

Der §. 22 enthält verschiedene Bestimmungen über das Gesellschaftsleben. Um 11 Uhr abends hören die gesellschaftlichen Zusammenkünfte auf. Geschrei, Lärmen, Pfeifen und unzeitiges Singen



wird verboten, ein anständiger Gesang ist jedoch abends nach Tisch unter Bewilligung der Gesellschaft erlaubt, darf jedoch auch nicht zu laut und lärmend sein.

Alles Sammeln für Arme ist untersagt. Hunde dürfen nicht mit in die Gesellschaftszimmer gebracht und der Hut nicht aufbehalten werden. Im Lesezimmer ist Rauchen und Essen verboten. An Sonntagen und Donnerstagen, wo Damen anwesend sind, darf auch nicht im Saal geraucht werden.

Nur von 5 bis 9 Uhr darf gespielt werden. Bälle, Konzerte und Assembleen sollen im Winter alle Monat und zwar ein Ball und zwei Konzerte, im Sommer alle zwei Monat und zwar in derselben Weise veranstaltet werden. Die verheirateten Mitglieder können ihre Frauen mitbringen, die Töchter und unverheiratete Damen überhaupt dürfen jedoch nur auf besondere Einladung erscheinen, die Einladungen besorgt eine besondere Kommission.

Betreffs der Auflösung war beschlossen, daß die außerordentlichen Mitglieder ihre Eintrittsgelder zurückerhalten sollten und das übrige Vermögen zu gleichen Teilen unter die ordentlichen Mitglieder verteilt werden.



Kiel um 1800. Nach einem anonymen Stich.

Am 28. Dezember 1800 fand dann die erste Versammlung der Gesellschaft statt, in der sieben neue Mitglieder aufgenommen wurden und zwar sechs ordentliche Mitglieder, nämlich die Herren Rittmeister von Zütphen, Lieutenant Baron von Liliencron, Studiosus Bokelmann, Doktor Reimer, die Herren Hilmers, Dittmer und als außerordentliches Mitglied, der Amtsinspektor Christensen-Wulfshagen. Ein achter Herr, der sich gemeldet hatte, Doktor Heinze, ward nicht aufgenommen.

In der Direktionssitzung am 4. Januar 1801 wurden dann verschiedene Vorschläge für das Lesezimmer angenommen, so Anschaffung von Tischen, Repositorien, Landkarten, beschlossen und die Anschaffung folgender Zeitungen bestimmt, in zwei Exemplaren: Altonaer Merkur, Hamburger Korrespondent, Hamburger neue Zeitung, vorzunehmen. Zur Anschaffung vorgeschlagen ward eine Anzahl anderer Zeitschriften, darunter auch drei dänische, charakteristisch ist dabei die Bemerkung, daß man



durch Anschaffung der dänischen Blätter hofft, die Bekanntschaft mit der dänischen Sprache überhaupt zu fördern. In einer weiteren Vorstandssitzung am 11. Januar ward dann beschlossen, die Gesellschaft zu ersuchen, ein Drittel der gesamten Einnahmen auf das Lesezimmer zu verwenden und wenn möglich, von den übrigen zwei Dritteln noch den fünften Teil für denselben Zweck. Auch wurde in derselben Versammlung die Gründung einer Bibliothek ins Auge gefaßt. Eine Versammlung der Gesellschaft bewilligte dann der Direktion außer dem vierten Teil der Einnahme noch 400 Mark extra für das Lesezimmer. Am 1. Februar ward dann die Anschaffung folgender Zeitungen beschlossen:

Decade philosophique,
Moniteur,
Monthly magazine,
Critical review,
Allgemeine deutsche Bibliothek,
Frankfurter gelehrte Zeitung,
Fränkischer Merkur von Freiherr von Soden,
Janus,
Blätter für Polizei und Kultur,
Hanseatisches Magazin,
Propyläen von Goethe,
Voigts Magazin für das Neueste in der Physik und Naturgeschichte,
Taschenbuch der neuesten Erfindungen.

Ferner wurde angeschafft ein dänischer und ein schwedischer Staatskalender.

Im Lesezimmer ward das Rauchen verboten.

Von vornherein war man bestrebt, den Mitgliedern durch Bälle und Konzerte Anregung und Unterhaltung zu bieten, über die Einführung von Nichtmitgliedern fanden vielfache Verhandlungen statt. Bezüglich der Konzerte ward beschlossen, daß jedes Mitglied das Recht habe, eine Dame mitzubringen, daß sonst jedoch nur Mitglieder zugelassen werden dürften. Am 11. Januar wurde bereits die Abhaltung eines Balles am Geburtstage des Königs beschlossen. Es sollte demselben eine solenne Versammlung voraufgehen; eine Rede mit Gesang eines passenden Liedes, Professor Nasser übernahm es, einige passende Strophen zur Melodie „God save the king“ zu besorgen. — Leider findet sich über den Verlauf der Feier kein Bericht, nur auf dem Balle vorgekommene Unregelmäßigkeiten werden gerügt.

Am 30. März fand eine Generalversammlung statt, in der die bisherigen Vorstandsmitglieder Schultz, Pfaff, Gloersen, Warnstedt, ihr Amt niederlegten. An ihre Stelle wurden gewählt die Herren Schweffel, Rath Hudemann, Professor Cramer und Advokat Hagemeister; den Vorsitz übernahm Oberst von Binzer. Auf einer außerordentlichen Generalversammlung vom 14. Mai wurde die Verlängerung des Kontraktes mit dem Wirt beschlossen und eine Ball- und Konzertkommission gewählt. Im Juli ward mit dem Wirt dann abgemacht, den bisherigen Mietpreis um zwanzig Reichsthaler zu erhöhen, wogegen derselbe sich verbindlich machen mußte, der Gesellschaft ein Zimmer für das ganze Jahr, ausgenommen zehn oder zwölf Tage, im Umschlage zu überlassen, während dieser Tage jedoch, sowie in dem Fall, daß ihm von der Gesellschaft der von ihr gemietete Saal nebst anstoßendem Zimmer überlassen wird, zwei Zimmer unten beim Eingang der Gesellschaft zur Verfügung zu stellen.



Am 27. September schieden dann wiederum die Herren Professoren Valentiner, Fischer und Nasser, sowie der Oberst von Binzer aus dem Direktorium aus; neu eintraten dafür die Herren Kaufmann Thomsen, Amtsschreiber Caspersen, Kapitän von Seyerstedt und Kammerjunker von Thienen. Den Vorsitz übernahm Professor Cramer bis zum 4. April 1802.

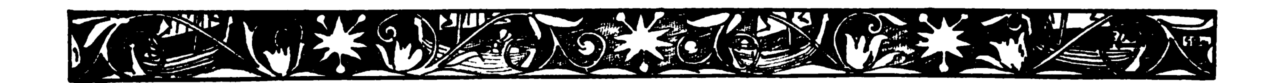
In ähnlichen Zwischenräumen ergänzte sich dann weiterhin der Vorstand.

Am 15. April 1802 ward eine Kommission zur Revidierung der Statuten der Gesellschaft gewählt, auch wurde unterm 16. Mai ein eigener Bote angenommen. In demselben Jahre, am 15. August, ward über die Verlegung des Lokals nach Rathlews Gasthof diskutiert, jedoch das alte Lokal unter günstigeren Bedingungen behalten. Am 2. Dezember kam es zu Streitigkeiten zwischen dem Direktorium und der Ball- und Konzertkommission, infolge derer die Direktoren ihr Amt niederlegten. Am 19. und 23. Dezember wurde dann über die neueren Gesetze diskutiert und am 7. Januar 1803 der Druck derselben beschlossen.

Unterm 30. März 1804 ward die Anschaffung eines Billard beschlossen. Die Harmonie war der einzige Ort, an dem politische Zeitungen auslagen, und es ist erklärlich, daß sie bald der Mittelpunkt alles politischen Lebens werden mußte, hauptsächlich in den Jahren, die auf 1814 folgten. Es ist schon erwähnt, welche Anregung Dahlmann aus dem Lesen schwedischer Zeitungen dort empfing, aus den mitgeteilten Berichten des Domherrn Meyer wissen wir, welche Vorgänge sich im Lesezimmer abspielten, als Dahlmanns Waterloorede und das erste Heft der Kieler Blätter dort auslag, aus Schleidens Jugenderinnerungen erfahren wir jedoch, daß dieser Geist bald ein anderer wurde und daß die angeführte Broschüre seines Vaters: „Das wahre Verhältnis des Herzogtums Schleswigs" unter den Mitgliedern der Harmonie die erbittertsten Gegner fand. Er berichtet: „Es macht einen fast komischen Eindruck, heute die viele Bogen füllenden Verhandlungen der Harmoniegesellschaft über die Frage zu lesen, ob ein von meinem Vater, noch ehe seine Schrift in den Buchhandel gekommen war, am 8. Februar anonym an die Gesellschaft eingeschicktes Exemplar derselben angenommen und der Bibliothek einverleibt werden solle oder nicht? Von einer Seite wurde die Einberufung einer außerordentlichen Generalversammlung, von einer anderen die Veröffentlichung einer Aufforderung an den unbekannten Verfasser vorgeschlagen, seine Schrift, welche die wichtigste Harmonie der Herzogtümer stören könnte, wieder zurückzunehmen u. s. w. Die Professoren Hegewisch und Welcker, Heinrich und Falck eröffneten die lange Reihe der Erklärungen voll Bitterkeit und Persönlichkeiten und ergriffen wiederholt das Wort. Am ruhigsten äußerte sich Professor Reinhold, voll feiner Ironie die Advokaten Balemann, wohl der einzige, der schon damals den Namen des Verfassers kannte, und Witthöft. Schließlich verlief die Sache im Sande, als Hegewisch anzeigte, daß nächstens eine berichtigende Abhandlung „von einem gründlich unterrichteten und aufrichtigen Manne" (Falck) zu erwarten sei, und Falck mahnte, den Streit, der einen unpassenden Ton angenommen habe, ruhen zu lassen, da zu besorgen sei, daß Extrakte aus dem Protokoll mit diesen Diskussionen ins Publikum gebracht würden.

Dieses Recht der politischen Diskussion hat sich die Harmonie nie verkümmern lassen, bis in die siebziger Jahre hinein ist sie der Mittelpunkt des politischen Lebens geblieben.

Aber auch für das gesellige Leben war die Harmonie von der größten Bedeutung, sie bildete den Sammelpunkt der guten Gesellschaft im Winter, wie die Seebadeanstalt es in späterer Zeit für die Sommermonate wurde. Sie war immer in gewisser Weise exklusiv, bis 1831 waren Handlungs-



beflissene, die nicht selbständig waren, ganz von der Mitgliedschaft ausgeschlossen, Studenten waren dagegen von vornherein als Mitglieder zugelassen.

Man darf an die Geselligkeit damaliger Zeit selbstredend nicht die Ansprüche stellen, wie heutzutage. Man begnügte sich mit saalähnlichen Zimmern zum Tanzen und von glanzvollen Dekorationen, feenhafter Beleuchtung u. s. w. war wenig zu spüren. In Privathäusern befanden sich nur selten, abgesehen von den alten Adels- und Patrizierhäusern, größere Räume, die für Festlichkeiten geeignet waren, und Wirtschaften mit größeren Tanzsälen gab es nicht, der Besuch des Ballhauses und des Tanzsaales ward im Laufe der Zeit den besseren Kreisen unmöglich und selbst die guten Bürgerkreise zogen sich aus diesen Lokalen zurück. Die Harmonie ward daher bald ein Sammelpunkt regen Gesellschaftslebens, besonders als ein eigenes Heim mit schönen Gesellschaftsräumen errichtet wurde.

Von großem Einfluß war die Harmonie auf die Entwickelung des künstlerischen, hauptsächlich des musikalischen Lebens in Kiel. Früher hatten durchreisende Künstler, gewöhnlich im Umschlag Konzerte im Rathause, im Ballhaus oder im Theater veranstaltet. Die Zeitungen bringen häufig darauf bezügliche Anzeigen, auch direkte Einladungen an die Honorationen sind uns erhalten, so nahm ich Einsicht von einer leider nicht mit einer Jahreszahl versehene Einladung, die aber aus dem Anfang dieses oder Ende des vorigen Jahrhunderts stammen muß und die ich der Originalität halber hier wörtlich abdrucke:

Concert.

Ein ohnlängst anher gekommener Virtuose, welcher in Engeland in der Opera gesungen, hat dem inständigen Ansuchen verschiedener vornehmer Kenner und Liebhaber der Music nicht versagen können, künftigen Sonntag, als den 2 Februarii auf dem Rahthause zum letzten mahl ein öffentliches Concert von Vokal- und vollkommen besetzter Instrumental-Music aufzuführen; Weshalben er solches hierdurch allen Liebhabern bekannt machet, damit die Herren und Dames sich besagten Tages allda beliebig einfinden können. Das Concert wird praecise um 4 Uhr seinen Anfang nehmen, und sind die Billets in dessen Logis bey Hr. Kraft auf der Holsten Brücke gegen Erlegung eines halben Reichsthalers zu bekommen.

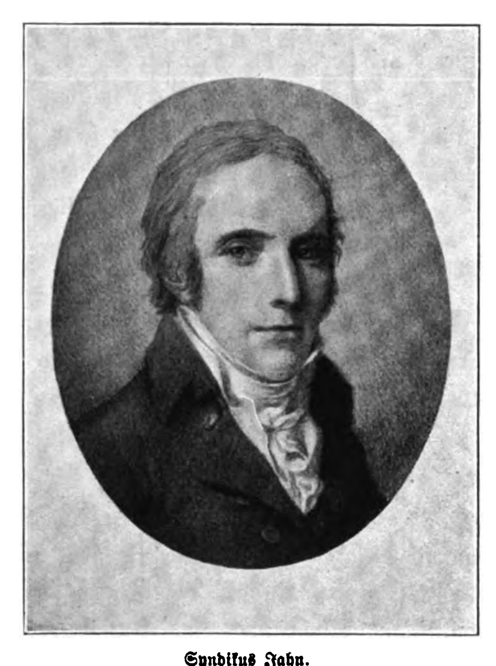
NB. Der Saal wird erwärmt seyn.

Sofort nach ihrer Gründung beschloß die Harmonie die Pflege der Musik in ihr Programm aufzunehmen und schuf zu dem Zweck eine Konzert-Kommission. Dieser Kommision stand, wenn er ihr auch nicht immer angehörte, so doch stets mit Rat und That zur Seite der Mann, dessen Haus für die musikalische Entwickelung Kiels eine so bedeutende Rolle spielte, der schon erwähnte Syndikus Jahn. Durch seine Ehe mit der Tochter des Professor Trendelenburg, durch seine Stelle als Syndikus und durch seinen Beruf als Advokat, hatte er gleich enge Beziehungen zu der Bürgerschaft einer-, zu der Universität andererseits. Ein reger Freundeskreis fand sich im Jahnschen Hause zusammen, Henslers, Cramers, deren Töchter, Meta, des Musikdirektor Apels Gattin, Lotte, mit dem Universitätssyndikus Römer verheiratet; Reinhold, Jens Baggesen, Wachsmuths u. a. m. Den Übergang zu den Jüngern machten Männer wie Theodor Wiese, der 1788 geborene Sohn von Frau Jahns ältester Schwester Sophie, die zuerst mit Johann Heinr. Wiese, dann mit Professor Müller vermählt war, nach seines Onkels Jeß Tode, der mit einer anderen Tochter des Professors Trendelenburg vermählt war,



Bürgermeister von Kiel und der Advokat Balemann, der später auch das Bürgermeisteramt bekleidete, beides Männer, die einst in den politischen Kämpfen ihre Rolle spielen sollten.

Auch Olshausens und Beselers gehörten dem Verwandtschaftskreise an, P. W. Forchhammer verkehrte als Lehrer Otto Jahns vielfach im Hause und durch den späteren Schwiegersohn, den Theologen Cruse, der Hofmeister bei den Kindern der Frau von Löw war, fanden sich auch zu dem Rantzauschen Hause Beziehungen. Frau von Löw, geborene Freiin von Diede, die geistesverwandte Freundin des Freiherrn von Stein wie später Dahlmanns lebte mehrere Jahre bis 1821 in Kiel, wo ihre Schwester, die überaus geistvolle Gräfin Charlotte von Rantzau auf der Seeburg den gefeierten Mittelpunkt eines großen angeregten Kreises bildete. Die Tochter der Frau von Löw ward die Gemahlin des späteren Statthalters, des Klosterpropsten Graf Reventlou-Preetz.



Syndikus Jahn.
Nach einem Pastellbilde im Besitz der Familie.

Die Familie Jahn war sehr musikalisch, in ihrem Kreise versammelten sich alle Musikfreunde der Stadt, die Söhne des Hauses und die jüngeren Verwandten brachten ihre Freunde mit, die Töchter, unter denen Julie, die spätere Frau Professor Michaelis, ein großes musikalisches Talent entwickelte, ihre Freundinnen und in diesem Kreise wurden größere musikalische Aufführungen eingeübt, wie die Schöpfung und die Jahreszeiten. In einer solchen Umgebung wuchs Otto Jahn auf, der geistvolle Philologe, der bedeutende Musikkenner, dessen Mozartbiographie wohl für alle Zeiten das schönste Denkmal des Meisters bleiben wird. Die Säle der Harmonie boten häufig den Raum zur Veranstaltung der Konzerte dieses Singvereins, wie er sich nannte. G. Chr. Apel war der Leiter dieses Vereins. 1775 zu Tröstelborn bei Erfurt geboren, bezog er 1790 das evangelische Gymnasium zu Erfurt. In Erfurt genoß er musikalischen Unterricht und erhielt 1796 eine Organistenstelle daselbst, die er 1801 und 1802 mit besser dotirten Stelle daselbst vertauschte. 1804 wurde er zum Organisten an der Nicolai- und Klosterkirche nach Kiel berufen, wozu ihm noch 1810 das Stadtkantorat und die damit verbundene Singlehrerstelle an der Stadtschule übertragen wurde; 1818 wurde er als Musikdirektor bei der Universität, 1821 als Musiklehrer am Königlichen Schullehrer-Seminar angestellt. Er starb am 3. Aug. 1841 zu Preetz. Als Verfasser eines Choralbuches und eines Kirchlichen Antiphonarium wird sein Name noch vielfach genannt.

Er gründete in Kiel den Singverein und Instrumentalverein und erwarb sich überhaupt um die Musik in Kiel und in der Provinz große Verdienste. Die Konzerte des Singvereins fanden in der Harmonie statt, gewöhnlich drei im Jahre, die Programme der Jahre 1831 bis 1835 sind erhalten, es wurden auf denselben Sachen von Beethoven, Spohr, Schubert, Weber, Mozart, Meyerbeer, Haydn, Marschner 2c. aufgeführt. Von 1837 an trugen die Programme der Konzerte die Bezeichnung Harmonie-Konzerte, resp. Konzert des Vereins für Instrumentalmusik, solche fanden nur zweimal statt.



Am Charfreitag 1840 veranstaltete dieser Verein auch ein geistliches Konzert, in dem unter anderem die Messe von Beethoven zum Vortrag gebracht wurde. 1841 scheint nur ein Konzert stattgefunden zu haben.

Neben dem „Singverein“ und dem „Instrumentalverein“, der später unter der Leitung des vorzüglichen Dirigenten Graedener stand, veranstalteten auch die einzelnen Gesellschaften, wie die „Harmonie“ und „Union“ eigene Konzerte. Die Harmonie-Konzerte fanden vielfach einmal, häufig auch mehrfach im Winter statt. Auch bestand noch ein unter Leitung des Posthalters Prahl stehender gemischter Chor.

Carl C. P. Graedener vereinigte diese drei Vereine zu einem „allgemeinen Gesangverein“, der zuerst bei der Todtenfeier Apels am 8. September 1841 das Requiem von Mozart zur Aufführung brachte. Am 15. März 1842 folgte der „Paulus“ von Mendelsohn, am 31. Mai 1842 ein Konzert in der Harmonie. Dieses Jahr kann füglich als Gründungsjahr des Kieler Gesangvereins betrachtet werden. Die ältesten Statuten tragen die Bezeichnung Juli 1842.

Auf die Wirksamkeit des Vereins wird an anderer Stelle zurückzukommen sein.

Der Beginn des dritten Jahrzehnt des Jahrhunderts brachte mit einem Schlage durch die französische Julirevolution, wenn auch nur vorübergehend, Bewegung in das wie im Schlummer daliegende Europa.

1829 verließ Dahlmann verstimmt, verbittert Kiel, um in Göttingen dem großem deutschen Vaterlande fortan seine Thätigkeit zu widmen. Im gleichen Jahre kehrte Theodor Olshausen nach Kiel zurück und erlangte nach mühevollen Verhandlungen von dem höchsten Kollegium in Kopenhagen 1830 die Erlaubnis in Kiel eine neue Zeitung: „Kieler Korrespondenzblatt für die Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg“ herausgeben zu dürfen, allerdings mit der Einschränkung keine politischen Nachrichten und Anzeigen aufnehmen zu dürfen. Trotzdem ward dieses Blatt die erste Zeitung in den Herzogtümern, die, allerdings, mit großer Vorsicht, eine selbständige politische Meinung vertrat.

Dahlmanns Bestrebungen, Falcks Schriften und Vorträge, Olshausens Presse bereiteten Uwe Jens Lornsen den Weg.

Uwe Jens Lornsens Name ist eng verknüpft mit der ganzen schleswig-holsteinischen Bewegung, er ist der erste Märtyrer für die schleswig-holsteinische Sache geworden, wenn er im Grunde auch nur fortsetzte, was Dahlmann begann. In Lornsen verkörpert sich so recht der Friesentrotz, der da gipfelt in dem Spruche: „leewer dud as Slaw“. Am 18. November 1793 ward Uwe Jens Lornsen als Sohn des Schiffskapitän Jürgen Jens Lornsen zu Keitum auf Sylt geboren. Nachdem er in seinem Heimatsort Unterricht vom dortigen Küster erhalten und eine kurze Zeit lang zur See gefahren war, ging er 1811 nach Tondern, um sich dort fortzubilden und 1814 auf die Domschule zu Schleswig. Ostern 1816 bezog er die Universität Kiel. Lornsen ist weder Musterschüler noch ein solider Student gewesen, seiner ganzen Natur lag das stürmische wilde näher, wie das ernste bedächtige. Der Ton auf den Gelehrtenschulen vor allem auf den Hochschulen war roh und wüst, aber der wahre Geist brach sich Bahn als sich ein Ziel zeigte, den man zustreben konnte, dessen Errichtung man seiner, sonst



wüst dahin geschwendeten Kraft widmen konnte. Es war dies die durch das Wartburgfest veranlaßte, später ausführlicher behandelte Gründung der deutschen Burschenschaft. Lornsen ging 1818 nach Jena und ward dort ein hervorragendes Mitglied der Burschenschaft. Schon im Jahre 1818 steht sein Name neben den hervorragendsten Mitgliedern derselben, Wesselhöft, Riemann, Asverus, Rödiger, Graf Keller, K. Sand, August von Binzer, Heinrich von Gagern, als Vorsteher verzeichnet. Mit Gagern, einem „durchaus biedern, einfachen, gutmütigen und dabei gescheiten Manne, der damals sich frei von allen Standesvorurteilen zeigte und der Sache Deutschlands und der Freiheit aufs eifrigste ergeben war", stand er in sehr enger Verbindung.*) Robert Wesselhöft erschien er „als ein ausgezeichneter Freiheits- und Vaterlandsfreund", „von dem einst etwas Bedeutendes zu erwarten sei".**) In weiteren Kreisen war die „reckenhafte" Gestalt des Friesen wohl bekannt. Folgender Zug, bezeichnend überdies für Lornsens ganze Art, mag dienen, dies zu erklären. Mit einigen Commilitonen Billard spielend, ward seine und seiner Freunde Geschicklichkeit Gegenstand wiederholter Bemerkungen zuschauender Handlungsdiener. Wörtliche Zurechtweisungen von Lornsens Freunden erwiesen sich als vergeblich. Da legte Lornsen selbst seinen Stock nieder, nahm einen der Schuldigen unter den einen, und den zweiten unter den andern Arm, setzte sie unbeschädigt auf der Straße ab; ohne ein Wort zu verlieren, nahm er sein Spiel wieder auf.***)



Georg Christian Apel, Akadem. Musikdirektor.
Nach einem Steindrucke.

1819 kehrte er nach Keitum zurück, bestand dann September 1820 seinen Examen auf Gottorp und trat im Herbst 1821 in die Schleswig-Holstein-Lauenburgische Kanzlei zu Kopenhagen als Volontair ein. 1824 ward er Kanzlist im Sekretariats-Comptoir für das 2. und 3. Departement, 1826 Chef des 1. und 4. Sekretariats-Comptoir, 1830 war er Kanzleirat. In seiner Stellung als Beamter an der Kanzlei hatte er Gelegenheit die Art der Verwaltung der Herzogtümer gründlich kennen zu lernen. Jansen schreibt in seiner Biographie Lornsens, einem der besten Bücher auf dem Gebiete der Biographie:

„Sein Geschäftskreis war von bedeutendem Umfange. Er hatte die Hoheits- und Militärangelegenheiten, Kirche und Schule, Wege- und Schifffahrts-, Bank- und Handelssachen zu bearbeiten. Dabei beschränkte sich jedoch seine Berechtigung auf den mündlichen oder schriftlichen Vortrag des Thatsächlichen, Vorlesung eines Akten-Auszuges, ohne ihm ein eigenes Votum zu erlauben. Da die älteren und höheren Mitglieder der Kanzlei nun teils ohne politische Überzeugung oder nationale Farbe, teils im

*) Lornsen an Balemann 13. Juli 1833.

**) Mitteilung von Theodor Olshausen.

***) In Ulsnis erzählte man unter andern Proben seiner Kraft, daß er einmal mit jeder Hand eine Tonne Roggen gefaßt und auf den Wagen gehoben habe.



alten Gleise festgebannt waren, so verfielen ihre Entscheidungen bei ihrem zum Schweigen verurteilten Untergebenen nicht selten nachträglich einer scharfen Kritik, die derselbe den jüngeren Mitgliedern des Kollegiums mit Lust und Laune vortragen mochte.

Dabei arbeitete er aber mit dem ganzen Ernst, der ihm eigen war, auch über das notwendige und herkömmliche Maß hinaus, oft tief bis in die Nacht oder nach einer nötig befundenen Wandlung in seiner Lebensweise von früh morgens an."

Auch die constitutionellen Gedanken der Zeit ergriffen ihn mächtig, Nahrung findend in dem Vorbild der schwedisch-norwegischen Union; der spätere Christian VIII. war es ja, der den Norwegern ihre so freisinnige Bauernverfassung verliehen hatte und Lornsen, der an Dahlmanns Bestrebungen regen Anteil genommen hatte, fühlte sich durch die Juli-Revolution, durch den freiheitlichen Sinn, der sich überall bemerkbar machte, zur Fassung höherer Lebensaufgaben angeregt. Er bewarb sich um die Landvogtei seiner Heimatinsel und erhielt untern 10. Oktober 1830 auch seine Ernennung. Am 17. Oktober traf er in Kiel ein, ihn beseelte der Gedanke durch schriftstellerische Thätigkeit für einen größeren Schauplatz, wie die Herzogthümer ihn darboten von Bedeutung zu werden, dieser Thätigkeit sein Leben hauptsächlich zu widmen.



Uwe Jens Lornsen. Nach einem Steindrucke von Specter.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, ins Weite und Große zu wirken, und zugleich eine gedeihlichere Gestaltung der vaterländischen Verhältnisse herbeizuführen, fand ihn die Julirevolution. „Ihre Vibrierungen führten allen Ländern ringsumher frisches Blut zu und rückten die Freiheitsbestrebungen der Zeit mit einemmale ihrem Ziele um ein halbes Jahrhundert näher." „Es trat die größte Wahrscheinlichkeit ein, ‚die Verhältnisse unseres Landes in politischer Hinsicht doch noch aus ihrem bisherigen Gleise heraustreten' zu sehen. Eine thatenvolle Zeit nahte heran, die jeden streitbaren Mann mahnte, sich wohlgerüstet vorfinden zu lassen." Mit der vollen Klarheit eines gereiften, selbstbewußten Geistes spricht Lornsen die „gegründete" Hoffnung aus, daß „sein nachfolgendes Leben von einer Bedeutung für die Herzogtümer werden solle".

Als im September 1830 einer seiner späteren Freunde nach Kopenhagen kam, wo die Aufregung der Gemüter Gerüchte über eine Bewegung in den Herzogtümern verbreitet hatte, empfing ihn Lornsen mit der Frage: „Wie stehts bei Euch mit der Petition?" — „Wir haben nicht petitioniert," antwortete jener. — „Dann muß es geschehen." Sein erstes Wort in Kiel noch auf der Schiffbrücke an den Doktor, spätern Professor Michaelis auf eine ähnliche Antwort war: „Dann muß es geschehen."*) Mit dem festen Entschluß zu handeln, betrat er den heimischen Boden. In Kiel selbst aber gelangte der Gedanke zu seiner bestimmteren Form und zu seiner sofortigen Ausführung.

In seinem Absteigequartier „Stadt Kopenhagen" sprach sich Lornsen, wie Th. Olshausen be-

*) Jansen, Lornsen.



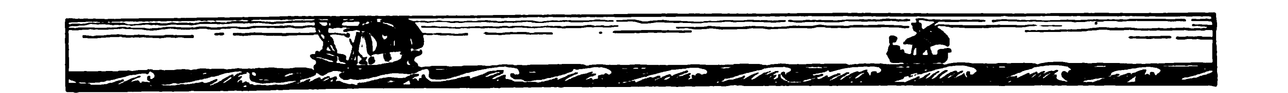
richtet, gegen einige wenige Freunde über seinen Plan aus, in den Herzogtümern eine kräftige Agitation für eine Verfassung und für die Zurückführung der Verbindung mit Dänemark auf eine bloße Personalunion hervorzurufen.

Als nächstes Mittel wurden Petitionen an den König aus allen Städten und Landschaften Schleswig-Holsteins bezeichnet. Es entsprach dies aufs Lebhafteste den Wünschen aller Anwesenden und es wurde verabredet, zunächst mehr freisinnige Kieler für die Sache zu gewinnen. Lornsen besuchte zu diesem Zweck die Kieler Notabilitäten dieser politischen Richtung, wie Hegewisch, Falck, Balemann, Preußer 2c., und fand dort überall mehr oder weniger lebhaften Anklang; nur der Bürgermeister von Kiel, Justizrat Wiese, erklärte sich entschieden gegen solche Agitation und bemühte sich nach Kräften, die Ausführung zu hintertreiben. Die jüngeren Teilnehmer an dieser Initiative suchten dagegen Interesse und Unterstützung für die Sache unter der Bürgerschaft und der jüngeren Generation zu erwecken und waren darin noch glücklicher. Abends kamen sie, meistens bei dem Advokaten Witte, der mit am lebhaftesten auf die Sache eingegangen war, mit Lornsen zusammen, um Näheres über die Ausführung zu verabreden. Schließlich wurde folgender Plan einstimmig beschlossen.

Um der Bewegung den nötigen Umfang und Nachdruck zu geben, sei es notwendig, aus allen wichtigeren Städten und Distrikten der Herzogtümer einflußreiche Männer für den Plan zu gewinnen, welches nur durch Lornsens persönliche Einwirkung im nötigen Grade zu erreichen sei. Er müsse deshalb eine Rundreise durch das Land unternehmen und zuverlässige freisinnige Männer, von denen teilweise ein Verzeichnis angefertigt wurde, bestimmen, an einem festgesetzten Tage in Kiel zu einer Versammlung zusammenzutreten, in der die ganze Angelegenheit besprochen und darüber beschlossen werden solle. Indessen sei es notwendig, alles sehr rasch ins Werk zu setzen, um der Gegenwirkung von Kopenhagen aus zuvorzukommen, der man sich zuversichtlich versehen konnte. Es wurde deshalb die Versammlung in Kiel schon am zehnten Tag nach dem Beschluß angesetzt. Lornsen sollte nun am folgenden Morgen nach dem Norden abreisen, über Schleswig, Flensburg, Apenrade nach Hadersleben und von dort längs der Westküste über Tondern, Husum, Eiderstedt, Dithmarschen, Itzehoe und Glückstadt nach Altona. Von da sollte er nach Kiel zurückkehren und am angesetzten Versammlungstage bestimmt wieder eingetroffen sein. Die Zeit war sehr kurz bemessen, vorzüglich, wenn man bedenkt, daß zu der Zeit noch keine Eisenbahnen und nur eine einzige Chaussee, die von Kiel nach Altona, in Schleswig-Holstein existierten. Lornsen zweifelte aber nicht, daß die Zeit ausreiche, wenn er die Nächte zum Reisen zu Hilfe nähme. Das östliche Holstein konnte bei diesem Reiseplan nicht berührt werden; es wurde deshalb beschlossen, einen eignen Abgesandten dorthin zu schicken; der Privatdocent Dr. Georg Hanssen erbot sich, diese Mission zu übernehmen. Für die Heranziehung geeigneter Männer aus Rendsburg, Plön 2c. sollte von Kiel aus gesorgt werden

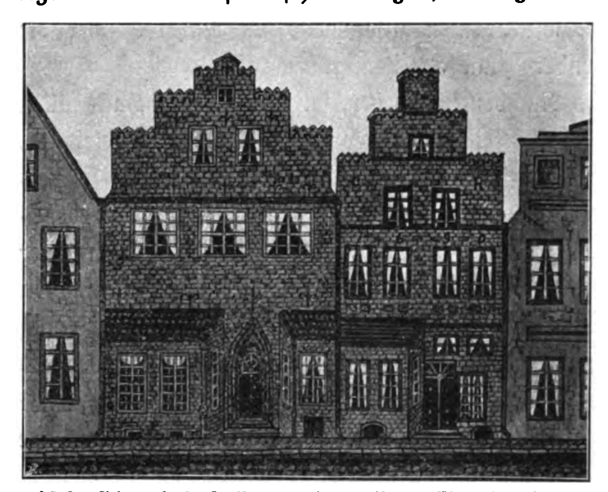
So schien alles wohl geordnet zu sein. Lornsen und Hanssen reisten am folgenden Morgen ab und in Kiel entstand eine Pause, die möglichst zur Verbreitung der Lornsenschen Idee benutzt wurde."

Lornsen reiste nach Flensburg, wo er am 25. Oktober eintraf, fand jedoch dort nicht das gewünschte Entgegenkommen und entschloß sich daher direkt nach Kiel zurückzukehren. Am 1. November legte er im Saale des Gasthofes „Stadt Kopenhagen" in einer Versammlung von Vertrauensleuten aus Kiel und Ostholstein seine kleine in Kiel entstandene Schrift vor: „Über das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein", welche den Anstoß zur schleswig-holsteinischen Bewegung gegeben hat. In



dieser Schrift fordert Lornsen in klarer und schlagender Sprache, mit vollendeter Sachkenntnis, gestützt auf die Bundesakte für Holstein, auf Herkommen und Naturrecht, für Schleswig einen gemeinsam beschließenden Landtag, einen obersten Gerichtshof und einen Staatsrat für beide Herzogtümer, ein Regierungskollegium für jedes, völlige Lösung von dem Königreich, kurz die vollständige Autonomie.

Die Schrift ward von der Versammlung gebilligt, in Eile gedruckt und versandt. Aber die Ausführung stieß noch auf große Hemmnisse. Die erste Schwierigkeit war, die Schrift gedruckt zu bekommen. Sie mußte im Lande gedruckt werden, weil sie sonst an Wirksamkeit sehr verloren hätte und eine größere Verzögerung eingetreten wäre; hier aber hatte sie eine scharfe Zensur zu bestehen. Zensor in Kiel war zu der Zeit der dortige Polizeimeister Christensen, ein alter Mann von stark bureaukratischen Gewohnheiten und einer rauhen Außenseite, der es indessen doch gern vermied, mit höhergestellten Personen, denen er einigen Einfluß zutraute, in schroffe Opposition zu treten. Ein eigenes Urteil in politischen Dingen, oder gar eine politische Meinung besaß er durchaus nicht. Er strich als Zensor, wovon er glaubte, daß es den höchsten Behörden in Kopenhagen unangenehm sei — das war seine einzige Richtschnur. Glücklicherweise wußte er noch nicht, wie in Kopenhagen Lornsens Auftreten aufgenommen wurde. Olshausen berichtet: „Da ich als Redakteur des „Korrespondenzblattes“ in täglichem geschäftlichen Verkehr mit ihm stand, übersandte ich ihm zuerst das betreffende Manuskript zur Zensur, als wenn es nichts außerordentliches sei und ich an dem Imprimatur nicht zweifle. Er ließ es mir unsigniert wieder zugehen mit der mündlichen Antwort durch seinen Amtsdiener: er könne den Druck der Schrift nicht erlauben. Ich begab mich darauf persönlich zu ihm und erklärte ihm, daß in der Schrift ja nur aufgefordert würde zu erbitten, was das Land zu fordern ein Recht habe. Dagegen hatte er nichts einzuwenden; er verteidigte sich nur damit, daß er abgesetzt werden würde, wenn er die Schrift die Zensur passieren ließe (was sich später freilich auch als richtig bewährte, denn es wurde ihm das Zensoramt aus diesem Grunde abgenommen). Ich hielt dies doch für unwahrscheinlich, da er sich ja immer damit verteidigen könne, daß die Schrift von einem Manne verfaßt sei, der erst soeben aus einer einflußreichen Stellung im höchsten Regierungskollegium ausgeschieden und zu einem anderen angesehenen Amte befördert sei, von dem er also nicht habe erwarten können, daß er den Ansichten der höchsten Autoritäten zuwider handeln werde. Es schien dies Eindruck auf ihn zu machen; er klagte über seine Stellung und das ihm aufgedrungene Amt, versicherte, daß er nach seiner persönlichen Ansicht die Schrift sehr gern zum Druck erlaube, es aber seiner Verantwortlichkeit der Regierung gegenüber doch nicht könne. Es blieb mir nichts übrig, als mich mit der Schrift wieder zurückzuziehen, jedoch die Überzeugung mit mir nehmend, daß das Imprimatur zu erlangen sein werde, wenn der Zensor von anderer Seite etwas mehr gedrängt werde. Lornsen entschloß sich nach meinem Bericht selbst zu ihm zu gehen, um ihn zu der gewünschten Zulassung zum Druck zu bestimmen. Dies



Häuser Schumacherstraße Nr. 22 und 24. Nr. 22 Ehemaliger Gasthof Stadt Kopenhagen. Nach einer Federzeichnung von Rahn. Im Besitz der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte.



hatte den besten Erfolg, Christensen konnte dem imponierenden Auftreten des damals im höchsten Ansehen stehenden Mannes nicht widerstehen und erteilte das Imprimatur."

„Leider waren über diesen Verhandlungen wieder einige Tage verloren gegangen und die Beeilung des Drucks um so nötiger. Dieser wurde auch, trotz der beschränkten Mittel der Druckerei, in nicht viel mehr als 24 Stunden bewerkstelligt und die Versendung konnte am 5. November morgens beginnen. Mit Begleitungsschreiben und was nötig war, unter Beilegung von Petitionsformularen wurde die Schrift in zahlreichen Exemplaren an sichere Männer nach allen Bezirken beider Herzogtümer versandt und wir hatten die beste Aussicht, daß ein Sturm von Petitionen an den König oder an die schleswig-holsteinische Kanzlei in Kopenhagen sich in kurzer Zeit erheben werde."

Mit einem Begleitschreiben voll männlichen Freimuts übersandte Lornsen die Schrift seinem Chef in Kopenhagen. Er selbst verließ am 8. November Kiel und reiste über Schleswig, Flensburg, Tondern nach Sylt, um sein Amt anzutreten.

Die Schrift rief in Dänemark wie in Schleswig-Holstein eine ungeahnte Bewegung hervor, ohne allerdings die Theilnahme weiterer Kreise zu gewinnen. Im Gegenteil, die Ritterschaft erklärte sich dagegen, weil sie den bürgerlichen liberalen Zug der Bewegung fürchtete. Der Herzog von Augustenburg und der Prinz von Noer eiferten lebhaft gegen Lornsen und der Landgraf von Hessen, der Statthalter der Herzogtümer, bezeichnete ihn als Hochverräter.

Solche Bekanntmachungen wirkten lähmend auf die ganze Bevölkerung jener Zeit politischer Unmündigkeit. Auch in Kiel war die Stimmung geteilt, der Magistrat nahm entschieden Stellung gegen Lornsen und diejenigen, welche seine That durch eine Petition unterstützten. Bürgermeister Wiese und Syndikus Dreyer verurteilten in scharfen Worten Lornsens That, der erstere bezeichnete Lornsens Schrift als „Unkunde der bestehenden Verhältnisse, Neuerungssucht, unreife Ideen eines jungen Mannes".

Petitionen an anderen Orten wurden gleichfalls vereitelt und unterdrückt; in mancherlei Schriften ward jedoch für und gegen Lornsen Partei genommen. Die Regierung ließ Lornsen am 23. November zu Keitum verhaften und vorerst nach Rendsburg auf die Hauptwache bringen. Gelegenheit zur Flucht, die ihm reichlich geboten, verschmähte der durch Hegewisch von seiner bevorstehenden Verhaftung unterrichtete stolze Mann. Seine Haft in Rendsburg war hart, die geängstigte Regierung versagte ihm fast jede Erleichterung. Vom 24. November 1830 bis zum 29. März 1831 ward Lornsen auf der Rendsburger Wache in gänzlicher Abgeschiedenheit auf einem kleinen Zimmer eingeschlossen gehalten. Der jedem Gefangenen gewährte Gang durch die frische Luft war ihm nur in ganz beschränktem Maße gewährt. Eine Untersuchungskommission ward angeordnet. Das eine Mitglied derselben, Lüders (geboren 1785; 1875 gestorben in Kiel), konnte nirgends den Thatbestand eines Verbrechens entdecken; das andere, Nissen, fand „eine gefährliche Handlung" in Lornsens Auftreten. Lornsens Kraft war durch die Haft und Krankheit gebrochen, er wagte weder die Einleitung eines öffentlichen fiskalischen Verfahrens zu fordern, noch die Akten seines Prozesses zu veröffentlichen, sondern ließ sich geduldig zur Festungshaft verurteilen, da er unleugbar seine Amtspflicht verletzt hatte.

Seine Haft verbüßte er zuerst in Friedrichsort, wo ihm viel Freiheit gelassen wurde; er durfte sich innerhalb der Wälle frei bewegen, konnte Briefe schreiben und empfangen, Besuche erhalten und seiner Arbeit leben. Der angenehmen Zeit ward ein Ende bereitet durch das Auftreten der





Cholera, zu deren Abwehr, wie wir sehen werden, die umfassendsten Maßregeln getroffen wurden. Diese Maßregeln, besonders die vollständige Absperrung ganz Schleswigs mit Ausnahme Rendsburgs, wodurch jeder Verkehr für Lornsen unmöglich wurde, zwangen ihn das Gesuch einzureichen, seine Haft in Rendsburg beenden zu dürfen. Am 10. November 1831 siedelte er dorthin über und blieb daselbst bis zu seiner Freilassung am 2. Juni 1832. Er begab sich dann für einige Zeit nach seiner Heimatinsel; das Anerbieten der Regierung, mit Pension ins Ausland zu gehen, wies er mit Entrüstung zurück. Dagegen begab er sich ganz plötzlich im Herbst 1833 über Amsterdam nach Rio Janeira, wo er Heilung von einem Leiden zu finden hoffte. Nach vier Jahren, 1837, kehrte er nach Europa zurück und begab sich über Marseille nach Genf. Dort erfaßte ihn das alte Leiden in der Einsamkeit und Verlassenheit der Fremde auf's neue. In dem Wahn, seine Krankheit sei ansteckend und sein Dasein ein Fluch für seine Umgebung, gab er sich den Tod. Am 13. Februar 1838 starb der Herold der schleswig-holsteinischen Erhebung.

Am 24. Februar erschien in dem mit Trauerrand versehenen Kieler Korrespondenzblatt folgender Nachruf von Hegewisch:

Im Anfange des Märzmonats 1838
starb
gebrochenen Herzens
auf einem Landhause am Genfer See nahe bei Genf

Uwe Jens Lornsen

von der Insel Silt in Nordfriesland
einsam verlassen freiwillig verbannt
des Friedensbruches, welchen das Jahr 1830 brachte der besten Opfer eins.

Der Adel seiner Seele die Kraft seines Geistes,
die Tiefe seines Gemüthes
offenbarte sich im kleinen Kreise
seine Thatkraft wählte kleinen Schauplatz,
sein Sieg blieb halb und ohne Kranz
seine Niederlage nahm ihm Alles
bis auf den Ruhm.

Du Kämpfer ohne Schwert Du Feldherr ohne Heer
Du Feind ohne Haß im Herzen
die Fackel die Du angezündet und kühn am höchsten gestellt hast leuchtet fort
ob Du auch geschieden.

Dein Name kann nimmer verlöschen
in Schleswig-Holstein
Dein Wort nimmer verhallen.



Wie Deine mild-ernsten Züge dem der sie gesehen für immer in der Seele eingeprägt sind
wie ihn Dein leuchtender Blick Deiner Worte gewaltiger Schall sein Leben lang begleiten
so ist Deine That
unscheinbar nach außen, innerlich groß
eingegraben in dieses Volkes lebendiges Gedächtnis
und verwebt in die wachsende Geschichte
dieses Landes.
In der Fremde ist Dein Grab
hier
im Vaterlande
hier ist Dein Leben.
Schimpflichen Schlaf verscheuchet Dein Zuruf
Der Verräter zittert trifft sein scheues Auge den durchbohrenden Blick
Deines blassen Bildes
Den Schwachen stärket Dein Zuwink
und mit den glücklichen Braven gelangst Du einst
der Erste
ans Ziel.

Lornsen starb, der Edelsten einer aus der langen Reihe der Kämpfer und Dulder, welche dem Tage der deutschen Einheit vorangingen. Seine That war jedoch nicht vergebens gewesen und trug reiche Frucht. Dahlmann und Lornsen sind die Erweiterer des alten Spruches und Rufes: „Up ewig ungedeelt“.

Fand sein Vorgehen auch anfangs nicht die wünschenswerte Unterstützung, stand die Mehrzahl seiner Landsleute demselben kühl, wenn nicht feindlich gegenüber, so war seine That doch nicht wirkungslos geblieben, schon am 28. Mai 1831 erschien das „allgemeine Gesetz für Schleswig-Holstein wegen Anordnung von Provinzialständen“, die erste Bresche, welche in das schrankenlose Alleingewalt-Erbkönigtum des dänischen Königsgesetzes geschlagen war.

Treue Mitarbeiter erstanden Lornsen vor allem in den Kieler Freunden, sie stützten sein Werk, sie wurden die Erben seines Wirkens und nahmen fortan die leitende Rolle in der ganzen Bewegung ein. Neben Hegewisch und Falck, zu dem Lornsen allerdings in einem gewissen Gegensatz stand, waren es vor allem die jüngeren Docenten an der Universität, Michelsen und Georg Hanssen; Olshausen und Preußer. Es sei mir vergönnt, diesen Männern, die in der ganzen politischen Geschichte jener Zeit eine so hervorragende Rolle gespielt haben, einige Worte zu widmen.

Andreas Ludwig Jakob Michelsen ward 1801 zu Satrup als Sohn des Diakonus M. daselbst geboren. 1807 bereits starb der Vater, die Familie in recht bedrängten Verhältnissen zurücklassend. Von 1815 an besuchte der junge M. das Gymnasium zu Altona, im Hause seines Vormundes, des Grafen Blücher, die liebevollste Aufnahme findend. 1819—21 studierte er zuerst in Kiel, dann in Göttingen, hierauf wieder in Kiel und widmete sich vor allem juristischen, philosophischen und historischen Studien. 1823 bestand er in Schleswig das juristische Amtsexamen mit dem ersten Charakter und erhielt dadurch gleichzeitig ein mehrjähriges Reisestipendium aus Staatsmitteln. In Berlin schrieb er seine Doktordissertation, dann hörte er in Heidelberg, Paris und Bonn weitere juristische Vor-



lesungen und wandte sich schließlich in Kopenhagen vor allem der schleswig-holsteinischen Geschichte und nordischen Rechtsgeschichte zu. 1829 ward er als Nachfolger Dahlmanns nach Kiel berufen und bekleidete dieses Lehramt, seit 1837 als ordentlicher Professor bis 1841. Er las über Geschichte und Kirchengeschichte und war der erste, der die Herausgabe wichtiger Urkunden der Heimat übernahm. Daneben entfaltete er eine große litterarische Thätigkeit.

Es sei hier nur an seine Herausgabe wichtiger Urkundenwerke, wie das Urkundenbuch zur Geschichte des Landes Dithmarschen und der Sammlung altdithmarscher Rechtsquellen erinnert. Als Mitgründer und eifriger Mitarbeiter der Gesellschaft für schleswig-holsteinische Geschichte war er ungemein thätig. 1842 verließ er Kiel, um in Jena die Professur für Staats- und Völkerrecht zu übernehmen. Geschätzt als Lehrer wie als Mensch wirkte er 20 Jahre dort, von der Bürgerschaft zum Ehrenbürger ernannt. Auf seine wissenschaftliche Thätigkeit in dieser Zeit kann hier nicht eingegangen werden, wohl muß erwähnt werden, daß er auch in dieser Zeit sein Heimatland nie vergaß, in Wort und Schrift für dasselbe 1844, 1846 und 1848 eintrat, uud der ständige Rechtskonsulent, vertrauter Berater und Ratgeber des Herzogs Christian August ward.



Andreas Ludwig Jakob Michelsen, geb. 1801, gest. 1881. 1829—1842 Professor in Kiel. Nach einem Steindrucke.

1862 schied er von Jena, um im Januar 1863 die Wahl zum ersten Vorstand am „Germanischen Museum" in Nürnberg anzunehmen. Doch nicht lange bekleidete er dieses Ehrenamt, als das Vaterland rief, war er, einer der treuesten Söhne desselben, zur Stelle. Als im November 1863 König Friedrich VII. starb, berief Herzog Friedrich, der von Gotha aus seine Erbansprüche erhob, Michelsen zu sich. Zuerst wirkte er für den Herzog in Frankfurt im Bundestag, dann legte er 1864 sein Amt in Nürnberg ganz nieder und folgte dem Herzog nach Kiel, hier durch zahlreiche Schriften und Abhandlungen für die Erbfolge des Herzogs eintretend.

Nach der Einverleibung der Herzogtümer zog er sich nach Schleswig zurück, dort ganz wissenschaftlichen Arbeiten lebend. Die schleswig-holsteinische Kirchengeschichte, die Herausgabe der von Schiller an den Herzog Friedrich Christian gerichteten Briefe über ästhetische Erziehung stammen aus dieser Zeit.

Es war ihm noch vergönnt, die Verlobung der Tochter seines Herzogs mit dem Thronerben Deutschlands und Preußens zu erleben, am 11. Februar 1881 im hochbegnadeten Greisenalter entriß ihn ein sanfter Tod den Seinen.

Michelsen war ein Mann seltener Gelehrsamkeit, von großem Wissen, treuer Vaterlandsliebe, der allezeit seine Kräfte in den Dienst der geliebten Heimat stellte.

Der andere Freund und eifrige Verfechter für die Lornsensche Sache war der Nationalökonom Georg Hanssen, der im hohen Greisenalter 1895 starb. 1809 in Hamburg geboren, besuchte er nach vollendetem Schulbesuch die Universitäten zu Heidelberg und Kiel. Hier ward er 1831 Dr. phil.,



1833 Privatdocent; 1834 nach Kopenhagen als Sekretär in das General-Zollkammer- und Kommerz-Kollegium berufen und dort zum Kammerrat ernannt, kehrte er 1837 nach Kiel zurück als ordentlicher Professor für politische Ökonomie und Statistik. Durch seine wertvollen Arbeiten über das Verkehrswesen Holsteins erwarb er sich ungemeine Verdienste um das Zustandekommen der Altona-Kieler Bahn und ward zum Ehrenbürger Kiels ernannt. Ausgerüstet mit großen Gaben des Geistes, nahm er schon frühzeitig Anteil an der Bewegung Lornsens und war stets in derem Sinne thätig, seine statistischen und nationalökonomischen Arbeiten über Holstein haben noch jetzt unschätzbaren Wert. 1842 ward er ordentlicher Professor in Leipzig, 1848 vertauschte er diese Universität mit Göttingen, um dann 1860 nach Berlin und 1869 wiederum nach Göttingen zu gehen, wo er bis in das hohe Alter thätig, sein Leben beschloß.

Beide Gelehrte waren neben Olshausen die Hauptverfechter der Lornsenschen Forderungen und wurden als die hinter dem „Agitator" Lornsen stehenden geistigen Agitatoren angesehen. Michelsen ward selbst mit in die Untersuchung gegen Lornsen hineingezogen, und wenn auch nicht verurteilt, so doch peinlich überwacht und amtlich zurückgesetzt. Durch Mitunterzeichnung einer Zustimmungsadresse an Dahlmann im Jahre 1832 wurde ihm, wie anderen „das Allerhöchste Mißfallen" in aller Form zu erkennen gegeben.



Friedr. C. v. Warnstedt, Oberlandwegeinspektor.
Nach einem Steindrucke.

Undenkbar wäre die ganze Entwicklung zur Erhebung ohne Th. Olshausen. Er vertritt die demokratische Richtung in der ganzen Bewegung; als scharfsinniger, gewandter, hervorragender Publizist hat er in seinem „Kieler Korrespondenzblatt" vor allem dazu beigetragen, im Lande das Verständnis für die nationalen und liberalen Forderungen zu beleben. Von entschieden freisinniger Gesinnung, war er ein Gegner der Konservativen, aber als die entscheidende Stunde schlug, verband er sich mit Reventlow und Beseler. Als Mitglied der provisorischen Regierung überraschte er alle durch seine Mäßigung und hervorragende Tüchtigkeit.

Sein bewegtes Leben erinnert an das Geschick so mancher sich nach Einheit und Freiheit sehnenden Jünglinge in einer Zeit, wo Demagogenriecherei, Beschränkung der Preßfreiheit an der Tagesordnung war.

Am 19. August 1802 zu Glückstadt als Sohn des Hauptpredigers geboren, erhielt er seine Ausbildung zuerst auf dem dortigen Gymnasium und später in Eutin, wohin sein Vater 1815 übersiedelte. 1820 bezog er die Kieler Universität, um Jura zu studieren, 1821—23 setzte er die Studien in Jena fort, um sie dann wiederum in Kiel 1824 zu beendigen. In Jena schloß er sich der Burschenschaft an. Dies hatte zur Folge, daß er, als er im Begriff stand, in Eutin sein oldenburgisches Staatsexamen zu machen, in eine der damals an der Tagesordnung stehenden Untersuchungen wegen demagogischer Umtriebe gezogen wurde.

Um einer langwierigen Kerkerhaft zu entgehen, flüchtete er, steckbrieflich verfolgt, nach Paris,



dann 1825 nach Basel; dort lebte er bis Anfang 1827, um abermals nach Paris zurückzukehren, wo er mit seinem Bruder Justus zusammentraf. Ende 1827 wagte er sich nach Deutschland zurück und nahm erst in München, dann in Augsburg seinen Aufenthalt. An letzterem Orte redigierte er eine kleine, täglich erscheinende Zeitung, vielfach von der Zensur belästigt.

1829 wurden endlich in Schleswig-Holstein durch königliche Verfügung die demagogischen Untersuchungen niedergeschlagen, und Olshausen kehrte in die Heimat zurück. Nachdem er nunmehr das juristische Amtsexamen in Glückstadt bestanden, ließ er sich als Rechtsanwalt in Kiel nieder. Bald wandte er sich jedoch wieder mehr der publizistischen Thätigkeit zu und gründete 1830 das „Kieler Korrespondenzblatt“, ein im liberalen Sinne gehaltenes, anfänglich zweimal, dann dreimal wöchentlich erscheinendes Blatt.



Theodor Olshausen. Nach einem Holzschnitt.

Eine derartige politische Zeitung war ein Ereignis für die meerumschlungenen Lande, die ganze nun beginnende, sich an die Julirevolution anschließende Bewegung war der Verbreitung eines solchen Blattes günstig. Die hervorragende Begabung seines Leiters verschaffte dem Blatte großes Ansehen und zahlreiche Verbreitung. Lornsens That fand an Olshausen einen begeisterten Anhänger und Mitstreiter, und nach dem Scheitern der Bewegung war er es, der in seinem Blatte immer wieder von neuem die von Lornsen aufgestellten Forderungen verfocht.

Man kann sich heute schwerlich einen Begriff machen, welche Bedeutung damals das „Korrespondenzblatt“ für das Land hatte, in welcher Weise es der Verfechter der Rechte des Volkes war, der Sprechsaal für alle, die Reformen wünschten und vorschlugen.

Als nach der Thronbesteigung Christians VIII. die ganze Bewegung sich steigerte, nahm Olshausen am politischen Leben regeren Anteil als Führer der sogenannten Neuholsteiner. Der Gedanke dieser kleinen von ihm geleiteten Partei, der unter anderen Claussen, Hedde angehörten, war, Schleswig preiszugeben, um Holstein zu retten. Aber Olshausen und seine Freunde gaben diesen Gedanken schnell auf, als die Gefahr stieg und durch den Ussingschen Antrag und durch den „Offenen Brief“ ein einmütiges Zusammengehen aller Patrioten in Schleswig-Holstein unerläßlich war. Bestimmend hat auch Lornsens politisches Testament, sein Werk über die Unionsverfassung gewirkt, das 1841 von Georg Beseler herausgegeben wurde. Bald nahm Olshausen die ihm zufallende führende Stellung in der ganzen Volksbewegung ein. Als nach der Volksversammlung zu Neumünster ein Verbot zur Abhaltung weiterer derartiger Veranstaltungen erging, bestritt Olshausen in seiner Zeitung die verfassungsmäßige Zulässigkeit dieses Verbots und berief mit gleichgesinnten Freunden eine Versammlung zum 14. September 1846 nach Nortorf. Um der Tagung derselben vorzubeugen, ließ die Regierung Olshausen am 1. September in der Stille gefangen nehmen und nach Rendsburg abführen. Am 13. Oktober entschied jedoch das Appellationsgericht in Kiel, daß die Verhaftung un-



gesetzlich sei. Olshausen ward am 14. Oktober in Freiheit gesetzt und kehrte am 16. Oktober nach Kiel zurück, wo ihm ein begeisterter Empfang bereitet wurde. Olshausen wurde mit einem Schlage die populärste politische Persönlichkeit des Landes.

Vorher schon hatte er sich große Verdienste um das Zustandekommen der Kiel-Altonaer Bahn erworben und in Gemeinschaft mit Professor Georg Hanssen manche Vorurteile gegen den Plan beseitigt. Seiner Verdienste wegen ward er 1844 zum Mitglied der Direktion der Bahn gewählt.

Das Jahr 1848 kam heran. Schon 1847 war Olshausen von der Stadt Kiel zum Mitglied der Ständeversammlung gewählt. Bei der Versammlung in Rendsburg am 18. März war er für sofortiges Vorgehen gegen Dänemark, entschloß sich jedoch, der Majorität nachzugeben und als Mitglied der Deputation mit nach Kopenhagen zu gehen, um die Forderungen des Landes der Krone zu unterbreiten. Der Erfolg dieser Deputation ist bekannt und bereits geschildert. Am 26. März kehrte die Deputation nach Kiel zurück, wo sich inzwischen die provisorische Regierung gebildet hatte, zu deren Mitglied Olshausen ernannt war. Da er jedoch mit seinen Ansichten nicht durchdrang und nur bei M. T. Schmidt einige Unterstützung fand und auch fühlte, daß die Regierung nie und nimmer Erfolg haben würde, legte er am 19. August sein Amt nieder. Seine politische Wirksamkeit war jedoch damit nicht abgeschlossen. Als Mitglied der Landesversammlung spielte er eine hervorragende Rolle und war der Führer der Linken, dabei eine emsige Thätigkeit entfaltend. Als Berichterstatter der Minorität verteidigte Olshausen die Ablehnung der Forderungen der Vertreter der Großmächte in jener denkwürdigen Nachtsitzung am 10. Januar 1851.

Nebenbei war er auch wieder als Publizist thätig gewesen, mit Dr. Fock zusammen leitete er bis 1851 die „Norddeutsche Freie Presse".

Mit dem 1. Februar ging seine politische Wirksamkeit in der schleswig-holsteinischen Sache zu Ende; er mußte das Land verlassen und da es ihm verwehrt ward, in deutschen Staaten eine Zuflucht zu finden, so entschloß er sich, nach Nordamerika auszuwandern. Am 5. September 1851 landete er in New-York und begab sich dann nach St. Louis, wo er bis 1856 weilte und sich vorwiegend mit litterarischen Arbeiten beschäftigte. 1856 siedelte er nach Davenport über, dem Zufluchtsorte so mancher Verbannten aus den meerumschlungenen Landen. Dort redigierte er die täglich erscheinende Zeitung „Demokrat", deren Mitbesitzer er ward. 1860 kehrte er nach St. Louis zurück und übernahm dort die „Westliche Post", eine gleichfalls täglich erscheinende Zeitung, die er durch geschickte Leitung zu einem der bedeutendsten Organe des Landes erhob. Olshausen selbst nahm regen Anteil an den amerikanischen Wirren und verfocht die Kandidatur Lincolns auf's Nachdrücklichste. 1865 verkaufte er seinen Anteil an der Zeitung und kehrte nach 14jähriger Abwesenheit nach Europa zurück. Zuerst suchte er seinen Bruder und seine Freunde in Berlin auf, dann besuchte er Holstein, ohne auf's neue Interesse für unsere Bewegung gewinnen zu können. Überhaupt sagten dem Republikaner die deutschen Zustände wenig zu, und er beschloß, in Zürich seinen Wohnsitz zu nehmen.

Kränklichkeit nötigte ihn, 1868 nach Deutschland zurückzukehren, um seinen Verwandten näher zu sein. Er siedelte zu seinen Schwestern nach Hamburg über. Am 31. März 1869 erlag er daselbst einem Schlaganfall. Mit ihm ging einer der geistvollsten Publizisten dahin, welche das meerumschlungene Land hervorgebracht hat.

Lornsens Forderung hatte, wie vorher erwähnt, die Einsetzung der Provinzialstände er-



wirkt, bereits unterm 28. Mai 1831 hatte der König die Einführung beratender Provinzialstände verheißen und 1834 wurde das Versprechen erfüllt. 1832 waren bereits 29 angesehene Männer nach Kopenhagen berufen, um die vorbereitenden Schritte zu thun, es waren aus Kiel der Kanzler Brockdorff, Professor Falck, Advokat Balemann und Kaufmann Schweffel.

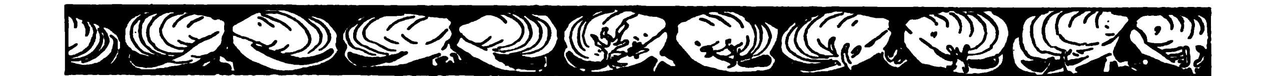
Am 14. April wurde den drei letztgenannten ein Festmahl gegeben, bei dem Bürgermeister Wiese einen mit großem Enthusiasmus aufgenommenen Toast auf Schreibfreiheit ausbrachte. Toaste und Reden waren damals in Kiel an der Tagesordnung, Dahlmann bemerkt einmal treffend dazu: „Man betoastet sich in Holstein im voraus stets wegen so vieler vaterländischer Verdienste, daß es hinterher gar nicht der Mühe wert scheint, sie sich wirklich zu erwerben."

Am 21. fuhren dann die Kieler und eine größere Zahl der anderen Auserwählten nach Kopenhagen, begleitet von den Segenswünschen der Schleswig-Holsteiner unter dem Hurra einer großen Menschenmenge. Die Beratungen in Kopenhagen, an denen vor allem Balemann großen Anteil hatte, führten 1834 zur Einberufung der Provinzialstände. Allerdings wurden solche für Schleswig und für Holstein eingesetzt, die ersteren mit dem Sitz in Schleswig, die letzteren mit dem Sitz in Itzehoe. Es war ein großer Erfolg, der einzig und allein Lornsens That zuzuschreiben ist. Durch die Provinzialstände wurde dem Volk Gelegenheit gegeben, sich am politischen Leben zu beteiligen und in den Versammlungen der Provinzialstände ist die Befreiung Schleswig-Holsteins vorbereitet worden, wenn auch den Ständeversammlungen im allgemeinen nur eine beratende Stimme bewilligt war.

Die Vertretung war eine ständische, die drei Stände der Gutsbesitzer, der Städte und der Bauern waren darin vertreten. Wahlrecht und Wählbarkeit waren an dem Grundbesitz und an einem bestimmten Schätzungswert der adligen Güter der kleineren Landstellen und der städtischen Gebäude geknüpft.

Im September fand die Wahl statt, in Kiel wurden Balemann und Hegewisch zu Abgeordneten, Brauer und Schweffel zu Stellvertretern gewählt. Über den Ausfall der Wahl liegt ein Bericht des Korrespondenzblattes vom 10. September vor, welcher lautet:

„Der Ausfall der gestern beendigten Abgeordnetenwahl fand bei der gesamten Einwohnerschaft unserer Stadt einen so großen und ungeteilten Beifall, daß sich eine große Anzahl Bürger und Einwohner vereinigte, den gewählten Abgeordneten und Stellvertretern persönlich ihre Gefühle zu erkennen zu geben. Es bildete sich zu dem Ende gestern Abend nach 8 Uhr von einem öffentlichen Lokale am Markte aus ein feierlicher Zug, dem sich über 1000 Menschen anschlossen. Unter Begleitung eines Musikkorps begab sich der Zug zu dem nahe gelegenen Hause des Justizrat und Professor Hegewisch, welchem, nachdem er tiefbewegt die Beglückwünschung einer Deputation von Wählern, Nichtwählern und Studierenden empfangen, als „dem Mann der Wahl des Volkes" ein dreimaliges Lebehoch gebracht wurde. Der erwählte Abgeordnete dankte für das ihm bewiesene Zutrauen in einer ergreifenden Antwortsrede, in welcher er auf das hohe Ziel — das Recht der Herzogtümer auf eine Verfassung hinwies, welches er sich nach seiner wohlerwogenen Überzeugung stellen müsse, wenn er in der holsteinischen Ständeversammlung eintreten sollte. Der Redner schloß mit einem Lebehoch dem Könige und dem Lande. Von hier begab sich der Zug zum Advokaten Dr. Balemann. Nachdem er die Beglückwünsche der Anrede der Deputation mit gerührtem Herzen entgegen genommen, erschallte dem Manne, „dem die Wahl zum Abgeordneten einen neuen Beweis des all-



gemeinen Vertrauens gegeben", ein dreimaliges jubelndes Hoch. Er dankte darauf der ganzen Versammlung für die ihm erwiesene Ehre und gelobte seine besten Kräfte daran zu setzen, dem Lande zu erwirken, was seinem Rechte und seinen Verhältnissen gemäß sei.

Zu gleicher Ehrenbezeugung bewegte sich nun der Zug zu den erwählten Stellvertretern.

Zum Schlusse der Feierlichkeit wurde auf dem Markte ein Kreis geschlossen und „den Kieler Wählern" hier ein wohlverdientes Hoch gebracht. Die Erleuchtung der Straße, durch welche der Zug seinen Weg nahm, erhöhte die Festlichkeit.



Marktplatz mit Wache. Nach einer Photographie aus den 60ger Jahren.

Hegewisch lehnte die Wahl ab, seine Gattin schreibt über diese Huldigung und die Absage folgendes:

„In Hegewisch wogte es Tag und Nacht, ob die Wahl nach Itzehoe annehmen oder nicht — ich sah seinen Kampf, ich hörte es seinem Atem an. Wenn es mir überwiegend schien, er wolle es nicht annehmen, sagte ich ihm öfters, so solle er es überall aussprengen, daß die Menge nicht getäuscht werde. Ich stellte ihm vor, daß man mit Ruhe und Sanftmut doch auch im Stillen dort durch Rede und Klarheit viel möge bewirken können, daß er eine große Leere und Außenvorsein fühlen würde, falls ers abschlüge und Unwillen seiner Mitbürger. Er aber wollte nie ganz darauf eingehen und machte seinen Kampf innerlich ab. Am Wahltage hörten wir von Hoch des Abends. Mehrere Bürger hatten illuminiert, nun zogen sie mit Musik heran, eine große Menge. Eine Deputation kam herauf, Advokat Witte hielt eine excellente Rede. Hegewisch ging dann hinunter und sprach, ich habe ihn nie würdiger und wärmer und freundlich rührender gehört. Ganz still war es



ringsum, alle Gesichter bewegt. Hegewisch konnte kaum sprechen vor zurückgedrängten Thränen, aber laut und vernehmlich war seine Rede, ungefähr so: er sei geehrt und bewegt durch ihre Wahl, aber er sei der Sohn eines wahrhaften, gerechten Lehrers der Geschichte, der um keine Schätze der Welt von der Wahrheit abgewichen wäre, auch dessen Nachfolger, sein Schwager Dahlmann, nicht. Beide haben gewußt und gelehrt, daß das Königsgesetz nur für Dänemark, nicht aber für Holstein existiere. Sein erstes würde in Itzehoe sein dasselbe zu bekennen. Er sei eifrig für die Rechte seines lieben Vaterlandes, er würde sich selbst mitnehmen nach Itzehoe, würde vielleicht schaden statt nützen, da es doch nicht zeitgemäß sein möchte, diese Wahrheit darzuthun, zu behaupten. Er wollte nur das Wohl Holsteins auf der Grundlage des Thrones. König und Vaterland Hoch! Ich lag im dunklen Fenster mit den Kindern, mir schwoll das Herz hoch, als ich meinen Geliebten so reden hörte, Lotte schluchzte, sie ahnte alles nur, was es zu bedeuten hat in ihrer Kinderbrust. In Zukunft werden alle seine Schriften ihr zeigen, daß er vorausgeeilt ist seinen Landsleuten und daß er wahrscheinlich ganz prophetisch geredet hat. Als er fertig war, rissen ihn die Leute fast von den Stufen, wollten ihm alle die Hände drücken, das Hoch! war aufs Jubelnste. Als er zu uns herauf kam, warf er sich in meine Arme, dann konnte er die Stubenluft nicht ertragen und lief noch spät unter freien, gestirnten Himmel. Dann schrieb er den offenen Brief an Bürgermeister Wiese. Ich fürchtete lauter Unwillen, wollte auch das in Demut hinnehmen, wie Tags zuvor den ehrenden Jubel; selten verdienen wir das eine wie das andere ganz. Die innere Lauterkeit meines lieben Hegewisch in dieser Sache ist mir ganz klar. Im ganzen ist er zu sehr geehrt und geliebt, als daß man es wagte, ihm etwas Schlimmes anzuhaben. Ich habe auch noch nie etwas anderes als Anhänglichkeit von den lieben Kielern empfunden. Indessen hörte ich doch manches unwillige Wort und einige blieben weg von uns, die im Bejahungsfalle gleich herbeigeeilt wären. Ich glaube, daß Hegewisch politisch weiter gebildet ist, als die Menge hier, freilich sage ich mir auch täglich: von seinem lieben, guten, klugen Mann die Dinge demonstrieren zu hören, macht den weiblichen Verstand leicht parteiisch für diese Ansicht. Das Schreiben an Wiese soll sehr unter den Leuten gewirkt haben für Hegewisch. In der vorletzten Nacht hat ein ganzer Trupp Bürger und Studenten ein feierliches schönes Lied gesungen vor unserm Hause und Hegewisch ein Vivat gerufen. —"

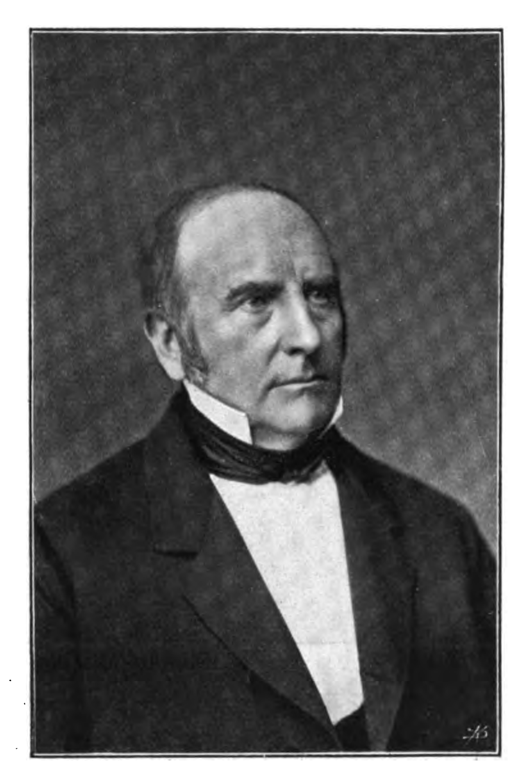
Am 1. Oktober 1835 war der holsteinische Ständetag durch den königlichen Kommissar, Konferenzrat Höpp zu Itzehoe eröffnet worden. Am 11. April 1836 folgte die Eröffnung des schleswiger Ständetages zu Schleswig. Die Wünsche des Landes wurden in diesen Versammlungen sehr bescheiden geäußert, das nationale Prinzip trat anfangs garnicht hervor, die dänischen und schleswig-holsteinischen Liberalen richteten ihre gemeinsamen Bestrebungen auf die Erlangung einer freiheitlichen Verfassung; Orla Lehmann und Theodor Olshausen gingen damals Hand in Hand.

Das Jahr 1838 brachte Ereignisse von hervorragender Bedeutung. Durch die mit den Ständen vereinbarte neue schleswig-holsteinische Zollordnung vom 1. Mai 1838 wurde die bisherige Zollfreiheit der Klöster und adeligen Güter, der Geistlichen, der Obergerichte, der beiden Dithmarschen u. s. w. gegen Entschädigung aufgehoben. Am 13. September desselben Jahres geschah ein neuer Rechtsbruch der Regierung, durch einen Erlaß des Königs wurden die Herzogtümer in ihrem Verhältnis zur Nationalbank in Kopenhagen um 12 Millionen Thaler übervorteilt. Als infolge dieses, sogar von dänischen Juristen scharf getadelte Vorgehens der Regierung zahlreiche Petitionen aus allen Teilen des Landes den Ständetagen zugingen, verbot die Regierung unterm 13. Dezember 1838



alle öffentlichen Versammlungen zum Zwecke der Abfassung und Unterschreibung von Petitionen an die Regierung und die Verwaltung.

Hand in Hand damit ging ein Überhandnehmen der dänischen Ansprüche auf Schleswig. Die dänische Gesellschaft zum rechten Gebrauch der Preßfreiheit wandte seit 1836 ihre Thätigkeit nach dieser Seite, sie suchte in Schleswig dänische Schriften zu verbreiten, dänische Sympathien zu erwecken. Auch eine schleswigsche Gesellschaft ward in Kopenhagen begründet, eine eigene Zeitschrift, die Dannewirke, für solche Zwecke ins Leben gerufen. Diese 1838 in Hadersleben erscheinende dänisch geschriebene und mit dänischer Tendenz redigierte Wochenschrift ward unter Mitwirkung und thatkräftigen Unterstützung der dänisch gesinnten Kieler Professoren Flor und Paulsen herausgegeben. Die Majorität der schleswigschen Ständeversammlung that den folgeschweren Schritt, den von P. G. Lorenzen eingebrachten Antrag auf Abschaffung des Deutschen und Lateinischen in Regierungs- und Rechtssachen für Distrikte mit dänischer Kirchen- und Schulsprache anzunehmen.



Professor Georg Beseler, geb. 1809, gest. 1888.
Nach einer Photographie.

Voll Bewunderung muß man auf die Führer der deutschen Sache in Schleswig blicken, daß sie in jener Zeit, wo der Ruf: „Dänemark bis zur Eider“ immer lauter erscholl und Unterstützung bei der sogenannten neuholsteiner Partei fand, nicht den Mut verloren und mit aller Energie und mit zähem Festhalten an der gerechten Sache die Erhaltung der deutschen Nationalität sich zur Aufgabe machten und verfochten. War Kiel auch der geistige Mittelpunkt der Bewegung, sozusagen das Hauptquartier, wo alle Fäden zusammenliefen, wurde auch von dort aus das Feuer geschürt, ohne dem mannhaften Auftreten der Führer im schleswigschen Ständetag, eines Beseler, Bauditz, Gülich, Heiberg, Bremer, Lorenzen-Adelby u. a. mehr, durfte schwerlich Schleswig-Holstein jetzt ein untrennbares Ganzes im preußisch-deutschen Staate sein.

Nahe genug lag Ende der dreißiger Jahre die Gefahr, daß Schleswig eine dänische Provinz wurde. Olshausen und seine Freunde, vor allem Claußen, hofften durch das Aufgeben von Schleswig leichter eine freiheitliche Verfassung für Holstein erlangen zu können, sie waren sich einig mit den Führern der Eiderdänenpartei; das Kieler Korrespondenzblatt schien in jener Zeit mehr dänische als deutsche Interessen zu vertreten.

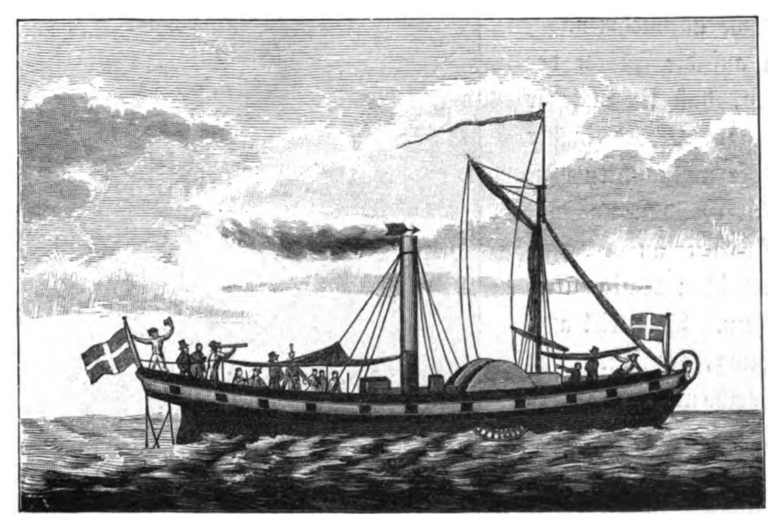
Zur rechten Zeit erschien damals 1841 Lornsens hinterlassenes Werk: „Die Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins, die Frucht seiner Haft und seines freiwilligen Exils.“ Herausgegeben von Georg Beseler (geb. 1809, gestorben 1888) dasselbe hat stark eingewirkt auf die nationalen Kämpfe der vierziger Jahre.

Am 3. Dezember 1839 starb 72 Jahr alt Friedrich VI. Einfach in Art und Sitte, volks-



tümlich in höchstem Grade, erfreute sich der Sohn Caroline Mathildens auch in den Herzogtümern der größten Beliebtheit, wie bei vielfachen Gelegenheiten zu Tage trat. Es herrschte zwischen ihm und seinem Volke noch das alte patriarchalische Verhältnis. Aufrichtige Trauer folgte ihm nach, als er starb. Die Herrschaft ging auf seinen Vetter, den Sohn des Erbprinzen Friedrich, Christian VIII. über.

Die lange Regierungszeit Friedrich VI. war reich an mancherlei folgenschweren Ereignissen gewesen, fünfundfünfzig Jahre hatte der Fürst die Regierung, zuerst als Regent, dann als König geführt. In dieser Zeit ward die Leibeigenschaft aufgehoben, für Volksbildung viel gethan, der Name eines Bernstorff wird stets den ersten Teil der Regierungsperiode Friedrich VI. verherrlichen. Dann kamen die schweren Jahre 1801, 1807—15, welche die Lande des Königs dem Ruin nahe brachten und um wertvolle Provinzen ärmer machten. Nach dem Wiener Kongreß hatte auch die neue Zeit, der neue Geist gebieterisch sich bemerkbar gemacht, Dahlmann und Lornsen verkörpern das „Up ewig ungedeelt," das sich immer mehr und mehr geltend machte.



Das Dampfschiff Caledonia.
Nach einem Steindruck.

Den großen Umwälzungen auf dem Gebiete des gewerblichen Lebens stand Friedrich VI. fremd gegenüber, zwar geschah für Verbesserung des Verkehrs manches und die Wohlfahrt des Landes hob sich, wenn auch die Finanzlage während der ganzen Regierungszeit Friedrich VI. eine sehr traurige blieb. Kiel hatte sich während der Regierungszeit Friedrich VI. sichtlich gehoben, 1803 hatte die Einwohnerzahl 7075 betragen, 1835 betrug sie 11,622. Die Universität hatte einen regen Besuch zu verzeichnen, Gelehrte von namhaften Ruf wirkten an ihr, das neue 1834 errichtete Oberappellationsgericht führte manche Beamte nach Kiel. Der Handel hob sich, gefördert durch bessere Verkehrsmittel, von Kiel nach Kopenhagen ging bereits seit 1819 an Stelle der Packet-Segelschiffe das Dampfschiff „Caledonia", ein unerhörter Fortschritt, 1825 wurde eine Diligence-Verbindung zwischen Kiel und Hamburg eingerichtet, 1830 die erste Chaussee des Landes zwischen Kiel und Altona erbaut, die zur Folge hatte, daß auch eine bessere Dampfschiffsverbindung nach Kopenhagen geschaffen wurde, durch die Dampfer Friedrich VI., dem Etatsrat Hvidt in Kopenhagen gehörig, und dem Dampfer Löven, dem hochverdienten J. Schweffel gehörend. 1844 wurde dann die Eisenbahn vollendet, welche eine enorme Wandlung für Handel und Wandel herbeiführte.

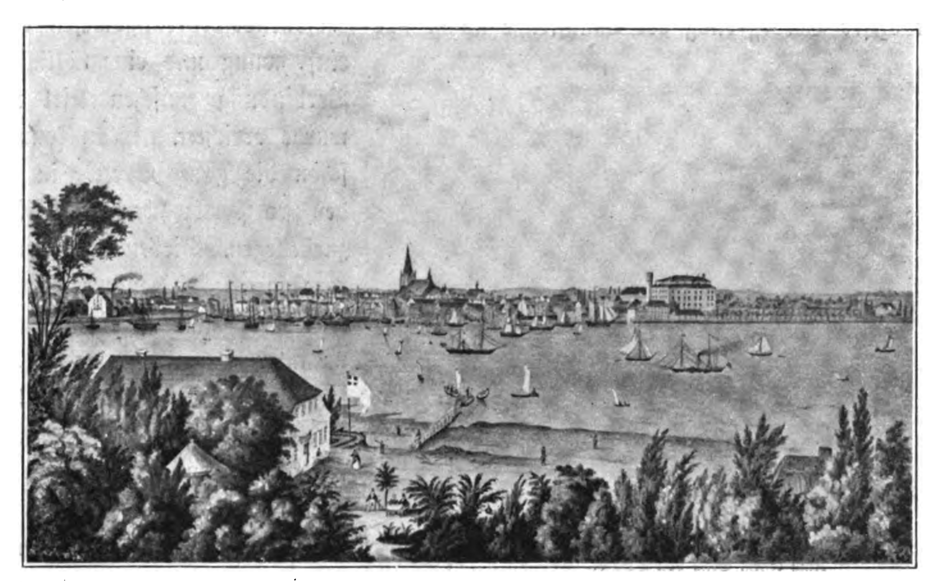
Es dürfte angebracht sein hier dem früheren Verkehrswesen Beachtung zu schenken.

Der Verkehr von Kiel aus nach Norden und Süden geschah durch die Posten, zuerst durch reitende und fahrende Posten, später durch Eilwagen. Wochenwagen und Botenfrauen besorgten den



Verkehr nach den näher liegenden Ortschaften. Oft bestand auch eine reitende Post für Briefe, später wurde diese in eine Karriolpost umgewandelt, bei welcher der Postillon, auf einem kleinen offenen Karren sitzend, das Post-Felleisen beförderte.

Von Kiel aus gingen zur Wende des Jahrhunderts drei reitende Posten, und zwar die Kopenhagener über Rendsburg, Schleswig, Flensburg, Apenrade, Hadersleben nach Jütland, Fühnen und Seeland; die Hamburger über Neumünster, Barmstedt, Ulzburg, Altona; die Lübecker über Preetz. Die fahrenden Posten gingen über Eckernförde, Schleswig u. s. w. nach Kopenhagen; über Preetz, Ploen, Segeberg, Oldesloe, Ahrensburg, Altona nach Hamburg; über Preetz, Ploen nach Lübeck, nach Lütjenburg, Oldenburg und Heiligenhafen. Der Abgang der reitenden Posten nach Kopenhagen war Mittwoch und Sonnabend, im Sommer zwischen fünf und sechs Uhr, im Winter zwischen sechs und



Ansicht von Kiel 1840. Nach einer Lithographie von Lindemann u. Co.

sieben Uhr morgens, der fahrenden am Donnerstag um acht Uhr früh. Die Ankunft dieser Posten war am Dienstag und Freitag früh und am Mittwoch früh. Der Abgang der Posten nach Hamburg war: der reitenden am Montag abends sieben Uhr, der fahrenden über Preetz am Montag Morgen um fünf Uhr, im Winter um zwölf Uhr nachts und Donnerstag morgens um acht Uhr, der fahrenden über Neumünster am Freitag Morgen elf Uhr.

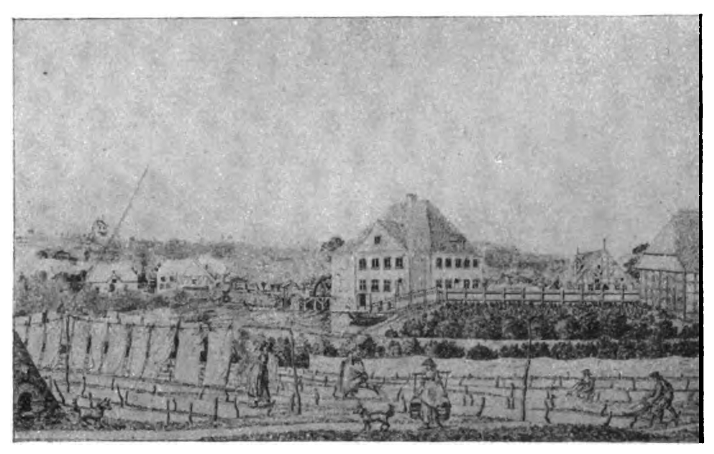
Die Ankunft dieser Posten war Mittwoch mittags um zwei Uhr, Mittwoch und Sonnabend abends acht Uhr und Sonntag mittags. Die reitende Post nach Lübeck ging Dienstag und Freitag früh, eine halbe Stunde nach Ankunft der Kopenhagener reitenden Post; die Ankunft aus Lübeck war Mittwochs und Sonnabends morgens um sieben Uhr. Die eine fahrende Post nach Lübeck war vereinigt mit der Hamburger und trennte sich von dieser erst in Ploen, sie hatte mit derselben die Abfahrts- und Ankunftszeit gemeinsam, die andere ging Mittwoch und Sonnabend nachmittags um zwei Uhr ab und traf am Montag und Donnerstag nachmittags um drei Uhr in Kiel ein; die Lütjenburger fuhr Mittwoch morgens um elf Uhr ab und langte Freitag morgens neun Uhr in Kiel an.



Die reitenden Posten nach Rendsburg und Schleswig waren gleichbedeutend mit den Kopenhagenern. Die fahrende Post nach Rendsburg ging Mittwochs und Donnerstags vormittags um neun Uhr und langte in Kiel am Mittwoch und Sonnabend abends, die Post nach Schleswig über Eckernförde ging Sonntags und Donnerstag morgens ab und langte mit der Kopenhagener fahrenden Post zusammen in Kiel an.

Nach Hamburg und Lübeck gingen zweimal wöchentlich Frachtfuhren und langten aus obengenannten Städten auch zweimal wöchentlich in Kiel an; nach Preetz gingen täglich mit Ausnahme des Sonntags hin und zurück Frachtfuhren. Zwischen Kopenhagen und Kiel gingen wöchentlich zwei Packetböte, von denen eins nach Kopenhagen und das andere von dort nach Kiel ging, die Abfahrt beider erfolgte an beiden Orten am Sonnabend abends.

Erst 1832 wurde die Chaussee zwischen Altona und Kiel erbaut, die erste Chaussee des Landes. Zugleich mit dieser Verbesserung der Landstraße nahm das Personenbeförderungswesen einen bessern Aufschwung und eine tägliche Diligence-Verbindung zwischen Kiel und Altona wurde errichtet. Man konnte nunmehr schon die ganze Strecke in neun Stunden pro Person für circa 8 Mark Courant zurücklegen. Sieben Jahre vorher, 1825, war die erste Diligenceverbindung zwischen Kiel und Hamburg durch ein Kieler Privatunternehmen, das unter dem Schutze und der Aufsicht der kgl. Generalpostdirektion stand, geschaffen, die den späteren Diligencen auf der neuen Chaussee zum Muster diente. Dieses frühere Unternehmen hatte mit sehr vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, die große zwölfsitzige Kutsche mußte mit denselben Pferden zwischen Kiel und Hamburg befördert werden, eine Umspannung unterwegs war wegen der Privilegien der Zwischenstationen streng untersagt und die Strecke, der Weg führte über Neumünster, Barmstedt, konnte trotz der schlechten Beschaffenheit der Landstraße, dieselbe führte über verfallene Steindämme, Haide und durch Moräste, in 24 Stunden zurückgelegt werden.



Neumühlen 1806.
Nach einem Stich von Voigts.

Für jeden Reisenden war das fortwährende Gerüttel auf den rauhen, an den schlechtesten Stellen mit frischen Klopfsteinen beschütteten Straßen eine wahre Qual; es heißt, manche Postwagen hätten die Eigenschaft besessen, die Zähne so locker zu machen, daß sie keine festeren Speisen bewältigen konnten. Wie die Postwagen meist beschaffen waren, davon giebt eine Beschreibung aus dem Jahre 1800 den besten Beweis. „Man hatte mir“, erzählt ein Reisender um 1800, „die Postwagen von Lübeck als ganz vorzüglich gerühmt. Ich glaube gar, das Ding hieß die gelbe Kutsche. Mich schauderte, als ich es sah. Ein ungeheurer, langer, schwerer, unsauberer Rumpelkasten stand vor mir, der auf den Achsen ruhte und in dem für den Reisenden durch nichts gesorgt war, als durch das Verdeck, durch die aus übelriechendem Leder bestehenden Seitenwände und dadurch, daß die ungepolsterten Sitzbretter mit Riemen an die Rippen des Wagens geschnallt waren. Meine Reisegesellschaft bestand



aus zwei Studenten, die nach Jena wollten, einem Kaufmann, zwei Juden und mehreren Körben und Kisten voll übelriechender Seefische und Krabben, die als Leckerbissen des Strandes ins Innere Deutschlands versendet wurden. Weiter wechselte sie mit anderen Vorräten ab. Ich erinnere mich, später einmal mit zwei toten Rehen gefahren zu sein."

Am schrecklichsten waren jedoch die Straßen und Fahrgelegenheiten in unserem Holstein, ich will zwei Berichte darüber geben, der erste ist von dem bekannten Domherrn Meyer aus Hamburg, der im Sommer 1815 Holstein bereiste, der zweite von dem Hofrat Meyer aus Offenbach, der 1830, also kurz vor Erbauung der Chaussee eine Reise nach Kiel zum Besuch seiner Tochter machte.

Der erstere schreibt: Der Kontrast des rauhen Charakters mit dem milden der vorigen Gegenden würde angenehm und kräftigend sein, wenn nur das Ungeheuer der Landstraßen sich nicht darein mischte und hier, wie fast überall in Holstein, jeden Genuß verbitterte. Es sind wahre Marterfahrten, diese sogenannten Wege, mit losen Granitklötzen überstreut, gegen die die Wagenräder anschmettern, jeden Augenblick in Gefahr zerschmettert zu werden.

Die unbefestigte Oberfläche dieser Landstraßen soll dadurch entstehen, daß die Bauern die aus dem steinigen Boden aufgepflügten Steine in die Wege hineinwerfen dürfen, und es gemächlich den Wagenrädern überlassen, sie einzustampfen. Ebenso sind die dem Schein nach gepflasterten Straßen überall mit Sumpfpfützen durchlöchert, holperig und ausgefahren.



Bauernhaus in Wellingdorf 1849.
Nach einer Zeichnung von Boie.

Auch in den bequemsten Wagen läuft man, wegen des beständigen, rastlosen Stoßens, Rüttelns, Schleuderns der darin sitzenden Personen gegeneinander, dafür nur ein beständiges krampfhaftes Festhalten an den Handhaben der inneren Wagenseiten einigermaßen schützt, die Gefahr eines Rippenbruchs. Erst dann fühlt man sich glücklich und erleichtert, wenn beim Stillhalten zum Füttern der Pferde gebläuet und durch die Anstrengung des Festhaltens an allen Gliedern wie verrenkt, man seinen Folterkasten auf eine Viertelstunde verlassen kann.

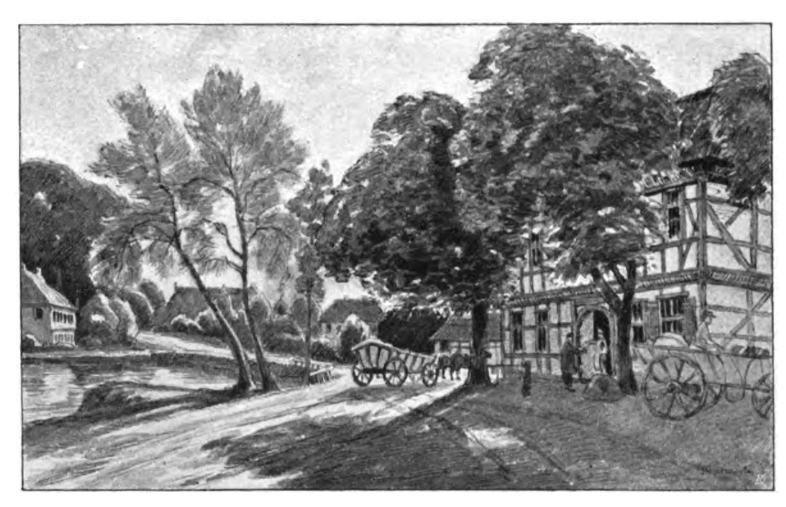
„Ich zweifle, daß in der ganzen kultivierten Welt Wege diesen Holsteinischen ähnlich sind.— Und doch muß man nicht selten dem höhnenden Ruf: Weggeld! gehorchen und doch bereisen Wegekommissare jährlich das Land, um in ihren Amtsberichten — die Wege für gut zu erklären! —."

Der Hofrat Meyer schreibt fünfzehn Jahre später, also zu einer Zeit, wo der Chausseebau schon ziemlich allgemein war: „Sobald man von Lübeck in das Holsteinische kommt, werden die Wege so schlecht, daß ich sicher glaube, es sind die schlechtesten, die in ganz Deutschland existieren. Um ein halbes Jahrhundert ist man hier im Wege- und Chausseebau zurück und jetzt erst fängt man an, von Altona nach Kiel eine Chaussee zu machen. Wem sein Leben und sein Wagen lieb ist, der fahre um Gotteswillen nicht über Ahrensböck nach Plön. Es ist ein wahrer Höllen- und Teufelsweg, auf welchem man jeden Augenblick in Gefahr ist, Hals und Beine zu brechen."

Einigemale gab mir der Postmeister ein Pferd mehr, als ich bestellte, ließ sich aber dafür nichts bezahlen, sondern sagte nur, ich würde sonst nicht durchkommen. Besonders herrlich ist die



Einrichtung, daß der Reisende, wenn er ankommt, gesetzmäßig eine ganze Stunde auf Pferde warten muß. Und dieses geschieht aus rein menschlicher Absicht und aus Mitleid für die armen Tiere. Diese müssen erst im Felde von der Arbeit oder der Weide geholt werden. Zu Hause im Stall haben die Postmeister gewöhnlich keine Pferde stehen. Die Postwagen sehen nicht viel besser aus, wie die großen Kastenwagen, in welchen die zur Frankfurter Messe kommenden Seiltänzer, englische Reiter und anderes herumziehendes Volk ihre Habseligkeiten haben; und da die Wege außerordentlich schlecht sind, so wird man in diesen Kasten auf die unbarmherzigste Art geschüttelt, gerüttelt und gestoßen. Fährt man mit seinem eigenen Wagen und hat Mietpferde, so darf man nur die erste Station mit denselben fahren und muß von nun an Postpferde nehmen. Dadurch vermehren sich die Kosten und das Reisen wird erschwert. Ist dieses nicht eine große Ungerechtigkeit? — Wünschenswert wäre es, wenn der dänische Oberpost- und Straßenbaudirektor, sobald wie möglich, Holstein im Stoß und Rüttelzug seines Wagens nach allen Richtungen durchreisen müßte, damit er gewahr würde, daß die



Aus Dorfgaarden. Nach einer Zeichnung aus den 50 ger Jahren.

Menschen einen Unterleib und Rippen haben und allzuheftige Bewegungen für beide gleich schädlich sind.

Diese Beschreibungen mögen genügen, um zu zeigen, in welchem Zustand sich Straßen und Wege befanden, auf welchen die Reisenden nach Kiel gelangen konnten.

Der schlechten Postverbindung entsprach der Briefverkehr. In Kaufmannskreisen ward immer eine regelmäßige Korrespondenz inne gehalten, es gab bestimmte Posttage in den Geschäften. Privatleute schrieben selten, aber desto ausführlichere Briefe, das Empfangen eines Briefes war ein wichtiges Ereignis, oft ein großer Festtag für die ganze Familie.

Die Briefe mußten an den Postschalter gebracht und dort das Porto bezahlt werden, vielfach zog man auch vor, das Porto vom Empfänger bezahlen zu lassen, da man die Meinung hegte, der Brief käme dann sicherer an seine Adresse. Erst nach 1848 trat ein Wandel ein, die Posttaxen wurden ermäßigt, Postmarken wurden allgemein eingeführt und Briefkästen angebracht. Bis 1844 war die Briefbeförderung in Preußen noch recht kostspielig, sie betrug 19 Silbergroschen für die weiteste Entfernung. Unglaubliche Zustände herrschten in Schleswig-Holstein, noch 1847 veröffentlichte die „Köl-



nische Zeitung“ eine Zuschrift, die diese Verhältnisse in krassester Weise darstellte, wie des näheren in dem vortrefflichen Buch von Rosenkranz: „die Schleswig-Holsteinische Post“ zu ersehen ist. Die Erhebung schuf hier erst Wandel und die damalige schleswig-holsteinische Postverwaltung setzte als eine der ersten deutschen Briefmarken die jetzt so sehr seltene Schillingsmarke des Jahres 1850 in Kurs. Ganz allmählich schwanden die vielen Verkehrshemmnisse bis das Einheitsporto allen Schwierigkeiten mit einem Schlage ein Ende machte.

Landbriefe wurden durch Boten besorgt, die häufig nicht einmal des Lesens kundig und die den Empfängern die Briefe vorzeigten, damit sie den etwa für sie selbst bestimmten dem Haufen entnehmen konnten.

Die Beförderungsmittel für Reisende, Wagen, Pferde, Postillon der gewöhnlichen oder Frachtpost entsprachen selbst den bescheidensten Ansprüchen der damaligen Zeit an Bequemlichkeit schlecht.

Die Wagen blieben in Holstein bis in das dritte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts offene, ohne gesonderten Raum für das Gepäck. Die Pferde waren ihrer Aufgabe, besonders bei den schlechten Wegen, meist wenig gewachsen; die Postillone thaten, was ihnen beliebte. Es kam auch vor, daß die Postmeister zugleich den Polizeimeister spielten, ja, dem Reisenden das Wirtshaus vorschrieben, in dem er einzukehren hatte.



Der alte Sandkrug. Nach einer Zeichnung aus den 40ger Jahren.

Die sogenannten Extraposten, die dem verwöhnten Reisenden eine gewisse Bequemlichkeit gewährten und die in Deutschland schon allgemein eingeführt waren, gab es in Holstein erst seit 1813, wo in Kiel eine Extrapoststation errichtet wurde, aber noch 1821 waren in den meisten holsteinischen Ortschaften derartige Stationen nicht errichtet. In dem königlichen Anteil waren Extraposten zwar vorhanden, aber von höchst sonderbarer Art. Für 8 Schillinge pro Meile im Sommer und 10 Schillinge im Winter konnte der Reisende einen sogenannten Chaisestuhl haben, der auf jeden beliebigen Wagen passen mußte und oft sehr schmutzig und unbequem war. Im ehemals großfürstlichen Anteil gab es die sogenannten privilegierten Rollfuhren, die hier an Stelle der Extraposten traten und noch schlechter waren, auch außer Verbindung mit der staatlichen Postverbindung standen.

Man reiste eben nur, wenn man mußte; Vergnügungsreisen, abgesehen von kleinen Fußreisen waren selten, Hochzeitsreisen noch ein ganz unbekannter Begriff.

Man reiste entweder zu Fuß oder zu Wagen; das Reisen zu Pferd, hinter sich aufgeschnallt den ledernen Mantelsack, kam nur noch selten vor. Zu Fuß reisten neben den geringeren Leuten vielfach auch die Studenten, Schüler, und diejenigen, welche froh mit leichtem Gepäck und den Stab in der Hand wohlgemut in Gottes schöne Welt hinauszogen. Eine ständige Erscheinung vor den Thoren waren die reisenden Handwerksburschen. Mit schwerem Ranzen auf dem Rücken, einem Knotenstock in der Hand, einen mit Wachstuch überzogenen Cylinderhut auf dem Kopfe, oft auch mit zerrissenen Stiefeln und wunden Füßen, zogen sie meist zu zweien oder dreien auf der staubigen Landstraße einher, die ihnen Begegnenden demütig um eine Gabe ansprechend. In der Nacht bezogen



sie die für ihr Handwerk bestimmte Herberge; oft mußten sie sich das Zehrgeld erst in der Stadt an den Thüren erbetteln.

Ein erfreuliches Bild gaben die Studenten ab, die damals in den zwanziger Jahren sangesfroh mit Ränzchen und Wanderstab ausgerüstet, ihre Ferienreise machten oder selbst vom hohen Norden bis auf die süddeutschen Hochschulen wanderten.

Geibels herrliches Lied:

„Der Mai ist gekommen" —

und Scheffels

„Wohlauf die Luft geht frisch und rein"

spiegeln trefflich die Stimmung wieder, welche die Wandernden beseelte.

Vornehme und wohlhabende Leute benutzten in der Regel die Extrapost, vielfach auch ihren eigenen Wagen, dem Postpferde vorgespannt wurden. Der Postillon beeilte sich umsomehr, je größer das Trinkgeld war, das in Aussicht stand.



Blick auf Kiel von Gaarden aus.
Nach einer Zeichnung aus den 50ger Jahren.

Wem die Extrapost zu teuer war, benutzte die gewöhnliche Post, die immerhin noch recht kostspielig war. Bei dieser mußte man sich zeitig einschreiben lassen. Man bekam dann einen Reiseschein, worin der Name des Reisenden, die Reiseroute, die Nummer im Wagen, das gezahlte Geld und die Zeit der Abfahrt eingetragen war. Übereilt wurde die Fahrt indeß nicht, die vorgeschriebenen Zeiten wurden fast nie innegehalten, und zu gerne kehrten Postillon und Kondukteur, auch Schirrmeister genannt, in jedem Straßenwirtshause ein, um sich für Rechnung der Reisenden frische Stärkung zu holen.

Hatten die Reisenden im Wagen nach ihrer Nummer Platz genommen, so blies der Postillon das Zeichen zur Abfahrt. Dann schwang er sich auf das Sattelpferd, die Peitsche knallte, die Rosse zogen an und fort ging es. Nahte man sich einer Station, so blies der Postillon schon von fern das Ankunftszeichen; dabei wiederholte er so oft die Schlußphrase, als Wagen ankamen, so daß man auf der Station im voraus wußte, wieviel Pferde und Beiwagen man zu bestellen hatte. Während des Umspannens stiegen die Reisenden aus und sahen sich um. Auch die Bevölkerung des Ortes, vornehmlich die Jugend, sammelte sich um den haltenden Postwagen, dessen Ankunft in kleinen Orten das wichtigste Ereignis des Tages war.

Häufig hatte eine Postfahrt noch besondere Übelstände im Gefolge. Nach manchen Vorschriften, so nach der für Schleswig-Holstein geltenden Postordnung, sollten die Postillone zwar wenigstens 18 Jahr alt, im Fahren geübt, der Wege kundig sein, ohne Einwilligung der Reisenden bei 24 Schillinge Strafe nicht einkehren und ohne deren Erlaubnis keinen Tabak rauchen.

Wenn sie aus Unvorsichtigkeit umwerfen, sollten sie, ohne daß ihnen eine Entschuldigung zu statten kommt, einen Reichsthaler Strafe erlegen. Schlafen, Trunkenheit und aus diesem Grunde erfolgtes Umwerfen sollte mit Geld-, Gefängnis-, Zuchthaus- und Leibesstrafe nachdrücklich bestraft werden.



Die alte Sitte war jedoch mächtiger, als jedes noch so strenge Gesetz. Umwerfen des Wagens war ein nicht selten vorkommendes Ereignis. Meistens wurde dies mit einigem Humor hingenommen, d. h. wenn man mit einer blutigen Nase davon kam und nicht Arm und Beine gebrochen hatte. Die Schirrmeister waren dergleichen Vorkommnisse schon gewohnt, sie rieben sich die Augen, sahen verwundert umher und ließen sich nicht leicht aus ihrem Gleichmut bringen, wenn sie nur Pferd und Wagen einigermaßen unversehrt und ihre kurze Pfeife gerettet fanden. Gerne stimmten sie dann das schöne Lied an:

„Lott ist dod, Lott ist dod,
Jule liegt im Sterwen."

Wollte es das Unglück, daß ein Pferd verletzt oder der Wagen zertrümmert war, so war an ein Weiterreisen nicht zu denken. Der Postillon mußte mit dem unversehrten Pferde nach der nächsten Station eilen, um Hülfe zu holen, während der Schirrmeister bei dem Wagen verblieb. Die Reisenden suchten dann das zunächst belegene Haus auf, um dort die Ankunft der Aushülfe zu erwarten. Wollte es das Glück, so fand sich vielleicht in der Nähe ein Posthaus; nach der alten dänischen Postordnung sollte dasselbe des Nachts durch eine brennende Laterne kenntlich sein und in demselben eine Person zur Aufnahme und Aufwartung und ein warmes Zimmer anzutreffen sein. Auch sollten Erfrischungen, Speise und Nachtlager für billige Bezahlung zu haben sein. Die Postmeister und deren Untergebenen sollten den Reisenden mit Bescheidenheit, mit Aufmerksamkeit entgegen kommen.

Aber auch den Reisenden waren Pflichten auferlegt. Sie sollten sich in den Posthäusern still und anständig betragen, unterwegs gegen die Postillone sich aller Schimpfwörter und Thätlichkeiten enthalten. Die Postmeister konnten diejenigen, die Unruhe erregten, nach vorhergegangener Warnung aus dem Hause schaffen, nötigenfalls festnehmen lassen und der Obrigkeit Anzeige davon machen. Reisende, über welche vom Postillon Klage wegen ihres Betragens unterwegs geführt war, wurden, wenn sie Fremde waren, nicht eher weiter befördert, als bis sie die Postillone befriedigt hatten; wenn sie Einheimische waren, wurden ihre Namen dem Generalpostamt zur weiteren Untersuchung und Entscheidung angezeigt.

Ja, Postmeister und Postillone waren damals gewichtige Persönlichkeiten und den ersteren vor allem mußte man sich sehr zum Freunde halten, er war in seinem Bezirke allmächtig. Als ein Beispiel von der unumschränkten Macht der Postmeister möge die kleine Anekdote dienen, die der bekannte Fürst Pückler-Muskau über seine Erlebnisse auf einer Reise durch Sachsen, im Jahre 1808 aufgezeichnet hat:

„Nicht genug, daß man bei grundlosen Wegen und den elenden Pferden kaum von der Stelle rückt, wird man überdies auf jeder Station eine, zwei ja bis drei Stunden und darüber aufgehalten, ohne daß sich der nachlässige Postmeister eine Strafe zuzieht, während der Reisende, der den Postillon über eine Stunde warten läßt, genötigt ist, das halbe Postgeld als Strafe zu zahlen. Daß die Pferde durchgängig mehr Mumien als lebendigen Tieren ähnlich sahen, erklärt sich leicht durch die unverhältnismäßig langen Stationen und den bei vielen Postmeistern üblichen Gebrauch, ihnen nichts eher zu fressen zu geben, als bis die Ankunft eines Passagiers ihn für die Ersetzung der Futterkosten sicher stellte. Ich erinnere mich, daß mir auf einer Reise, wo ich die größte Eile hatte, der Postmeister einer kleinen sächsischen Stadt auf mein Verlangen nach Pferden zur Antwort sagen ließ, er könne mich nach dem Orte, wohin ich begehre, nicht fahren; die Station sei zu lang, der Weg zu



schlecht, und seine müden Pferde müßten wenigstens bis morgen mittag ausruhen, um aber zu thun, was in seinen Kräften stände, schlage er mir eine andere Station vor, die zwar nach einer entgegengesetzten Richtung, aber viel näher läge und wohin er mich gleich bringen werde, wenn ich erlaubte, daß seine Frau mitfahre, die an der Gelegenheit zu profitieren wünsche."

Frachten und Waren wurden, abgesehen von dem Verkehr auf dem Wasser, durch Frachtwagen bestellt, deren mehrere häufig zusammen reisten, um sich gegenseitig bei Unfällen unterstützen zu können. Es waren große, hoch bepackte Wagen, mit weißen Leinen überdeckt, unter der die Güter, Fässer, Kisten und Packete mit Stricken und Ketten festgeschnürt, in Stroh verpackt und mit Bastmatten überdeckt lagen. In den großen Handelsstädten Leipzig, Breslau, Frankfurt a. M. und Hamburg bildeten die Auflader und Packer dieser Wagen eine eigene Zunft.



Bauernhaus in Gaarden.
Nach einer Zeichnung aus den 50ger Jahren.

Zwischen den Vorderrädern vorn am Wagen war die Schoßkelle aus braunem Weidengeflecht, worin gewöhnlich ein Bündel Heu, wollene Decken und sonst noch verschiedene Gerätschaften aufbewahrt wurden. Unten am Wagen zwischen den vier Rädern schwebte an vier Ketten ein viereckiges Holzgefäß, das Schiff genannt, worin der Fuhrmann seine Habseligkeiten hatte und in dem sich auch das Lager für den Spitz befand; zwischen den Hinterrädern hing die Büchse mit Wagenschmiere, an der Seite des Wagens die Hornlaterne und das Futtersieb. Vor dem hochaufgeladenen Wagen waren vier bis sechs mächtige Rosse gespannt, die meist ein Geläute am Halse trugen. Das Handpferd war gesattelt, es trug, wie die andern, ein großes Kummet, dessen Spitzen Messingknaufen, oft in Gestalt von Pferdeköpfen, zierten. Das Riemenzeug war überaus tüchtig und mit blankgeputzten Messingscheiben verziert. Am Kummet des Sattelpferdes, das den reichsten Schmuck von Metall trug, war ein Kamm von blankem Messing mit einem schönen roten Frieslappen. Nebenher schritt in blauem Kittel, auf dem Kopfe die Zipfelmütze und darüber den runden Filzhut, in Sammet- oder Lederhose der wettergebräunte Fuhrmann und schwang die gewaltige Peitsche. Sein ständiger Begleiter war der Spitz. Schon früh am Morgen ward aufgebrochen und des Tags sechs bis acht Wegstunden zurückgelegt.

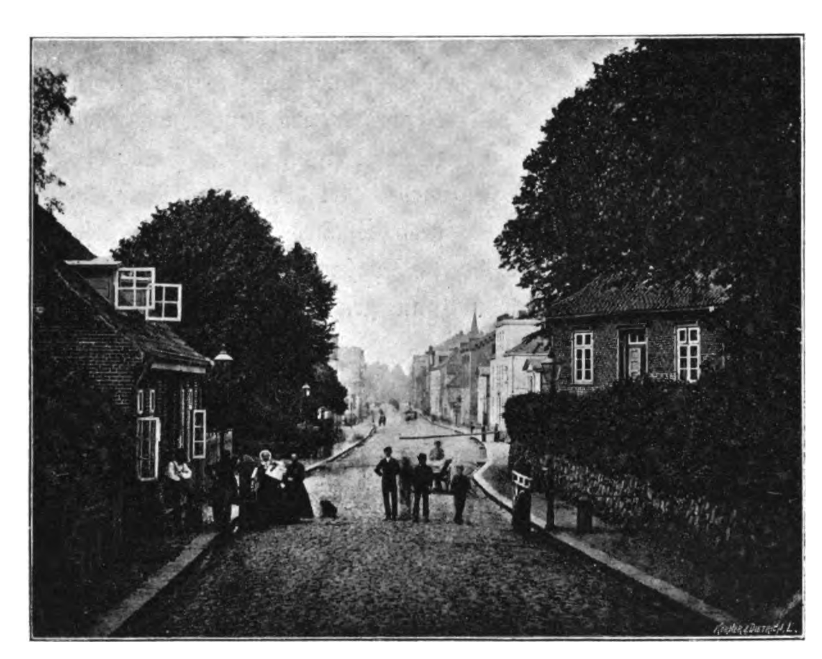
An steilen Stellen der Landstraßen mußte Vorspann genommen werden, der in dem nächsten Dorfe stets bereit stand. Außerdem gab es auch noch kleine einspännige Frachtwagen mit zwei Rädern, die in langen Karawanen auf der Straße einherzogen.

An bestimmten Gasthöfen an der Heerstraße hielten die Wagen an und brachten denselben einen hohen Gewinn. Im allgemeinen waren die Fuhrleute sehr mäßig im Trinken; sie mußten nüchtern bleiben, da die oft sehr schlechten Straßen ihre stete Aufmerksamkeit erforderten. Sie waren



der Typus des guten ehrlichen Deutschen, zwar oft roh und grob, aber ehrlich und treu. Oft wurden den kräftigen Gesellen namhafte bare Summen anvertraut, die sie unter dem Kittel, in der um den Leib geschnallten Geldkatze, trugen.

Das Straßenbauwesen lag bis Ende des vorigen Jahrhunderts überall sehr im Argen; 1787 erhielt Preußen die ersten Chausseen, und ganz allmählich schritt die Wegeverbesserung vor sich; so sind in Pommern erst vor 30 bis 40 Jahren die ersten Chausseen angelegt und sehr viel früher haben noch manch andere deutsche Länder diese Verkehrsverbesserungen nicht erhalten. Napoleon war es, der große geradlinige Straßen in den eroberten Ländern anlegte und sie mit Pappelreihen versah. Die Linden- und Eichenbäume, welche sonst die alten Heerstraßen beschatteten, welche die Wege zu den Herrensitzen des Adels bezeichnet hatten, fielen der Neuerung und der Mode zum Opfer, nicht gerade zur Verbesserung der landschaftlichen Reize.



Das Baumhaus am Sophienblatt.
Nach einer Photographie. Anfang der 70ger Jahre.

Mit der Schaffung und Errichtung guter ebener Landstraßen waren die Frachtfuhrleute durchaus nicht einverstanden. Riehl in seinem vorzüglichen Werke: „Land und Leute" schreibt darüber:

„Als im vorigen Jahrhundert die Kunststraßen aufkamen, schalten die Frachtfuhrleute vom alten Korn darüber, weil nun die Feinheiten ihres Gewerbes, die echten Lehr- und Meistergeheimnisse überflüssig geworden seien. Auf einer schlechten buckeligen Straße voller Löcher und Pfützen zu fahren, das sei noch eine Kunst gewesen, auf einer ebenen Chaussee dagegen könne jeder Schneider ein Fuhrwerk lenken."

Wie gesagt, blieb es im großen und ganzen auch beim Alten; die meisten Landstraßen waren bis im ersten Drittel unseres Jahrhunderts fast unwegsam und die Wagen mußten von drei oder vier Pferden geschleppt werden.

Nachdem die Chaussee erbaut, besserten sich die Verhältnisse und nicht allzu lange mehr währte es, bis der Schienenstrang durch Holstein ging und wenigstens die Personenbeförderung beschleunigte.

Nach Kopenhagen fuhren Packetboote, die allerdings oft recht lange Zeit brauchten, um ihren Bestimmungsort zu erreichen; die Beförderung mit denselben war sehr von Wind und Wetter abhängig.

Paßwesen, Zollrevision und Wegegelder erschwerten und verteuerten das Reisen ungemein und mit Schlagbäumen war jede Landstraße mehr als genug versehen. Bei Kiel fanden sich unter anderen





Propsteier Trachten um 1800.
Nach einem Stich.

Schlagbäume am Lübschen Baum, an der Klinke, an der Holstenbrücke, am Hamburgerbaum, an der Prüne. Wie wenig angenehm es sein mußte, nach kurzer Zeit immer wieder auf ein solches Verkehrshindernis zu stoßen, ist begreiflich, und es ist nur zu leicht möglich, daß die Anekdote auf Wahrheit beruht, die von einem finnischen Schiffer berichtet, der 1819 mit Extrapost von Kiel nach Lübeck fahren wollte und dieselbe bis Ploen vorausbezahlt hatte, beim dreimaligen Abfordern eines Doppelschillings in kurzer Zeit aber die Geduld verlor, beim Lübschen Baum den Wagen zurückschickte und lieber beschloß zu Fuß zu gehen, als ein ganzes Vermögen an Wegesteuer zu bezahlen.

Auch die Paßschererei gehörte nicht zu den Annehmlichkeiten; zwecks Ausstellung eines richtigen Passes mußte man sich auf der Polizei melden, wo derselbe ausgestellt wurde. Auf diesem Paß waren verzeichnet: Alter, Größe, Farbe der Haare, Augenbrauen, Augen, Gesichtsfarbe, Art der Stirn, Nase, des Mundes, des Kinns, des Bartes, des Gesichtes und endlich besondere Kennzeichen. Die eigenhändige Unterschrift wurde unter das Signalement gesetzt. Natürlich war der Paß nur gegen eine bestimmte Gebühr erhältlich und an gewissen Orten wurde er, wiederum gegen Entgelt, polizeilich revidiert.

Auf dem Paß befanden sich verschiedene Bemerkungen, so steht auf einem Hamburger Paß, daß dem betreffenden Reisenden, der sich nach Frankreich begab, die Wiederaufnahme in seine Vaterstadt immer gestattet und nicht verweigert werden soll, und auf einem Kieler Paß aus dem Jahre 1840 für eine Reise nach Kopenhagen, der 38 Reichsbank-Schilling kostete, steht noch: „Wer diesen Paß bey einem längeren Aufenthalte nicht vor der Ablaufszeit erneuert, oder wenn er die Reiseroute verändert, solches nicht anzeichnen läßt, wird nach Vorschrift der Gesetze bestraft.

Niemand darf diesen Paß an einen andern leihen, bey Vermeidung der gesetzlichen Strafe; auch wird der, welcher ihn gebraucht, ohne dazu berechtiget zu seyn, oder ihn verfälscht, mit der in der Verordnung vom 17. April 1811 bestimmten Strafe belegt."



Propsteier zur Kirche reitend, um 1800.
Nach einem Stich von Reiter.

Wagte es gar jemand ohne Paß zu reisen, so riskierte er sofort von der Gensdarmerie verhaftet zu werden.

An jeder Landesgrenze im deutschen Vaterlande und das waren nach 1815 noch viel zu viele, waren vor Einrichtung des Zollvereins, des ersten Verstoßes für eine deutsche Einheit, Zollbarrieren, wo nach Vorzeigung der Pässe eine Durchsuchung nach steuerbaren Gegenständen erfolgte. Wie sehr dies das Reisen erschwerte, kann ein Blick auf eine Landkarte aus damaliger Zeit zeigen, die



uns kennzeichnet, wie zerstückelt manche jetzt gänzlich beseitigte Fürstentümer waren, wie oft von diesem oder jenem Duodezfürstentum, und leider findet sich dies noch jetzt oft, ein Stückchen hier und dort verstreut lag. An diesen Zollschranken herrschte ein rücksichtsloses Vorgehen seitens der Beamten und mit Vorliebe wurde alles durcheinander geworfen, um Schmugglerwaren zu entdecken. Ein anderes Verkehrshemmnis waren die verschiedenen Münzsorten, die im lieben deutschen Vaterlande herrschten, die Mark Courant, die Thaler, Gulden, Reichsbankthaler, Kronenthaler, die überall verschiedenen Kurs hatten, die Schillinge, Bankschillinge, Stüber, Silbergroschen, gute Groschen, Mariengroschen, Kreuzer, Heller, Sechslinge, Pfennige und wie alle die verschiedenen Münzen hießen.

War das Reisen in dieser Hinsicht schon recht erschwert, so kam noch etwas anderes hinzu, was uns kaum mehr glaublich erscheint, die überall herrschende Unsicherheit. Es war daher nur zu natürlich, wenn der Katholik vor Antritt der Reise vorher zur Messe ging und der Evangelische das Abendmahl nahm und gern dasselbe thaten, wenn sie den Ort ihrer Reise glücklich erreicht hatten.

Es ist schon kurz der Cholera Erwähnung gethan, die 1831 auch Holstein heimsuchte. Schon im Juni wurden an der ganzen Küste Quarantäne-Maßregeln für die Küstenpunkte getroffen und am 19. eine eigne Verordnung in Betreff der Seuche erlassen. Mit der Regierung wetteiferte das Sanitätskollegium, Ärzte und Prediger, der Gefahr durch Aufklärung der Bevölkerung zu begegnen, der Besorgnis zu wehren. Am 24. August traf in Kiel*) durch Staffette die Nachricht ein, daß die Cholera bei Freienwalde diesseits des Preußischen Oberkordons, sieben Meilen von Berlin, ausgebrochen sei. Von jetzt an füllten sich alle Vorstellungen nur mit den Bildern der herannahenden Gefahr, alle öffentlichen Blätter mit Nachrichten von angeblichen oder wirklichen Erkrankungsfällen bald hier, bald dort, mit Erörterungen über das Wesen dieser Krankheit und über die Mittel, ihr zu begegnen, die zum Teil in ihrer Abenteuerlichkeit die Größe der allgemeinen Angst bezeichnen. Zu den selbstverständlichen und erprobten gehörte noch immer die militärische Absperrung. Am 12. September rückte auch die Kieler Garnison aus, um an der südlichen Grenze der dänischen Lande einen Kordon zu ziehen; Desinfektions- und Quarantäne-Maßregeln für Passagiere, Sachen und Briefe nahmen ihren Anfang. Die Sperre von Städten und Distrikten, ja von Häusern und Familien, die noch in der Verordnung vom 19. Juni vorgeschrieben war, sollte nach einer neuen Verfügung vom 14. Oktober zwar nunmehr wegfallen, jedoch in Städten wieder eintreten, wenn sich die Krankheit nur an einer einzigen Stelle zeige, an der Thüre des Hauses wie der Stube ein Zettel zur Vorsicht mahnen. Wunderliche Zustände ergaben sich; die Angst führte zu den unsinnigsten Schritten, zu den lächerlichsten Scenen.**)

Im Oktober brach die Cholera in Hamburg aus und die Nachricht davon drang nach Kiel am Haupttage des Michaelimarktes, wodurch sofort eine gänzliche Stockung aller Geschäfte eintrat. Alle Fremden eilten aus der Stadt, und die in Rendsburg garnisonierenden Regimenter Oldenburg und Holstein rückten durch Kiel, um an der Landesgrenze einen Kordon zu bilden. Derselbe zog sich an der ganzen Südgrenze von Lübeck bis Hamburg hin; an den Küsten wurden ähnliche Sicherheitsvorkehrungen getroffen. Bald erwies sich jedoch diese Vorsichtsmaßregel als zwecklos, im Rücken der Truppen brach die Cholera aus und namentlich Itzehoe ward davon heimgesucht. Die Truppen

*) Korrespondenzblatt 1831, S. 304.

**) Jansen, Lornsen.





wurden jetzt zurückgezogen und entlang des Kanals aufgestellt, um das Herzogtum Schleswig zu schützen, Holstein und Kiel blieben sich selbst überlassen. Der Magistrat traf alle möglichen Vorsichtsmaßregeln, um eine Einschleppung der Seuche zu verhindern.

Am 11. Oktober bildete sich ein Gesundheitskomitee, bestehend aus zwanzig angesehenen Bürgern, das mit der unten wiedergegebenen Bekanntmachung vor die Einwohner trat. Ich gebe die Bekanntmachung hier wieder, weil sie auch heute noch Wert besitzt und den besten Beweis dafür giebt, daß auch schon damals Furcht und Angst als hauptsächliche Verbündete der Cholera betrachtet wurden:

Bekanntmachung.

Da die Cholera bereits an die Grenzen unseres Landes vorgedrungen ist, so halten wir es für unsere Pflicht, jetzt unseren Mitbürgern anzuzeigen, welche Maßregeln wir sowohl zur Abwehr, als auch, im schlimmeren Falle, zur Dämpfung dieser Krankheit getroffen haben. Es ist bereits bekannt, daß, nachdem sich zwölf unserer hiesigen praktisierenden Herren Ärzte erboten haben, dem p. t. Herrn Physikus bei der Wahrnehmung der medizinisch-polizeilichen Aufsicht behülflich zu seyn (wobei es Selbstverstand ist, daß niemand dadurch in der Wahl seines Arztes beschränkt werden soll), die ganze Stadt zu dem Ende in sechs Hauptdistrikte, nemlich die eigentliche Stadt in drei, und die Vorstadt ebenfalls in drei Distrikte, abgeteilt ist, so daß jetzt in jedem Distrikte zwei dieser Herren Ärzte nebst zwei Distriktsdeputierten die Aufsicht führen. Zu ihrer Unterstützung sind in der vorigen Woche von sämtlichen Hausbesitzern Distriktskommissäre und deren Adjunkten gewählt worden, und ist aus der hierbei folgenden Übersicht die Verteilung des ganzen Gesundheitspersonals in den verschiedenen Distrikten zu ersehen.

Wenn wir uns nun den besten Erfolg von dieser Einrichtung versprechen, so bauen wir dabei hauptsächlich auf den Eifer, die Wachsamkeit und die Umsicht der Distriktskommissäre, und hoffen und erwarten zuversichtlich, daß jeder unserer Mitbürger ihnen bei der Ausübung ihrer Geschäfte mit der Bereitwilligkeit und Aufrichtigkeit entgegenkommen werde, welche die Wichtigkeit dieser gemeinsamen Angelegenheit erheischt.

Außerdem ist eine eigene Krankenhauskommission, bestehend aus dem p. t. Physikus Professor Dr. Ritter, den Senatoren Witthöfft und Langbehn, den deputierten Bürgern Petersen, Arp, Delfs, Lange, Thomsen und Bargum, angeordnet, und werden diese dafür sorgen, daß jeder Cholerakranke, welcher in das dazu eingeräumte Militärkrankenhaus aufgenommen zu werden wünscht, dort eine reinliche Krankenstube, wozu alle Vorkehrungen schon getroffen sind, vorfinde, so wie wir auch für passende Wohnungen, in welchen die Genesenden ihre völlige Herstellung abwarten können, Sorge tragen werden.

Da es nun bekannt ist, daß diese Krankheit bei weitem nicht mehr so um sich greifend ist, wie sie in früheren Jahren in heißeren Klimaten und in weniger kultivierten Ländern gewesen ist, daß sie selbst nicht einmal so viele Opfer mehr fordere als manche andere Krankheit, die wir schon aus eigener Erfahrung kennen gelernt und glücklich überstanden haben; daß endlich, wenn diese Krankheit überhaupt ansteckend ist, sie hauptsächlich den Befangenen und Furchtsamen gefährlich wird, so glauben wir die Versicherung aussprechen zu dürfen, daß wenn wir die Regeln einer vernünftigen



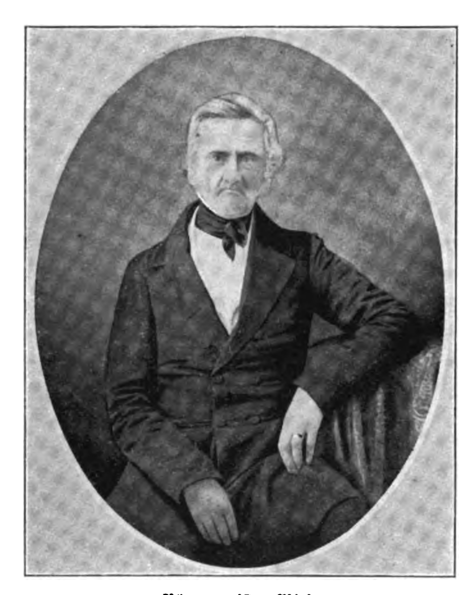
Vorsicht beobachten, und uns hüten, uns einer übertriebenen und schädlichen Furcht hinzugeben, das Übel bei uns nicht so arg werden wird, als der Ruf es gemacht hat.

Kiel, den 11. Oktober 1831.

Das Gesundheitskomitee.

Wiese, Ritter, Pfaff, Hegewisch, Schröder, Wittrock, Witthöfft, Langbehn, Hansen, Faesch, Bargum, Eilers, Jaspersen, Lange, Lier, Lorentzen, Schultz, Thomsen, Walsleben, Wistinghausen.

Wie aus diesem Aufruf hervorgeht, ward das damalige, einsam gelegene Militärkrankenhaus, das jetzige Schulhaus in der Friedrichsstraße, zur Aufnahme der Cholerakranken eingerichtet; die Häuser, in denen Fälle vorkommen würden, sollten von Bürgern bewacht werden, die zu diesem Zwecke mit den sogenannten Spontons bewaffnet wurden. Diese Spontons, welche sich jetzt nur noch selten finden, stammten aus der russischen Zeit und wurden später zu dem Vogelschießen der Kinder verwandt.



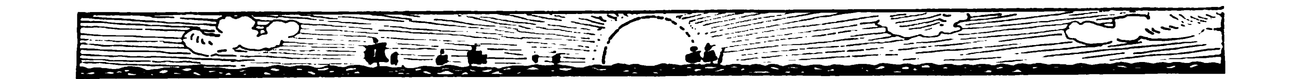
Bürgermeister Wiese.
Nach einer Photographie.

Nach außen waren strenge Absperrungsmaßregeln vorgesehen; die damals Diederichsensche Ölmühle, die jetzige Holsatiabrauerei am Sophienblatt, war als Quarantänelokal eingerichtet. Ein hoher Erdwall und eine Planke war dort aufgeführt, und jeder, der von Süden kam, ward aufgehalten und mußte ins Quarantänehaus wandern. Im Innern desselben waren alle diejenigen Einrichtungen getroffen, welche man zur Sicherung gegen die Übertragung des Choleragiftes durch Menschen und Sachen damals für erforderlich hielt. Ganz besonderes Gewicht legte man darauf, durch Ausräuchern alles Verdächtige zu desinfizieren, was u. a. auch mit den aus ansteckenden Orten kommenden Briefen geschah, welche durchlöchert und dann dem Räucherprozeß ausgesetzt wurden. Selbstverständlich litt der Verkehr sehr darunter, aber die Sperre wurde sehr ernst gehandhabt und war an der Wasserseite nicht minder streng, als an der Landseite. Am Schuhmacherthor beim Fischerleger war gleichfalls eine hohe Abzäunung errichtet und ein schmaler Ausgang mußte von denen, die von der anderen Hafenseite kamen, passiert werden. An anderen Stellen des Ufers war das Anlegen streng untersagt; Schiffen aus anderen Häfen der Ostsee ward erst nach Verlauf der vorgeschriebenen Quarantäne die Löschung der Waren und das Landen der Besatzung gestattet.

Gott sei Dank waren damals all' diese Vorkehrungen überflüssig gewesen, Kiel blieb, einzelne zweifelhafte Fälle ausgenommen, von der schrecklichen Seuche vollkommen verschont.

Nach und nach schränkte man daher die Absperrungsmaßregeln ein, das Gesundheitskomitee blieb jedoch noch einige Jahre bestehen, ohne indeß in Thätigkeit zu treten. Erst zur Zeit des Krieges kamen neue Cholerafälle vor, und namentlich im Spätsommer 1850 trat die Krankheit wieder in Kiel auf.

Als Bürgermeister stand von 1816—34 der Jurist Theodor Friedrich Wiese der Stadt vor. Geboren in Kiel am 20. Februar 1788 als Sohn des Kanzleirats und Regierungssekretärs Wiese in Glückstadt, verlor er früh den Vater und erhielt einen Stiefvater in dem früher erwähnten Professor



Heinrich Müller. Nach 1806 bestandenem glänzenden juristischen Examen, trat er in die schleswig-holstein-lauenburgische Kanzlei und ward 1811 Komptoirchef und Kanzleirat. Er wurde 1815 in Kiel zum Syndikus, 1816 zum Bürgermeister gewählt und erhielt 1825 den Charakter als Justizrat, 1831 als Etatsrat. Bei Errichtung des Oberappellationsgerichts in Kiel 1834 wurde er zum Rat in demselben ernannt und gehörte demselben bis 1853 an. Von 1834—1846 war er Abgeordneter für den Preetzer Wahlbezirk zur holsteinischen Ständeversammlung. Er starb 1857 zu Wiesbaden. Sein Nachfolger war Etatsrat Sven Hans Jensen, einer der bedeutendsten Bürgermeister, die Kiel besessen. Sein Wirken ist noch jetzt zu spüren und mit Recht konnte die am Bahnhof belegene Straße auf seinen Namen getauft werden, da seinen Bemühungen es vor allem mit zu danken war, daß die Bahn zur Ausführung gelangte.



Bürgermeister Jensen. Nach einem Steindrucke.

Jensen ward am 1. Dezember 1795 zu Keitum auf Sylt geboren. Vater und Großvater starben früh, der Knabe wuchs unter der Obhut seiner Mutter heran. Vom dritten Lebensjahr an bis zur Konfirmation besuchte er die Dorfschule, lernte daselbst Lesen, Religion, Schreiben und Rechnen und privatim beim Lehrer etwas Lateinisch und Griechisch. 1814 ging er zur See und machte bis 1820 alle Grade des Seemanns bis zum Steuermann durch, nachdem er 1818 bereits das Steuermannsexamen in Kopenhagen bestanden hatte. 1820 entschloß er sich, vornehmlich auf Anraten seines Freundes Lornsen, die Universität zu besuchen. Von Herbst 1820 an besuchte er die Landesuniversität und hörte an derselben Kollegien über Mathematik und Physik, Jurisprudenz und Geschichte, Philologie und theologische Dogmatik, Logik und Philosophie. Er setzte das Studium in Bonn und Göttingen fort und meldete sich 1824 zum juristischen Examen auf Gottorf. Nach gut bestandenem Examen trat er bei der schleswig-holstein-lauenburgschen Kanzlei in Kopenhagen ein, war dort erst Volontär, dann Kanzlist und schließlich Komptoirchef. 1830 ward er mit der Einführung einer neu ermittelten Schiffsmessungsmethode im Herzogtum Holstein und an der Westküste Schleswigs beauftragt. Später ward er Assessor und Kammersekretär im Generalzollkammer- und Kommerzkollegium und wirkte als solcher insbesondere als Mitarbeiter bei der Ausarbeitung der neuen Zollgesetzgebung.

1834 ward er zum Bürgermeister von Kiel gewählt und bestätigt, jedoch unter der Bedingung, daß er vorläufig noch seine Arbeiten in Kopenhagen beendige und die neue Zollgesetzgebung in den Ständeversammlungen vortrüge. 1835 ward er in sein Amt als Bürgermeister eingeführt, bald darauf jedoch wieder nach Kopenhagen berufen, um das neue Zollgesetz fertigzustellen.

1837 kehrte er endgültig nach Kiel zurück und widmete sich nun mit ganzem Eifer seinem



Amt. Er verstand es, für eine wohlgeordnete Kommunalverwaltung Sinn und Interesse zu erwecken und gab 1838 seine Schrift über die ökonomische Verwaltung der Stadt Kiel, 1839 eine Arbeit über ein verbessertes Kataster der Stadt Kiel heraus. Wie er selbst in seiner Selbstbiographie schreibt, war der Erfolg dieser Bestrebungen überraschend. Die ganze komplizierte Verwaltung der Stadt war seit seiner Bürgermeisterschaft Ein Geist und Eine Seele und noch nie ist wohl, wie er schreibt, eine einmütigere, allen Vorschlägen des Magistrats geneigtere Bürgerschaft gefunden worden, als die Bürgerschaft der Stadt Kiel während der Verwaltung Jensens. Es ward auch manches besser und der Standpunkt der kommunalen Verwaltung ward höher gerückt, aber die Vorschläge für die Verwaltung der Stadt fanden keinen Anklang bei der Regierung und dieser Mißerfolg, sowie seine geschwächte Gesundheit zwangen ihn, sein Amt niederzulegen zum Bedauern und Schmerz seiner Mitbürger, die ihm zeitlebens dankbar blieben für die meisterhafte und musterhafte Verwaltung der Stadt. Er übernahm die Landvogtei seiner Heimatinsel und wirkte dort segensreich bis zu seinem am 6. März 1855 erfolgten Tode. 1848 war er noch einmal an die Öffentlichkeit getreten; die Stadt Kiel wählte ihn zum Abgeordneten für die schleswig-holsteinische Landesversammlung und vom Herbst 1848 bis August 1849 verwaltete er das Departement der Finanzen. Als die Erhebung geendigt, kehrte er, ein kranker Mann, nach Sylt in sein Amt zurück, wo er die letzten Jahre seines Lebens einsam, mißmutig in andauernder Kränklichkeit verbrachte.



Senator Lorentzen.
Nach einer Kreidezeichnung im Besitze der Familie.

Kiel verdankt ihm sehr viel; wie schon berichtet, verstand er es, brauchbare Kräfte heranzubilden und dem Wohl der Stadt dienstbar zu machen. Gelehrte Senatoren in diesem Zeitraum von 1815—1844 waren der schon erwähnte Karl Ferdinand Veltheim, 1775 geboren, gestorben 1853; Senator von 1805—1830; Witthöfft Senator von 1817—1834; Dreyer von 1815—1816, welche uns beide noch weiter unten beschäftigen werden, Karsten Haack, geboren 1784, gestorben 1859, Senator von 1830—1853 und Johann Witt Karstens, geboren 1790, gestorben 1852, Senator von 1836—1862.

Bürgerliche Senatoren waren außer den früher erwähnten Tamsen und Thomsen, von 1818—1842 Johann Friedrich Langbehn (geboren 1762, gestorben 1843); 1827—1838 Hans Christoph Georg Müller (geboren 1787, gestorben 1859) und 1838—1851 Jakob Friedrich Nikolaus Lorentzen.

Der Letzte war einer der eifrigsten Mitarbeiter von Jensen; ihm gebührt das große Verdienst, die Straßenpflasterung energisch gefördert und für die Verschönerung der Stadt emsig thätig gewesen zu sein.

Jakob Friedrich Nikolaus Lorentzen, im Volksmunde Senator Kopfstein genannt, war am 25. August 1782 in Kiel als Sohn des Tabaksfabrikanten Nikolaus H. S. Lorentzen geboren. Er studierte zuerst Theologie, dann Jura und Philosophie, ohne jedoch Examen zu machen, ward später Landmann und besaß von 1804—1818 das Gut Kasmark in Schwansen. In der Folge war er Besitzer





Syndikus Witthöfft.
Nach einem Ölgemälde.

einer Landstelle bei Kiel und übernahm 1828 nach dem Tode seines älteren Bruders das väterliche Geschäft in Kiel. Hier ward er bereits 1830 Mitglied des 32er, 1832 Mitglied des 16ner Kollegiums und wurde 1838 zum Senator erwählt. 1834 ward er von dem 12. städtischen Wahlkreis in die Stände-Versammlung gewählt. Am 4. Februar 1851 starb er.

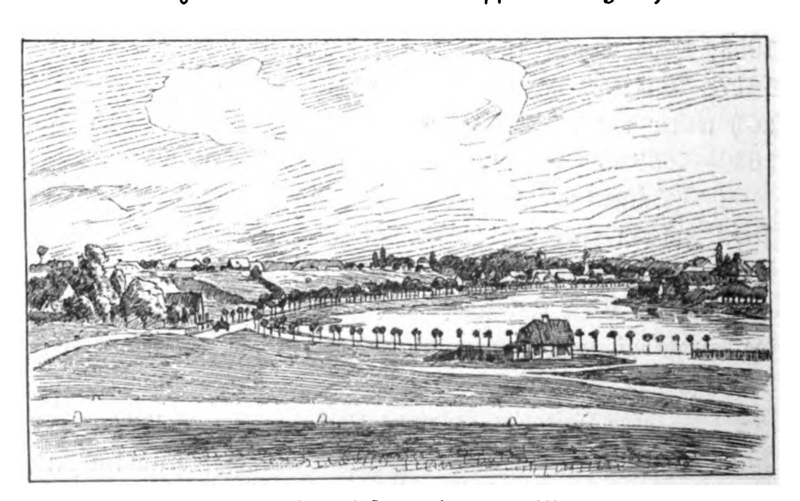
Jensen und er veranlaßten besonders 1842 den Ankauf der Damperhofländereien durch die Stadt, Lorentzens Werk ist die Verwertung derselben, 1847 ward mit der Auslegung der Straßen auf dem Terrain begonnen und 1848 die Straße um den kleinen Kiel angelegt, die seinen Namen trägt. Große Verdienste erwarb er sich durch das energische Eintreten für die Verbesserung des Pflasters in Kiel. Die Hauptstraßen erhielten Kopfsteinpflaster, die Trottoirs wurden verbessert, und steinerne Gossen angelegt. Der Exerzierplatz ward erhöht und verbessert, die Sandkuhle geebnet und vor allem die Kuhberge abgegraben und gepflastert. Lorentzen ging hierbei sehr energisch zu Werke, an späterer Stelle wird noch der aus Anlaß dieser Pflasterung entstandene Fall Bliedung behandelt werden.

Das Düsternbrooker Viertel verdankt ihm einige seiner schönsten Gärten und Wege. Er erwarb das Moldenhauersche Gewese in der Brunswick und legte auf den dazu gehörigen großen Koppeln, dem jetzigen Terrain der akademischen Heilanstalten, des botanischen Gartens, des Schwanenweges nebst benachbarten Gärten schöne Anlagen an, die dem Publikum geöffnet waren.

Syndici waren in diesem Zeitraum die schon als gelehrte Senatoren erwähnten Dreyer und Witthöfft, von 1842—1843 Preußer, von 1843—1844 Balemann, der nach Jensens Abgang Bürgermeister wurde.

August Friedrich Wilhelm Dreyer, geboren 1771, gestorben 1862, ward 1809 Aktuar in Kiel, 1815 Senator, 1816 Syndikus. 1834 ward er zum Rat am neuen Oberappellationsgericht ernannt.

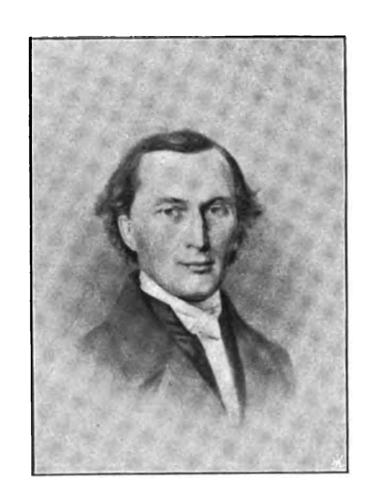
Friedrich Markus Paul Witthöfft, geboren 10. Febr. 1784 in der Brunswick, gestorben 1840 ward nach bestandenem Examen Advokat in Kiel, 1817 Senator, 1834 Syndikus, 1835 erhielt er den Titel Justizrat. Witthöfft war ein Mann von hervorragenden geistigen Fähigkeiten, einer reichen wissenschaftlichen Ausbildung und von großen und umfassenden Kenntnissen. In seinem Amte als Syndikus bewährte Witthöfft sich als ein bewährter Jurist. Besonders verdient machte er sich auch um



Kleiner Kiel und Lorentzendamm um 1850.
Nach einer Zeichnung.



das Armenwesen und stand der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde mehrfach als Wortführer vor. Als Wortführer der Gesellschaft hielt er die Rede, die seine litterarische Fehde mit Klaus Harms in den Jahren 1819 und 1820 hervorrufen sollte.



Heinrich August Mau, geb. 1806, gest. 1850. 1834 Privatdocent, 1836 außerordentl., 1839—50 ordentl. Professor in Kiel. Nach einer Photographie.

Alexander Friedrich Wilhelm Preußer war 1799 zu Garding geboren. Nach bestandenem Examen (I. Charakter) wurde er 1825 Untergerichtsadvokat in Kiel und 1833 Obergerichtsadvokat. Von 1837—1842 war er in der Generalzollkammer zu Kopenhagen thätig zwecks Mithülfe bei der Gesetzgebung für die Umgestaltung des Zollwesens. Nach Kiel zurückgekehrt, ward er 1842 zum Syndikus erwählt, bekleidete das Amt jedoch nur bis 1843, wo er zum Oberappelationsgerichtsrat ernannt wurde. 1856 durch dänische Willkür wider seinen Willen pensioniert, blieb er bis 1864 ohne Amt und ward dann von der obersten Civilbehörde zum Präsidenten des Appellationsgericht in Flensburg ernannt. Bei Auflösung dieses Gerichts 1867 trat er in den Ruhestand und kehrte nach Kiel zurück, wo er 1885 starb, bis in sein hohes Alter in hervorragender Weise fachwissenschaftlich thätig. Die Hochschule erlebte in jenem Zeitraum eine Periode des Aufschwungs, hervorragende Lehrer zogen eine große Anzahl Schüler herbei. Neben den schon geschilderten Größen wie Dahlmann, Falck, Reinhold, Pfaff, Heinrich, Welker, Twesten, waren es von den Theologen der alte Eckermann (1782—1837), Kleuker (1798 bis 1827), Francke (1810 bis 1840), Köster (1822—1839), Pelt (1835—1852), Mau (1839 bis 1850), und Dorner (1839 bis 1843). — Unter den Juristen, die besondere Bedeutung erlangt haben, waren es neben den erwähnten, vor allem in den zwanziger und dreißiger Jahren, Markus Tönsen, Heinrich Rudolf Brinkmann, Johann Friedrich Kierulff und Georg Christian Burchardi.



Syndikus Preußer. Nach einer Photographie.

Der erste, 1772 zu Kius in Angeln geboren, war ursprünglich Theologe und als solcher 1796—1797 Prediger der deutschen Gemeinde in Dublin. Er entschloß sich, darauf Rechtswissenschaft zu studieren, war von 1799 bis 1801 Student der Rechte in Kiel, und bestand 1801 das Examen mit dem I. Charakter. 1802 ward er Untergerichtsadvokat, 1804 Universitätssyndikus, 1805 Obergerichtsadvokat und



Heinrich Rudolf Brinkmann, geb. 1789, gest. 1878. 1819—34 Professor in Kiel. 1834—55 Oberappellationsgerichtsrat. Nach einer Photographie.




Georg Christian Burchhardi.
Geb. 1795, gestorben 1882. Professor in Kiel 1822—45.
Nach einer Photographie.

Hardesvogt der Tondern- und Hoyerharde. 1816 ward er ordentlicher Professor der Rechte an der Universität Kiel; er las über Privatrecht und Prozeß, ward 1841 Etatsrat, ließ sich 1850 pensionieren und starb hochbetagt am 11. Juli 1861.

Heinrich Rudolph Brinkmann, geboren am 3. Januar 1789 in Osterode, studierte in Göttingen, wurde 1812 Dr. jur. und Privatdocent daselbst, bekleidete gleichzeitig eine Advokatur und war Procureur bei dem westfälischen Distriktsgericht in Göttingen und Assessor des westfälischen Kriminalhofes 1814; wurde Advokat beim Oberappellationsgericht in Celle, 1815 kaiserlicher und Hannoverscher Notar; 1817 außerordentlicher aber stimmführender Beisitzer des Spruchkollegiums in Göttingen, 1819 als außerordentlicher Professor der Rechte und ordentlicher Beisitzer des Spruchkollegiums nach Kiel berufen, war er von 1822—1834 ordentlicher Professor der Rechte daselbst und ward 1834 Rat im neuerrichteten Oberappellationsgericht. 1855 ward er wider Willen von der dänischen Regierung entlassen. Er starb im hohen Alter 1878 zu Kiel. Seine Mußezeit benutzte er zu vielfachen litterarischen Arbeiten, teils juristischer, teils kulturgeschichtlicher Art, seine Schilderungen aus dem deutschen Rechtsleben früherer Zeit verdienten größere Beachtung.


Friedrich Weber, geb. 1781, gest. 1823.
Professor in Kiel 1805—23.
Nach einem Steindrucke.

Johann Friedrich Kierulff, 1807 zu Schleswig geboren, studierte die Rechte in Kiel und München unter Leitung von Falck, Burchardi, Dahlmann, Schelling, wurde 1831 in Kiel Dr jur., 1834 außerordentlicher, 1839 ordentlicher Professor der Rechte in Kiel, ging 1842 als Professor der Rechte nach Rostock und ward später Präsident des Oberappellationsgerichtes der vier freien Städte in Lübeck, trat 1879 in den Ruhestand und starb hochbetagt 1880.


Adolf Friedrich Lüders.
Geb. 1791, gest. 1831, Professor in Kiel 1814—31.
Nach einem Steindruck.

Auch Georg Christian Burchardi hat nur zeitweilig der Hochschule angehört und ist später Rat im Oberappellationsgericht geworden. Seine Wirksamkeit war eine vielseitigere, für Stadt und Land bedeutsamere. Am 23. Oktober 1795 als Sohn des Propsten Christian August Burchardi zu Ketting auf Alsen geboren, ward er durch den Vater für die Universität vorbereitet und studierte von Ostern 1814 bis Michaelis 1815 in Kiel, dann bis Michaelis 1816 in Berlin, bis Ostern 1817 in Göttingen und wieder in Kiel bis Michaelis 1818 die Rechte, erhielt im Examen zu Gottorf den I. Charakter und erwarb sich 1819 zu Kiel den

Doktorhut. Ostern 1819 ward er Privatdocent, vom September desselben Jahres außerordentlicher Professor der Rechte, 1821 ordentlicher Professor in Bonn. Als solcher übernahm er die Verteidigung für E. M. Arndt in der großen aus politischen Gründen gegen ihn geführten Untersuchung. Herbst 1822 folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor des römischen Rechts nach Kiel, wo er eine rege Thätigkeit entwickelte. 1836 wurde er mit Falck außerordentliches Mitglied des Oberappellationsgerichtes, 1838—1844 ward er Abgeordneter der Universität für die holsteinische Ständeversammlung. 1845 legte er seine Professur nieder und ward zum Rat des Oberappellationsgerichts ernannt. 1848 war er Abgeordneter für Kiel für die vereinigte schleswig-holsteinische Ständeversammlung in Rendsburg. Nach der Erhebung war er 1853 wiederum Abgeordneter für Kiel zur holsteinischen Ständeversammlung und Präsident dieser Körperschaft, 1854—1861 auch Mitglied des Reichsrats für den dänischen Gesamtstaat. 1867 trat er aus dem Oberappellationsgericht in den Ruhestand und starb nach einem an Thätigkeit reichen Leben am 16. Juli 1882 zu Kiel.



Georg Heinrich Ritter, geb. 1786, gest. 1855.
1819 Privatdocent, 1826 außerordentl.,
1829—54 ordentl. Professor.
Nach einem Pastellbild im Besitz der Familie.

In der medizinischen Fakultät, die sich ja erst seit dem ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts eines Aufschwungs zu erfreuen hatte, waren bis in die 30er Jahre noch vielfach die schon früher erwähnten Lehrer Joh. Bernh. Fischer, Chr. Heinr. Pfaff, Chr. Rud. Wilh. Wiedemann. Des jungen Friedr. Weber, der nach einer glänzenden Laufbahn bereits 1823 starb, ist gleichfalls schon Erwähnung gethan. Die Gründer und Direktoren des neu errichteten Friedrichshospitals: Brandis, Deckmann, Günther, werden an anderer Stelle Beachtung finden. Zu ihnen traten in den 20er Jahren noch Adolf Friedrich Lüders (geboren 1791, gestorben 1831) von 1824—1831 ordentlicher Professor der Medizin und Direktor des akademischen Krankenhauses; Georg Heinrich Ritter (geboren 1786, gestorben 1855), von 1819 an Dr. med. in Kiel, Privatdocent und praktischer Arzt, 1823 Vorsteher des Vaccinationsinstituts, seit 1826 außerordentlicher, seit 1829 ordentlicher Professor der Physiologie, allgem. Pathologie und Diätetik, 1845 Etatsrat. Ende 1854 pensionirt, starb er am 19 August 1855.



Georg Wilhelm Nitzsch, geb. 1790, gest. 1861.
1827—52 Professor in Kiel.
Nach einem Steindruck.

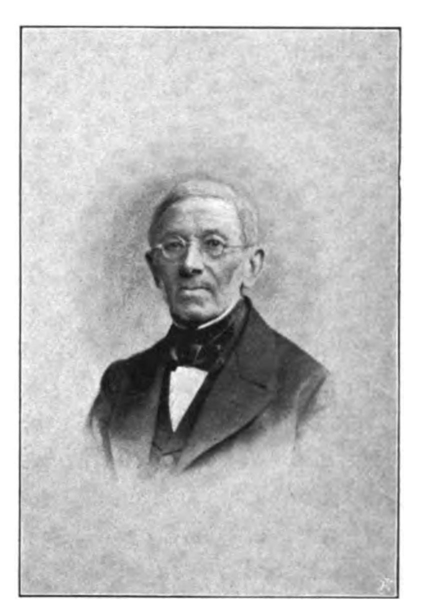
Der Nachfolger von Lüders war Andreas Ludwig Adolf Meyn (geboren 1786, gestorben 1859). Von 1808—1810 Landschaftsarzt auf Föhr, ward er in letzterem Jahre Physikus in der Herrschaft Pinneberg und der Grafschaft Ranzau. 1833 erhielt er den Ruf als ordentlicher Professor der Pathologie und Direktor des klinischen Instituts an Lüders Stelle nach Kiel, später



war er Leibarzt des Herzogs Karl von Glücksburg und ward 1847 Etatsrat. 1851 ward er unter Entbindung von seinen bisherigen Ämtern Professor der praktischen Medizin und Direktor des Sanitätskollegiums, 1852 traf ihn mit anderen Kollegen das Schicksal von der dänischen Regierung entlassen zu werden. Er starb am 15. November 1859.

In seiner Stellung sorgte er dafür, daß die Physikatsgeschäfte der Stadt Kiel, sowie der Ämter Kiel, Kronshagen, Bordesholm durch einen besonderen Physikus versehen wurden, sowie daß dem Krankenhause seitens des Apothekers Schübeler in Kellinghusen ein Legat von 20,000 Rthlr. vermacht wurde, gleichzeitig war er sehr thätig für Verbesserung des Medizinalwesens.

In der philosophischen Fakultät begegnen wir gleichfalls Namen von gutem Klang unter den Professoren jener Zeit. Außer Heinrich, Hanssen, Michelsen, Niemann, Reinhold und Wachsmuth sind es unter anderen der Professor der Astronomie und Philosophie Joh. Erich von Berger (1814—1833); der Philosoph August Heinrich Rittter (1833—1837) und vor allem der Professor der Philologie Nitzsch; der Professor der orientalischen Sprachen Justus Olshausen und der Professor der Mathematik und Astronomie Heinrich Ferdinand Scherk.


Justus Olshausen, geb. 1800, gest. 1882.
1823—52 Professor in Kiel. Nach einer Photographie.

Gregor Wilhelm Nitzsch 1790 in Wittenberg geboren, ward 1827 als ordentlicher Professor der Philologie und Beredsamkeit und Direktor des philologischen Seminars nach Kiel berufen. 1834 ward er außerordentliches Mitglied der schleswig-holsteinischen Regierung zum Behuf der Aufsicht über die Gelehrtenschulen der Herzogtümer, 1836 erhielt er den Danebrogorden.

Auch Nitzsch gehörte zu den Professoren, die 1852 von der dänischen Regierung entlassen wurden und anderweitig ihr Brot finden mußten. Sein Heimatland nahm ihn auf, 1852 ward er ordentlicher Professor der Philologie in Leipzig und starb daselbst am 22. Juli 1861. Seine beiden Kollegen von der philosophischen Fakultät, Scherk und Olshausen, teilten mit ihm das gleiche Schicksal.

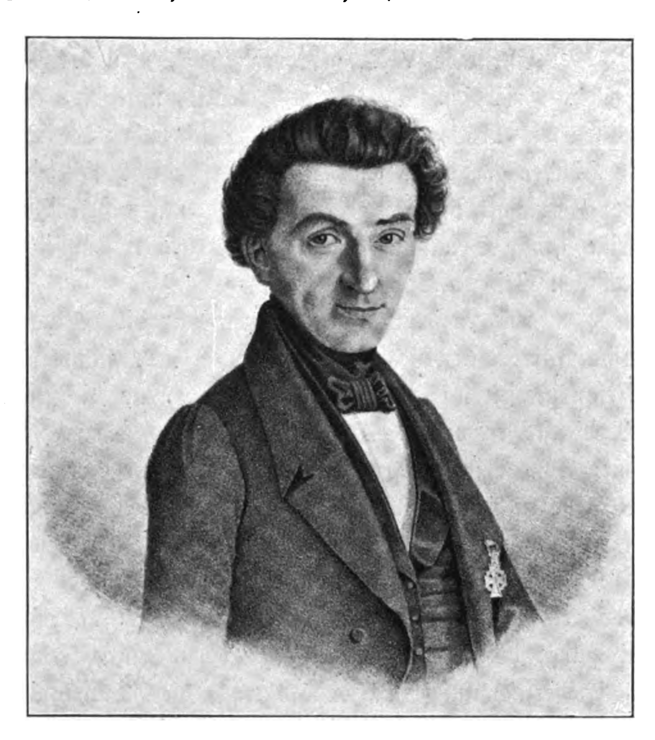
Heinrich Ferdinand Scherk, geboren 1798 in Posen, gestorben 1885, ward 1833 als ordentlicher Professor der Mathematik und Astronomie nach Kiel berufen, während der provisorischen Regierung war er Mitdirektor der schleswig-holsteinischen Seekadettenschule. Nach seiner Entlassung begann für ihn ein entsagungsreiches Wanderleben, als Lehrer an verschiedenen Schulen mußte er sich durchschlagen, bis er 1863 endlich eine feste Stellung als ordentlicher Lehrer an der Hauptschule in Bremen erhielt.

Als eine Zierde seiner Wissenschaft wird stets Justus Olshausen gelten. Am 9. Mai 1800 zu Hohenfelde als Sohn des Pastors Dr. Detlev Johann Wilhelm Olshausen geboren 1766 (1801 Hauptprediger in Glückstadt; 1815 Konsistorialrat und Superintendent in Eutin, gestorben 1823), erhielt er seine Vorbildung unter beständiger Mitwirkung seines Vaters auf den Schulen zu Glückstadt und Eutin. Von 1816 besuchte er bis 1819 die Universität Kiel, dann von 1819—1820 die



Universität Berlin und schließlich von 1820—1823 die Pariser Universität. 18. Oktober 1823 erwarb er sich in Kiel die Doktorwürde, ward am 4. November desselben Jahres außerordentlicher, am 26. Januar 1830 ordentlicher Professor der morgenländischen Sprachen in Kiel; 1840 ward ihm der Danebrog verliehen, 1841 ward er nach Kopenhagen berufen, um dort mit Rumohr und Werlauff eine Kommission zu bilden, die eine historisch-kritische Revision der Handschriften der dortigen großen Königlichen Bibliothek vornehmen sollte. 1848 ward er Kurator der Universität, 1850 Ehrenbürger von Kiel. Juni 1852 von der dänischen Regierung entlassen, erhielt er ein Jahr später die Stelle eines Professors und Oberbibliothekars in Königsberg, 1858 ward er als Geheimer Regierungsrat ins Kultusministerium nach Berlin berufen und bekleidete diesen Posten, zuletzt mit dem Titel eines Geheimen Oberregierungsrats. 1873 trat er in den Ruhestand. Er starb zu Berlin am 28. Dezember 1882.

Die Gedächtnisrede von E. Schrader in der Akademie der Wissenschaften auf ihn schließt mit den Worten: „Wir sehen hier die Verkörperung eines selbstlos arbeitenden, nur die Wahrheit suchenden und auf jeden Scheinerfolg im voraus verzichtenden — deutschen Gelehrten."



Heinrich Ferdinand Scherk, geb. 1798, gest. 1885. 1833—52 Professor in Kiel. Nach einem Steindruck.

Neben diesen ordentlichen Professoren findet sich eine große Zahl solcher, die in jenem Zeitraum noch außerordentliche Professoren und Privatdozenten waren. Gerade unter diesen sind manche, die neben einigen der oben aufgeführten Professoren eine Hauptrolle in jener Vorbereitungszeit spielten und die in der Zeit des Gärens und Kampfes große Bedeutung für Stadt und Land errangen. Da sind die Dänen Heiberg, Paulsen und Flor, von denen vor allem die beiden letzteren ganz im Sinne der dänischen Propaganda wirkten und eifrige Förderer der „Danewirke" waren, dann Joh. Christiansen (geb. 1809, gestorben 1854), 1834 Privatdocent, 1843 außerordentlicher, 1844 ordentlicher Professor des römischen Rechts; Behn, Michaelis, Droysen, Forchhammer und Nolte.

Es war eine nicht ganz unwahre Behauptung Kopenhagener Kreise, daß die Professoren und vor allem die Advokaten in Kiel den Ton angaben und Verschwörungen anzettelten oder vorbereiteten. Es ist richtig, die große Masse des Volkes war verhältnismäßig noch stumpf gegen die immer kecker werdenden Danisierungsbestrebungen der Regierung, Kiel als geistiger Mittelpunkt des Landes mußte naturgemäß den Herd der Bewegung bilden und nicht nur in den Kreisen der Gebildeten, sondern auch in allen Kreisen der Bevölkerung mußte hier frühzeitig durch gesinnungstüchtige Männer, die von hoch und gering geachtet und volkstümlich waren, geschürt, eine Kenntnis der politischen Ver-



hältnisse und Fragen platzgreifen, die der großen Menge der übrigen Bevölkerung nur allmählich zu teil wurde.

Waren diese ganzen Verhältnisse einer Diskussion zu Friedrich VI. Zeit nur selten unterzogen, so geschah dies vielfach noch mit Rücksicht auf den greisen Monarchen, den man trotz seiner Fehler liebte und verehrte und von dem viele bei der Nachricht seines Todes sagten: „So einen guten König kriegen wir nicht wieder."

Unter seinem Nachfolger Christian VIII. traten die mühsam verhaltenen nationalen Wünsche sofort kräftig hervor.

Christian VIII., geboren 1786, war der Sohn des Stiefbruders Christian VII., des Erbprinzen Friedrich. Der Prinz Friedrich und seine ehrgeizige Mutter, die ränkelustige Juliane Marie hatten bis 1784, anstatt des geistesschwachen Königs Christian VII., die gesamte Regierungsgewalt in Händen gehabt, in jenem Jahre bemächtigte sich jedoch der Kronprinz, nachmals König Friedrich VI., der Herrschaft, verdrängte seinen Onkel und dessen Mutter und führte fortan als Regent die Regierung. Eine große Spannung zwischen den beiden Familien war die Folge, eine Spannung, die sich auch auf den Prinzen Christian übertrug.

Die Erziehung des Prinzen war die denkbar sorgfältigste, schon frühzeitig wurde in ihm der Sinn für Naturwissenschaft und Kunst geweckt, und während seines ganzen Lebens ist der Fürst diesen Neigungen treu geblieben und hat sich um die Pflege und Förderung der bildenden Künste große Verdienste erworben. 1806 vermählte er sich mit der Prinzessin Charlotte Friederike von Mecklenburg-Schwerin, die ihm 1808 einen Sohn, den nachmaligen König Friedrich VII. gebar. 1809 ward die Ehe geschieden und die Prinzessin verließ Kopenhagen.

In einer für Dänemark schweren Zeit ward Prinz Christian 1813 zum Statthalter in Norwegen ernannt. Er war dort entschieden populär und trug sich mit dem Gedanken, sich zum König von Norwegen wählen zu lassen, da Friedrich VI. Norwegen an Schweden abgetreten hatte, eine Vereinigung, die in Norwegen noch unsympathischer war, als die Zugehörigkeit zu Dänemark. Auf der Reichsversammlung in Eidsvold ward die Unabhängigkeit Norwegens beschlossen und Prinz Christian, nachdem er den Eid auf die sehr freisinnige Verfassung geleistet, am 19. Mai 1814, zum König gewählt. Nicht lange bekleidete er diese hohe Würde, schon am 14. August mußte er, bedrängt von Bernadotte, bedroht von den Großmächten und von Dänemark, mit Schweden den Waffenstillstand von Moß schließen und am 10. Oktober das Land verlassen. Aus einem König ward wieder ein dänischer Erbprinz; war es ihm nicht vergönnt, sein Glück als König zu machen, so blühte ihm doch ein anderes Glück, am 22. Mai 1815 vermählte er sich mit der Prinzessin Karoline Amalie von Augustenburg, sich dadurch ein Glück schaffend, das nicht nur ihm, sondern auch dem dänischen Volke zum größten Wohle gereichen sollte. Bald nach der Hochzeit ward er Gouverneur von Fünen und nahm seinen Wohnsitz in Odensee. Ausgedehnte Reisen unterbrachen den Aufenthalt dort und gewährten dem Prinzen Gelegenheit, seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen zu leben.

Am 3. Dezember 1839 bestieg der Prinz als Christian VIII. den dänischen Thron. Große Hoffnungen wurden auf den neuen Monarchen gesetzt, man erwartete von ihm die vielen Reformen, die man von Friedrich VI. vergeblich erhofft hatte, man erwartete sie umsomehr, als Christian den Norwegern seinerzeit eine so freisinnige Verfassung gegeben hatte, wie sie kein anderer Staat besaß. Christian VIII. verhielt sich allen Wünschen und Gesuchen seiner dänischen und schleswig-holsteinischen



Unterthanen gegenüber vorerst ganz ablehnend, ihm war die liberale Bewegung, die in Dänemark die Oberhand gewann, zuwider, er war entschieden gegen die Wünsche und Forderungen der Eiderdänen, die Holstein von der Personalunion ausschließen wollten, aber er war ebenso entschieden gegen das Verlangen der Schleswig-Holsteiner, das alte Recht des Landes zu bestätigen, die schleswigschen und holsteinischen Stände zu einer gemeinsamen Versammlung mit beschließender Stimme in der Gesetzgebung und mit Steuerbewilligungsrecht zu vereinigen.

Er fühlte sich nur als König, nicht als Herzog und sein eifrigstes Bestreben war, den gesamten Bestand der Monarchie bis zur Elbe für immer beieinander zu halten. Um dies zu erreichen war ihm jedes Mittel recht.

Einerseits begünstigte er die dänischen Bestrebungen, um Schleswig zu danisieren, andererseits dachte er daran, mit Hülfe der konservativen Schleswig-Holsteiner die dänischen Radikalen zu hemmen und zurückzudrängen. In diesem Zwiespalt verlor er die Liebe der Schleswig-Holsteiner ganz und gewann nicht die Liebe der Dänen, er schuf die große Kluft, welche sich seitdem zwischen deutsch- und dänischgesinnten aufthat.



Christian VIII. König von Dänemark.
Nach einer Lithographie v. Lorentzen.

Kühner und immer kühner erhob die eiderdänische Partei ihr Haupt, 1842 fing Peter Hjort Lorenzen im Ständesaal zu Schleswig an, dänisch zu reden. Als ihm der Präsident das Wort entzog, beschwerte er sich beim König und nach zweijährigem Besinnen 1844 erließ derselbe die Verfügung daß, wenn ein Abgeordneter beim Beginn der Session erkläre, nicht hinlänglich deutsch sprechen zu können, er dänisch sprechen dürfe, das Protokoll müsse jedoch deutsch abgefaßt werden.

Immer mehr spitzten sich die Verhältnisse zu, der Schwerpunkt lag in der Erbfolgefrage. Im Oktober 1844 stellte in der dänischen Ständeversammlung zu Roeskilde der Abgeordnete Algreen-Ussing den Antrag: „Der König wolle durch eine feierliche Erklärung zur Kunde seiner Unterthanen bringen, daß die dänische Monarchie ein einziges ungeteiltes Reich bilde, welches unteilbar nach der Bestimmung des Königsgesetzes vererbt werde.“

Dieser Antrag, die daran geknüpften Bemerkungen dänischer Staatsmänner erweckten in den Herzogtümern die größten Besorgnisse, überall wurden Versammlungen abgehalten und Petitionen an die holsteinischen Stände in Itzehoe gesandt. Dort beschlossen die Stände auf den Antrag des Grafen Reventlou-Preetz eine Eingabe an den Landesherrn, welche Rücksicht nahm auf die Rechte des Landes, und erklärte, daß dieselben mit allen Kräften verteidigt werden würden.

Es war dies geboten, da Christian VIII. im geheimen stets sein Ziel zu erreichen trachtete und ganz den Ratschlägen seiner Schwester, der Landgräfin Charlotte von Hessen, folgte, die ihren



Sohn, Prinz Friedrich von Hessen, als Thronfolger in Aussicht genommen zu sehen wünschte, während der nächstberechtigte Agnat, der Schwager des Königs, der Herzog von Augustenburg, übergangen werden sollte.

Fast schien es, als ob die feste Sprache der Holsteiner Eindruck gemacht hatte, der König gab sich in dem nächsten Jahre den Schein, als ob er den Antrag von Ussing mißbilligte.

Um so größer der Schmerz, die Erregung, als am 8. Juli der berüchtigte „Offene Brief“ erschien, der das künftige Schicksal der Herzogtümer klarlegte. In demselben wurde behauptet, daß für die Herzogtümer Schleswig und Lauenburg die Erbfolge des dänischen Königsgesetzes unzweifelhaft gelte, daß dasselbe auch für Teile von Holstein gelte, während für andere Bestandteile desselben die Sache zweifelhaft sei. Es werde jedoch alles versucht werden, um die obwaltenden Hindernisse in jenen Landesteilen zu beseitigen, um eine einheitliche Erbfolge für die ganze Monarchie zu sichern.

Unbeschreiblich war der Eindruck, welchen der „Offene Brief“ in den Herzogtümern hervorbrachte. Eine große Landesversammlung zu Neumünster am 20. Juli 1846 verfaßte einen Protest an die Stände, eine weitere am 14. September nach Nortorf einberufene Versammlung wurde durch dänisches Militär vereitelt. Trotz des am 15. Juli erlassenen königlichen Verbots, in Betreff der Erbfolgefrage keine weiteren Vorstellungen zu erlassen, beschlossen die holsteinischen Stände eine Adresse an den König, in welcher sie gegen den „Offenen Brief“ protestierten und die rechtliche Unhaltbarkeit desselben nachwiesen. Als diese nicht angenommen wurde, wandten sich die Stände mit einer Beschwerde an den deutschen Bundestag und stellten sodann ihre Thätigkeit ein. Eine königliche Verordnung löste am 13. August die Versammlung auf mit hartem Tadel wegen ihres „pflichtwidrigen Verfahrens“.

Auch die Agnaten protestierten, die meisten in Kopenhagen und beim Bundestag. Der Herzog von Augustenburg, der Prinz von Noer, Herzog Karl von Glücksburg, die übrigen schleswig-holsteinischen Prinzen und der Großherzog von Oldenburg, mit Ausnahme des Prinzen Christian von Glücksburg, des jetzigen Königs von Dänemark. Der Prinz von Noer legte sein Amt als Statthalter, die übrigen Prinzen ihre Stellen als Offiziere nieder. Die Grafen Blome, Reventlow-Altenhof, Ranzau, Reventlow-Criminil nahmen ihre Entlassung aus dem Staatsdienst.

Die juristische Grundlage für den Offenen Brief bildet das sogenannte „Kommissionsbedenken“ einer vom König eingesetzten Kommission, welches von neun Professoren, der Kieler Universität an ihrer Spitze Falck, Droysen und Waitz, trotz des Verbots und der Drohungen des Königs, als seine Bitten nichts fruchteten, einer scharfen Kritik unterzogen wurde.

Das ganze Land hielt zusammen, wie eine große Familie, die ihr Hausrecht wahrt, schreibt Treitschke, der gemeinsame Kampf führte alle Stände in ungewohnter Herzlichkeit einander näher. Aber auch in Deutschland regte der Offene Brief die öffentliche Meinung auf. In einer Masse von Flugschriften und Gedichten, in Versammlungen und Reden entlud sich der Sturm.

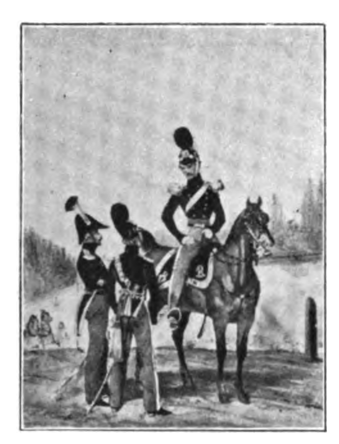
Sogar der „gute“ Bundestag nahm, zwar in milder Form Stellung gegen den offenen Brief aber er nahm doch Stellung, in dem er die Rechte der Agnaten, der holsteinischen Stände und die Rechte des Bundes ausdrücklich wahrte.

Der König der seinen gewöhnlichen Sommersitz in Plön genommen und aus eigner Anschauung erfahren hatte, wie sein Ansehen im Volke gesunken war, der die Kälte hatte erdulden müssen, mit der ihn hoch und niedrig empfangen hatte, erließ zwar von Plön aus am 18. September einen ab-



schwächenden neuen Offenen Brief, der in salbungsvollen, frömmelnden Worten die Wucht des ersten Briefes mildern sollte, aber das Vertrauen des Volkes zu seinem Herrscher war geschwunden.

Auch die schleswigschen Stände unter ihrem Präsidenten Beseler legten Verwahrung ein gegen den Offenen Brief, auch sie richteten eine Adresse an den König, in der sie aussprachen, daß Schleswig und Holstein souveräne Lande seien, die sich nur im Mannesstamme vererbten. Die Annahme dieser Adresse ward gleichfalls verweigert, worauf sich die Versammlung am 14. Dezember 1846 auflöste.



Leib-Dragoner-Regiment. Stabsoffizier, Kapitain, Lieutenant.
Nach einer Zeichnung von Eckert.

Eine am 19. Januar 1847 abgefaßte Eingabe der Ritterschaft, unter Führung des Grafen Reventlou-Preetz, welche um Sicherstellung der Landesrechte durch eine Verfassungsurkunde für Schleswig-Holstein bat, wurde „als der Form und dem Inhalte unangemessen“ zurückgesandt. Christian VIII. beschloß nun zu versuchen, ob nicht die Herzogtümer ihre nationale Sonderstellung um den Preis constitutioneller Zugeständnisse aufgeben würden. Er arbeitete den Entwurf zu einer Gesamtstaatsverfassung aus, welche neben den beratenden Provinzialständen einen gemeinschaftlichen Landtag für die dänische Monarchie mit beschließender Competenz in Aussicht stellte. Es ist nicht undenkbar, daß der listige alte König mit diesem Vorschlag einen Erfolg, wenn auch nur für den Augenblick erzielt hätte. Er starb jedoch plötzlich nach kurzer Krankheit am 20. Januar 1848, die Lösung der brennenden Frage seinem Sohn und Nachfolger überlassend.

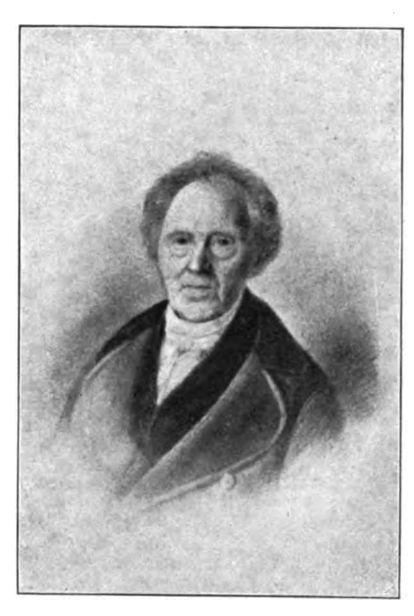
Die Regierungszeit Christians VIII., die im vorherstehenden bereits kurz geschildert, brachte den Stein ins Rollen. Anfangs hatte es geschienen, als ob der König eine ausgleichende versöhnende Haltung annehmen wollte, er bestätigte die Privilegien, übertrug die Statthalterschaft und das Generalkommando seinem Schwager, dem Prinzen von Augustenburg-Noer und ernannte den Grafen Reventlow-Criminil zum Präsidenten der schleswig-holstein-lauenburgischen Kanzlei. Die bessere Ordnung der Finanzen, die Sorge für Wohlfahrt und Bildung wurden günstig empfunden und dem Könige und seiner vortrefflichen Gemahlin bei der Anwesenheit in Holstein die größte Liebe und Verehrung gezollt, die ihm bis zum Erlaß des Offenen Briefes auch fernerhin beim jährlichen Besuch seiner Sommerresidenz Plön entgegengebracht wurde.



Lauenburgisches Jäger-Corps.
Nach einer Zeichnung von Eckert.

Gleichzeitig 1842 begann die Reorganisation der Armee, die alten historischen Regimenter verloren ihren alten deutschen Namen: Holstein, Oldenburg, Schleswig, ihre alten Fahnen mit dem Landeswappen und erhielten anstatt derselben den Danebrog. Sie wurden fortan in Bataillone mit fortlaufenden Nummern geteilt und die schleswigschen Infanteriebataillone nach Friedericia verlegt, nur ein Jägerkorps blieb in Schleswig. Diese Neuordnung, sowie die Einführung der dänischen Cocarde, auch für die Civilbeamten; der Versuch, die dänische Geldrechnung und dänische Münze in Gebrauch zu bringen, der dänischen Bank doch wieder eine Wirksamkeit im Lande zu verschaffen, griffen tief in die bestehenden Verhältnisse ein. Die Bank erhielt, trotz des Widerspruchs





Markus Tönsen, geb. 1772, gest. 1861.
1816—50 Professor in Kiel.
Nach einer Photographie.

des Landes, eine Filialbank in Flensburg. Die Duldsamkeit des schleswig-holsteinischen Volkes war dahin, die Liebe zum Herrscherhaus erstorben, das Volk sah seine edelsten Güter bedroht und im Vertrauen auf die Hülfe der deutschen Brüder, die eben noch gesungen: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein", nahmen sie jetzt den Fehdehandschuh auf und wehrten sich ein einig Volk von Brüdern gegen dänische Willkür. Den Schritten der Ständeversammlungen, der Ritterschaft, der Universität, zur Wahrung der verfassungsmäßigen Rechte, folgten die der großen Masse des Volkes.

Fürst Bismarck hat einst gesagt (s. Fröhlich, Gesch. Schleswig-Holsteins S. 80): „Auf den Sängerfesten in Deutschland, und nicht am wenigsten in Schleswig-Holstein ist das Gefühl für unsere nationale Zusammengehörigkeit stets von neuem in einer Flamme emporgelodert, auf ihnen ward durch die Pflege der deutschen Volksmusik das Deutschtum selbst gekräftigt."

Am 24. Juli 1844 erklang zum erstenmal auf dem Sängerfest in Schleswig das herrliche Schleswig-Holsteinlied von Chemnitz und Bellmann, das bald seinen Siegeszug durch alle deutschen Lande nahm.

Das Lied ward an jenem 24. Juli mit unbeschreiblichem Jubel aufgenommen, Schleswig-Holstein hatte seine Nationalhymne, und das markige kernige Lied zählt noch heute zu den schönsten aller Vaterlandslieder. Zeitgemäßer war wohl kein Lied entstanden:

Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht!
Wahre treu, was schwer errungen,
Bis ein schön'rer Morgen tagt!
:,: Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland! :,:

Ob auch wild die Brandung tose,
Flut auf Flut, von Bai zu Bai;
O, laß blüh'n in deinem Schoße
Deutsche Tugend, deutsche Treu'!
:,: Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Bleibe treu, mein Vaterland! :,:

Doch wenn inn're Stürme wüten,
Drohend sich der Nord erhebt,
Schütze Gott die holden Blüten,
Die ein mild'rer Süd belebt!
:,: Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Stehe fest, mein Vaterland! :,:

Gott ist stark auch in den Schwachen,
Wenn sie gläubig ihm vertrau'n!
Zage nimmer, und dein Nachen
Wird trotz Sturm den Hafen schau'n!
:,: Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Harre aus, mein Vaterland! :,:

Von der Woge, die sich bäumet
Längs den Belt, am Ostseestrand,
Bis zur Flut, die ruh'los schäumet
An der Düne flücht'gem Sand!
:,: Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Stehe fest, mein Vaterland! :,:

Und wo an des Landes Marken
Sinnend blickt die Königsau,
Und wo rauschend stolze Barken
Elbwärts zieh'n zum Holstengau!
:,: Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Bleibe treu, mein Vaterland! :,:

Teures Land, du Doppeleiche
Unter einer Krone Dach,
Stehe fest und nimmer weiche,
Wie der Feind auch dräuen mag!
:,: Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland! :,:



Es ist das Kampfeslied der Söhne von Deutschlands Nordmark geworden, es hat aber auch bei seinem Siegeszug durch die deutschen Lande für das deutsche Volk den Charakter eines Freiheitsgesanges angenommen und mehr wie Schriften und Reden für die gerechte Sache unseres Landes im Süden wie im Norden, im Osten und Westen des großen deutschen Vaterlandes gewirkt. Die Namen des Verfassers, wie des Komponisten, des Advokaten Matthäus Friedrich Chemnitz (1815 bis 1870) und des Organisten Bellmann (1770—1861), beide in Schleswig, werden in Schleswig-Holstein unvergessen bleiben.



Syndikus Witte.
Nach einer Photographie.

Auch die schleswig-holsteinische Trikolore und das Landeswappen verdanken diesem Sängerfest ihr Entstehen. Schleswiger Damen waren es, welche die erste Fahne zusammenstellten und an jenem Feste dem Gesangverein widmeten, unter den Fahnen blau-weiß-rot ist der Kampf gegen die Fremdherrschaft ausgefochten. Bei dem im nächsten Jahre stattfindenden Allgemeinen deutschen Sängerfest in Würzburg scharten sich fünfundzwanzig schleswig-holsteinische Sänger unter diesen Farben und eroberten durch ihr Nationallied alle Herzen für ihr geknechtetes Heimatland.

Dänemark verbot 1845 die neue Landesfarbe und ging schärfer gegen Vereine und Versammlungen vor, am 20. April 1846 erfolgte unter anderem die Auflösung der Rendsburger Bürgerartillerie.

Hatte bei Lornsens Auftreten in Kiel Bürgermeister Wiese und der Magistrat das Vorgehen der freisinnigen Kieler Bürger in Bezug der Absendung einer Petition aus übertriebenem Servilismus vereitelt, so waren jetzt diese Bedenken längst geschwunden, jene Urheber der damaligen Petition gehörten jetzt zum größten Teil dem Magistrat an und zählten zu den eifrigsten Vorkämpfern für die Landessache.

Auf Jensen war als Bürgermeister Dr. jur. Georg Ludwig Balemann gefolgt, der in der ganzen Vorgeschichte der schleswig-holsteinischen Bewegung eine hervorragende Rolle spielte. 1787 in Reinfeld geboren, ward er 1809 Advokat in Kiel und nach Dahlmanns Abgange vieljähriger Sekretär der Ritterschaft. 1832 ward er mit nach Kopenhagen zur Beratung über Anordnung von Provinzialständen berufen und 1834 zum Abgeordneten der Stadt für die holsteinische Ständeversammlung gewählt. Mehrfach war er Präsident dieser Körperschaft. 1843 ward er Syndikus und 1844 Bürgermeister in Kiel. Nach Wiedereinsetzung der dänischen Herrschaft legte er das Amt nieder und zog nach Rendsburg, wo er am 31. Januar 1866 starb.



Bürgermeister Balemann.
Nach einer Photographie.

Balemann war seiner Zeit eine der geistig hervorragendsten politischen Kapazitäten der Herzogtümer. Sein hervorragendstes Werk war das Staatsgrundgesetz Schleswig-Holsteins vom 15. Sept. 1848. Er hat dasselbe verfaßt und ihm vorzugsweise verdankt Schleswig-Holstein das Zustandekommen des Gesetzes. Dies verhielt sich so: Als Mitglied des Ausschusses hatte er zwei Par-





Advokat Friedericí.
Nach einer Photographie.

teien neben sich, eine konservativ-aristokratische und eine republikanisch-demokratische, beide Parteien waren gleich an Stimmenzahl. Balemann gab in allen Verhandlungen den Ausschlag. So schroff beide Parteien einander gegenüberstanden, so waren dennoch beide in dem Punkte einig, das Staatsgrundgesetz solle und müsse zu stande kommen. Balemann war eine hochbegabte politische Persönlichkeit, und seine Bestrebung ging einzig und allein darauf hinaus, auf die herben Gegensätze versöhnend einzuwirken. So kam endlich allein durch seinen versöhnenden Einfluß das Staatsgrundgesetz im Ausschuß zu stande. Als nun die Arbeit des Ausschusses der Landesversammlung vorgelegt wurde, drängten die Zeitumstände derart, und die Zeit war viel zu kurz, so daß an eine Beratung in der Landesversammlung gar nicht mehr gedacht werden konnte und die Versammlung sich gemüßigt sah, die Arbeit des Ausschusses en bloc anzunehmen.

Als Syndikus stand dem Bürgermeister Georg Friedrich Witte zur Seite, einer der tüchtigsten und besten Bürger, einer der verdienstvollsten Beamten der Stadt, der sich die größten Verdienste um die Stadt und die Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde, insbesondere um die Sparkasse erworben hat. Beim Scheiden aus seinem Amte 1864 ernannte ihn die Stadt zum Ehrenbürger. Sein Fortgang hinterließ eine schwer auszufüllende Lücke, fast vierzig Jahre hindurch hatte er in Kiel gelebt und öffentlich gewirkt, zuerst als Advokat (er war 1799 zu Schleswig geboren), wo er trotz seiner großen Praxis Zeit fand, sich der Landessache zu widmen und schon einer der eifrigsten Mitstreiter von Lornsen war. 1846 ward er Syndikus, seine amtliche Thätigkeit zog ihn später mehr vom politischen Leben ab, er widmete dafür seine ganze Thätigkeit und alle seine Kräfte vorzugsweise seinem kommunalen Beruf. Schon vor seiner Ernennung zum Syndikus war er neben Bürgermeister Jensen vorzugsweise thätig bei der Gründung der Altona-Kieler Bahn und wirkte neben Jensen und Lorentzen für die Erwerbung der Damperhofländereien und Verwertung derselben. Es war ihm vergönnt, die Entwicklung der Stadt von 1820—1860 verfolgen zu dürfen, an ihrem beginnenden Aufblühen mitzuwirken und ihrem Wachsen und Erstarken vorzuarbeiten. 1864 verließ er Kiel, um eine Stelle als Appellationsgerichtsrat in Flensburg anzunehmen.

Ein Jahr darauf, am 24. Juni 1865, starb er in Grund am Harz, wohin er sich zur Kräftigung seiner Gesundheit begeben hatte.

Große Verdienste durch seine Thätigkeit in der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde erwarb sich auch der 1842 zum Senator erwählte Johann Gottlob Ernst Eilers. 1792 zu Lüchow in Hannover geboren, kam er schon 1811 nach Kiel, ward 1818 Bürger, 1830 Mitglied der 32er, 1837 Mitglied des 16er Kollegiums und 1842 Senator. Sein Kaufmannsgeschäft befand sich von 1825 bis zu seinem Tode in seinem Hause Markt 21. Er starb am 15. September 1860.



Senator Eilers.
Nach einer Photographie.

Zu den hervorragendsten Kieler Persönlichkeiten dieser Zeit,



zu den Kämpfern und Streitern gehört vor allem noch August Georg Karl Friederici, geboren 1808 in Karby, gestorben 1857 in Marienbad. Nach vollendetem juristischen Studium ließ er sich in Kiel als Advokat nieder. Der Landesversammlung von 1848—1850, sowie der holsteinischen Ständeversammlung gehörte er als Mitglied an. 1842—1843 und 1853—1855 war er Wortführer der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde.

Einer der eifrigsten Kämpfer für die Landessache war ferner der Advokat Hans Reimer Claußen, 1804 in Norderdithmarschen geboren. Nach bestandenem Examen ließ er sich als Untergerichtsadvokat in Kiel nieder und ward 1835 Ober- und Landgerichtsadvokat daselbst. An den politischen Fragen der Zeit nahm er regsten Anteil, er gehörte der Deputation an, die am 21. März 1848 nach Kopenhagen ging, um dem Könige die Wünsche und berechtigten Forderungen der Schleswig-Holsteiner zu unterbreiten. Später gehörte er der Landesversammlung als einer der bedeutendsten Mitglieder an. Nach dem Mißlingen der Bewegung 1851 ging er nach Amerika. Er war, wie Fock in seinen Erinnerungen schreibt: ein hervorragender Mensch, der die kernige Natur und die zähe Energie seines Stammes mit der scharfen Dialektik des Juristen vereinigte, doch in der Hitze des Kampfes nicht selten einseitig, schroff und verletzend wurde. Claußen war der Verteidiger von Olshausen und Lorentzen in dem wider diese eingeleiteten politischen Prozesse.



Advokat Claußen.
Nach einem Steindrucke.

Mit Auszeichnung auf dem politischen und publizistischen Felde wirkte auch bereits der Advokat Dr. Friedrich Hedde, gleichzeitig thätig als Mitredakteur des Kieler Korrespondenzblattes. Geboren 1817, war er seit 1841 in Kiel thätig. 1853 ging er nach Amerika, kehrte später zurück und lebt jetzt in Segeberg.

Dem Advokatenberuf gehörte ferner an August Wichmann (geboren 1811, gestorben 1876). Er hatte als Mitglied der Burschenschaft infolge der gegen ihn schwebenden Untersuchungen in den 30er Jahren die Universität verlassen und sich weiteren Verfolgungen durch ausgedehnte Reisen nach England, Frankreich und Spanien zu entziehen gewußt. In Spanien trat er in die englisch-spanische Legion und ward in derselben Lieutenant der Artillerie. 1839 kehrte er in die Heimat zurück, ließ sich in Kiel aufs neue als Student der Rechte immatrikulieren, bestand 1841 sein Examen und ließ sich als Advokat in Kiel nieder. Beim Beginn der Erhebung ward er Oberst der neu errichteten Bürgerwehr. Als Abgeordneter für Kiel war er Mitglied der Landesversammlung. Da ihm die dänische Regierung 1853 die Bestallung als Advokat nicht bestätigte, verließ er Kiel, ging 1854 nach Köln und von dort 1859 nach Lübeck. 1871—1873 war er Reichstagsabgeordneter für Lübeck. Er starb am 15. Dezember 1876.

Nicht unerwähnt darf auch Karl Dietrich Lorentzen bleiben, einer der geistvollsten Stilisten der Herzogtümer. 1817 in Segeberg geboren, studierte er 1838—1842 Philologie in Kiel und ward Oktober 1842 Doktor der Philosophie. Er gab die „Neuen Kieler Blätter" heraus und verfaßte 1846 die sogenannte Neumünstersche Adresse, welche ihn in Anklagestand versetzte. 1847 vor-



übergehend in Bremen als Redakteur thätig, kehrte er 1848 in sein Vaterland zurück, war Abgeordneter zur Landesversammlung und Sekretär derselben. Michaelis 1851—1853 war er Privatdocent der Philologie in Kiel, ging darauf nach Rom als Mitarbeiter am archäologischen Institut und 1857 als Oberlehrer nach Gotha, 1860 vertauschte er diese Stellung gegen die eines Redakteurs der Preußischen Zeitung in Berlin. Nach dem Tode Friedrich VII. war er im Dienste des Herzogs Friedrich VIII. thätig. Nach der Annektion ging er nach Berlin und war wiederholt Abgeordneter für Wahlkreise seiner Heimat für den preußischen Landtag, wie für den deutschen Reichstag. Er starb 1888.

Eine hervorragende Rolle in dieser Zeit spielte ferner der Advokat Ludw. Conrad Hannibal Bargum, dessen später noch als Bürgermeister gedacht werden wird. 1802 zu Leck geboren, studierte er Jura in Kiel, wurde 1827 examiniert und 1829 Advokat und Notar in Kiel. 1842 war er Abgeordneter zur holsteinischen Ständeversammlung.



Advokat Wichmann.
Nach einer Photographie.

Zu diesen gesellten sich die Vertreter der Hochschule, zu denen seit Anfang der vierziger Jahre neue Elemente getreten waren, so die Theologen Lüdemann, Thomsen, Liebner, Baumgarten und Fock; die Juristen Herrmann, Madai, Stein; die Mediziner Behn, Günther, Langenbeck, Michaelis und Jessen; die Historiker Droysen, Waitz, als weitere Angehörige der philosophischen Fakultät: Ravit, Forchhammer, Himly, Karsten, Müllenhoff, Thaulow, Harms, Nolte, O. Jahn, Ludwig Meyn und W. Ahlmann.

Fock, der 1844 als Privatdocent nach Kiel kam, berichtet über die damaligen Lehrer an der Universität wie folgt:

Unter den Angehörigen der Universität herrschte zu jener Zeit ein sehr reges wissenschaftliches Leben, welches auch in weiteren Kreisen fördernd und anregend wirkte. Unter den Professoren war eine Reihe der bedeutendsten Lehrkräfte wirksam, wie denn von jeher die Universität Kiel den Ausgangs- oder Durchgangspunkt für viele der namhaften Universitätslehrer Deutschlands gebildet hat. Unter den Theologen hatte nur Pelt als vielseitig gebildeter Mann einen bedeutenden Ruf; doch fand seine Vortragsweise bei den Studenten wenig Beifall. Als Historiker lehrten damals Waitz und Droysen in Kiel; beide hatten meist für eine so kleine Universität zahlreiche Zuhörerschaften, und wirkten, so verschieden sonst auch ihre Weise war, in den weitesten Kreisen anregend durch Wort und Schrift. Die klassischen Altertumswissenschaften hatten an dem älteren Nitzsch und zeitweilig an Otto Jahn zwei hervorragende Repräsentanten, denen sich in zweiter Linie der Professor Forchhammer anreihte, und die eigentliche Philosophie fand in Chalybaeus einen namhaften Vertreter. Die medizinische Fakultät nannte Langenbeck, dessen Ruhm schon damals auf einen Stern erster Größe in der Chirurgie deutete, noch den ihrigen, während Hegewisch' Name mehr dem allgemein litterarischen Felde angehörte. Die Naturwissenschaften wurden durch den alten Pfaff repräsentiert, dessen Glanzepoche allerdings einer früheren Zeit angehörte; wurde auch seine öffentliche Lehrthätigkeit durch eine rasch zunehmende Blindheit beeinträchtigt und endlich vollständig gehemmt, so mußte doch, wer ihn näher



kennen lernte, immer noch erstaunen über die jugendliche Geistesfrische und die lebendige Teilnahme an allen hervorragenden Ereignissen der Wissenschaft und des Lebens, die sich der bejahrte Mann bewahrt hatte. In der juristischen Fakultät lehrten der alte Falck und die jüngeren Professoren Johannes Christiansen und Otto von Madai; Christiansen nicht bloß in wissenschaftlicher Hinsicht begabt, sondern auch mit einem regen Sinn für Kunst ausgestattet, der ihn beständig antrieb, sich auf mehr als einem Felde derselben selbst zu versuchen; Madai bekanntlich Anfang der vierziger Jahre durch den Korporalsgeist, den der Kaiser Nikolaus seinen Universitäten einzuimpfen trachtete, nebst Preller und anderen von Dorpat vertrieben, und nicht lange darauf nach Kiel berufen; — eine seltene Vereinigung wissenschaftlicher Tüchtigkeit und persönlicher Liebenswürdigkeit.

Neben diesen älteren und bereits namhafteren Vertretern der Wissenschaft an der Universität Kiel stand in jener Zeit ein jüngeres sehr rühriges Geschlecht von Docenten, welche sich seitdem mehr oder weniger alle einen Namen erworben haben. Von denen, welche um die Mitte der vierziger Jahre gleichzeitig mit mir als Privatdocenten die akademische Laufbahn verfolgten, nenne ich hier nur den jüngst vielgenannten Theologen Baumgarten, der damals übrigens noch für einen Anhänger Hengstenbergs galt; die Philosophen Harms und Thaulow, noch gegenwärtig in Kiel; Müllenhoff, den bekannten Forscher auf dem Gebiet der altdeutschen Linguistik, seit mehreren Jahren in Berlin; den jüngeren Nitzsch, als Historiker vor kurzem nach Königsberg berufen; Stein, den bekannten Socialpolitiker, seit dem Ausgang der schleswig-holsteinischen Erhebung in Wien; den Nationalökonomen Dr. Ahlmann, später während der Erhebungsjahre Chef des schleswig-holsteinischen Postwesens; unter den Medizinern endlich die Doktoren Weber, Roß und zwei Valentiner, die beiden ersteren und der eine Valentiner später in der Vollkraft des Mannesalters durch den Tod dahingerafft, der andere dieses Namens gegenwärtig Hofrat und vielbeschäftigter Badearzt in Pyrmont. — So verschiedene Lehrkräfte, alle mehr oder weniger im ersten Thätigkeitsdrange einer beginnenden Laufbahn, erzeugten eine Fülle gegenseitiger Anregung und jugendlichen Wetteifers. Dazu war das Verhältnis der jüngeren Docenten zu den älteren Professoren jener Zeit in Kiel als ein sehr glückliches zu bezeichnen, weil es frei von der Pedanterie, von dem Zwang und von der steifen Förmlichkeit, welche auf anderen Universitäten zwischen dem Professor, Hofrat oder Geheimen Rat, der bereits etwas ist, und dem jungen Privatdocenten, der noch nichts ist, eine unausfüllbare Kluft befestigen. Mit Ausnahme weniger Persönlichkeiten, welche den Mangel wirklicher Bedeutung durch einen äußerlichen Nimbus von Grandezza und Überlegenheit zu ersetzen suchten, nahm das Kieler Professorentum den jüngeren Docenten wie den Studierenden gegenüber eine von aller unangenehmen Prätention freie und deshalb um so höher geachtete Stellung ein."



Karl Dietr. Lorentzen.
Nach einer Photographie.

Auf die sehr lebendige Schilderung des Kieler Gesellschaftslebens, die Jock giebt, werde ich später zurückkommen.



Von den erwähnten Professoren und Docenten mögen hier einige noch kurze Erwähnung finden, manche von ihnen, wie Forchhammer, Himly, Karsten, Thaulow, Lüdemann, Thomsen, Jessen, Behn und Nolte haben ja mehr oder minder ein Menschenalter der Hochschule angehört und müssen eine ausführlichere Schilderung erfahren. Unter den übrigen fallen vor allem vier Namen auf, die zu den hervorragendsten Größen der wissenschaftlichen Welt gehören: Droysen, Jahn, Müllenhoff und Waitz.

Johann Gustav Droysen, am 6. Juli 1808 zu Treptow an der Rega geboren, studierte Philologie und Geschichte in Berlin, ward 1829 Doktor der Philologie und Gymnasiallehrer, 1833 Privatdocent und 1835 außerordentlicher Professor daselbst. 1840 kam er als ordentlicher Professor der Geschichte nach Kiel. Beim Ausbruch der Erhebung ward er Sekretär der provisorischen Regierung und soll, wie mit Bestimmtheit verlautet, auch Verfasser der Proklamation vom 24. März sein. Er ward Vertrauensmann der provisorischen Regierung beim Bundestag und 1848—1849 Abgeordneter zur Nationalversammlung. 1852 verließ er Kiel und nahm eine Professur in Jena an, die er 1860 mit einer in Berlin vertauschte. Er ward Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Historiograph der brandenburgischen Geschichte und starb am 19. Juni 1884.



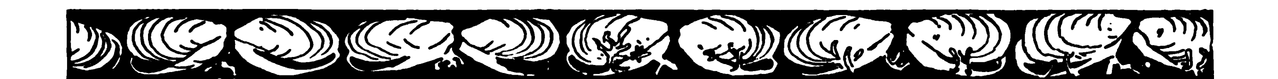
Johann Gustav Droysen, geb. 1808, gest. 1884.
1840—52 Professor in Kiel.
Nach einer Photographie.

Seine ersten Schriften beschäftigten sich mit der Geschichte des Hellenismus und speziell mit Alexander dem Großen, in der Zeit des Kieler Aufenthalts gab er verschiedene Schriften über die Verfassungsfrage heraus, so vor allem gemeinsam mit K. Samwer: „Die Herzogtümer Schleswig-Holstein und das Königreich Dänemark. Aktenmäßige Geschichte der dänischen Politik seit 1806.“ Seine späteren Arbeiten in Berlin behandeln vorzugsweise die neuere brandenburgisch-preußische Geschichte.

Über Georg Waitz möge Karl Jansen berichten, der dieser Aufgabe wie kein anderer gewachsen war, dem großen Historiker ein Gedenkblatt zu widmen (Kieler Zeitung 1877, Nr. 11 797 und 11 799), in dem er vor allem anführt, was der Gelehrte seinem Vaterlande war. Er schreibt:

Georg Waitz ist Sohn einer schleswigschen Mutter und eines aus thüringisch-norwegischem Blute entsprossenen Vaters; der Großvater war aus Schmalkalden als Leiter eines Bergwerkes nach Norwegen berufen worden und in dritter Ehe mit einer Tochter des Landes verheiratet gewesen. Zehn Söhne hatte derselbe hinterlassen, unter ihnen den noch in Norwegen geborenen Vater unseres Georg Waitz, Kaufmann in Flensburg. In Flensburg am 9. Oktober 1813 geboren hat Georg Waitz dort seine Jugend verlebt, seine wissenschaftliche Vorbildung, auch bereits durch den damaligen Lehrer der Geschichte, G. Francke und durch Niebuhrs römische Geschichte den ersten entscheidenden Anstoß zu der ganzen späteren Richtung seiner Studien erhalten.

Ostern 1832, im halb vollendeten 19. Lebensjahre, völlig klar über seinen wissenschaftlichen



Plan, sich „historischen Studien mit Vorliebe zu widmen,*) während die Jurisprudenz das Hauptfach sein sollte," bezog er die Universität Kiel, deren philosophische Fakultät ihm im Konviktexamen mit dem äußerst sparsam erteilten ersten Charakter auszeichnete. 1833—36, „drei für seine Zukunft entscheidende Jahre" brachte er in Berlin zu. Savigny, „dessen Vortrag ihm wie vielen das unübertroffene Muster akademischer Lehre geblieben ist," Homeyer, „durch den er in das Studium des deutschen Rechts und seiner Quellen eingeführt" wurde, Lachmann, „ein Vorbild echt kritischer Methode", vor allen Ranke hebt er als diejenigen seiner Lehrer hervor, die am nachhaltigsten auf seine Ausbildung eingewirkt haben.

Rankes Einfluß und Freundschaft besonders war es, die Waitz zu dem Entschlusse bestimmten, sich ganz dem Studium der Geschichte zu widmen. Durch die mit dem ersten Preise gekrönte Schrift über Heinrich I. hatte er sich über seine hervorragende Befähigung für dieses Fach vor den zuständigsten Richtern genügend ausgewiesen. Kaum zum Doktor der Philosophie promoviert, erhielt er ein Anerbieten zur Mitarbeit an den monumenta Germaniae historica von Pertz, dem damaligen Leiter dieses großen, von Stein angeregten Unternehmens. „Nichts hätte ihm erwünschter sein können."



Georg Waitz.
Geboren 1813, gestorben 1886, 1842—49 Professor in Kiel.
Nach einem Holzschnitte.

Im Winter von 1836 auf 1837 siedelte er nach Hannover über. Hier hat er, mehrer längere Reisen ins Ausland eingeschlossen, 5 1/2 Jahre in zusagendster und förderlichster Thätigkeit zugebracht; Jahre, in welchen mit dem Regierungsantritt Ernst Augusts die Verfassungskämpfe in Hannover begannen und die ihm mithin „für die Bildung seiner politischen Ansichten in vieler Beziehung bedeutend gewesen sind." Von seinem Forscherblicke zeugt die Thatsache, daß er in Paris in einer Handschrift wahrscheinlich noch des 4. Jahrhunderts Lebensnachrichten über Ulfilas, die bisher unbekannt waren, in der Dombibliothek zu Merseburg die ebenso wertvollen wie kurzen Merseburger Beschwörungsformeln, in Erfurt die alten annales Lundenses entdeckte.

1842 erging an ihn der ehrenvollste Ruf zum ordentlichen Professor an die Universität Kiel. Während eines erneuten Aufenthalts in Berlin „gelobte ihm die zweite Tochter Schellings Herz und Hand und noch ehe er nach Kiel abging, konnte er den Tag seiner ehelichen Verbindung feiern." „Was ihm diese (seine Frau) in 15 reich gesegneten Jahren gewesen" ist, deutet er nur an.

Im Oktober 1842 kam er nach Kiel. „Es könnte mich wohl reizen," setzte er hier hinzu, etwas ausführlicher von dem zu sprechen, was Kiel damals war und mir geworden ist. Doch muß ich hier darauf verzichten."

---

*) Bis 1857 diente der Lebensabriß als Grundlage, den Waitz selbst seiner kleinen Schrift: „Deutsche Kaiser von Karl dem Großen bis Maximilian" beigegeben hat.





Der dieses schreibt, glaubt nicht ganz unbefugt zu sein, zu erraten, was der verehrte Mann den er das Glück hatte, bald darnach zum Lehrer und Gönner zu erhalten, mit jenen Andeutungen gemeint haben wird. Kiel war im Anfang der vierziger Jahre eine Kleinstadt, wie etwa jetzt Itzehoe, Rendsburg, Neumünster, von rund 12—13000 E., und entsprechenden Verhältnissen. Was aber diese kleine Stadt weit über die von ihrer Größe abhängige Bedeutung hinaushob, war die Landesuniversität, die angesehenste und beherrschende Körperschaft der Stadt, welche doch auch nebenbei Sitz des Oberappellationsgerichts und fürstliche Residenz war. Hatte sich die kleine, von etwa 200 Studenten besuchte Hochschule auch von oben her schon seit lange keiner besonderen Gunst zu erfreuen, so besaß sie doch grade damals eine Anzahl tüchtiger und selbst ausgezeichneter Lehrer, welche zugleich durch Gesinnung und Charakter die Achtung und das Vertrauen der Jugend in hohem Maße gewannen. Widerstand gegen alle Danisierungsversuche, Treue gegen das deutsche Vaterland, Wahrung der noch sehr mangelhaft bekannten Landesrechte: in dieser Stimmung und Gesinnung war sich das Land, waren insonderheit alle Schichten und Kreise der Kieler Bevölkerung, das Oberappellationsgericht, die städtischen Behörden einig; Herzog Karl von Glücksburg, obwohl dänischer Offizier, fühlte deutsch. Gab es eine mehr konservative, eine mehr fortschrittliche Auffassung vom staatlichen Leben: vor der nationalen Einmütigkeit verschwanden diese Unterschiede; die unselige Selbstgerechtigkeit und Verdammungswut einer Partei gegen die andere war damals noch nicht in Übung. In Eintracht und Vertrauen fühlten sich alle Freunde durch das Band der Liebe zum Heimatlande wie zum Vaterlande eng verbunden, mutig und stark. Ein Vorgefühl großer Ereignisse schwellte die Gemüter.

Rechnet man hinzu die Belegenheit der Stadt inmitten beider Herzogtümer, welche sie nach altem Herkommen zumal im Umschlage und in den Märkten zum Sammelplatze aller angeseheneren Männer des Landes machte, die liebliche Meeresbucht mit ihren Umgebungen, die offene, zwanglose, durch wissenschaftliche Bildung erleuchtete, durch nationale Gesinnung erwärmte Geselligkeit und Gastlichkeit der akademischen Kreise, welche auch über Schleswig-Holstein hinaus Verbindungen und Beziehungen pflegte, so wird man verstehen, daß ein Mann wie Waitz kaum einen erwünschteren Wirkungskreis finden konnte, als der ihm beschieden war. In vollster Manneskraft, im ersten Genusse seines Eheglücks, im Bewußtsein seiner hervorragenden Befähigung und Ausrüstung für seinen Beruf zum akademischen Lehramt, wie er es war, erscheint er in der That als einer jener vollbeglückten, weil vollgereiften Männer, wie sie die Sittenlehre des größten griechischen Denkers aufstellt.

Wie sollte er aber andererseits in und mit dem Lande nicht auch selbst gewachsen sein. Seine Vorlesungen, deutsche, dänisch-schleswig-holsteinische Geschichte, deutsche Altertümer, Tacitus' Germania, deutsche Reichsverfassung u. s. w., konnten bei der Kraft und Treue, mit denen er sich ihnen widmete, nicht anders als bedeutsam für die Hörer wie für ihn selbst werden. Sie führten ihn zunächst zu dem Plan und Entschluß seines größten wissenschaftlichen Werkes, der deutschen Verfassungsgeschichte, deren erster Band 1844 erschien. Sie befähigten ihn ferner, in dem Kampfe um die Landesrechte, welche mehr und mehr der Lösung und Entscheidung zudrängte, alsbald in jener stählernen Rüstung und mit jenen schneidigen Waffen aufzutreten, welche ihn zu dem furchtbarsten Gegner dänischer Sophistik gemacht haben. Derselbe Mann, den eine seltene Bescheidenheit zierte, der eintretend in ein volles Auditorium, fast schüchtern und blöde erscheinen konnte, der im Vortrag



von seinem Hefte abhängig zu sein schien, hat bald nachher das Wort der Wahrheit und Überzeugung in Schrift und Rede furchtlos und wirksam wie wenige geführt.

1844 stellten die holsteinischen Stände der bekannten dänischen Herausforderung die kurzen drei Sätze des schleswig-holsteinischen Landesrechts gegenüber. 1846 erschien der offene Brief, begründet auf das Rechtsgutachten einer dänischen Kommission, die zu dieser Aufgabe berufen war, und wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, so ziemlich gerade das als Ergebniß wissenschaftlicher Forschung gefunden hatte, was die praktische Staatskunst des Berufers zu haben wünschte. Die Schrift „Staats- und Erbrecht des Herzogtums Schleswig", von Falck entworfen, von Waitz in mehreren Einzelheiten ausgeführt, nach Waitz eigener Angabe von ihm und Droysen, nach der Schreibart zu urteilen, von Waitz allein verfaßt, unterzeichnet aber von allen Professoren des Rechts, der Geschichte und der Staatswissenschaften, außer einem, ließ von dieser Grundlage der königlichen Absichten auf Erhaltung des „Gesamtstaats" Dänemark so gut wie nichts übrig.

1846 ward Waitz zum erstenmale zu einer kurzen politischen Thätigkeit berufen. Die holsteinischen Stände, denen gegen einen Verweis für ihre „befremdende" Adresse vom 21. Dez. 1844 das Wort abgeschnitten war, gingen den 11. August auseinander. Die Stellvertreter wurden einberufen, unter ihnen als Abgeordneter der Universität von der Regierung neu ernannt, Waitz; die neue Versammlung schloß sich der Erklärung und dem Schritte ihrer Vorgänger an. Die Studenten feierten Waitz durch einen Fackelzug, die Regierung bestrafte ihn durch einen Verweis, den sie auf geschehene Verwahrung halb zurückzunehmen sich entschließen mußte.

Durch Neigung und Beruf gleich sehr wurde Waitz auch zu einer hervorragenden Mitwirkung an den Arbeiten der schleswig-holsteinisch-lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte geführt; er hat die von Michelsen begonnene Urkundensammlung durch meistenteils eigene Bearbeitungen fortgesetzt, außerdem die neue Reihe der Vereinszeitschrift „die nordalbingischen Studien" geleitet und mit eigenen wertvollen Aufsätzen ausgestattet.

So war Waitz bereits ein Vertrauensmann des Landes wie insonderheit der Universität geworden, als im Jahre 1847 ein Ruf von Göttingen an ihn erging. Wenig geneigt, ihm zu folgen, ward er durch die Haltung der Regierung dazu bestimmt, seine Zusage für das Sommersemester 1848 zu geben.

Da erfolgte die Erhebung des Landes. „In diesem Augenblick das Heimatland zu verlassen, war unmöglich." Er stellte sich der provisorischen Regierung zur Verfügung und ward nach Berlin gesandt, „zunächst um für die preußischen Truppen den Befehl zum Überschreiten der Eider zu erwirken." Des damaligen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Heinrichs von Arnim, Gesinnung hat er später als günstig für die Herzogtümer gerühmt. Während seines Aufenthalts in Berlin und ohne all sein Zuthun ward er für Kiel in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt. „Dies entsprach in jeder Weise meinen Wünschen; ich konnte denken, für die nächste Zeit dem Interesse der engeren Heimat und Deutschlands zu leben, mich an einem großen vaterländischen Werk zu beteiligen." Er hat in dieser Zeit, auch für seine Wissenschaft mehr gelernt, als in manchen Jahren, gelehrter Arbeit.

An den Verhandlungen des Verfassungsausschusses wie des Dreißiger-Ausschusses zur Durchführung der Reichsverfassung hat er einen hervorragenden Anteil genommen; oft genug hat er als



Berichterstatter oder auch im eigenen Namen geredet, einfach, wie es seine Art war, streng zur Sache und mit der ihm eigenen, Aufmerksamkeit gebietenden Klarheit.

Von besonderer Bedeutung mußte sein Wort werden in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit, als durch den Abschluß des Malmöer Waffenstillstandes von Seiten der beauftragten Krone Preußen das deutsche Nationalgefühl in so ungewöhnlichem Grade und nicht ohne Grund erregt war. Auf seinen Antrag wurde zunächst am 4. September der Beschluß gefaßt, über die zur Ausführung des Waffenstillstandes ergriffenen militärischen und strategischen Maßregeln nicht zu beschließen, ohne daß die Frage vorher einem Ausschuß, freilich zu sofortiger Berichterstattung überwiesen worden wäre. In der Sitzung des 5. ergriff Waitz das Wort nicht, Dahlmann hatte, was zu sagen war, mit dem ganzen Gewicht seiner starken Überzeugung und in tiefster, sittlicher Erregung mit großer Wirkung ausgesprochen. Die Einstellung der zur Ausführung nötigen Maßregeln wurde mit einer Mehrheit von 17 Stimmen beschlossen; Waitz gehörte zu dieser Mehrheit. Bekanntlich legte das gesamte Reichsministerium seine Ämter nieder; Dahlmann ward zur Bildung eines neuen berufen. Derselben stellten sich „unüberwindliche Schwierigkeiten" entgegen. Fr. von Herrmann übernahm denselben Auftrag ohne besseren Erfolg. Am 14., 15. und 16. erfolgten die Verhandlungen über die Verwerfung oder Annahme des Waffenstillstandes. In den dazwischen liegenden Tagen hatten sich die Verhältnisse völlig geändert, die entschlossene Haltung von Schleswig-Holsteins Regierung und Volk hatte den Malmöer Waffenstillstand, wie er auf dem Papiere stand, unmöglich gemacht und eine erträgliche, ja günstige und befriedigende Lage herbeigeführt. Kein Wunder, wenn auch die Beurteilung des Vertrages sich bei mehreren wesentlich geändert hatte. Zu diesen gehörte Waitz; wie schwer es ihm geworden sein mag, sich in dieser Frage von seinem verehrten Fach- und Gesinnungsgenossen zu trennen, läßt die Rede nicht ahnen, welche er bei dieser Gelegenheit für den von Francke, Droysen, Neergaard und Michelsen eingebrachten Antrag hielt, „den Waffenstillstand soweit er noch ausführbar wäre, nicht weiter zu beanstanden". Diese Rede zeichnet sich von allen die damals für und wider gehalten worden sind, durch Selbstbeherrschung, Ruhe und eindringende Beurteilung der betreffenden Vorgänge und des Waffenstillstandes selbst am meisten aus. Obwohl sie denselben völlig verurteilt, ist sie schließlich doch geradezu auf den Nachweis gerichtet, daß die Schleswig-Holsteiner die Aufgabe, „die Ehre", den Waffenstillstand zu verwerfen, dem Reichstag bereits vorweg genommen hätten. Der Antrag der Mehrheit des Ausschusses auf Nichtgenehmigung ward mit 258 gegen 237 verneint. Der Antrag Franckes ward mit 257 gegen 236 angenommen.

Nach dem Scheitern der Einheitsbestrebungen, nachdem erst Österreich, dann auch Preußen seine Abgeordneten abgerufen hatte, trat Waitz (21. Mai 1849) mit 64 andern aus der Versammlung aus. Er hat sich dann noch der Gothaer Versammlung und den weiteren Versuchen der damaligen preußischen Regierung nicht versagt, aber darauf aus der praktischen Politik in die theoretische zurückgezogen, d. h. Vorlesungen über die allgemeine Staatslehre in Göttingen zu halten angefangen, die 1862 als „Grundzüge der Politik" veröffentlicht worden sind.

Zugleich aber war es ihm „ein Bedürfnis, während um die Geschicke meines Heimatlandes gekämpft ward, sich wenigstens auch mit seinen Angelegenheiten beschäftigen zu können". Diesem Bedürfnisse entstammen die 2 Bände der Geschichte Schleswig-Holsteins (Göttingen 1851—1854), die beiden kleinen Schriften über den Frieden mit Dänemark (Göttingen 1849), die „Worte über den dänischen Geheimen Archivar und Historiographen Dr. L. F. Wegener" (1850), „der neueste dänische



Versuch in der Geschichte des Herzogtums Schleswig" (1852) und unmittelbar auch das dreibändige Werk über „Jürgen Wullenweber und die europäische Politik" (1855—1856). „Im Jahre 1857 raubte ihm der Tod die treueste, liebste Gattin, da sie ihm eben das siebente Kind geboren. Nach $3^1/_2$ Jahren schmerzlichster Vereinsamung ward ihm und den Kindern ein Ersatz gegeben durch die Verbindung mit der jüngsten Tochter des verstorbenen Generals von Hartmann in Hannover."

Der Tod König Friedrichs VII. und die Besitzergreifung Herzog Friedrich VIII. rief Waitz von neuem auf den Kampfplatz. Als Deutscher, nicht als Schleswig-Holsteiner ergriff er in einer Versammlung zu Göttingen am 19. Dezember 1863 das Wort, um eine Reihe von Beschlüssen zu begründen, welche der hannoverschen Regierung gegenüber die Gesinnung und den Ernst der öffentlichen Meinung in der Sache des Herzogs Friedrich und seines Landes zur Geltung bringen sollten.

Sie bedauerten die Teilnahme Hannovers an einem so wenig genügenden Beschluß, wie ihn der Bund am 7. Dezember gefaßt hatte, den der Exekution in Holstein; forderten mindestens eine kräftige Ausführung, Lossagung vom Londoner Protokoll, als einem nichtigen und hinfälligen Versuche ein neues Recht zu schaffen, das aber nicht geschaffen wäre, forderten die Anerkennung Herzog Friedrichs und entschlossenes Eintreten für sein Recht am Bundestage. Diese Beschlüsse wurden dem königlichen Gesamtministerium vorgelegt; die Rede, welche mit einem ernsten Aufruf an die Opferwilligkeit jedes Einzelnen schloß, wurde nachher niedergeschrieben und gedruckt.

Kürzer noch, aber zugleich bedeutsamer ist die zweite kleine Schrift: das Recht des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein, die bis 1864 fünf Auflagen erlebt hat. Sie stellt auf 2 Seiten kurz und schlagend das Londoner Protokoll in seiner ganzen Nichtigkeit dar, führt in dem zweiten, noch kürzeren Teile den angeblichen „Verzicht des Herzogs" auf seine wirkliche Bedeutung zurück und zerstört auf den beiden letzten Seiten das Gerede von der unebenbürtigen Ehe, aus welcher der Herzog entsprossen sein sollte. Sie schließt mit folgenden Worten: „Kein Recht eines regierenden Hauses in Deutschland oder Europa ist besser begründet, als das des Herzogs Friedrich. Wird dies nicht anerkannt, dann hat alle Legitimität ein Ende."

Wie Waitz das Jahr 1866 empfunden hat, darüber teilt A. K. in Nr. 298 (Beil.) der „Allgemeinen Zeitung" von 1886 aus der persönlichen Erinnerung eines Schülers, von B., in der „Weserzeitung" folgendes mit: „Der Augenblick ist mir unvergeßlich, als wir in derselben Stunde, da die ersten preußischen Regimenter an seiner Wohnung vorüber in Göttingen einzogen, uns dennoch pünktlich zu den historischen Übungen bei ihm einstellten, freilich in der bestimmten Erwartung, sofort wieder entlassen zu werden, wie er da nicht mit dem gewohnten, raschen Schritte, sondern zögernd zu uns ins Zimmer trat und mit jenem leisen Zittern der Stimme, das eine tiefe Erregung verriet, fragte: „Sollen wir denn auch heute unsere Übungen halten?" Mit einer stummen Verbeugung entfernten wir uns. Wir wußten ja genau, daß die politischen Sympathien, mindestens der Mehrzahl von uns, von den seinigen scharf getrennt waren. Aber nicht einen Augenblick hat dieses Bewußtsein selbst in jenen unreifen Jugendjahren unsere Verehrung für diesen Mann auch nur im mindesten getrübt: denn wir waren zu fest von der unantastbaren Reinheit seiner deutschen Gesinnung überzeugt ... und wir wußten zu bestimmt, daß seine politische Meinung niemals den geringsten Einfluß auf die Wahrhaftigkeit seines politischen Urteils üben werde."

„Erst nach und nach", so berichtet A. K. uns weiter über Waitz' Stellung zu der Entwicklung





der deutschen Frage, „vermochte sich Waitz mit den großen Ereignissen des Jahres 1866 abzufinden". Dennoch lehnte er auch jetzt noch, wohl in der klaren und richtigen Erkenntnis, daß damit für ihn nichts geändert werde, den lockendsten Ruf der württembergischen Regierung nach Tübingen ab, wie er 15 Jahre früher eine gleich glänzende Stelle in München ausgeschlagen hatte. Er zog es vor, sich selbst und der Göttinger Hochschule zu erhalten, entschlossen, dem bitteren Übergang nicht aus dem Wege zu weichen. Erst als „das Jahr 1870 Nord und Süd vereinigt gegen Frankreich zu Felde ziehen sah und dem Triumphe der Waffen die Wiederherstellung des Reiches und die Wiedergewinnung von Metz und Straßburg folgten, da war auch aus seinem patriotischen Herzen jede bittere Erinnerung an die früheren Jahre getilgt und seine Freude über die junge Größe des Vaterlandes ließ er sich nicht durch den Umstand verderben, daß dieselbe durch die preußische Staatskunst auf Wegen angebahnt worden war, die er nicht hatte billigen können."

Schwer genug ward es ihm immerhin, 1875 dem Rufe nach Berlin an die Spitze der Herausgabe der „Monumenta Germaniae" Folge zu leisten; ein Entschluß, der aber nur in voller Übereinstimmung mit seiner ganzen, der Wissenschaft und der Wahrheit geweihten Lebensführung stand; er wußte so gut wie alle Welt es wußte, daß für diese Stellung und Aufgabe unter so vielen ausgezeichneten Forschern kein zweiter neben ihm in Betracht kommen konnte. Er stand nun auf der Höhe seiner Erfolge. Noch ein Jahrzehnt ist es ihm vergönnt gewesen, in voller körperlicher wie geistiger Rüstigkeit und Kraft, als das Haupt einer immer wachsenden Gemeinde von Schülern, Freunden und Verehrern, umgeben von einem reichen und glücklichen Familienkreise, an entscheidendster Stelle für seine eigentliche Lebensaufgabe zu wirken.

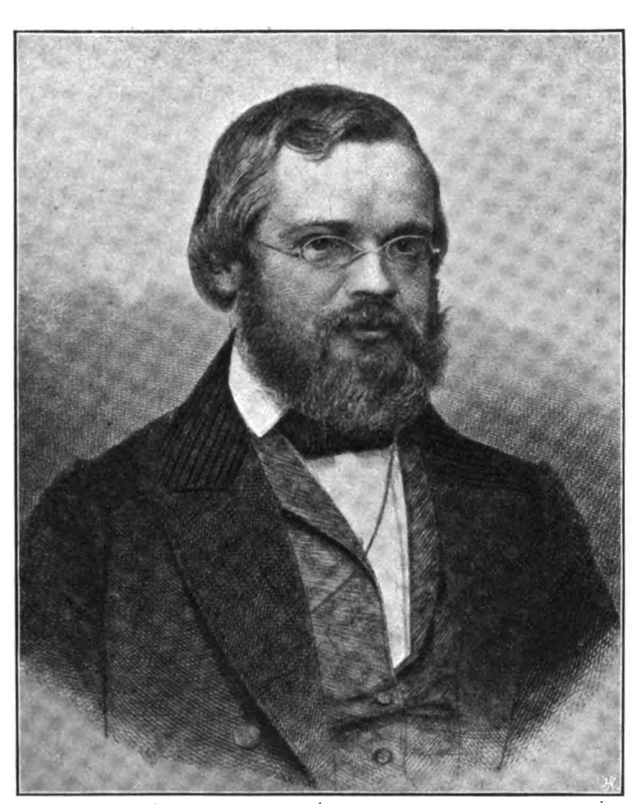
Im Jahre 1885 hatten die Kieler und auch manche andere Verehrer des unvergessenen, obwohl so lange schon fernen Landsmannes, die Freude, ihn am 100jährigen Geburtstage Dahlmanns, dem 17. Mai, in der Universitätsaula die Festrede halten zu hören. Wer wäre würdiger gewesen, einem Dahlmann diesen Liebesdienst zu leisten, als ein Waitz? Er that es ganz in der ihm eigenen Art; schlicht und einfach, mit bescheidener Zurückhaltung, ohne rednerischen Schmuck aber mit Wärme und innerstem Anteil wie Verständnis. Es konnte nicht fehlen, daß bei dem Festschmause auf Bellevue aus dem Feiernden ein Gefeierter wurde.

Wer ihn in den ersten vierziger Jahren auf dem Katheder gesehen hatte und die stattliche Mannesgestalt jetzt so wieder sah, konnte ihn nach allen Richtungen hin, in der Haltung, dem Ton und Wandel der Stimme, der Ausdrucksweise, der ganzen körperlichen Erscheinung, völlig unverändert finden. Mit voller Sicherheit der Erwartung sprach er von seinem unsern bevorstehenden Jubiläum, zu dem bereits Freunde und Verehrer ein Zeichen der Teilnahme vorbereiteten; nichts kündete in dem 73jährigen die Spuren des Alters an. Da trat im Frühjahr 1886 ein Verfall ein, der rasch um sich greifend am 25. Mai zum Tode führte.

Von Waitz wissenschaftlicher Bedeutung hier nur einige Andeutungen. Die „bibliographische Übersicht über Georg Waitz' Werke, Abhandlungen, Ausgaben, kleine kritische und publicistische Arbeiten, zusammengestellt von Ernst Steindorff", verzeichnet an selbstständigen Werken 29, an Abhandlungen und kleineren Aufsätzen 211, an Ausgaben in den monumenta Germaniae historica und in den Scriptores rerum Germanicarum 190, Rezensionen, Selbstanzeigen u. a. 313; im Ganzen 743 Nummern. Wer die Arbeit, die in diesen Schriften steckt, einigermaßen zu ermessen und zu würdigen weiß, wer den Grad der Reife und Vollendung kennt, in dem Waitz seine Leistungen aus der Hand



zu geben pflegte, der wird von dem Ertrage dieses Forscherlebens eine hohe Vorstellung gewinnen. Welche Vorarbeiten waren erforderlich allein, um ein Werk von dem Umfange, dem Werte und Inhalt zu schaffen, wie die 8 Bände der deutschen Verfassungsgeschichte! Es ist sein Hauptwerk; dasjenige auch, in welchem er seine eigentliche Stärke, Erfassung und Darstellung von Rechtsverhältnissen und Zuständen, zur ganzen Verwertung zu bringen weitestes Feld fand. Wenn vor ihr die künstlerische Seite der Geschichtschreibung, die lebendige Vergegenwärtigung handelnder Persönlichkeiten und bewegter Ereignisse zurücktrat, so konnte das nach der Natur der Dinge wohl eben nicht anders sein und mußte immerhin für diejenigen seiner Schriften, welche eine solche Veranschaulichung forderten, wie die Geschichte Schleswig-Holsteins, Wullenweber, Deutsche Kaiser, den Kreis der Leser enger ziehen.



Otto Jahn, geb. 1813, gest. 1869. 1840—42 Privatdocent.
Nach einem Stich von Weger.

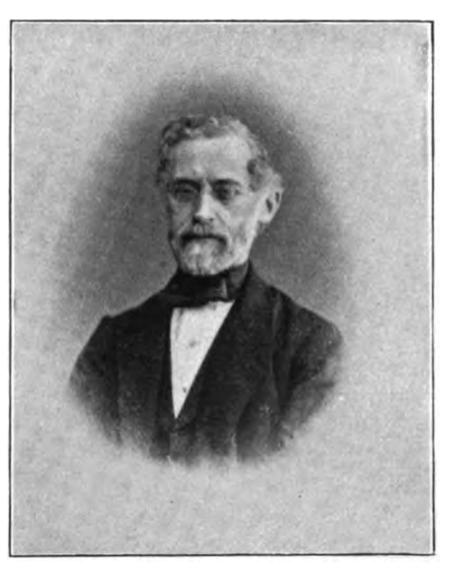
Was der verehrte Mann am Schlusse seiner Rede über Dahlmann gesagt hat, darf auch gelten von Waitz. „Wer sich des deutschen Schleswig-Holsteins, deutscher Verfassungen, des deutschen Reiches und seines glorreichen Kaisers erfreut, der muß Waitz in hohen Ehren gedenken. Mit Stolz dürfen ihn die deutschen Universitäten den ihren nennen; er aber gehört der deutschen Geschichte an."

Otto Jahn, gleich groß als Archäologe, Litterarhistoriker und Musikgelehrter ward am 16. Juni 1813 zu Kiel als Sohn des oben erwähnten Syndikus Jahn geboren. Schon als Knabe interessierte er sich gleichmäßig für Philologie, wie für die Musik, der, wie wir sehen, in seinem Elternhause ein hervorragender Platz eingeräumt war. Sein Privatlehrer war P. W. Forchhammer, in der Musik unterrichtete ihn G. Chr. Apel. Da der Vater fürchtete, daß die musikalische Neigung seines Sohnes überhandnehmen möchte; sandte er ihn nach Absolvierung des Kieler Gymnasiums 1830 nach Schulpforta, wo er bis Juli 1831 blieb.

So vorzüglich vorgebildet, bezog Jahn Herbst 1831 die heimische Universität, um ein Jahr später nach Leipzig und 1833 nach Berlin zum weiteren Studium zu gehen. In Kiel waren Nitzsch und der Privatdozent Classen, in Leipzig Herrmann, in Berlin Böckh, Gerhard und Lachmann seine bevorzugten Lehrer. Im Frühjahr 1835 kehrte er zur Vollendung seines Studiums nach Kiel zurück und promovierte daselbst am 18. Oktober 1836. An das Studium schlossen sich Wanderjahre. Der Winter 1836—37 ward in Kopenhagen verbracht; ein dort erhaltenes Reisestipendium gewährte ihm die Mittel, längere Zeit Paris aufzusuchen, wo er neben archäologischen Studien, vor allem auch die musikalischen Genüsse der Weltstadt in sich aufnahm, wie er es auch schon in Leipzig und Berlin ge-



gethan hatte. Juli 1838 begab er sich nach Bern und wanderte dann, nachdem er die schweizer Bibliotheken für seine Zwecke besucht und benutzt hatte, im Herbst d. J. nach Italien. In Rom wandte er sich wiederum den archäologischen Studien zu, wozu ihm das Studium der reichen Denkmälerwelt Roms erneute Anregung bot. Nachdem er von Rom aus noch Neapel, Pompeji und Sicilien besucht hatte; kehrte er über Florenz, Berlin, im Sommer 1839 nach Kiel zurück, wo er sich als Privatdocent niederließ. Er begann seine Thätigkeit mit einem Kolleg über Juvenal. Zu seinen Schülern gehörte Th. Mommsen, der damals in Kiel studierte. Jahn führte zuerst Besprechungen mit den Studenten über antiquarische Gegenstände ein, aus denen sich allmählich eine Art archäologisches Seminar entwickelte. Jahns Verdienst ist es, dies in Deutschland eingeführt zu haben, desgleichen führte er in Gemeinschaft mit Forchhammer zuerst die in Rom übliche Winkelmannsfeier an deutschen Universitäten ein. Auch beteiligte er sich an den von Kieler Docenten 1841 herausgegebenen „Kieler philologischen Studien". Seine Hauptarbeit in Kiel war der großen Persiusausgabe gewidmet. Sein Interesse für Musik ruhte jedoch in dieser Zeit nicht, der ersten Aufführung von Mendelssohn's Paulus war eine orientierende Broschüre über das Oratorium gewidmet. Auch erschien ein Heft mit acht Liedern, das er seiner Frau widmete.



Karl Victor Müllenhoff, geb. 1818, gest. 1884. 1843 Privatdocent, 1846 außerordentl., 1854—58 ordentl. Professor. Nach einer Photographie.

Im Herbst 1842 folgte Jahn leider bereits einem Ruf als außerordentlicher Professor der klassischen Litteratur und Altertumswissenschaft nach Greifswald, wo ihm bald das Ordinariat übertragen wurde. 1847 ward er Nachfolger von W. A. Becker in Leipzig. Dorthin ward auf seine Anregung auch Mommsen berufen, mit dem er in engstem Freundschafts- und Arbeitsverhältnis stand. Überhaupt bot ihm Leipzig die größte Anregung in jeder Beziehung, der Verkehr mit seinen Kollegen, vor allem mit Danzel, Haupt und Mommsen, sowie mit den reichgebildeten Buchhändlern K. Reimer, S. Hirzel, G. Wigand, Dr. G. Härtel war der denkbar schönste und angenehmste, und daß in einer Musikstadt, wie Leipzig, einem so bedeutenden Musikkenner und Musikfreund die größten Anregungen geboten wurden, ist nur gewiß. In der Leipziger Zeit entstand dann auch seine Bachausgabe, an die sich die Gründung der Bachgesellschaft anschloß.

Auch die wissenschaftliche Thätigkeit Jahns fand in der Leipziger Zeit reiche Entfaltung, fand jedoch ein plötzliches Ende durch die Ereignisse der Jahre 1848—1849. Im Frühjahr 1848 beim Ausbruch der Bewegung in seinem Vaterlande war Jahn nach Schleswig-Holstein geeilt, hatte sich dort der provisorischen Regierung zur Verfügung gestellt und war zeitweilig als Gesandter nach Oldenburg gesandt. In Sachsen gehörte er wie die übrigen Genossen dem gemäßigten deutschen Vereine an, erklärte jedoch nach dem Dresdener Maiaufstand seinen Austritt. Trotzdem wurden Haupt, Jahn und Mommsen, als die Reaktion unter Beust über Sachsen hereinbrach, suspendiert und in eine Untersuchung verwickelt. Obgleich ihre Freisprechung erfolgte, verfügte die Regierung 1851 die Absetzung der drei. Mommsen fand schon Frühjahr 1852 eine Stelle in Zürich, Haupt 1853 eine solche



in Berlin, Jahn erhielt eine solche jedoch erst 1855 in Bonn. Seine unfreiwillige Muße benutzte er zu Arbeiten mancherlei Art, so katalogisierte er u. a. die reiche Vasensammlung in München, lieferte Beiträge zur Goethelitteratur, verfaßte die Abhandlung: „Über den Aberglauben des bösen Blickes" und begann seine herrliche Mozartbiographie, für die er in diesen Jahren ein sehr reiches Material zusammengebracht hatte.

Ostern 1855 siedelte Jahn nach Bonn über, zuerst unter sehr kärglichen Bedingungen, seit 1857 unter günstigeren Verhältnissen dort wirkend. Schon Weihnachten 1855 erschien der erste Band seiner Mozartbiographie, 1859 ward das Werk in vier Bänden abgeschlossen.

In Bonn fand er einen großen Kreis Gleichgesinnter, die Freude an der Musik wurde wieder in ihm geweckt und durch den „Quickborn" von Klaus Groth, dessen Verfasser damals in Bonn lebte, ward er zu neuen Kompositionen angeregt.

Seine Vorlesungen erfreuten sich eines immer wachsenden Zuspruches, die Anhänglichkeit seiner Schüler erleichterte ihm manches. Seine Gesundheit war leider nicht die beste, die Thätigkeit eine anstrengende und aufreibende. Er starb, schon längere Zeit leidend, am 9. September 1869 zu Göttingen, wohin er sich zum Besuch von Verwandten begeben hatte.

Mit ihm schied einer der vielseitigsten und bedeutendsten Gelehrten aus dem Leben, ein Mann, auf den sein Vaterland und seine Vaterstadt mit Recht stolz sein kann.

Karl Viktor Müllenhoff ward am 18. September 1818 in Marne geboren. Ostern 1831 kam er auf die gelehrte Schule in Meldorf, wo Dr. Wilhelm Heinrich Kolster, als Historiker und Philologe ausgezeichnet, sein Lehrer war und auf Müllenhoff einen großen Einfluß gewann. Neunzehnjährig verließ er Meldorf, um in Kiel unter Nitzsch Philologie zu studieren. Doch fesselte ihn derselbe nicht, und auch ein Aufenthalt in Leipzig 1839, wo Hermann sein Lehrer war, befriedigte ihn nicht. Erst in Berlin, wo er die Jahre 1839—1841 verbrachte, gewann Lachmann großen Einfluß auf ihn und manch andere Lehrer, wie Ranke, Böckh, Dahlmann, Wilhelm Grimm, zogen ihn an. Das Wintersemester 1841—1842 verbrachte er in Kiel und erwarb sich dort am 7. April 1842 den Doktortitel. Auf Nitzsch' Rat trat er alsbald als Hilfslehrer an der Meldorfer Gelehrtenschule ein. Während der anderthalb Jahre, die er hier verlebte, wandten sich seine Studien erst ausschließlicher dem deutschen Altertum zu. Die Arbeit über die Gudrun wurde begonnen, die Sammlung der schleswig-holsteinischen Sagen ins Auge gefaßt. Gegen den Herbst 1843 als Sekretär an die Universitätsbibliothek nach Kiel berufen, trat er dort mit dem Wintersemester als Privatdocent für das Fach der deutschen Philologie auf. Unter dem 2. März 1846 ward er zum außerordentlichen Professor der deutschen Sprache, Litteratur und Altertumskunde ernannt, zum ordentlichen Professor jedoch erst am 30. Dezember 1854. Die Kieler Hochschule war unterdessen durch die 1852 einbrechende dänische Willkürherrschaft tief geschädigt worden, und Müllenhoffs Lehrthätigkeit konnte dort niemals festen Fuß fassen. Am 25. September 1858 ward er als Nachfolger Friedrich Heinrich von der Hagens zum ordentlichen Professor in Berlin ernannt; am 2. Februar 1864 kam er als Nachfolger Jakob Grimms in die preußische Akademie; 1866 ward er Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungskommission für die Provinz Brandenburg, 1877 erhielt er den Titel Geheimer Regierungsrat.

Seine Lehrthätigkeit war mit reichem Erfolge gesegnet, eine große Zahl glücklich strebender Schüler scharte sich um den Meister. Zunehmende Schwäche der Augen zwang ihn von 1880 an seine Vorlesungen einzuschränken und sie 1883 ganz aufzugeben. Er starb am 19. Februar 1884.

Der größte Teil seiner litterarischen Thätigkeit, schreibt Scherer, darf als Vorarbeit für eine



„Deutsche Altertumskunde" angesehen werden, von welcher nur der erste Band (1870) und die erste Hälfte des fünften (1883) erschien. Die deutsche Heldensage war der Ausgangspunkt von Müllenhoffs Studien und blieb auch deren Mittelpunkt, das eigentliche Ziel der Altertumskunde. Allen mittelhochdeutschen Heldenepen hat er specielle Untersuchungen gewidmet. Aber Müllenhoffs Interesse an der deutschen Litteratur beschränkte sich nicht auf den Kreis der Gedichte, welche Stoff für die Altertumskunde lieferten. Er griff darüber hinaus in dem gemeinsam mit Scherer herausgegebenen „Denkmälern der deutschen Poesie und Prosa aus dem 8.—12. Jahrhundert", in seinen Vorlesungen über Geschichte der altdeutschen Poesie und über mittelhochdeutsche Dichter, in seiner aus der Litteratur und dem Volksmunde geschöpften Sammlung: „Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg" (Kiel 1845), die er mit einer bewunderungswürdigen Einleitung versah, und in seiner Teilnahme an Klaus Groths „Quickborn", dessen Orthographie er feststellen half, zu dem er Einleitung, Grammatik und Glossar hinzufügte und den er zum Teil ins Hochdeutsche übertrug. Hier bewährte er sich als ein Meister in der Darstellung seiner heimatlichen Mundart. In all seinem Wirken und Arbeiten begnügte er sich nicht mit den Einzelheiten, sondern strebte zum Ganzen, der hohe Rang, den er als Gelehrter einnahm, beruhte größtenteils auf dem Werte seiner Hypothesen und auf der Kraft seiner Phantasie. Als wißbegieriger Schüler saß im Anfang seiner Lehrthätigkeit in Kiel zu seinen Füßen Rochus von Liliencron, der für einige Jahre auch sein Kollege wurde. Liliencron, der noch in seltener Rüstigkeit des Geistes und Körpers als Wirklicher Geheimer Rat dem St. Johanniskloster von Schleswig als Klosterpropst vorsteht, ward am 8. Dezember 1820 zu Ploen geboren, studierte seit 1840 zuerst Theologie in Kiel, dann aber zunächst an anderen Universitäten und 1843—1846 wieder in Kiel Philologie, promovierte am 27. Juni 1846 als Doktor der Philologie daselbst. Herbst 1847 ließ er sich als Privatdocent für germanistische Philologie in Bonn nieder, kehrte beim Ausbruch der Bewegung 1848 nach Schleswig-Holstein zurück, ward Sekretär im schleswig-holsteinischen Departement des Auswärtigen und 1848—1850 offiziöser Bevollmächtigter der Regierung in Berlin. Nach dem Friedensschluß zwischen Preußen und Dänemark begab er sich nach Kiel, um die ihm verliehene Professur für nordische Sprachen und Litteratur anzutreten, von der dänischen Regierung aber nicht anerkannt, folgte er 1852 einem Ruf nach Jena an Rückerts Stelle als außerordentlicher Professor für deutsche Sprache und Litteratur. Im Jahre 1855 nahm er einen Ruf als Kammerherr und Kabinetsrat des Herzogs von Sachsen-Meiningen an, war auch zeitweilig Intendant der herzoglichen Kapelle und Leiter der herzoglichen Bibliothek. 1869 siedelte er nach München über, wo ihm als Mitglied der bayrischen Akademie der Wissenschaften die Leitung der Herausgabe der „Allgemeinen deutschen



Aug. Friedr. Karl Himly,
geb. 1811, gest. 1885. 1836—84 Professor.
Nach einem Steindruck.

Biographie" übertragen wurde. 1876 kehrte er nach Schleswig-Holstein zurück und ward zum Klosterpropst erwählt. 1881 ward ihm die hohe Anerkennung zuteil, die Ehepakten anläßlich der Vermählung des jetzigen Kaiserpaares aufzustellen. Von großer Bedeutung ist sein Wirken für die Pflege der Musik in unserem Heimatlande geworden.



Heinrich Moritz Chalybaeus, geb. 1796, gest. 1862. 1839—52; 1854—62 Professor in Kiel. Nach einer Photographie.

Als Philosophen wirkten an der Hochschule Heinrich Chalybaeus und Friedrich Harms. Chalybaeus ward am 3. Juli 1796 zu Pfaffroda im Erzgebirge geboren. Er besuchte seit 1810 die Fürstenschule in Meißen und seit 1816 die Universität Leipzig, um Philologie zu studieren und bestand 1820 daselbst das philosophische Doktorexamen. Nach vollendetem Studium bekleidete er eine Erzieherstelle in Wien, begab sich 1822 von dort nach Dresden, wo er eine Stelle als Kollaborator an der Kreuzschule erhielt. Neujahr 1825 übernahm er eine Professur an der Fürstenschule zu Meißen, wo er Rhetorik, Moral und Theologisches zu lehren hatte. Nach drei Jahren vertauschte er diese Stelle mit einer Professur an der Ritterakademie zu Dresden. Dort hielt er wiederholte Vorlesungen philosophischen Inhalts vor einem größeren Publikum, woraus allmählich sein bekanntes Werk: „Historische Entwicklung der spekulativen Philosophie von Kant bis Hegel" (1835) entstand. Dasselbe fand so allseitigen Beifall, daß es nicht nur in Deutschland fünf Auflagen erlebte, sondern auch in zwei englischen Übersetzungen erschien. Eine andere entscheidende Folge aber dieser trefflichen Leistung war es, daß Chalybaeus im Jahre 1839 einen Ruf als ordentlicher Professor der Philosophie an die Universität Kiel erhielt.



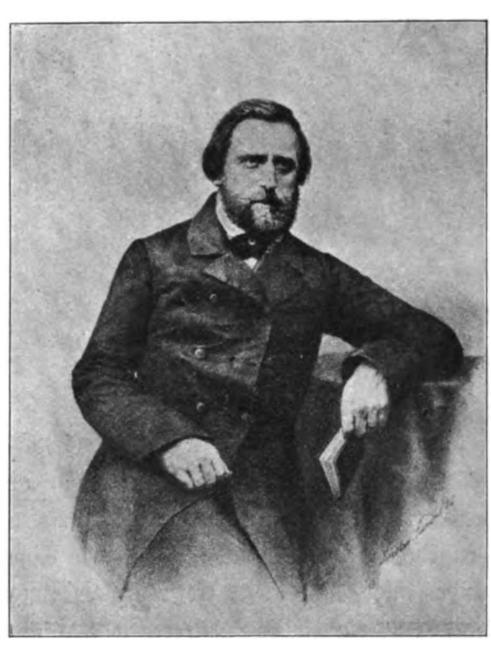
Friedrich Harms, geb. 1816, gest. 1880. 1842 Privatdocent, 1848 außerord. Professor, 1858—67 ordentl. Professor in Kiel. Nach einer Zeichnung von Wolperding.

Hier fand er den seinem Wesen geeigneten Wirkungskreis. Es begann eine Periode reicher schriftstellerischer Thätigkeit, verschiedene Schriften: Phänomenologische Blätter, die moderne Sophistik, Entwurf eines Systems der Wissenschaftslehre und sein Hauptwerk: „System der speculativen Ethik" verdanken dieser ersten Periode seines Kieler Aufenthaltes ihre Entstehung. Schwere Stunden blieben ihm jedoch auch nicht erspart; er ward 1852 gleichfalls entlassen. Da er keine andere Professur erlangte, siedelte er vorerst 1854 nach Leipzig über, um dort als Privatdocent zu wirken. Kaum hatte er Kiel



verlassen, als er von der Regierung in seine frühere Stelle zurückberufen wurde. Er bekleidete dieselbe bis zu seinem am 22. September 1862 erfolgten Tode.

Sein Fachgenosse Friedrich Harms, am 24. Oktober 1816 als Sohn des Glasermeisters Hinrich Detlev Harms zu Kiel geboren, besuchte die Kieler Schule bis 1835, studierte darauf in Kiel, promovierte daselbst am 5. Mai 1840 und war dann zur weiteren Ausbildung zwei Jahre in Berlin. 1842 ließ er sich als Privatdocent an der Kieler Universität nieder. Während der Jahre 1847 und bis Frühjahr 1848 war er auf einer wissenschaftlichen Reise von Kiel abwesend, kehrte jedoch nach Ausbruch der Bewegung zurück und ward Mitredakteur der Schleswig-Holsteinischen Zeitung. In gleichem Jahre ward er außerordentlicher Professor der philosophischen Naturkunde und 1858 ordentlicher Professor der Philosophie in Kiel. September 1867 ward er als Professor der Philosophie nach Berlin berufen, 1872 ward er Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er starb in Berlin am 5. April 1880.



Ferdinand Weber, geb. 1812, gest. 1860.
1842—51 Privatdocent, 1851—60 Professor in Kiel.
Nach einer Lithographie von Sunde.

Neben fachwissenschaftlichen Schriften, wie Programme zur Philosophie, Abhandlungen zur systematischen Philosophie, Philosophie seit Kant, Philosophie in ihrer Geschichte, war er auch als politischer Schriftsteller im Interesse seiner Heimat thätig und gab unter anderem in Verbindung mit Handelmann, Junghans und Karsten das Schwarzbuch über die dänische Mißregierung im Herzogtum Schleswig heraus.

Unter den jüngeren Docenten ragen aus jener Zeit Fock, Baumgarten, Stein, Ferdinand Weber hervor.

Ferdinand Weber, ein Sohn des 1823 verstorbenen Professor Friedrich Weber, und Enkel des um Kiel so hochverdienten Georg Heinrich Weber, ward am 23. Februar 1812 zu Kiel geboren. Er besuchte nach Absolvierung der Gelehrtenschule die Universitäten Kiel, Kopenhagen Göttingen und Halle, bestand 1837 das Examen mit dem I. Charakter, ward in demselben Jahre Dr. med. und chir. und habilitierte sich 1843 als Privatdocent. Gleichzeitig ward er Prosektor am anatomischen Museum und 1851 außerordentlicher Professor der Anatomie, dazu 1852—1853 interimistischer Direktor der medizinischen Klinik in Kiel. Er starb am 15. Dezember 1860 tiefbetrauert von der ganzen Stadt. Wie Forchhammer in seiner Gedächtnisrede sagen durfte, gingen in Weber der tüchtige, erfahrene Arzt und der treffliche Mensch so ganz in einander auf, ohne daß das gute Herz den klugen Ratgeber irre leitete. Trotz seiner ausgebreiteten Praxis war die Wissenschaft sein ererbtes wahres Lebenselement und seiner akademischen Wirksamkeit hat er sich mit gleichem Eifer und Erfolg bis wenige Tage vor seinem Tode gewidmet. Und diese starke Seele wohnte in einem siechen Körper, seit Mitte der vierziger Jahren siechte er an einem inneren Leiden dahin, von dem er als Arzt die genaueste Kenntnis hatte. Freude und Trost in seinem Leiden waren ihm die plattdeutschen Dichtungen, welche er verfaßte und die nach seinem Tode von Klaus Groth herausgegeben wurde, wie Weber mit folgenden Worten bestimmt hatte:



Bün ik mal dot,
Min leef Klaus Groth
Denn schriv dit vaer mien Leeder.
So lang ik japp,
Lat se int Schapp,
Un wis se nich en jeder.

Se sünd vaer di,
Se sünd vaer mi,
Un enkelt mal en annern.
Perr ik ni mehr
Op düsse Eer,
Denn maegt min Leeder wannern:

Lorenz Jakob Stein gehörte der Hochschule leider auch nur verhältnismäßig kurze Zeit an. Er war am 15. November 1815 in Eckernförde geboren, besuchte bis 1835 die Gelehrtenschule in Flensburg, studierte dann Jura und Staatswissenschaften in Kiel und ward im juristischen Amtsexamen zu Kiel Ostern 1839 mit dem I. Charakter examiniert; Dr. juris von Berlin 1840—1843 ließ er sich als Privatdocent in der juristischen Fakultät in Kiel nieder, nachdem er vorerst längere Zeit in Paris zugebracht hatte. 1846 erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen Professor an der Universität in Kiel, aber bald rief ihn die Erhebung der Herzogtümer auf den Kampfplatz. Wie er sich bereits an der Schrift der Kieler Professoren über das Successionsrecht in den Herzogtümern beteiligt hatte, nahm er auch in der Folge den thätigsten Anteil an der politischen Bewegung seiner Heimat. Auf seine Thätigkeit in der Nacht vom 23. auf den 24. März werden wir noch zurückkommen, sie ist von Fock, Sammer und dem Prinzen von Noer, selbstredend jedesmal in anderer Beleuchtung geschildert. Später vertrat er als Delegierter der provisorischen Regierung die Sache der Herzogtümer in Paris, zurückgekehrt war er Abgeordneter zur Landesversammlung. Nach Wiederherstellung der dänischen Herrschaft büßte Stein das offene und entschiedene Auftreten für die Selbständigkeit der Herzogtümer gleichfalls mit dem Verluste des Lehrstuhls. Nach seiner Entlassung blieb er vorerst in Kiel, ausschließlich mit staatswissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, in der Hoffnung, an einer



Lorenz Jakob Stein, geb. 1815, gest. 1890.
1843—46 Privatdocent, 1846—52 Professor in Kiel.
Nach einer Radierung.



anderen Universität eine Stelle zu finden, wozu sich auch mehrmals gegründete Aussichten eröffneten. Als sie sich aber trotzdem nie verwirklichten, sah Stein sich genötigt in Österreich sein Glück zu versuchen, wohin ihn persönliche Beziehungen und warme Empfehlungen führten. 1855 ward er zum ordentlichen Professor der Staatswissenschaften an der Wiener Universität ernannt und wirkte dort bis zu seiner Versetzung in den bleibenden Ruhestand dreiunddreißig Jahre lang ununterbrochen, unermüdlich und in glänzendster Weise. 1869 ward er in den österr. Ritterstand erhoben. Er starb als einer der feinsinnigsten, bedeutendsten Rechtslehrer am 23. September 1890 auf seinem Landsitze in Weidlingau bei Wien.

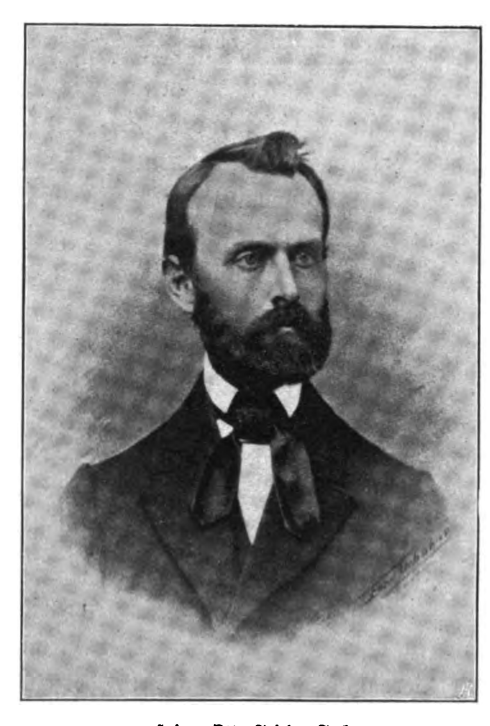
Die beiden Privatdocenten der Theologie Baumgarten und Fock haben als Lehrer an der Hochschule keine große Bedeutung erlangt, wohl aber in anderer Beziehung, Fock als geistvoller Publicist und Historiker, Baumgarten, um ein Wort seines Biographen Studt zu gebrauchen, anfänglich ein engherzig weltscheuer und weltflüchtiger Pietist, der sich unter heißen Kämpfen und Ringen beim Lichte des göttlichen Wortes hindurchgerungen hat zu der den öffentlichen Angelegenheiten und Zuständen frisch und frei ins Angesicht schauenden christlichen Freudigkeit und Unerschrockenheit; ist als unentwegter Kämpfer für sein Recht und seine Überzeugung gegen die mecklenburgische Orthodoxie und ihrem Oberkirchenrat Dr. Kliefoth zu erwähnen. Als Mitglied des Reichstages hat er seinen Standpunkt in der Kirchenfrage verteidigt und ist trotz aller Trübsal, aller Anfeindungen auf seinem Posten geblieben, bis an sein Lebensende den Sieg seiner Sache erhoffend. Es ist hier nicht der Platz auf diese weiteren Lebensschicksale Baumgartens einzugehen, auf seine Überzeugungen, seine Lehren, es darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß er auch für seine politische Überzeugung in der Heimat einst leiden und das Brot der Verbannung essen mußte. Er hat auch in Mecklenburg stets der Heimat nahe gestanden und noch 1863 die damalige Geistlichkeit Schleswig-Holsteins zum Kampfe angespornt durch Wort und Schrift.

Michael Baumgarten, der spätere Schwiegersohn von N. Falck, war am 25. März 1812 zu Haseldorf geboren, er studierte in Kiel, ward dort 1835 Dr. phil. und 1837 Licenciat der Theologie in Berlin. Ostern 1839 wurde er Privatdocent bei der philosophischen, 1842 bei der theologischen Fakultät in Kiel. 1844 ward er zu Gottorf examiniert und erhielt den I. Charakter. März 1846 ward er Pastor an der St. Michaeliskirche in Schleswig, ward aber von der Landesverwaltung am 1. August 1850 seiner patriotischen Gesinnung wegen seines Amtes entlassen. Schon am 20. August dieses Jahres wurde er jedoch zum ordentlichen Professor der Theologie in Rostock ernannt, die Universität Kiel verlieh ihm im gleichen Jahre den theologischen Doktor. Seiner Überzeugung und seiner Lehre wegen, ward er am 6. Januar 1858 in Rostock als Professor mit Pension entlassen. Über dreißig Jahre lang hat er in Wort und Schrift gegen diese Entlassung und für sein Recht gekämpft. Er starb am 21. Juli 1889.

Otto Heinrich Friedrich Fock ward am 29. April 1819 zu Schwarbe auf Rügen geboren. Nach Besuch des Gymnasiums zu Stralsund studierte er Theologie in Bonn und Berlin und ward 1843 lic. theol. in Greifswald. Von Ostern 1844—1848 war er dann Privatdocent der theologischen Fakultät in Kiel, er las über Dogmengeschichte, Symbolik, Geschichte der neuesten Theologie, sowie über die Paulinischen Briefe und erfreute sich in allen Kollegien eines zahlreichen Zuhörerkreises. Mit den Vorlesungen verband er eine umfangreiche schriftstellerische Thätigkeit. Infolge seiner liberalkirchlichen Richtung ward ihm die Professur versagt. Wie wohl er sich trotzdem in Kiel fühlte, geht aus den vorher mitgeteilten Auszügen aus seinen Erinnerungen hervor.



Als die schleswig-holsteinische Frage eine immer brennendere wurde, griff auch Fock in den Kampf ein und stellte seine Feder und sich selbst in den Dienst der gerechten Sache. Er nahm teil an der Versammlung in Nortorf und trat bald darauf in nähere Beziehung zu den Männern, welche die führende Rolle in der Bewegung einnahmen. Über seinen Anteil an der Bewegung berichtet er selbst. Vorerst war es notwendig Bürgerwehren zu schaffen, und Fock beteiligte sich mit großem Eifer an den Übungen. Am Morgen des denkwürdigen 24. März trat er als Zugführer in die in Kiel gebildete Freiwillige Kompagnie und machte als solcher den Zug nach Rendsburg mit. Am 2. April ward er jedoch als Bevollmächtigter der provisorischen Regierung an den Schweriner Hof gesandt, um die Hülfe desselben zu erbitten. Ohne Erfolg erzielt zu haben, kehrte Fock nach Schleswig-Holstein zurück, schloß sich anfangs den preußischen Truppen an, kehrte dann nach Kiel zurück und ging darauf, da Vorlesungen nicht gehalten wurden, nach Berlin, wo er sich um eine Professur bemühte. Da dieser Versuch vergeblich war, ging er nach Frankfurt, wo er zwei Monate lang als Korrespondent der von der provisorischen Regierung ins Leben gerufenen „Schleswig-Holsteinischen Zeitung“ thätig war. Nachdem er dann vorübergehend Mitredakteur der „Neuen Berliner Zeitung“ war, übernahm er Mitte November die Redaktion der „Schleswig-Holsteinischen Zeitung“, welche von Rendsburg nach Altona übersiedelte.



Heinr. Otto Friedr. Fock,
geb. 1819, gest. 1872, 1844—48 Privatdocent in Kiel.
Nach einer Photographie.

Seit dem 14. November zeichnete er als verantwortlicher Redakteur des Blattes, welches als das Organ der Männer, durch welche die Erhebung der Herzogtümer vorbereitet und bis dahin geleitet war, bald das gelesenste und einflußreichste in Schleswig-Holstein wurde. Die der Zeitung gestellte Aufgabe, den Kampf gegen Dänemark auf dem Felde der Publizistik zu führen und zugleich die freiheitliche Entwickelung des Landes zu fördern, hat Fock mit Eifer und Geschick erfüllt. Auch als die Zeitung am 1. April 1849 gleichzeitig mit der Umwandlung ihres bisherigen Namens in den einer „Norddeutschen Freien Presse“ eine erhebliche Erweiterung erfuhr, trat ihm zwar Olshausen in der verantwortlichen Redaktion des Blattes zur Seite, behielt aber seinen Wohnsitz in Kiel, so daß die eigentliche Leitung des Blattes nach wie vor allein auf Focks Schultern ruhte. Nur im Mai 1849 und im August 1850, als Fock zeitweise abwesend war, übernahm Olshausen an seiner Stelle die Redaktion.

Indessen mit seiner redaktionellen Thätigkeit war Focks Mitwirkung an der Entwickelung der schleswig-holsteinischen Sache nicht erschöpft. Schon im Sommer 1849 erging an ihn die Aufforderung, sich um eine in Altona frei gewordene Stelle als Abgeordneter für die schleswig-holsteinische Landesversammlung zu bewerben; doch lehnte er dieses Ansinnen damals mit Rücksicht auf die ihm obliegenden Redaktionsarbeiten ab. In den letzten Tagen desselben Jahres aber ging ihm



von Rendsburg aus die dringende Aufforderung zu, für eine dort frei gewordene Abgeordnetenstelle zu kandidieren, und diesmal konnte er mit gutem Gewissen zusagen, da die Verhältnisse seiner Zeitung inzwischen in feste Bahnen geleitet waren. Mit 2163 Stimmen gegen seine beiden Gegner, den Chef des Kriegsdepartements General Krohn und den Festungsgouverneur General Graf Baudissin mit zusammen nur 197 Stimmen, gewählt, trat Fock, für dessen Volksbeliebtheit der Ausfall der Wahl gewiß der sicherste Beweis war, am 10. Januar 1850 in die Landesversammlung ein und nahm seinen Sitz auf der Linken. Am 13. April trat die Landesversammlung zum letzten Mal zusammen, beschloß ihre Selbstauflösung und ermächtigte die Regierung, auf Grund neuer Wahlen demnächst die ordentliche Landesversammlung zusammenzuberufen. Für diese wurde das von der konstituierenden Versammlung gegebene Wahlgesetz maßgebend, nach welchem die eine Hälfte der Abgeordneten aus allgemeinen Wahlen, die andere Hälfte dagegen aus Zensuswahlen hervorgehen sollte. Da nun die Linke mit Sicherheit darauf rechnen konnte, bei den allgemeinen Wahlen die große Mehrheit ihrer Kandidaten durchzubringen, der Ausfall der Zensuswahlen aber zweifelhaft war, so wurde beschlossen, daß diejenigen Parteigenossen, welche irgend Aussicht hatten, in Zensuswahldistrikten gewählt zu werden, die Kandidaturen für die allgemeinen Wahlen anderen Mitgliedern der Partei überlassen sollten; und da Fock die Aussicht auf einen Dithmarscher Zensuswahldistrikt eröffnet ward, so trat er für die Rendsburger allgemeine Wahl zurück und bewarb sich persönlich in Dithmarschen, stellte sich den Wählern an verschiedenen Orten vor und wurde Mitte Juli mit großer Majorität gewählt.

Inzwischen aber begannen die kriegerischen Ereignisse eine bedenkliche Gestalt anzunehmen; am 2. Juli hatte Preußen mit Dänemark Frieden gemacht, und am 25. Juli folgte die Niederlage der schleswig-holsteinischen Armee bei Idstedt. Da aber hielt es Fock nicht länger am Redaktionstisch; nachdem er die Regierung in seiner Zeitung aufgefordert hatte, sofort alle wehrhaften Männer zu den Waffen zu rufen, übergab er Olshausen die Redaktion, begab sich am 31. Juli nach Rendsburg und trat daselbst zusammen mit dem Advokaten Wiggers aus Rendsburg und Dr. Dreis aus Meldorf bei der Artillerie ein. Zu schweren Schanzarbeiten herangezogen, mußte Fock jedoch bald erfahren, daß seine alten Herzbeschwerden ihm einen so harten Dienst nicht gestatteten; er wurde denn auch bald entlassen, übernahm am 1. September von neuem die Redaktion seiner Zeitung und nahm an den Verhandlungen der am 9. desselben Monats in Kiel zusammentretenden Landesversammlung teil. Als von der letzteren Ende November ein politischer Ausschuß gebildet wurde, um die Lage des Landes zu prüfen, wurde auch Fock in denselben gewählt; der Ausschuß wurde von der Notwendigkeit schleunigster Entfernung des unbeliebten Generals Willisen überzeugt; aber als dieser am 7. Dezember seine Entlassung erhielt, war über die Zukunft der Herzogtümer bereits entschieden; denn am 29. November war die Konvention von Olmütz unterzeichnet. Als dann am 6. Januar 1851 die Kommissare Österreichs und Preußens in Kiel erschienen, um die Waffenstreckung der Schleswig-Holsteiner zu fordern, und von den beiden Statthaltern Graf Reventlou für die Unterwerfung, Beseler hingegen für Fortsetzung des Kampfes war, bildete die Landesversammlung einen Ausschuß von neun Mitgliedern, dessen Majorität für Unterwerfung stimmte. Gegen dieselben erklärten sich Olshausen, Gülich und Fock.

Mit dem Schicksal des Landes fiel auch die „Norddeutsche Freie Presse". Am 1. Februar 1851 legten Olshausen und Fock die verantwortliche Redaktion nieder, Fock schied ganz von dem Blatte, während Olshausen es noch eine Zeitlang in Hamburg fortführte. Auch Fock siedelte nach Hamburg



über, wo er in der Verborgenheit lebend den Winter 1851/52 verbrachte, da ihm die Hamburger Polizei den Aufenthalt untersagte. Seine Gesundheit war erschüttert, eine Professur für den freisinnigen Mann nicht offen, so zog er sich nach dem Tode seines Vaters 1862 nach Stralsund zurück, sich dort ganz dem Studium der rügisch-pommerschen Geschichte hingebend. Als Frucht dieser gründlich vieljährigen Arbeit entstanden dann 1861—72 seine rügisch-pommerschen Geschichten aus sieben Jahrhunderten, ein Werk von eminent wichtig historischem Wert, das ihm beim Erscheinen des ersten Bandes die philosophische Doktorwürde seitens der philosophischen Fakultät Greifswald und beim letzten die Ehrenmitgliedschaft der Gesellschaft für pommersche Geschichte eintrug, eine Auszeichnung, welche nur den Koryphäen der historischen Wissenschaft erteilt zu werden pflegte.

Wie weit sein Name geschätzt war, zeigt eine Berufung als Professor an die Universität in Buenos Ayres. Seine zunehmende körperliche Schwäche verbot ihm jedoch die Annahme der Stellung und versagte ihm zuletzt jede Thätigkeit, auch die Vollendung des erwähnten Geschichtswerkes. Am 24. Oktober 1872 beschloß er sein arbeitsreiches, den edelsten Interessen geweihtes Leben.



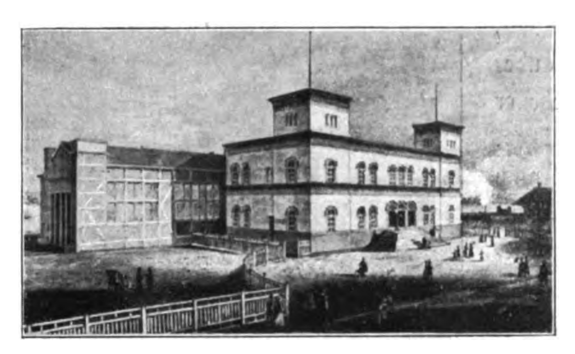
Georg Hanssen,
geb. 1809, gest. 1892, 1837—42 Professor in Kiel.
Nach einer Photographie.

Lüdemann, Thomsen, Behn, Himly, Forchhammer, Thaulow, Ratjen und Nolte sind Namen, die wir an anderer Stelle noch häufig antreffen werden und die an gegebener Stelle aufgeführt und ausführlicher geschildert werden mögen.

Seit der Eröffnung der Eisenbahn gewann Kiel auch als Hafen- und Handelsplatz eine jährlich steigende Bedeutung. Der Plan einer Bahn schien anfangs ganz aussichtslos, als sich in Altona und Kiel die ersten Vereine für den Bahnbau bildeten. Im Jahre 1835 war zwar schon eine Kommission eingesetzt zur Prüfung der Eisenbahnfrage in den Herzogtümern; dieselbe war jedoch zu dem Resultat gekommen, daß eine Eisenbahn durch Holstein ein wirkliches Bedürfnis des Handelsstandes nicht sei, der Staat deshalb eine solche auch nicht bauen dürfe, aber zu erwägen sei, welche Linie von Hamburg-Altona zur Ostsee sich am meisten empfehlen würde. Erst 1839 wurde das Nivellement einer Bahn von Altona nach Segeberg und von dort nach Kiel, resp. nach Neustadt auf Regierungskosten angeordnet. Dadurch kam die Angelegenheit in Fluß. In Kiel fürchtete man, daß Neustadt als Endpunkt gewählt würde und bildete deshalb dort einen Ausschuß, welcher in Verbindung mit einem Altonaer Komitee die Eisenbahnfrage näher erwägen sollte. Bald nach der Thronbesteigung König Christian VIII. trat die Angelegenheit in ein neues Stadium, durch Allerhöchste Resolution vom 12. Mai 1840 wurden die Bedingungen festgestellt, unter welchen einer Privatgesellschaft die Konzession zum Eisenbahnbau ertheilt werden sollte. Sofort beschloß man in Altona und Kiel, die Bahn zwischen beiden Städten als Privatunternehmen ins Leben zu rufen. Verschiedene Broschüren, Aufrufe beschäftigten sich mit der Frage, wie die Linie gelegt werden sollte, eine Anzahl Karikaturen stellte diese und jene Linie im Bilde dar. Der ursprüngliche Plan war die Linie über Barmstedt,



Brockstedt, Neumünster zu legen, erst später war die Linie Pinneberg-Elmshorn gewählt, auch mußte eine Bahn nach Glückstadt vorgesehen werden, da der König dadurch dem Hamburger Handel großen Abbruch zu thun hoffte. Sehr bald kam eine direkte Bahn von Hamburg nach Lübeck in Betracht und die Lübecker boten im Interesse ihrer Stadt alles auf, um die königliche Genehmigung zu erlangen. Der Rührigkeit des Kieler Komitees, vor allem den Bemühungen von Hegewisch und Jensen in Kiel und Arnemann in Altona, gelang es, den König für das Bahnprojekt Altona-Kiel zu gewinnen und die Erlaubnis zu erlangen, Vorarbeiten beginnen zu lassen. Die Kosten dieser Vorarbeiten wurden von der schleswig-holsteinischen patriotischen Gesellschaft und dem Kieler Stadtkollegium bewilligt. Im Herbst 1840 wurde mit den Arbeiten begonnen und das erforderliche Aktienkapital auf 8,325,000 Mark veranschlagt. Von diesem Aktienkapital übernahm die Regierung 2,250,000 Mark, die Stadt Altona sollte sich mit 1,800,000 Mark; Kiel mit 900,000 Mark beteiligen. Dennoch kam das Aktienkapital nur langsam zusammen, die Mehrzahl der Ständemitglieder in Schleswig, wie auch in Itzehoe waren gegen die Bahn, desgleichen viele der Professoren. Der Plan schien anfangs fast aussichtslos, die Unternehmer baten sogar, allerdings vergebens, den Kaiser Nikolaus, als dieser Sommer 1840 durch Holstein kam, um die Zeichnung einiger Aktien, damit das Werk durch den Zauber seines mächtigen Namens gefördert würde.



Der Bahnhof.
Nach einer Lithographie von Saxesen a. d. 40er Jahren.

Im Auftrage der Stadt Kiel ging 1842 Franz Hegewisch nach Kopenhagen und behandelte, wie Treitschke erzählt, seinen Gönner, den gescheidten, eitlen König Christian VIII. mit ärztlicher Klugheit; er legte ihm genaue Rechnungen vor und dazu den Antrag, daß die Bahn den Namen „König Christian VIII. Ostseebahn“ führen solle. Dies verfing, die Bahn wurde genehmigt, am 28. Juni 1842 erhielt der eifrige Betreiber dieser Angelegenheit, der Kaufmann C. Th. Arnemann in Altona, die Konzession zum Bau und Betrieb der Bahn. Nachdem unterm 11. März 1843 auch das Statut der Gesellschaft allerhöchst genehmigt war und die letzten Aktien gezeichnet waren, begann der Bau unter Leitung des Oberingenieurs und späteren Betriebsdirektors E. F. C. Dietz, und ward so rasch gefördert, daß die Bahn im Herbst 1844 in ihrer ganzen Länge eröffnet werden konnte.

In Kiel machten sich insbesondere um das Zustandekommen der Bahn verdient Bürgermeister Jensen, Syndikus Witte, Hegewisch, Th. Olshausen, Joh. Schweffel, die Advokaten Bargum und Friederici, Chr. Kruse, Professor Hanssen, Professor Scherk u. a. m.

Am 18. September 1844, dem Geburtstage des Königs, ward die Bahn feierlich eröffnet. Außer dem Königlichen Eisenbahnkommissar, dem Amtmann von Bordesholm, Grafen Christian von Reventlow, hatten sich auch der Statthalter Prinz Friedrich von Augustenburg-Noer und zahlreiche angesehene Beamte aus allen Teilen des Landes dazu eingefunden. Nach einer Vorfeier in Altona bewegte sich der Festzug, eine einzelne bekränzte Lokomotive als Pionier voran, nach Kiel. An allen festlich geschmückten Zwischenstationen begrüßten denselben von nah und fern herbeigeeilte Scharen im Sonntagsputz mit Hurrahrufen.



In Kiel war großartiger Empfang am Bahnhofe, und dann begaben sich die Fahrgäste teils zu Wagen, teils in zahlreichen beflaggten Böten nach der Seebadeanstalt, wo ein feierliches Frühstück stattfand. Am Nachmittage ging es nach Altona zurück und dort wurde abends in der zum Festsaal umgewandelten Güterhalle ein glänzendes Bankett abgehalten.

Die Bahnhofsfrage setzte auch damals bereits alle Gemüter in Aufregung, es ward viel hin und her diskutiert, wo der Bahnhof liegen solle, bis endlich einige Jahre später das noch jetzt bestehende Bahnhofsgebäude errichtet wurde. Der provisorische Bahnhof lag außerhalb der Stadt, hinter dem St. Jürgenskirchhof. Die jetzige Lage ward mit Recht als ein großer Triumph der Zweckmäßigkeit angesehen, doch ward schon 1847 über die Enge im Innern des Gebäudes geklagt, es fehlte im anfang noch die jetzige Eingangshalle. Die Einfahrthalle nach einer von Gilly sehr empfohlenen Methode aus Bohlen erbaut, ward sehr gerühmt, da die Reisenden bequem im Trocknen aus- und einsteigen konnten, und reichlich Raum vorhanden sei für Personenwagen, welche nicht gerade gebraucht wurden.

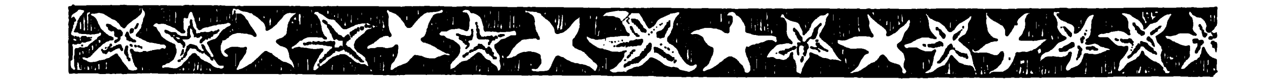
Die Bahn, welche 1845 Anschlußlinien nach Glückstadt und Rendsburg erhielt, ist bis 1884 im Privatbesitz geblieben und hat einen glänzenden Erfolg gehabt. Die Zahl der im Jahre beförderten Personen betrug 1845: 372,182, 1883: 2,291,087 Personen. Der Güterverkehr war von 60,949 Tonnen auf 991,099 Tonnen gestiegen.

Die Errichtung der Bahn hatte einen großen Einfluß auf die Entwickelung Kiels und vor allem auch auf die Entwickelung des Handels. Die Entwickelung des Bauwesens werden wir weiter unten verfolgen, es sei hier nur kurz noch des Kieler Handels gedacht. 1842 enthielt die Kramerkompagnie 69 Mitglieder, von denen 16 keinen offnen Laden besaßen; 30 Mitglieder hatten das Recht die Badeanstalt zu besuchen, es befinden sich hierunter die bekannten Firmen Niese, Eilers, Jaspersen, Denkmann, Belitz, J. L. Hosmann, Repenning, W. Schulze, Bömelburg.

Unter den Firmen, welche die Badeanstalt zu besuchen nicht das Recht hatten, sind u. a.: Wistinghausen, P. Schneekloth, Kauffel, Baumann, Nell, Lembcke, Beseler, F. G. Hosmann, Radbruch, G. Basse, A. F. Kähler, Reimers, Brodersen, Nebendahl, Schumacher.

Reine Comptoirgeschäfte bestanden 21; darunter L. E. C. Bargum, A. C. Brauer, Diederichsen u. Wille, H. Diederichsen, Drümpelmann u. Co., Iselin u. Co., J. Faesch, Klotz u. Sohn, J. F. Möller, J. C. Schmidt, M. T. Schmidt, P. Schneekloth, J. Schweffel u. Sohn, Sievers u. Klotz, P. Thomsen.

Eisen- und Steinkohlenhandlungen waren fünf; Holzhandlungen gleichfalls fünf: Becker, Hoge, Drümpelmann, Malmros u. Volkmar; Weinhandlungen bestanden elf, darunter: Biskamp u. Mertens, Diederichsen u. Wille, Dittmer, Grube, Göttsch, Gänge, Lischau, Schneekloth und H. P. Schultz. An Fabriken bestanden die Zichorienfabrik von Klemm, die Schokoladenfabrik von Büning, die Dampfölmühlen von Birch u. Co., Diederichsen, Drümpelmann und Sievers u. Klotz; eine Pianofortefabrik von Bustorff, Schirmfabriken von Andresen, Klepper, Schwerin u. Co., der letztere hatte auch eine Krawattenfabrik. Von den Inhabern der Ölmühlen hatten Diederichsen und Sievers u. Klotz auch Ölfarbenfabriken, außerdem noch H. J. Lange; Birch u. Co. hatten auch eine Seifen- und Lichtfabrik, von denen noch weitere drei bestanden. Tabaksfabriken existierten drei, darunter Brauer und Lorentzen, Zigarrenfabriken bestanden gleichfalls drei. Außerdem bestanden eine Siegellackfabrik, eine Wagenfabrik, eine Wattenfabrik, eine Leimfabrik, eine Fabrik lackierter Blechwaren und Lampen (P. A. Höpfner), zwei



Zuckerraffinaderien (Jaspersen und Petersen) und schließlich noch die besonders hervorzuhebende Tuchfabrik, Wollspinnerei und Färberei von G. A. G. Schuhmacher, die 36 Menschen beschäftigte, die Maschinenbauerei von Dittmann jun. u. Jensen und vor allem die Maschinenbauanstalt und Eisengießerei von Schweffel u. Howaldt.

1844 ist die Zahl der Mitglieder der Kramerkompagnie auf 73 gestiegen, die der Comptoirgeschäfte auf 30; zu den Fabriken sind hinzugekommen: eine Zementfabrik, vier Essigfabriken, eine Fabrik chemischer Schwefelhölzer, acht Mützenfabriken; einige der andern sind vermehrt, resp. vermindert, die Maschinenbauerei von Dittmann ist eingegangen, dagegen ist eine Maschinenbauerei von Ohrtmann in der dänischen Straße 43 neu entstanden.

Der Schiffverkehr hatte gleichfalls eine Zunahme erfahren, 1832 waren in Kiel 20 Schiffe beheimatet, von denen 3 Diederichsen u. Wille, 2 Klotz u. Sohn, 3 Schweffel u. Sohn, 2 J. J. L. Diederichsen, 2 Birch u. Co., 1 P. Thomsen gehörten; die übrigen 7 Eigentum der Führer waren. 1842 ist die Zahl auf 28, 1844 auf 31 gestiegen; 1842 besaßen Birch u. Co. 9, Schweffel u. Sohn 3, Klotz u. Sohn 1, P. Thomsen 2, L. Diederichsen 1 Schiff; die übrigen gehören einzelnen Eigentümern. Die Firma Diederichsen u. Wille besaß in Kiel keine Schiffe mehr, ihre Fregatte „Prinz Karl“ 144 Tons, ist in den Eigentum des früheren Führers derselben C. Harder übergegangen. War 1832 noch kein in Kiel beheimatetes Dampfschiff vorhanden, so findet man 1842 den „Löven“ der Firma Schweffel u. Sohn und „Christian VIII.“ M. T. Schmidt gehörig.



Die Seebadeanstalt.
Nach einer Zeichnung a. d. 50er Jahren.

Die Eröffnung der Bahn trug wesentlich dazu bei, den Handel und die Schiffahrt zu beleben und den nordischen Handel, auf welchem die Stadt ihrer Lage nach vorzugsweise angewiesen, heranzuziehen und zu erweitern.

Es betrug die Einfuhr seewärts in den Jahren

1826—35	durchschnittlich	21,634	preuß. Lasten
1836—45	„	32,606	„ „
1846—55	„	41,838	„ „

1831 liefen u. a. ein: 1049 Schiffe unter Dänischer, 35 unter Schwedischer, 17 unter Englischer, 12 unter Holländischer, 11 unter Russischer, 6 unter Preußischer, 3 unter Hannoverscher, 3 unter Oldenburger und 3 unter Mecklenburger Flagge.

1841 liefen ein 2120 Schiffe, aus 2286 Schiffe und zwar waren außer den obigen Flaggen noch die von Frankreich, Hamburg, Bremen und Norwegen vertreten.

1842 ist die Zahl der einlaufenden Schiffe auf 2188, der ausgehenden auf 2427; 1843 der eingehenden auf 2247, der auslaufenden auf 2423 gestiegen.





Von großer Bedeutung für die Entwickelung der Stadt ist der Name Schweffel geworden, als würdiger Repräsentant des Kieler Handelsstandes möge ihm hier eine größere Beachtung geschenkt werden.

Johann Schweffel wurde am 28. Juni 1796 in Kiel geboren. Sehr jung noch übernahm er das väterliche Geschäft und erwarb sich so sehr das Vertrauen seiner Mitbürger, daß er schon 1821 in das Kollegium der Zweiunddreißiger und 1826 in das der Sechszehner gewählt wurde. Bis 1864 gehörte er der Stadtvertretung an. Das Ansehen, welches Johann Schweffel schon früh unter seinen Mitbürgern erwarb, drang bald über die Grenzen der Vaterstadt hinaus. Als im Jahre 1831 erfahrene Männer aus allen Teilen des Landes nach Kopenhagen gerufen wurden, um über die zu errichtenden Provinzialstände mit ihrem Rate gehört zu werden, war darunter auch Schweffel als Vertreter Kiels. Auch zur ersten holsteinischen Ständeversammlung nach Itzehoe 1834 ward Schweffel gesandt.

Neben seinem bedeutenden Handelsgeschäft errichtete Johann Schweffel in den dreißiger Jahren eine eigene Schiffsbauwerft auf der Rosenwiese, er besaß seit den vierziger Jahren drei eigene Segelschiffe und das Dampfschiff „Löven", das bestimmt war, von Kiel die ständige Verbindung mit den dänischen Inseln zu erhalten.



Der Handelshafen mit der sogen. Pferdebahn (jetzt Eisenbahndamm).
Nach einer Zeichnung a. d. 50er Jahren.

1838 gründete er in Gemeinschaft mit Howaldt die Maschinenfabrik und Eisengießerei, welche für Kiel von so großer Bedeutung werden sollte und sich im Laufe der Jahre einen Weltruf erwarb.

Segensreich im höchsten Maße ward aber seine Thätigkeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, fast sämtlichen Vereinen gehörte er an und war ein treuer Förderer ihrer Bestrebungen. Mit Leib und Seele, mit voller Hingabe machte er die deutsche Sache seines Vaterlandes zu seiner eigenen, nicht nur mit dem Wort, sondern auch mit der That war er bei der Sache und brachte persönlich große pekuniäre Opfer, vor allem auch dem Unternehmen, eine deutsche und eine schleswig-holsteinische Flotte zu bilden. Eine offene Hand hatte er stets für die Bedürftigen und bei allen Sammlungen zu gemeinnützigen und politischen Zwecken war sein Name mit einem bedeutenden Beitrag verzeichnet.

Eine rege Thätigkeit entwickelte er, als die Erbauung der Altona-Kieler Bahn geplant war. Mit Bürgermeister Jensen, Olshausen und anderen Ausschußmitgliedern unternahm er Reisen nach Leipzig und anderen Orten zur Orientierung über die damals noch so wenig bekannte Eisenbahnsache. Man weiß, von welcher Bedeutung die Bahn für die Entwickelung der Stadt wurde und wie viel Dank die Welt den Männern schuldet, die damals mit so viel Thatkraft und Schaffenslust der Stadt das Unternehmen sicherten.

1857 übertrug er seinem Sohne Hermann das kaufmännische Geschäft, während sein Sohn Johann Schweffel jun. mit Howaldt die Maschinenfabrik und Eisengießerei weiterführte. Kränklich-



keit verbitterte ihm die letzten Jahre und zwang den so thätigen Mann zur unfreiwilligen Ruhe, am 18 April 1865 starb er, tief betrauert von allen, die ihm nahe gestanden hatten.

Die auf der Rosenwiese 1838 angelegte Maschinenbauanstalt und Eisengießerei von Schweffel u. Howaldt beschäftigte in den ersten Jahren ihres Bestehens 120 Arbeiter. Die Anstalt bestand aus Werkstätten, einem Gießhaus, einem Packhaus und aus zwei Coaksöfen. Die Fabrik lieferte Niederdruck- wie Hochdruckdampfmaschinen, Dampfkessel für Schiffe, wie für Brennereien mit deren Apparate, Dezimalwagen, Kornreinigungsmaschinen, Pumpen, Wasserleitungsröhren, Öfen, Herde, Kochgeschirr und dergleichen mehr. Hervorgehoben zu werden verdient, daß von vornherein eine Krankenkasse bestand, zu der jeder Arbeiter wöchentlich einen kleinen Beitrag steuerte und die dem Einzelnen in Krankheitsfällen eine Unterstützung gewährte. Die weitere Entwickelung der Fabrik wird uns an anderer Stelle beschäftigen.



Johann Schweffel.
Nach einer Zeichnung im Besitz der Familie.

Von älteren angesehenen Kieler Firmen ist die Firma Diederichsen u. Wille bemerkenswert, die später nach Hamburg verlegt wurde.

Große Bedeutung erlangten die Ölmühlen von Drümpelmann u. Co. und Sievers u. Klotz, die Schirmfabrik von Andresen, die Tabakfabriken von Brauer und Lorentzen und die Tuchfabrik von H. A. G. Schumacher.

Eines guten, langbewährten Rufes erfreuten sich die Kieler Holzhandlungen, unter denen Volckmar schon 1823 bestand; allerdings als Nachfolger des bereits 1743 gegründeten Holzgeschäftes von Heesch. Die Geschäfte von Becker und Hoge bestehen noch, das von Malmros lag an der Stelle von Maedicke's Gasthof.

Bedeutend waren auch die Kieler Weinhandlungen, so Biskamp u. Mertens, J. F. Dittmer, Diederichsen u. Wille, Göttsch, Grube, Gänge, Schultz und vor allem Schneekloth. Der letztere verstand es, sein Geschäft aus ganz kleinen Anfängen zu einem der bedeutendsten im Norden auszubauen.

Im Umschlag 1832 fand hier zum ersten Male eine Kunst-, Industrie- und Gewerbeausstellung statt. Sie war durch die verdienstvollen Bemühungen des Landinspektors Gudme hervorgerufen und wurde im Saal des Ballhauses abgehalten. Eingeliefert waren von 41 Produzenten aus Kiel, Neumünster, Uetersen, Flensburg, Schleswig, Eckernförde, Tondern und von der Karlshütte in Rendsburg 218 Gegenstände, bestehend in Gemälden, Kupferstichen, Steindrucken, musikalischen und mechanischen Instrumenten, Uhren-, Gold- und Bijouteriewaren, Fayence-, Thee- und Ziegelarbeiten, Gußeisen, lackierten Sachen, Spitzen, Tuchen, Sattler-, Schlosser-, Tischler-, Schuster- und Buchbinderarbeiten. Die Ausstellungskosten (für Lokal und Katalog) betrugen 132 Mark 14 Schil-



linge; verkauft wurde für 1354 Mark 12 Schillinge. Obgleich, wie das „Kieler Korrespondenzblatt" (1832, Nr. 5) schreibt, das Publikum diesem nützlichen Unternehmen nur geringe Teilnahme schenkte, wurde doch im nächsten Jahr, 1833, die Ausstellung wiederholt: 53 Aussteller beteiligten sich mit 248 Arbeiten, obgleich eine strengere Auswahl in betreff der Aufnahme obgewaltet hatte. Es war die Absicht Gudmes gewesen, diese Ausstellungen jährlich fortzusetzen; doch finden wir schon aus dem Jahr 1834 keine weiteren Nachrichten über eine solche. Gudme war schwer erkrankt (er starb 1835), und so mag niemand gewesen sein, der sich der Sache hinreichend annahm.

Der frischere Zug, der seit Beginn der vierziger Jahre sich überall bemerkbar machte, schuf eine ganze Anzahl Vereine, die vielfach zur Stärkung deutschen Sinnes und Geistes beitrugen.

Am 26. November 1841 ward die Liedertafel gegründet, die durch die Macht des deutschen Liedes in trüben Zeiten, wie sie Stadt und Land beschieden waren, bald eine große Bedeutung erlangte. Ihr erster Vorstand setzte sich zusammen aus Advokat Friederici, Bataillonschirurg Dr. Franck, Musikdirektor Grädener; Kassierer war Johann Schweffel, Sekretär stud. phil. Meyer. Die Zusammenkünfte fanden alle Montag Abend von 8—10 Uhr im Lokal der Union, später im Ballhaus statt. 1844 war wortführender Direktor Professor Droysen, Ökonomiedirektor Assessor Gandil, Sekretär Advokat Schröder, Schweffel war als Kassierer, Dr. Franck als Musikvorstandsdirektor, Grädener als Dirigent geblieben.

Die Liedertafeln und Turnvereine hatten in jenen Jahren eine große politische Bedeutung, eine Bedeutung, die auch Bismarck ihnen zugestanden hat.

Der Turnverein ward am 27. Juni 1844 gegründet, auf eine Anregung von Professor Forchhammer. Ihm gehörten im Anfang viel Studenten an, der erste Turnplatz wurde auf dem Hofe des Weinhändlers Wulf eingerichtet. Die Gründer dieses Vereins waren die Rechtsanwälte Hedde*) und Weber, einige Gewerbetreibende, wie Weinhändler Haß, Kaufmann A. Weber, Maler H. C. Lamp, Buchhändler Bünsow, Buchdrucker Forck, der Musiklehrer Grädener, und der Organist Langenbuch. Advokat Hedde erwarb sich das Hauptverdienst um die Gründung des Vereins, seinen rastlosen Bemühungen verdankte der Verein die Schaffung seines Turnplatzes. Unter den Studenten, die zu den Gründern zählen, finden wir manche, die sich später einen geachteten Namen erworben haben und vielfach Leuchten der Wissenschaft geworden sind, wie Nitzsch, Keck, Bokelmann, Esmarch, Olshausen u. a. m.

Welche Bedeutung der Turnverein in den Jahren der Erhebung gewinnen sollte, ist bekannt, bei Bau mußte mancher wackere Kämpfer für die Heimat sein Leben lassen; die Feuertaufe damals hat dem Turnverein eine hehre Weihe gegeben, das Blut, das floß, ist der Kitt geworden, welcher den Kieler Turnverein unlösbar zusammenhält mit der Geschichte unseres Freiheitskampfes. Wenn das Schleswig-Holstein-Lied gesungen wird, wird man stets der jugendlichen Kämpfer bei Bau gedenken, die als die ersten Opfer für die Freiheit des Landes fielen.

Der dritte zu jener Zeit gegründete Verein entsprach anderen Zwecken, es war der Kunstverein, der 1843 ins Leben trat.

Die Namen eines Carstens, Zoega, Gaye und Ruhmohr bezeugen, daß Kunstsinn und Kunstverständnis auch nach der Zeit der Gottorper in Schleswig-Holstein herrschten. Allein es fehlte der günstige Boden für die Entwickeluug der Kunst, dieser konnte erst geschaffen werden, wenn sich ein

*) Auf S. 325 hat sich ein Fehler eingeschlichen. Der daselbst erwähnte Advokat Fr. Hedde lebt noch in Amerika, sein Bruder, der hier aufgeführte Advokat J. Hedde lebt in Segeberg.





Mittelpunkt zur Hebung des Kunstsinnes und Kunstinteresses bildete. Bis in die vierziger Jahre waren der schleswig-holsteinischen Künstler nur wenige; die wenigen, welche eine größere Bedeutung in unserer Provinz erlangten, waren größtenteils Landschaftsmaler, die Bilder von Kiel und anderen Orten malten, die auch vielfach vervielfältigt wurden, so Bendixen, C. F. Bünsow, Joh. Ludw. Hansen der Ältere, Joh. Ludw. Hansen der Jüngere; andere, wie Friedrich Karl Gröper, Christian Albrecht Jensen, Karl Friedrich Kroymann, Friederike Leisching, Karl Daniel Voigts, Christian Leonhard Wasmuth erlangten als Poträtmaler in ihrem engeren Heimatlande und teilweise auch in Dänemark eine gewisse Bedeutung.

Sammler und Sammlungen gab es nur vereinzelt, auf Emkendorf befand und befindet sich teilweise noch eine größere Galerie, die hervorragende Gemälde der italienischen und niederländischen Schule, Gemälde von Angelika Kauffmann, Rafael Mengs, und die eine der in Schleswig-Holstein befindlichen Originalzeichnungen Carstens enthält.

Auch in Kiel befanden sich zwei für die damalige Zeit bedeutende Privatsammlungen, die Sammlung von Gemälden, Handzeichnungen, und Kupferstichen des Advokaten Schmidt und die Kupferstichsammlung des Professors Nasse. In der ersteren befanden sich manche Meisterwerke von Dürer, Holbein, Guido Reni, Paolo Veronese, Poussin, Rafael, Rubens, Lebrun, Corregio, Rembrandt, Potter, Wouvermann und anderen mehr, leider ist sie dem Lande nicht erhalten geblieben. In Altona befand sich die wertvolle Kupferstichsammlung von Heinzelmann, die 1861/62 vom schleswig-holsteinischen Kunstverein erworben wurde.

Ein schleswig-holsteinisches Kunstleben konnte sich jedoch erst kräftig entwickeln, wenn ein geistiger Mittelpunkt geschaffen wurde, ein Verein, der es sich zur Aufgabe machte, die Kunst zu fördern, und die Verbindung zwischen Künstler und Kunstfreunde zu schaffen. Der geistige Mittelpunkt unseres Landes, Kiel, die allezeit getreue, unentwegte Vorkämpferin für deutsches Wesen, deutsche Kultur war es, wo ein derartiges Werk entstehen konnte.

Am 5. Januar 1843 erschien folgende Aufforderung zur Errichtung eines Kunstvereins in Kiel:

In unseren deutschen Ländern von nicht erheblich größerer, zum Teil sogar von geringerer Ausdehnung und Volkszahl als die Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg, haben sich in neuerer Zeit Vereine gebildet, um den Sinn für Kunst zu fördern und namentlich um dem Publikum und insonderheit den Mitgliedern des Vereins Gelegenheit zu verschaffen, Kunstgegenstände zu sehen. Die rege Teilnahme, die diese Vereine bei allen Klassen der Gesellschaft gefunden haben, da auch die Handwerker den Einfluß der Kunst auf die Gewerbe nicht verkannten, hat es ihnen, ungeachtet des geringen jährlichen Beitrages der Mitglieder, möglich gemacht, nicht allein durch Verbindung mit anderen Kunstvereinen, Ausstellungen von weit zahlreicheren und wertvolleren Kunstsachen zu veranstalten, als sonst die vorhandenen Kräfte gestattet hätten, sondern auch durch Verwendung des nach Abhaltung der Kosten verbleibenden Ueberschusses der Beiträge zum Ankauf von Kunstsachen und deren Verloosung oder Verteilung unter den Mitgliedern derselben die Aussicht zu verschaffen, einmal ein Kunstwerk zum Eigentum zu erhalten.

In der Hoffnung nun, daß der Sinn für Kunst in den Herzogtümern, der sich bei der Gründung des Museums so lebhaft bestätigt hat, die bleibende Wirksamkeit eines Kunstvereins möglich machen werde, haben die Unterzeichneten sich vereinigt, einesteils um versuchsweise im bevorstehenden Kieler Fastenmarkte eine öffentliche Ausstellung von Kunstgegenständen zu veranstalten, anderenteils um zur Gründung eines bleibenden Kunstvereins aufzufordern.



Als vorläufige Bedingungen für den Verein sind folgende verabredet:

Die Wirksamkeit des Vereins wird sich vorerst darauf beschränken, öffentliche Kunstausstellungen zu veranstalten und in den Versammlungen des Vereins so oft Kunstgegenstände vorzuzeigen, als solche herbeizuschaffen sein werden. Der Beitrag für eine Aktie beträgt zwei Spezies jährlich. Jeder Besitzer einer Aktie hat das Recht, sowohl die öffentliche Ausstellung als die Versammlungen des Vereins unentgeltlich zu besuchen. Würden die von den Nichtmitgliedern zu entrichtenden Eintrittsgelder für den Besuch der öffentlichen Ausstellung nicht ausreichen zur Deckung der Kosten derselben, so wird das Mangelnde aus der Gesellschaftskasse zugeschossen, ein etwaiger Überschuß aber fällt derselben zu. Der nach Abhaltung dieser sowie aller anderen Kosten verbleibende Überschuß der Gesellschaftskasse wird zum Ankauf von Kunstgegenständen, insonderheit von Gemälden verwandt, die unter den Mitgliedern des Vereins verlooſt werden. Jede Aktie bekommt dabei ein Loos. Der Austritt aus dem Vereine steht jährlich offen.

Auf diese vorläufige Bedingungen erlauben sich die Unterzeichneten, das Publikum zum Beitritt aufzufordern, und werden, sobald eine hinreichende Anzahl von Teilnehmern sich gezeichnet haben wird, eine Generalversammlung zusammenberufen, um die näheren Bestimmungen für den Verein schließlich festzustellen.

Kiel, den 5. Januar 1843.

Graf Holmer, G. H. Ritter, Hegewisch, Graba, G. Waitz.
L. Hansen sen., L. Hansen jun., Th. Klose, Rehbenitz, Ravit, E. Faesch.

Im Anschluß an diesen Aufruf zeichneten 114 Teilnehmer 170 Aktien. Am 5. März ward die erste Ausstellung eröffnet, die bis zum 19. März währte. Dieselbe fand im Buchwaldtschen Hof statt und zwar mit 164 Gemälden und 7 Zeichnungen beschickt. Sie wurden von 361 Nichtmitgliedern besucht, sieben Gemälde wurden verkauft.

Dieser Erfolg ermunterte das provisorische Komitee zur Gründung eines Kunstvereins. Am 23. März wurde er gegründet, die Statuten festgesetzt und ein Direktorium von sieben Mitgliedern erwählt.

So war denn ein Mittelpunkt für die Kunstinteressen in Schleswig-Holstein geschaffen, allerdings waren die Mittel beschränkt, die Teilnahme der Bevölkerung gering, und mit sehr großen Schwierigkeiten hatte der junge Verein zu kämpfen, bis es ihm gelang, den Grund zu einer eigenen Sammlung zu legen.

1854 wurde der Grund für die Gallerie gelegt durch Überweisung einiger Bilder, die der Universität gehörten, und durch Geschenke. Eine wirkliche Gallerie konnte jedoch erst geschaffen werden, wenn ein eigenes Gebäude errichtet würde. Dieses geschah 1857.

Bei der ersten größeren Ausstellung des Kunstvereins 1843 im Buchwaldtschen Hofe waren zum größten Teil Gemälde aus Privatbesitz, und zwar wesentlich ältere Meister, vertreten gewesen. Von schleswigholsteinischen Künstlern waren nur Hansen sen., L. Gurlitt, J. Bünsow, Thöming, Roß, Leisching und viele Dilettanten vertreten. Die zweite größere Ausstellung, die 1844 im jetzigen Konsistorialgebäude am Sophienblatt stattfand, enthielt dagegen fast nur moderne Bilder, von einheimischen Künstlern waren Baasch, J. Bünsow, L. Hansen sen., W. Saxesen, A. Thomsen, Trube vertreten; auf der vierten 1846 im Hotel Stadt Hamburg abgehaltenen Ausstellung und der fünften 1847 im jetzigen Konsistorialgebäude war das Verhältnis ein ähnliches, außer den Genannten waren noch Sickert, Wolperding, Hammerich, Rehbenitz, Roß vertreten.



Hier fallen uns schon verschiedene Namen auf, die Schleswig-Holsteins Kunst in würdigster Weise vertraten und die zu den besten ihrer Zeit zählten. Einem späteren Kapitel bleibe es vorbehalten, der weiteren Entwickelung der schleswig-holsteinischen Kunst und den schleswig-holsteinischen Künstlern einige Worte zu widmen. Bereits 1845 erwuchs dem Kunstverein ein schwerer Verlust, indem der Begründer des Vereins, wie es in dem Nachruf des Direktoriums heißt, Eduard Faesch, am 2. März 1845 plötzlich starb. Die Direktion widmete ihm einen Nachruf, in dem es u. a. heißt: „Der Begründer, die Seele, der Alles zur Förderung des aufstrebenden Vereins mit reger, nicht ermüdender Liebe zur Sache, mit musterhafter pünktlichster Ordnung leitende, kenntnisreiche Freund — unser hochgeschätzter Eduard Faesch — ist plötzlich dahin berufen worden, wo das Edle, Schöne und Heilige der Kunst ewig blüht. Jeder Zweig derselben war schon dem Jüngling wert und vertraut; er lebte fort und fort in dem lebendigen Gefühl des für Geist und Herz hohen Wertes ihrer Schätze wie in dem wissenschaftlichen Studium des dem Heiligtum der Religion so nahe befreundeten unendlichen Kunstreichtums der Vergangenheit."



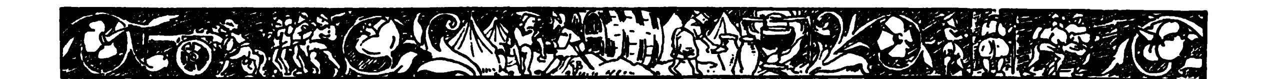
Eduard Faesch, 1812—1845.
Nach einer Lithographie von Ens.

1842 hatte bereits auf Forchhammers Veranlassung die Gründung eines mit der Universität verbundenen Kunstmuseums stattgefunden, dessen Sammlung in der ehemaligen Schloßkirche aufgestellt war.

Die Seele des musikalischen Lebens in Kiel war, wie erwähnt, Carl G. P. Graedener, der auch den Gesangverein 1844 ins Leben rief und Dirigent der Liedertafel war. Graedener war 1839 nach Kiel gekommen, er ward 1848 von der provisorischen Regierung zum akademischen Musikdirektor ernannt, legte die Stelle jedoch am 1. Dez. 1849 nieder und siedelte nach Hamburg über. Er starb 1883.

Die Erbauung der Altona-Kieler Bahn hatte einen eminent politischen hohen Wert, schon 1842 schrieb Frau Hegewisch: „Ist die Eisenbahn fertig, so ist die Germanisierung der ganzen Cimbrischen Halbinsel gesichert," und ihr Gemahl sagte 1846 mit kühnem Wort auf der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Kiel: „dieser Schienenstrang solle das ungeteilte Schleswig-Holstein fest mit dem deutschen Vaterlande verbinden." Wie die Vereine, so galten auch die festlichen Versammlungen in jenen Jahren politischen Zwecken: Förderung und Erhaltung des deutschen Wesens, Begründung und Erkämpfung des alten Rechts.

Im September 1846, also kurz nach Erlaß des Offenen Briefes, fand die 24. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte statt. Die Erregung infolge des Wortbruches eines Königs, die nicht nur in Schleswig-Holstein, sondern auch im übrigen Deutschland herrschte, machte das Zustandekommen der Versammlung zweifelhaft. Sie fand jedoch dennoch statt, unter reger Beteiligung hervorragender Gelehrten von Nord und Süd, Ost und West, unter der Leitung der Professoren Michaelis und Scherk. Der König, der bekanntlich reges Interesse für Naturwissenschaften besaß, hatte seltene Mineralien zur Ausstellung gegeben und zwei der bedeutendsten dänischen Gelehrten Oersted und Forch-



hammer zur Begrüßung der Gäste gesandt. Die Versammlung verlief in harmonischer Weise, im Schloßgarten war eine besondere Halle errichtet für die Versammlungen, der Gesangverein veranstaltete zu Ehren der Gäste in der Halle ein Festkonzert, in dem der Paulus zur Aufführung gelangte; der Herzog von Augustenburg gab den Teilnehmern, die sich mittelst zwei Dampfbooten dorthin begaben, ein großes Fest auf Gravenstein. Durch diesen Ausflug entbehrte das Fest auch der politischen Demonstration nicht.

Ein Jahr darauf, gleichfalls im September, fand eine weitere großartige Versammlung in Kiel statt, die XI. Versammlung der deutschen Land- und Forstwirte. Für die Zwecke dieser Versammlung war gleichfalls unter Verwendung der vorjährigen, eine sehr stattliche Festhalle im Schloßgarten errichtet, ein kgl. Dampfschiff stand den Gästen zur Verfügung, zwei Kriegsschiffe: die Brigg „St. Thomas" und die Corvette „Valkyrien", waren nach Kiel gesandt, um den aus dem Binnenlande kommenden Gästen Gelegenheit zu bieten, ein Kriegsschiff in Augenschein zu nehmen. 2498 Teilnehmer, darunter 834 Fremde, nahmen an der Versammlung teil. Der Vorstand bestand aus dem Grafen Ernst von Reventlow-Farve, dem Forst- und Jägermeister H. A. von Warnstedt, dem Gutsbesitzer W. Hirschfeld und dem Kammerjunker Advokat Dr. E. von Neergaard.



Carl G. P. Graedener, geb. 1812, gest. 1883. 1848—49 akademischer Musikdirektor. Nach einer Photographie.

Die Gemüter waren jedoch so erhitzt, daß ein kleiner geringfügiger Anlaß beinahe die ganze Harmonie gestört hätte. Man hatte nämlich die schleswigsche Fahne nicht neben der holsteinischen und dänischen ausgehangen, obgleich Prälaten, Ritterschaft und Gutsbesitzer den größten Teil der Kosten hergegeben hatten, ferner blieb die Landesfahne des Nachts über stehen, während die anderen Flaggen eingezogen wurden. Dies alles wurde als eine Zurücksetzung betrachtet. Nur der festen und zuvorkommenden Haltung des Vorsitzenden, der in der dritten Sitzung die Angelegenheit zur Sprache brachte und in kerniger Rede um Erhaltung des Friedens bat, war es zu danken, daß der Zwischenfall keine weiteren Folgen hatte. Der Schluß seiner Rede betonte, daß zwei deutsche Männer der Versammlung deutscher Männer vorständen und daß kein Gebot und Verbot sie bände, sondern die freie Überzeugung.



Gustav Adolf Michaelis, geb. 1798, gest. 1848. 1824 Privatdozent, 1839—48 außerordentlicher Professor in Kiel. Nach einer Zeichnung.

Dadurch war dieser Zwischenfall beigelegt.

Das ganze Land drängte sich, den deutschen Brüdern Teilnahme zu bezeugen und zu beteuern, daß sie ein einig





deutsches Volk seien. Auf den Fahrten, die durch das Land gemacht wurden, erlebten, wie ein Redner betonte, „die Teilnehmer, geführt von Grafen und Bauern, einen wahren Triumphzug, wie sonst nur Könige."

In den Abschiedsreden spiegeln sich die Gefühle der Redner für Schleswig-Holstein wieder. Da heißt es: Schöne, große, ungetrübte Zukunft den Herzogtümern Schleswig und Holstein" und „Sonne, stehe hier still und spende deinen ganzen Segen — Glück und Segen über die Lande Schleswig-Holstein."

Als die Teilnehmer Abschied nahmen mit diesen Segenswünschen, ahnten sie nicht, daß schon nach wenigen Monden der Kampfesruf: „Für Schleswig-Holstein" durch die deutschen Lande schallen sollte.

Die Saat war reif, dänische Willkür, der Bruch des königlichen Wortes, hatten das Vertrauen der Holsten zu ihrem Landesfürsten erschüttert, und was in den Tagen der vierziger Jahre vorbereitet, es sollte seine Erfüllung finden in der denkwürdigen Märznacht, als vom Kieler Rathause die provisorische Regierung ihre Proklamation erließ, zur Wahrung der Rechte des Landes. Nicht frevelhafte Empörung war es, nicht ein Aufruhr-, ein Freiheitsrausch befangener Menschen, sondern ein Kampf eines Volkes um seine Existenz, um sein Recht und seine Sprache. Die Erhebung war eine That nationaler Notwehr.

Das Vertrauen der Vorkämpfer für das Recht des Landes auf die endliche politische Reife ihrer Landsleute ist nicht getäuscht worden, der 24. März 1848 fand ein einig Volk, das erfüllt, begeistert war für den Kampf um sein Recht und es ist nicht zum wenigsten das Verdienst der Kieler Männer gewesen, das Volk mit dem Gedanken sein Recht zu erkämpfen und zu verfechten, vertraut zu machen, wie es das unleugbare Verdienst der wackeren Schleswiger Männer ist, daß die Frage auch zu einer Zeit, wo alles zu ruhen schien, immer aufs neue erregt und angeregt wurde.

Ehre und Dank all den Wackeren, Edlen, die mannhaft für ihr Land eintraten und die es dadurch dem deutschen Vaterlande erhielten.




Festmedaille zur Erinnerung an die Versammlung deutscher Land- und Forstwirte.



Studentenleben und Studentenbrauch.

Kieler Leben und Treiben zu schildern, ohne der Studenten zu gedenken, ist unmöglich. An früherer Stelle ist zwar schon darauf hingewiesen, daß Kiel nie so ausschließlich den Charakter einer Universitätsstadt angenommen hat, wie die Universitätsstädte Mittel- und Süddeutschlands, aber den Reiz des studentischen Lebens hat es trotzdem nicht entbehrt.

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts nahm der Besuch der Hochschule zu, obgleich er immerhin noch sehr gering blieb, zeigte doch die höchste Frequenz bis 1880 das Jahr 1828 mit 380 Studenten; vorher war diese Zahl nie, mit Ausnahme der Jahre 1813 bis 1817, sogar die Zahl 200 nie erreicht worden, ja es gab Jahre, wo die Zahl auf 74 sank. Und dies zu einer Zeit, wo die Stadt mehr als jetzt auf die Universität, ihre Lehrer und Hörer angewiesen war und sich durch das innere Zusammenleben der einzelnen Kreise untereinander engere Beziehungen zwischen ihnen entsponnen hatten. Ein jedes Kind kannte die Professoren; im politischen, im geistigen Leben der Kleinstadt führten sie das Wort. Sie gaben den Ton an und alt wie jung schwärmte für die Studenten, für die farbentragenden und nichtfarbentragenden, nahm Anteil an ihren Schicksalen und war innig vertraut mit ihren Sitten und Gebräuchen.

Von dem Studentenleben in den ersten Jahrzehnten des Bestehens der Hochschule wissen wir sehr wenig, es wird dem auf anderen Hochschulen geähnelt haben.

Das Ende des 17. Jahrhunderts zeigte das akademische Leben noch tief in der Barbarei der früheren Zeit versunken. Edleres, wissenschaftliches Streben war selten. Der Pennalismus stand zu dieser Zeit in höchster Blüte, Duelle, gefährliche Verwundungen und Totschläge waren an der Tagesordnung; die Söhne der Musen wetteiferten mit den Söhnen des Mars in allen Arten grober Laster und Ausschweifungen, im Saufen und Schreien, im Fluchen und Schmähen, im Tumultieren, Bestürmen und Einschlagen von Fenstern und Thüren u. s. w. Die ältesten Studenten mißhandelten neuangekommene ebenso sehr, als die grausamen und räuberischen Soldaten die wehrlosen Bürger und Bauern in roher Lust zu mißhandeln pflegten.*)

---

*) Keil, Geschichte des Jenaischen Studentenlebens und andere.



Nach den Kriegswirren des 17. Jahrhunderts war vor allem auch die Sittlichkeit tief gesunken und durch die vielen Abenteurer die Pest der Geschlechtskrankheiten in Deutschland vielfach verbreitet; die Laster der Unzucht herrschten leider häufig auch unter den Studenten, und öffentliche Frauenzimmer waren in den Universitätsstädten nicht selten. Überhaupt war das Verhältnis der Studenten zum weiblichen Geschlecht ein leichtfertiges und rohes und manches Lied aus alter Zeit giebt Kunde davon.

Dem Karten- und Würfelspiel war der Student der alten Zeit bereits mit Leidenschaft ergeben und nur zu oft mag der Vorwurf berechtigt gewesen sein, daß die Studenten ihren Eltern „so und soviel hundert Thaler abgepreßt, versoffen, verfressen, verspielt und verhurt“ hätten.

Das Waffentragen war allgemein Sitte, das Fechten mit dem Stoßdegen verbreitete sich von 1620 an rasch auf allen deutschen Hochschulen. Andere Spiele, wie Büchsenschießen, Rennen und vor allem das Ballschlagen wurden eifrig geübt; Christian Albrecht errichtete, wie wir bereits sahen, zur Ausübung dieses Sports das Ballhaus.

Trink- und Zechwesen war sehr ausgebildet; in einem 1713 erschienenen Werke: „Wohlerfahrener Leibmedikus derer Studenten“ wird berichtet: „Jetzund währet das Sauffen bis in die finstre Nacht, da trinkt man erstlich aus Durst, darnach aus Wollust, dann zur Trunkenheit und endlich bis alle Vernunft gebrochen und man ganz toll geworden, ja dem unvernünftigen Vieh gleich.“

Man trank damals neben den Stadtbieren fremde Biere, wie ja auch Christian Albrecht bei der Gründungsfeier den Studenten ein fremdes Bier spendete, daneben Weine, vornehmlich Rheinweine und später vielfach Glühwein und Punsch. Bei den Zechgelagen wurde, wie auch jetzt noch, gesungen; manche alte Studentenlieder sind uns erhalten; in einem Kieler Kommers- und Liederbuch aus dem Jahre 1821 findet sich ein Kieler Kommerslied von 1720 abgedruckt. Es lautet:

Vivant omnes hi et hae,
Qui et quae,
Horum harum,
Quorum quarum
Sanitatem bibimus:
Hos et has,
Quos et quas,
Nos amamus,
Et a quibus
Et a quabus
Nos amari cupimus.

Die Kleidung der Studenten jener Zeit ersehen wir aus den Bildern von der Gründungsfeier. Wir erblicken die Studenten in breitkrämpigem Hut mit bunter Feder, geschlitztem oder gepufftem Wams und leichtem Ärmelmantel, weiten Beinkleidern und Stiefeln mit großen Sporen, den Degen an der Seite. Das Haupt ziert eine Perücke, vielfach fehlte auch ein Stock und brennende Tabakpfeife nicht.

Für den Studenten jener Zeit giebt Moscherosch's Schilderung im „Philander von Sittewald“ ein anschauliches Bild:





„Ich ersehe ein großes Zimmer, ein Contubernium, Museum, Studiolum, Bierstube, Weinschenke, Ballenhauß ꝛc. In Wahrheit kann ich nicht eigentlich sagen, was es gewesen, denn alle diese Dinge sah ich darinnen, es wimmelte voller Studenten. Die vornehmsten saßen an einer Tafel, und soffen einander zu, daß sie die Augen verdrehten, als gestochene Kälber. Einer brachte dem andern etwas zu aus einer Schüssel, aus einem Schuh, der eine fraß Gläser, der andere Dreck, der dritte trank aus einem verdeckten Geschirr, darinn allerhand Speisen waren, daß einem davor übel wurde. Einer gab dem andern die Hand, fragten sich unter einander nach ihrem Nahmen und versprachen sich, ewige Freunde und Brüder zu seyn mit angehengter dieser gewehnlichen Clausul: ich thue was dir lieb ist, und meyde was dir zuwider ist; bande je einer dem andern einen Nestel von seinen Ledderhosen an des andern zerfetztes Wamms. Die aber, denen ein anderer nicht Bescheid thun wolte, stelleten sich theils als Unsinnige, und als Teuffel, sprangen vor Zorn in alle Höhe, und raufften aus Begier solchen Schimpf zu rächen sich selbsten die Haare aus, stießen einander die Gläser in das Gesichte, mit dem Degen heraus und auf die Haut, bis hie und da einer niederfiel und liegen bliebe: und diesen Streit sahe ich auch unter den Besten und Blutsfreunden selbst mit teuffelischem Wüten und Toben geschehn. — Andere sahe ich blintzelnd herum schwärmen, als ob es im Finstern wäre, trugen jeder einen bloßen Degen in der Faust, hieben in die Steine, daß es funkelte, schrieen in die Lufft, daß es wehe in den Ohren thate, stürmten mit Steinen, Brügeln und Knütteln nach den Fenstern: und heraus Pennal! heraus Feix! heraus Bech! heraus Raup! heraus Ölberger! Da es denn bald an ein reißen und schmeißen, an ein lauffen und rennen, an ein hauen und stechen ginge, daß mir darüber die Haare gen Berge standen .... Andere soffen einander zu auf Stühl und Bäncken, auf Tisch und Boden; durch den Arm, durch ein Bein, auf den Knieen, den Kopf unter sich, über sich, hinter sich und für sich. Andere lagen auf dem Boden, und ließen sich umschütten, als durch einen Trüchter. — — Bald ging es über Thür und Ofen, Trinckgeschirr und Becher, und mit demselben zum Fenster hinaus mit solcher Unsinnigkeit, daß mir grausete. Andere lagen da, speyeten und kotzten als die Hunde."

Die Kieler Studenten scheinen nun stets eine Art Ausnahmestellung eingenommen zu haben, der Fleiß, das gesittete Betragen wird vielfach gelobt. Die Universität gedieh und nahm zu; in der philosophischen Fakultät zog Morhof an, in der theologischen Kortholt, in der medizinischen Kaspar March, in der juristischen Rachel. Burchard May, Bruder des Gießener Theologen, schreibt 1693 an seinen Bruder: „Kiel gefällt mir immer mehr wegen der Lieblichkeit des Ortes und der Wohlfeilheit des Lebens; auch nimmt die Zahl der Studenten immer zu. Ich lehre vor einer großen Zahl öffentlich Beredsamkeit und Weltgeschichte und dasselbe vor einer auserlesenen Zahl privatim."

In einem früheren Kapitel ist erwähnt, daß der später so berühmte Francke im Hause des Professors Kortholt wohnte. Dies war nichts Außergewöhnliches. Viele der Professoren betrieben noch bis in das 18. Jahrhundert hinein Speisewirtschaft, manchmal kam es auch vor, daß Professoren neben ihrem Lehramt sich noch vom Wein- und Bierausschank nährten. Manche Professoren hatten eine ganze Zahl von Tischgenossen und Hausburschen, gegen deren Ausschweifungen und Streiche sie sehr nachsichtig waren und dieselben überall bevorzugten. 1715 noch muß den Professoren ausdrücklich verboten werden, Bier im eigenen Hause und über die Straße zu verkaufen und vor allem den Studenten den Betrag dafür zu stunden.

Das 18. Jahrhundert war in seiner ersten Hälfte für die Entwickelung der Kieler Hochschule



ein sehr ungünstiges, wie schon berichtet ward. Den wenig zahlreichen Lehrern lauschten nur wenige Studenten. Die Anschauungen, Sitten der Studenten im 18. Jahrhundert waren andere, sie waren weniger derb, vor allem schwand mehr und mehr das wüste Treiben des Pennalismus, allerdings nicht weniger frivol, die Ansichten waren sehr frei und das Verhältnis zum weiblichen Geschlecht ein so cynisches, daß es sogar in unserem in dieser Beziehung vielfach zu frei denkenden Zeitalter fast unglaublich erscheint. Es ist hier nicht der Ort, auf diesen Gegenstand näher einzugehen, es werden uns jedoch von den verschiedensten Universitäten Berichte wiedergegeben, die grelle Schlaglichter auf diese Verhältnisse werfen.

Eine Fundgrube für die Sittengeschichte der damaligen Zeit sind die studentischen Stammbücher. Es sind uns eine sehr große Zahl derselben erhalten, leider aber nur ganz vereinzelt einige aus Kiel, die sich durch ihren ernsten Ton auszeichnen. Vor mir liegt das Stammbuch eines Schwaben, der 1726 und 1727 in Kiel studierte, die Eintragungen sind vielfach noch lateinisch oder, was bezeichnend für die Zeit, französisch. In den Sprüchen spiegelt sich der ganze Charakter der Zeit wieder, jener Zeit, die sich auszeichnet durch einen hohen Grad von Rechtschaffenheit und Gottvertrauen einer-, von leichtfertiger Genußsucht und Frivolität andererseits; Biederkeit und Nüchternheit auf der einen Seite, mondsüchtige Empfindsamkeit und weltschmerzliche Rührseligkeit auf der anderen Seite. Auf Rang und Stand wurde ängstlich geachtet, die Titelsucht blühte im höchsten Grade, steif, förmlich, geziert war alles Wesen. Diesen Geist atmen auch die Stammbücher, die damals in allen Kreisen und allen Ständen verbreitet waren. Unter den Studenten war die Sitte ganz allgemein. Von Freund zu Freund, von Lehrer zu Lehrer, wanderte das Buch, und kehrte der Student in die Heimat zurück, so wurde das Buch sorgfältig aufgehoben und als ein Familienschatz vom Vater auf den Sohn vererbt.

Was den Text anbelangt, so ist derselbe mit manchen Floskeln, Fremdwörtern und geschrobenen Redensarten gespickt, die Orthographie ist herzlich schlecht, dagegen ist die Schrift bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts oft sehr zierlich mit reich gezierten Buchstaben versehen.

Groß ist die Beigabe der Porträts, Federzeichnungen, Aquarelle, häufig von Künstlerhand ausgeführt. Die Einzeichnung besteht gewöhnlich aus drei Teilen: dem Texte, der Widmung und dem Symbolum; die Widmung ist gespickt mit Freundschaftsversicherungen und Ehrenbezeugungen, auch fehlen die gebührenden Titel nicht. Der Student nannte seinen Kommilitonen zwar Bruder, aber sonst ward sicher mit peinlicher Gewissenhaftigkeit jeder Titel verzeichnet, vom Konsistorialrat und Oberhofprediger bis zum Landschaftseinnehmer, Steuermeister, Oberpfleger herab. Oft, hauptsächlich bei den Professoren, sind sämtliche Titel lateinisch aufgeführt. Links von der Widmung steht das Symbol, die Devise. War sie in früheren Jahren fast nur lateinisch oder französisch, so ist sie später sehr häufig auch deutsch abgefaßt. Vielfach finden sich die französischen Devisen: „Toujours le même“, „Un coeur sans amour est comme une armée sans tambour“, „Plus penser que dire“.

Sodann die deutschen Devisen:

„Immer weiter“, „Freundschaft und Liebe“, „Kalt und mutig“, „Jugend muß austoben“ und die lateinischen Devisen: „Ubi bene ibi patria“, „Amor omnia vincit“, „Per aspera ad astra“, „Tempus est vertus“.

Zuweilen sind auch die Einzeichnungen auf beiden Seiten oben durch einen Federstrich miteinander verbunden und steht dann ein Satz über dem Strich oder von einem Motto ein Satz auf



der rechten, einer auf der linken Seite; dies geschah bei einander Befreundeten, die gemeinsam eine Eintragung machten. Es finden sich diese Eintragungen verhältnismäßig häufig, so finden sich aufgeführt die Sprüche: „Unzertrennlich", „Gewiß unzertrennliche Brüder", „Engel in Menschengestalten", oft auch einfach das Wort „Freunde", bisweilen auch auf der einen Seite: „Sic pagina" — auf der anderen: „jungit amicos".

Was den Stammbüchern den größten Wert verleiht, sind die Abbildungen und die Eintragungen, in ihnen spiegelt sich der Charakter der Zeit und der Menschen wieder und dadurch werden die Stammbücher zu ganz hervorragenden kulturhistorischen Quellen für das Studentenleben des vorigen Jahrhunderts. Mancher tolle Streich ist im Bilde und in Versen verewigt, hauptsächlich die studentischen Stammbücher aus Göttingen, Jena, Helmstädt, Leipzig, verraten vielfach ein ziemlich wüstes Studentenleben und namentlich große Schamlosigkeit in geschlechtlicher Beziehung. Wie gesagt, sind mir Kieler Stammbücher nur vereinzelt zu Gesicht gekommen. Aus den Jahren 1724—1728 finden sich aus Kiel die Sprüche:

„Lieben und nicht genießen,
Büchsen laden und nicht schießen,
Mag den Teuffel in der Höll' verdrießen."

„L'amour ne veut pas un compagnon."

„J'aime celles qui sont belles, quand elles sont encore pucelles,
Mais quand j'ai eu leurs pucelage, je me retire comme un sage."

„Le naufrage et la mort sont moins funestres
Que les plaissirs, qui atagnent la vertu."

„Lang Leben und lustig seyn,
Den graden Weg in Himmel hinein."

„L'âme au Dieu
La vie au Prince
Le coeur aux Dames."

„Waß anfangs weint, wenn man's gut meint,
Hernach mals lacht's, wenn man's gut macht."

Und schließlich das kernige Wort:

„Thue recht und scheu den Deufel nicht."

Als Probe der Eintragungen an anderen Universitäten möge hier eine Blütenlese aus deutschen Stammbuchversen von 1700 bis 1750 folgen:





„Was ist der Mensch doch ohne Geld? Hum, hum,
Ein unbesätes Waitzenfeldt, Hum, hum,
Daß weder Saat noch Früchte bringt,
Zumal wenn es nicht wird gedingt, ha, ha, ha."
Altdorf 1722.

„Gedanken, Blitz, Studentengeld,
Durchstreicht im Hui die ganze Welt."
Altdorf 1732.

„Ich liebe ein doppelt F. und solches faß ich nimmer,
Dies ist ein wahrer Freund, und hübsches Frauenzimmer."
Göttingen 1768.

„Ein Mädchen sehn und nichts empfinden,
Ist eine von den größten Sünden.
Und ich, ich sündige nicht gern."
Göttingen 1768.

„Alles Ding hat seine Zeit,
Nur die alten Weiber nicht."
Halle 1716.

„Alles in der Welt, nur kein klein Kind."
Halle 1722.

„Wie's Gott gefällt,
So gefällt mir's auch."
Helmstädt 1702.

„Bey rauchen und schmauchen, bey lustigen sachen,
Da pflegt mir das Hertze im Leibe zu lachen.
Bey singen und springen, bey Jungfern und Weibern,
Da lachet den Purschen das Hertze in Leibern."
Jena 1730.

„Würfel, Weiber, Pferd und Wein,
Bringen Lust, auch öfters Pein."
Jena 1735.

„Warum soll ich mich denn grämen?
Ich hab nichts,
Du hast nichts,
Wer will uns was nehmen?"
Jena 1736.





„Den Großen in der Welt, den Jungfern und den Frauen,
Muß man zu Diensten stehn, doch nicht so leichte trauen.“

Jena 1745.

„Bald vergeht das Purschenleben,
Bald geht die goldne Praxis an,
Dann müssen uns Clienten geben,
Was wir in Jena flott verthan.“

Jena 1781.

„O drückte jeder Kuß ein schwarzes Fleckgen ein,
Wie würde Jena einst so voller Mohren sein.“

Jena 1769.

„Wer Äpfel schält und sie nicht ißt,
Bei Mädchen sitzt und sie nicht küßt,
Bei Weine sitzt und schenkt nicht ein,
Der muß ein dummer Teufel seyn.“

Jena 1784.

„Kein vergnügter Leben ist,
Als wenn man ein Mägdgen küßt,
Und ein Pfeifgen Taback raucht,
Dabei Wein und Bier auch braucht.“

Leipzig 1716.

Den Beschluß möge eine Eintragung von Th. Körner machen, die er einem Freunde widmete, als er seiner Duelle wegen in Anlaß der Streitigkeiten mit der Salphuria 1811 Leipzig verlassen mußte:

> „Angeschmiert und relegiert, hat mich alles nicht gerührt; bin drauf nach Berlin spaziert — habe Philosophie studiert. — Trotz der Philosophie — bleib ich ein fideles Vieh.“ —

Diese kleine Auswahl möge genügen; die Sprüche, welche am bezeichnendsten für das studentische Leben und Treiben sind, die Bilder charakterisieren, können hier nicht wiedergegeben werden.

Es möge mir vergönnt sein, an dieser Stelle gleich noch einige Eintragungen aus dem Stammbuch eines Kieler Burschen aus den Jahren 1814—1817 wiederzugeben. Es ist das Stammbuch des Kieler Burschen Marxsen (gest. 1822). Derselbe war Landsmannschafter in Kiel und Göttingen und Wintersemester 1816/1817 Senior der Burschenschaft in Kiel. Seinem Enkel Herrn Referendar Liedke verdanke ich einen Einblick in dasselbe.

Da heißt es unterm 1. September 1814 im Stammbuchvers des Mediziners Th. Forchhammer aus Husum:

Semper lustig, nunquam traurig;

des Studiosus Vasmer aus Holtenau vom 6. August 1814:





„Es lebe jeder deutsche Mann,
Der froh sein Gläschen trinkt,
Und wenn er's nicht mehr halten kann —
Fidel zu Boden sinkt."

Manche der Eintragungen enthalten Hinweise auf die Burschenschaft und Hinweise auf gemeinsam verlebte schöne Stunden. So lautet ein Spruch aus dem Jahre 1817:

„Ein Wiedersehen blühet uns einst im Vaterland
Wo sanft uns noch umziehet
Das Lillaweiße Band."

Als Symbolum steht dabei:

„Befiehl dem Herrn Deine Wege
Und wandle stets als grader Christ.
Nimm Dich in Acht! Fall nicht vom Stege,
Wenn Du bekniffen bist."

Ein Vers, datiert Belt-Athen, 5. September 1814, enthält das Symbolum:

„Gott, Freiheit, Vaterland!"

ein anderer vom 14. September desselben Jahres das Symbolum:

„Alteri vivas, si vis vivere!"

Manche enthalten, wie gesagt, auch Hinweise auf gemeinsam verlebte fröhliche Stunden; so ist bei folgendem Spruch aus dem Jahre 1814:

„So schwinden uns die Jahre
Im frohen Burschenstand,
Bis einst zu ernster Plage
Uns ruft — Philisterstand"

hinzugefügt: „Gedenke des drolligt Kommersches im Januar 1814".

Die Eintragung eines stud. theol. Schmidt aus Schönberg vom Februar 1814 trägt die Unterschrift:

„Unsere in mancher Hinsicht ähnliche Denkungsart, mancherley gemeinsame Schicksale, redliche gleiche warme Anhänglichkeit an König und Vaterland ließen es nicht zu, daß wir lange nur Bekannte blieben."

Ein stud. theol. Volquardts schreibt: „Memoral. Du wirst Fuchs unter meinem S. t. Folgen von Krebs Sturz. Reise nach Schleswig und der herrliche Weg über die Schneemühle. Ihr seyd mir gute Wegweiser. — Biß eines Pudels. —"

Ein anderes Blatt vom September 1814 trägt als Memor.:

„Unser erstes Zusammentreffen in Gettorf. Fuchskommersch in Düsternbrook — Krebs Verschiß und heftige Debatten deswegen rc. rc. Häufige Kneiperein in Düsternbrook — unsere Concerte daselbst p. p. Voll! —"



Göttinger Eintragungen in dasselbe Stammbuch vom Jahre 1815 tragen häufig das Symb.: „Holsatia's Bunde weih' ich mein Burschenschwerd".

Ein anderes Blatt aus Göttingen, das dasselbe Symbolum nebst den Worten Glaube, Liebe, Hoffnung zeigt, bringt die tiefempfundenen Verse von C. J. Aschenfeldt:

„Zwar sind wir nur des rauhen Nordens Kinder,
Der Ostsee Brausen wiegt uns stürmisch ein,
Doch soll das kalte Vaterland nicht minder,
Uns, seinen Söhnen, lieb und theuer sein,
Und locken südwärts auch die grünen Reben,
Das Herz bleibt stets dem Vaterland ergeben!

Unter den Blättern finden sich auch bereits einige, die einen Zirkel tragen, so eines aus Kiel vom 23. Februar 1814 den Zirkel

t
v c
v

aus Arnstadt vom April 1815 von einem Jenenser Burschen

XXX
XXXX

Dabei das Symbolum: „Vivat Jena und die akademische Freyheit!!!"

verte duc comit fort

rot grün

18 XIX VI 12
B XX XXXXX V

Aus Göttingen vom Oktober 1815 bei dem Symbol: „Sei treu und bieder" den Zirkel

Eine spätere Eintragung aus Kiel 1817 den Zirkel



Es war damals schon der Gebrauch aufgekommen, die Eintragungen auf losen Blättern vorzunehmen, dieselben waren käuflich zu haben häufig auch geziert mit Ansichten der Universitätsstädte, bisweilen auch, so bei Göttinger Blättern, mit Abbildungen einzelner Baulichkeiten. Die Ansichten waren vielfach roh ausgeführt, so z. B. die Ansicht: „Kiel von der Süd Seite", auf der nur die Kirchen und das Schloß in ihren Formen etwas an die Wirklichkeit erinnern. Später waren auch Stammbuchblätter mit Portraits berühmter Persönlichkeiten beliebt.

Was das studentische Leben sonst angeht, so wird fast an sämtlichen Hochschulen über den geringen Fleiß der Studenten geklagt. Es gehörte nicht zu den Seltenheiten, daß viele nur das Kolleg besuchten, um mit den Kommilitonen Händel zu suchen oder die Docenten, die ihnen mißfielen, auf jede Weise im Vortrag zu stören. Dabei wurde mit den Nachbarn geplaudert und manche Posse ge-



trieben, so daß man den Professor kaum hörte, wohl gar mit den Beinen gescharrt: „wie ein unbändig Pferd, daß der Doktor wohl mit Gewalt aufhören mußte".

Über das sittliche Verhalten machte ich bereits einige Andeutungen, es mögen nur noch einige Bemerkungen über das Trink- und Kneipwesen im vorigen Jahrhundert gestattet sein. Es heißt vom Trunk in vergangener Zeit: „Ganz Teutschland trank, der Laie trank, die Kleresey trank und der Hof pflegte zu trinken. Die Väter tranken und die Söhne dürsteten immer, und selbst die Ärzte empfahlen den Trunk bei der sitzenden Lebensweise und der angeblich trocknenden Luft."

Und ein altes Sprichwort sagte: „Fressen ist bäuerisch, Sauffen ist edelmännisch" oder „wer im Trunke betreugt, der betreugt in Mehrerem". (Fabricius, Gesch. d. dtsch. Corps. S. 107.)

Aber es war nicht mehr allein das Bier, das getrunken ward, sondern auch Thee, Kaffee, Punsch und Branntwein, der immer mehr in studentischen Kreisen eingeführt wurde.

Auch dem Tabakrauchen wurde nach wie vor gern gehuldigt:

„Füllt die ausgeleerten Pfeifen
Mit des Tabaks edlem Kraut!
Sauertöpfe mögen keifen,
Denen es verdießlich scheint
Es ist uns're Lust
Ihnen unbewußt,
Füllt die ausgeleerten Pfeifen
Mit des Tabaks edlem Kraut"

sang damals die akademische Jugend. Unter den Kneipliedern damaliger Zeit sind manche, die wir jetzt noch, allerdings zum Teil in etwas anderer Form, singen, so z. B.:

„Sic vivamus, wir Studenten,
Leben alle Tage wohl",

das manche Anklänge enthält an das Lied:

„Es leben die Studenten."

„Ich lobe mir das Burschenleben",
„Laßt die bangen Grillen fahren"

war auch damals schon vielfach beliebt; sehr eingebürgert waren die Rundgesänge, der Refrain eines dieser Rundgesänge lautete bezeichnend:

„Sauf Dich voll und leg' Dich nieder,
Steh früh auf, besauf' Dich wieder,
Treib' es immer so!"

Die Tracht der Studenten schloß sich in manchen Fällen der herrschenden Mode an. Die Stutzer unter den Studenten trugen mächtige Perücken, den dreieckigen Hut mit einer Agraffe, gefältete Hemdkrause, einen breitschößigen roten, goldbesetzten Frack mit vergoldeten Knöpfen, ein gelbseidenes Wams, kurze rote Beinkleider, Gamaschen und Schnallenschuhe, den Degen mit mächtigem Stichblatt an gesticktem Bandelier an der Seite, Stulphandschuhe und Stock. Die große Mehrzahl



der Studenten verachtete jedoch allen Plunder und bot der Mode Trotz. Sie blieben beim großen dreieckigen Hut, dem bescheidenen Rock, den Lederhosen, den hirschledernen Stulphandschuhen, den schweren bespornten Stiefeln und dem mächtigen Schläger.

Der Renommist spielt bis zur Mitte des Jahrhunderts auf Deutschlands Hochschulen eine „gewaltige" Rolle. Im schroffen Gegensatz zum tändelnden, französische Manieren nachäffenden Petitmaitre will der Renommist den deutschen Mann voll urwüchsiger Kraft darstellen; er haßt alles Geschniegelte und Zierliche: im einfachen, oft zerrissenen Flause, breitkrämpigen Hute oder Dreimaster, mit mächtigen Sporen tritt er einher; an der Seite den schleppenden Raufdegen mit dem tellergroßen Stichblatte, in der Hand den wuchtigen Knotenstock oder die Hetzpeitsche; jeder schiefe Blick ist ihm Provokation, sofort zieht die Faust vom Leder. Dabei duftet er auch wohl nach Tabak und oft auch nach Branntwein. Mit dem Fleiße und der Moral ist's nicht weit her; für den Burschen von echtem Schrot und Korn, so nennt sich der Renommist, versteht es sich von selbst, daß er eine Charmante hat, d. i. ein Mädchen aus dem Volke, das ihm manchmal persönlich gar nicht, manchmal sehr genau bekannt ist, für die er allezeit vom Leder zieht, die er aber schließlich sich wohl in Bier abzechen ließ, daneben hat jedoch im Renommistenherzen noch eine platonische Liebe Platz. Er rauft und ficht mit jedem, ob Student, Bürger, Stadtsoldat, Handwerksbursch oder Bauer, sein Haupthaß aber gilt dem Petitmaitre, dem Patentfatzken, „Pomadenhengst". An dem ist alles geschniegelt nach neuestem Pariser Schnitt: Schnallenschuhe, seidne Strümpfe, goldbetreßter, breitschößiger Rock mit Goldknöpfen, Halskrause, Dreimaster und Perücke. War das Lieblingsparfüm des Renommisten der Tabaksduft, so schwärmte der Petitmaitre für Pomade und Odeurs; dabei aber trug der entfamtigte französische Windhund genau so wie der urdeutsche Kraftmeier seinen Degen und den unentbehrlichen Knotenstock. In Fleiß und Moral unterscheiden sich beide kaum voneinander.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unterblieb das Degentragen, das Haupt schmückte der Zopf, Lederhosen und große Kanonenstiefeln wurden zum einreihigen Rock getragen, der Stock wurde beibehalten. Der berüchtigte Lauckhard schreibt von der studentischen Tracht und dem Treiben der Studenten jener Zeit: „Die meisten Studenten traten einher wie die Schweine. Ein Flausch war des Burschen Kleid, Sonntag und Werktag. Dazu trug er lederne Beinkleider und lange Reiterstiefeln. Schlägerein waren gar nicht selten und man schlug sich auf öffentlicher Straße. Der Herausforderer ging vor das Fenster seines Gegners, hieb einigemale mit seinem Hieber ins Pflaster und schrie: ‚Pereat N. N. der Hundsfott, der Schweinekerl!' Nun erschien der Herausgeforderte, die Schlägerei ging vor sich, endlich kam der Pedell, gab Inhibition, die Raufer kamen ins Karzer und so hatte der Spaß ein Ende." Er geht dann weiter ein auf Eigentümlichkeiten verschiedener deutscher Universitäten, die hier jedoch gleichfalls am besten nicht wiedergegeben werden. Übrigens wird von manchen Hochschulen damaliger Zeit berichtet, und es ist glaubhaft, daß es in Kiel nicht besser war, daß die Tracht oft sehr nachlässig, man pflegte am Tage wie abends im Schlafrock, der Nachtmütze und mit brennender Tabakspfeife öffentlich herum, selbst in die Kollegien zu gehen.

Die Mitte des vorigen Jahrhunderts zeitigte auch die Gründung der sogenannten Studentenorden. Früher bestanden auf den meisten deutschen Hochschulen Landsmannschaften-, auch Nationen- oder „Nationalkollegia" genannt, ursprünglich lose Vereinigungen von Studenten aus besonderen Gegenden, von Heimatsgenossen, dann geschlossene Korporationen, die allen zu ihnen gehörigen Landsleuten den Zwang auferlegten, bei ihnen einzutreten und die sogenannte „landsmannschaftliche Masche"



zu tragen, sowie sich der Gerichtsbarkeit und den bei allen Verbindungen gemeinsam geltenden allgemeinen Grundsätzen, vornehmlich dem Duellgebot, zu unterwerfen.

Die akademischen Senate erließen mehrfach scharfe Verordnungen gegen die Landsmannschaften, jedoch vergebens. Die Landsmannschaften bestanden fort, wenn auch heimlich, ab und zu traten sie an die Öffentlichkeit und wurden geduldet, so bei dem Friedensfest von 1763 in Jena, wo 15 Landsmannschaften vertreten waren und ihre Farben zeigten, die Holsteiner hatten scharlach-weiß.

Schon früher, um 1746, hatte das Ordenswesen in Jena unter den Studenten Eingang gefunden. Geheimbunde bildeten sich damals aller Orten, die Freimaurerei stand in hoher Blüte und so bildete sich auch in Jena eine Verbindung von Studenten unter dem Namen Mosellaner- oder Amicistenbund, die ihre äußeren Formen und Kennzeichen dem Freimaurerbund entnahmen. Im Gegen-



Der saufende Student.
(Aus Dendrono, Natürliche Abschilderung des akademischen Lebens, Nürnberg um 1725.)
Mit Genehmigung des Verlegers aus Fabricius, die deutschen Corps.

satz zu den Landsmannschaften sahen die Orden nicht auf die Herkunft der Mitglieder, sondern auf deren gleichartige Gesinnung und verlangten von den Brüdern unzertrennliche Freundschaft und gegenseitige Beförderung über das Leben hinaus.

Strenge Verordnungen wurden gegen das Ordenswesen erlassen, trotzdem gewann dasselbe immer größere Ausdehnung und wurde auf viele andere Universitäten verpflanzt. Doch bildeten sich an vielen Universitäten die Korps unmittelbar aus den Landsmannschaften.

Der 1771 begründete Amicistenorden, bis dahin „Mosellanerbund" benannt, der hervorragendste dieser Art, hatte die Losung: „Die wahre Freundschaft der Ehre Frucht." Die Aufnahme in diese Orden erfolgte vielfach mit dem ausgebildetsten Logengepränge; „Schauer der Mitternachtsstunde, dumpfe Glockenschläge, geheimnisvolles Pochen an Pforten, Hammerschläge auf Altartische, Verbinden der Augen, Gelübde ewigen Schweigens, schwere Eide, Blitz und Donner, gezückte Degen, Sanduhren, Totenköpfe, Spiritusflammen und schwarze Kerzen, Farben und Bänder, Kreuze und Kokarden" spielten eine Rolle dabei. Alle diese Verbindungen pflegten das eigenartige akademische Wesen unter der Form



des Komments, der mit bis ins Kleinliche gehenden Vorschriften das studentische Leben, besonders das Trinken und Duellieren, regelte, und tyrannisierten die keinem Korps oder Orden angehörenden „Obskuren“ oder „Kamele“ nicht wenig, wie sie alle Nichtstudenten als „Philister“ gründlich verachteten und empfindlich neckten.

Die studentischen Orden teilten die akademische Bürgerschaft in zwei Parteien, indem die Mitglieder der Orden mit Verachtung auf die Nichteingeweihten herabsahen und diese gegen die Tyrannei jener sich empörten. Daraus entstanden blutige Raufereien und Studentenrevolten, wie z. B. 1777 in Gießen.

Orden und Landsmannschaften bestanden außer in Jena, wo es außer dem Amicistenorden noch den Orden der Harmonisten oder Schwarzen Brüder und mehrere Landsmannschaften gab, in



Der faule Student.
(Aus Dendrono, Natürliche Abschilderung des akademischen Lebens, Nürnberg um 1725.)
Mit Genehmigung des Verlegers aus Fabricius, die deutschen Corps.

Gießen, wo wir den Elsässer- und den Hessenorden finden; in Marburg, Göttingen, Mainz, Erlangen, Altdorf, Erfurt, Halle, Tübingen, Leipzig, Würzburg, Wittenberg, Wien und Frankfurt a. O. waren Amicistenlogen. In Erlangen, Heidelberg, Gießen, Marburg und Göttingen waren gleichfalls Harmonistenorden.

Andere Orden waren der Konstantistenorden, der in Halle, Wittenberg, Göttingen, Gießen, Erlangen, Frankfurt a. O., Leipzig und Heidelberg blühte, und in Halle, Jena, Göttingen, Frankfurt und Leipzig der Unitistenorden. Ferner gab es noch Orden der Inviolabilisten, Desperatisten, Orden der Hoffnung, der Indissolubilisten, die Illuminaten, der Faßbinder- und Lilienorden und noch manch andere, die keine größere Bedeutung erlangten. Als Kuriosum möge erwähnt werden, daß auch ein Orden der Studentenjungen, alias Stiefelwichser genannt, bestand.

Ob in Kiel Orden bestanden haben, ist nicht mit Sicherheit nachzuweisen, vielleicht, daß eine Harmonistenloge dort bestand, eine Amicistenloge war jedenfalls bis 1779 dort nicht vorhanden. Für die Wahrscheinlichkeit der Existenz eines Ordens spricht der Umstand, daß ein Edikt von 1774 Lands-



mannschaften und Orden, namentlich aber diese mit ewiger Relegation bedroht. In diesem Edikt wird der Pennalismus mit „infam“ bezeichnet:

„Qui infamem pennalismum“ u. s. w.

Wie schon berichtet, gingen die Regierungen mit großer Strenge gegen das Ordenswesen vor, hinter dem sie politische Tendenzen witterten. Ein Regensburger Reichstagsbeschluß hob sämtliche Studentenorden plötzlich auf, wenn auch einige trotzdem heimlich fortbestanden, so wurden sie scharf überwacht und ihre Mitglieder wurden, wie 1798 die Mitglieder des Amicistenordens in Jena cum infamia relegiert.

Von einem akademischen Leben in Kiel kann man eigentlich erst wieder von 1767 an sprechen, nachdem Katharina II. dem Verfall der Hochschule gesteuert hatte. Sie ist es auch, welche die Universitätsfarbe bestimmte und welche den Studenten gewisse Vorrechte verlieh, unter anderem das seltsame Vorrecht bei Besuchen des Landesherrn sich zwei Anführer zu erwählen, welche für drei Tage Titel und Rang eines Generallieutenants und eines Generalmajors führen durften und zugleich die Stellung zu beanspruchen hatten, welche diese hohen Würden mit sich brachten. Übrigens ist ein ähnlicher Burschenwichs, wie der später näher beschriebene auch auf anderen Universitäten gebräuchlich gewesen. Die Landsmannschafter trugen einen in der Form eines Infanterieoffizier-Leibrocks angefertigten weißen Rock mit goldenen Epauletts, dazu einen Stürmer, d. h. Dreimaster, Lederhosen und Kanonen, bei festlichen Gelegenheiten für diese weißseidene Escarpins.

Aus Schumachers Lebenserinnerungen und aus anderen Selbstbiographien von Männern, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Kiel studierten, geht hervor, daß ein ausgeprägtes Verbindungswesen daselbst in dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts nicht bestanden hat. An früheren Stellen dieses Werkes sind schon Bruchstücke aus dem studentischen Leben und Treiben jener Zeit wiedergegeben. Der deutsche Student gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war ein anderer, als zu Beginn desselben. Er war gesitteter, fleißiger, hielt mehr auf bessere Kleidung und weltmännische Manieren. Von verschiedenen Seiten wird über das veränderte studentische Leben und Treiben geklagt, so heißt es an einer Stelle: „Es ist ganz und gar garnicht übertrieben, wenn man im Durchschnitt annimmt, daß der Aufwand auf Kleidungen gegen sonst gerade auf die dreifache Summe gestiegen sei. Unsere Väter kauften, wenn sie sich mit ihren Freunden auf Akademien einen guten Tag machten, eine Tonne Bier und einige Pfund mittelmäßigen Tabaks, setzten sich um einen großen Tisch auf hölzerne Schemel und spielten das geistreiche Spiel: Lustig genannt, oder divertierten sich mit einem Hospiz, das die ganze Straße bis in die späte Nacht wider Willen wach erhielt, und gaben den andern Tag der Aufwärterin ein paar Groschen, um die häßlichen Überbleibsel des vorigen Tages wegzuschaffen, und damit Basta! — — — Sonntags wurde zu Dorfe gestiegen, oder, wenn sich ja einer viel zu Gute thun wollte, geritten, allenfalls eine gutwillige Dorfnymphe bezahlt, und damit wieder Basta. Die ganze Garderobe bestand, das ganze Triennium über, aus einem Überrock und einem Sonntagskleide, nebst einem oder zwei paar gelbledernen Beinkleidern, und die Bibliothek aus den Compendien, einem lateinischen Lexikon und dem Corpus juris, oder der Bibel. Jetzt findet man in den Stuben der Studierenden Sophas und englische Kupferstiche, statt des Lustigs wird l'hombre gespielt, statt der Hospize eine Farobank substituirt, und statt der Dorfreisen Opern, Vauxhalls, Bälle u. s. w. besucht. Die Dorfnymphen bleiben der Regel nach auch weg, dafür kommen



nun grandes und petites maitresses ins Spiel, in der Bibliothek findet sich statt des Lexicons Meißners Alcibiades und statt des Corpus juris Crebillons Schaumlöffel oder die Gedichte im Geschmack des Grécourt. Bier trinkt man bloß bei einer Pfeife Kanaster, und Chokolade, Punsch u. s. w. sind gewöhnliche Getränke. Fahren und Reiten sind ohne Vergleich, und Kost, Logis um etwas Beträchtliches theurer geworden."

Der Ausdruck Kneipe im jetzigen Sinne besteht erst seit Ende des vorigen Jahrhunderts. Die größeren studentischen Zusammenkünfte hießen bis dahin „Schmäuse" und wurden gewöhnlich wie auch die „Hospize" von einem Teilnehmer bezahlt. Der Gebrauch der Schmäuse stammt bereits aus dem Mittelalter, wo es üblich war, den meist sehr schlecht bezahlten Professoren einen Schmaus zu geben. Jede Promotion war mit der Pflicht verbunden den beteiligten Magistern Wein, Konfekt, bisweilen sogar Tuch und Handschuhe zu spenden. Ein Überbleibsel der alten Zeit sind die Promotionsgebühren. Das „Hospiz" ward auf dem Zimmer des Einladenden abgehalten, es begann mit einem Imbiß, an den sich die Kneiperei schloß, bei der viel getrunken, gesungen und geraucht wurde. Während des Singens wurde von denen, die noch nicht Brüder waren, „Brüderschaft" getrunken, womit vielfach der „Landesvater" identisch war. Ein Hospiz mit seinen Gewohnheiten möge uns eine Stelle aus Zachariäs „Renommist" 1744 schildern:

Sogleich brüllt Raufbold laut: „Schafft Bier!" der Hausknecht kam,
Der in den krummen Arm zwo grüne Lasen nahm.
Er brachte Bier, Tabak, zwo Karten, und vier Pfeifen,
Und ein kostbares Stück, ein Paßglas mit zween Greifen.
„Nun Brüder", rief der Wirt, „zieht eure Jacken aus,
Denn heute geb' ich euch den Jen'schen Abschiedsschmaus."
Er sagt's, und alsobald lag auf dem Nebentische
Stock, Kleider, Handschuh', Hut, in seltsamem Gemische.
Er setzt sich obenan, und ruft: „Auf folget mir!"
Und alsobald füllt er das große Glas mit Bier,
Und säuft dem ersten zu aufs Wohlsein der Scharmante,
Ein Mädchen, welches er dem Namen nach kaum kannte.
Den Schlüssel von der Thür hielt er, dem Zepter gleich,
Als Hospes, in der Hand, und gab in seinem Reich
Ein heiliges Gesetz, ohn' Abziehn auszutrinken.
Oft ließ sein Richterarm den schweren Schlüssel sinken;
Weh dem, der dies Gesetz als ein Rebelle brach!
Wenn er das Donnerwort, pro poena, zu ihm sprach,
So mußt' ein neuer Strom in seine Kehle fließen;
Sonst stand er in Gefahr sein Mädchen einzubüßen.
Das Bier bewies die Kraft, der falsche Witz fing an,
Und alle prahlten nun Schandthaten, nicht gethan.
Tabak und Saufen macht, daß die sich Freunde nennen,
Die nach dem wilden Schmaus sich oft nicht wieder kennen.



„Meine Seele", sprach von Torf, „den Ruhm hat diese Stadt,
Daß sie, bei allem Zwang, doch schöne Menscher hat!
Ich habe nie mich viel mit ihnen abgegeben;
Allein ihr Brüder hoch! und laßt Selinden leben."
„Vivat Selinde hoch!" brüllt tief ihr rauher Schlund,
„Vivat Selinde hoch!" schreit noch einmal ihr Mund,
„Zum dritten Male hoch!" — Das ganze Zimmer schüttert,
Daß auf dem nassen Tisch daß grüne Paßglas zittert.
Wie nach Homers Bericht, wenn in dem Trojerstreit,
Mars, gleich zehntausend Mann, aus Schmerz der Wunde schreit,
Das ganze Heer erbebt, nebst Bergen, Thal und Felsen;
So bebt die Stube hier von vier Studentenhälsen.
Drauf malt Torf ihr Gesicht mit solcher Anmut ab,
Daß eines jeden Flug ihm brausend Beifall gab.
Der Renommist versetzt, der insgeheim entbrannte:
„Ich wähle sie hiermit mir selber zur Scharmante".
„Den Teufel auch!" sprach Torf, der ungern sie verlor,
Doch Raufbold schwur alsbald ihm zwanzig Ganze vor.
Torf holte sie nicht nach; die Kraft betrog sein Hoffen,
Und Leipzigs Krone ward dem Feigen abgesoffen.
Es steigt zu gleicher Zeit ein schwarzer Tabaksduft
Aus langen Röhren auf, und trübt die dicke Luft.
Die Wirbel drehen sich auf wunderbare Weise,
Wie in Cartesens Luft die länglich runden Kreise.
Der Wächter singt zwei Uhr. O unbarmherz'ger Ton,
O neid'scher Seigerschlag, warum störst du sie schon?
Doch man gehorcht ihm nicht, und läßt ihn pereieren,
Und seinen Nachtgesang nachspottend nicht vollführen.
Man trank nach altem Brauch, mit Schwüren voller Kraft,
Auf die Bestätigung der alten Brüderschaft.
Zum Zeichen ew'ger Treu' ward jeder Hut durchstochen,
Und mit Geschrei und Lärm jedwedes Glas zerbrochen.
„Nun, Brüder, ist es Zeit, brecht auf, es ist vier Uhr";
So sprach von Torf, als er von seinem Stuhle fuhr,
„Laßt uns nach Hause gehn, der Schlaf scheint sich zu regen.
Man taumelt auf, und sucht Stock, Kleider, Hut und Degen.
Doch eh' man gänzlich schied, so füllte man das Glas
Noch einmal obenan mit braunem Gerstennaß.

Studentenschulden und Studentenpump, Worte voll tiefer Bedeutung so lange Hochschulen bestehen. Es heißt im Liede:



Die Schuster und die Schneider — cerevis,
Die pumpen uns die Kleider — cerevis,
Und kommt der Wechsel endlich angeflogen,
Ach, betrogen ist das arme Volk ja doch.

Eine Unmasse darauf bezüglicher Verordnungen findet sich, die für den Lieferanten, wie für den Studenten galten, so war für Kiel die Verordnung, daß Schuster und Schneider nur 4 Thaler, der Perrückenmacher nur 3 Thaler pumpen durfte und das nur auf sechs Wochen; nach dieser Frist mußte bei Verlust der Ansprüche obrigkeitliche Hilfe beansprucht werden. Andere Verordnungen lauteten: „Kein Bürger soll einen Studenten ins Quartier nehmen, ohne sich zu überzeugen, daß er in der alten Wohnung Alles bezahlt hat; die Kaufleute sollen ihnen keine schlechten Waaren aufhängen, Kostgeld, Waschgeld, Perrückenmacher- und Barbierlohn soll nicht über einen Monat, Stubenmiethe, Bettzins, Aufwartung nicht über ein Vierteljahr, Arzneien ein halbes Jahr geborgt, Collegiengelder nur bis zum Semesterschluß gestundet werden."

In Göttingen ward für alle die Sachen, die zur Wollust und ad luxum gehören — Thee, Kaffee, Chokolade, gebrannte Wasser, Billardgeld, Pferdemiete u. s. w. — und alle Sachen, die der Student nicht selbst trug, jedes Kreditgeben verboten. In Jena ging man noch weiter — dort wurde den Kaufleuten 1753 das Pumpen von allen den Sachen, die nicht zur Notwendigkeit des Lebens gehörten, bei 50 Thaler Strafe und Verlust der Forderung rundweg verboten; Buchhändler, Schuster und Schneider sollten bei 50 Thaler Strafe nicht über 5 Gulden borgen.



Studententrachten um 1785.
Nach einem Kalenderkupfer.

In Jena bestand auch zeitweise die schöne Verordnung, daß der Jenenser Postmeister hinter einem Gitter jedesmal die Abschrift der Geldpostkarte mit Angabe der betreffenden Summe drei Stunden lang zur allgemeinen Kenntnisnahme aushängen mußte. Den Anblick und die Folgen kann man sich ausmalen.

Häufig kam auch Personalarrest vor und vielfach suchte auch der Student, um den Manichäern zu entgehen, bei Nacht und Nebel das Weite.

Wir sind über die Preise an den einzelnen Hochschulen und auch über die in Kiel zu Ende des vorigen Jahrhunderts ziemlich gut unterrichtet durch ein „Akademisches Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen für Studirende auf das Jahr 1791".

Dasselbe führt unter anderen Mitteilungen über die verschiedenen Universitäten, die Namen der Professoren, ihre Wohnungen, ihre Vorlesungen auf und bringt dann schließlich einige Notizen über die Stadt und die Preise dort. Über Kiel heißt es, daß die Stadt 7000 Einwohner und 220 Studenten zählt, bemerkenswert daselbst seien das Schloß, das akademische Gebäude, die Kirchen, das Rathaus, das gräflich Saldernsche Palais, die Schulgebäude, das anatomische Theater, das Krankenhaus, die Wasseranstalten, das Armenwesen, das Schulmeisterseminar mit dem Muhliusschen Waysenhaus, die Universitätsbibliothek, die Bibliotheken der Professoren Geyser, Mellmann, Hensler und Christiani, die Fabriciusschen, Reyherschen und Weberschen Naturaliensammlungen, die Freimaurerloge Louise zur gekrönten Freundschaft; stricter Observanz. — Der beste Gasthof ist die Stadt Ham-



burg. Zu den Kielischen Vergnügungsörtern in der Stadt gehören der Schloßgarten, der Jungfernstieg, das Ballhaus und noch zwei Kaffeehäuser; außer der Stadt aber Düsternbrook, Krusenroth, Dorfgaarden, Vieburg, Holtenau, Knoop u. a. m.

Unter dem Titel: „Ökonomische Nachrichten für Studenten“ finden sich dann folgende Angaben:

Für die Inscription honorirt ein Graf 20 Rthlr., ein Baron 15 Rthlr., ein Edelmann 10 Rthlr., ein Bürgerlicher 5 Rthlr. Diejenigen aber, welche von anderen Universitäten nach Kiel kommen, bezahlen nur die Hälfte. Das Honorarium für ein halbjährliches Privatkollegium ist gewöhnlich vier, zuweilen auch 5 Rthlr. — nur die Pandekten werden mit 8 Rthr. honorirt. Die Doktorwürde in der theologischen Fakultät kostet 124 Rthlr. 32 Schillinge, in der juristischen 120 Rthlr., in der medicinischen 126 Rthlr. und in der philosophischen Fakultät 50 Rthlr.

Eins der besten Zimmer kostet in Kiel jährlich 60 Rthlr.; ein mittleres 30 Rthlr. und keins der geringsten unter 12 Rthlr.

Der Faden Holz kostet 3 Rthlr.

Der beste Mittagstisch kostet wöchentlich zwei und einen halben Rthlr., einer von mittlerer Gattung 1 Rthlr. 12 Schillinge Lüb. und einer der geringsten 1 M. 8 L. S. Eine Bouteille Bier kostet einen und einen halben L. S. Eine Portion Kaffe 6 L. S., eine Portion Thee 5 L. S., ein Miethpferd täglich 4 M.

Auch in Kiel machten sich wie in Jena eine Bewegung bemerkbar zur Abschaffung des Duells und Aufstellung eines Ehrenkodex. Allein auch hier war die Sache nicht von Dauer.

Bevor ich nun zur Schilderung des Kieler Studentenlebens übergehe, soweit uns zeitgenössische Berichte darüber in Kenntnis setzen, will ich noch kurz studentisches Wesen am Schluß des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts schildern.

Von den Liedern, die zu den Trink- und Zechgelagen jener Zeit gesungen wurden, sind erwähnenswert: „Wo zur frohen Feierstunde“, „Brüder, lagert Euch im Kreise“, „Freude, schöner Götterfunke“, „Bekränzt mit Laub“, „Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben“, „Mein Lebenslauf“ u. s. w.

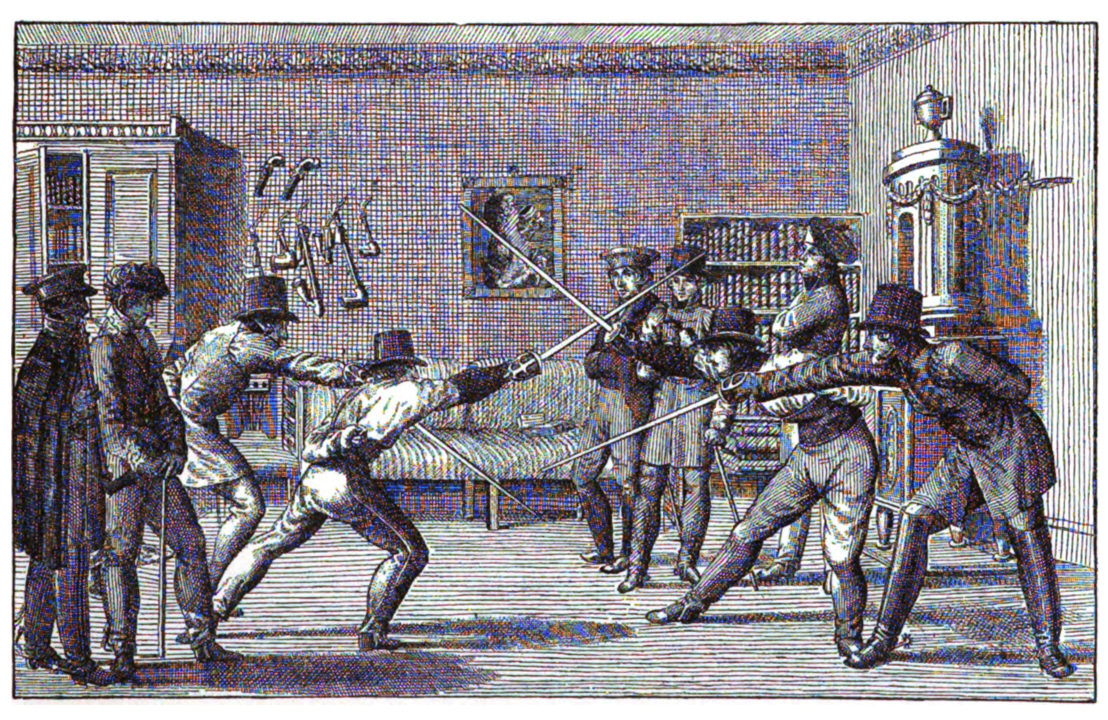
Das Fechten wurde eifrig betrieben, auch das Reiten und das Tanzen. Tracht und Kleidung der deutschen Studenten unterschied sich in dieser Zeit wesentlich von den früheren Sitten. Die Perrücken und der Zopf fielen, statt des Hutes kam vielfach eine Kappe, oft aber auch ein Dreimaster auf, an Stelle des Rockes trat ein Koller, oft verschnürt, enge hirschlederne Beinkleider und Kanonenstiefel vervollständigten das Kostüm. In den Kollegien, die, wie wir sahen, vielfach im Schlafrock besucht wurden, ein Umstand, der übrigens nicht so schlimm anzusehen ist, da auch Professoren bisweilen im Schlafrock docierten und 1812 noch ein Königsberger Professor mit Reitpeitsche und Kanonen den Katheder betritt, behielt man oft die Kopfbedeckung auf. Es heißt in einer Schilderung aus dem Jahre 1800: „Thurmförmige Mützen mit mancherlei bunten Zierrathen, als Schnüren, Troddeln und Quasten von allerlei Farben zieren ihre Häupter, unter denen ein dickes Haar hervorhängt, das um ihr Kinn zusammenschlägt und den größten Theil ihres Gesichtes bedeckt. Sie schütteln darum alle Augenblicke das Haar, wie der Löwe seine Mähne schüttelt, um sehen zu können. Eine kurze Jacke mit Aufschlägen von anderer Farbe gehört nothwendig zu diesem Anzuge, und ihre Schenkel sind mit langen Reithosen bedeckt, deren eine Seite beledert ist. So zeigen sie sich überall.“

Wie aufgeführt, berichtet Schumacher auch über das Studentenleben in Kiel um 1791, an



früherer Stelle sind schon einzelne Abschnitte daraus wiedergegeben. Schon 1790 war Schumacher in Kiel gewesen und hatte das akademische Leben und Treiben von ferne beobachtet, sich für das Studentenkostüm, den Komment, das freie Leben, die Duelle, das Nachtlärmen, die Dorfkommerse, wie er schreibt, begeistert. Als er dann das Studentenleben selbst durchkostete, schreibt er allerdings:

„Und nun die edle Burschenschaft; wie stand's mit der? Ich nehme das Wort hier bloß als Collectivum für die Gesammtzahl der Studenten. An eine Burschenschaft im heutigen Sinne, an einen Verein der Art, der Alle auch gemüthlich und durch organische Verbindung aneinander schloß, dachte Niemand. Lose und regellos trieben wir uns unter einander umher, und nur Zufall oder



Göttinger Mensur um 1816.
(Nach einem Kupferstich bei Wiederhold in Göttingen erschienen, aus Fabricius, die deutschen Corps.)

Persönlichkeit schloß die Einzelnen aneinander. Vieles, was jetzt dem akademischen Leben einen Reiz, eine gewisse höhere Haltung giebt, haben wir damals entbehren müssen.

Von einem eigentlich wissenschaftlichen Leben konnte damals unter den Kieler Studenten wohl kaum die Rede sein. Die Studenten der Zeit theilten sich in die Fleißigen und die Faulen. Die Fleißigen waren die, welche treu in die Kollegien stiegen, fingerfertig nachschrieben und den Stoff dann zu Hause auswendig lernten. Dies nahm dann jeden Tag etwa ein paar Stunden ein, und wer recht fleißig war, stellte wöchentlich oder monatlich eine Recapitulation an und imprimirte sich Alles nochmal. Eine andere Abtheilung beobachtete eine juste milieu. Diese hörten und schrieben die Kollegien, legten sie aber dann hin, um sie später vor dem Examen zu repitiren. Die dritte Klasse nannte ich die Faulen, ich meine die, denen das Prädikat der Faulen per excellentiam zukommt, die eigentlich garnichts thun, und dadurch ein Vertrauen auf die Vorsehung in Beziehung auf ihr Fortkommen beweisen, was ans Wundervolle gränzt.



Diese hatten ihre Mappe, mit der sie von Zeit zu Zeit ins Kollegium schlenderten, um nicht konsilirt zu werden, aber mehr mußte man nicht von ihnen fordern. Dorfgarten war im Sommer, das Kaffeehaus im Winter ihre Welt, die sie nur verließen, um vom Nichtsthun in ihren Betten auszuruhn. Was machten sie da? — Allerlei, sie spielten Kegel, Karten und Billard, tranken Bier und Schnaps oder saßen bei einander und rauchten Taback. Sie unterhielten sich, wäre ein unpassender Ausdruck; sie schwatzten, um die Zeit hinzubringen, von Mädchen, Hunden und Pfeifenköpfen. Das letzte war damals, als das Zurauchen der meerschaumenen Pfeifenköpfe noch Mode war, ein unerschöpflicher Gegenstand, und ich weiß, daß oft einige Stunden nicht hinreichten, um alle die Anlagen, die Fortbildung und endliche Vollendung des Kopfes gehörig darzustellen. Ebenso mit den Hunden. Die Gespräche über Mädchen waren verschiedenen Geistes, zuweilen Phantasiestücke und Liebeleien, wichtige Kleinigkeiten, erlebt auf Bällen oder Promenaden; oft aber, und bei Vielen, Enthüllung der gemeinsten Mysterien ihres Umgangs mit der feilen Klasse der Dirnen, und in dieser Hinsicht bewiesen Einige eine schauderhafte Naivetät. Auf diese paßte denn recht eigentlich der Kästner'sche Witz in der letzten Zeile seines bekannten Einfalls. — Ein Student legte ihm einen Zettel hin:

Herr Kästner zeigt mit tiefen Gründen,
Es sei kein leerer Raum zu finden.
Der Burschen Beutel zeigen ja
Quod saepe dantur vaena.

Kästner fand es und legte sogleich folgende Antwort auf die Stelle:

Ja freilich sind sehr oft der Burschen Beutel leer,
Doch öfters ist's ihr Kopf noch mehr.
Man hält hier zwar Student und Bursch für Einerlei,
Doch Mancher ist hier Bursch und nicht Student dabei.

So mittelmäßig sah es aus, und selbst die Besseren hatten eigentlich immer viel Zeit. Diese standen im Sommer sehr früh, um fünf Uhr spätestens, auf, im Winter natürlich etwas später, repetirten oder präparirten, und wenn nicht noch irgend ein Kollegium auf den Nachmittag fiel, so war dieser der Erholung gewidmet, die Reicheren ließen satteln und machten Touren, die Aermeren gingen spazieren oder stiegen zu Dorf, um den Abend zu genießen. Auf dem Zimmer fand man Wenige, wenigstens nicht um zu arbeiten. Kartenspiel auf der Stube aber war etwas seltenes.

An ein geselliges Corporationswesen war nicht zu denken. In Jena und Göttingen gab es wohl sogenannte Orden und die Mitbrüder wußten sich nicht wenig damit; aber das Ganze bestand in Bagatellen, Form beim Commerz und dergl., von Politik oder ernsthaften Tendenzen anderer Art war auch keine Ahnung da. Und in Kiel fiel auch dies noch weg. Wir lebten so pêle-mele, wie die Kasse, der Zufall oder Neigung uns zu einander führte, Commerze wurden nicht angesagt, sondern entstanden nur augenblicklich und zufällig, und wer nicht Lust hatte zu zahlen oder zu zechen, der blieb davon, in demselben Hause oder Zimmer, um ihn kümmerte man sich nicht. Selbst der Fuchs konnte sich ganz incognito ins akademische Leben hineinschleichen, und wenn er selbst nicht wollte, so kannte Niemand ihn.



Der Comment des Schlagens war bei weitem nicht so regulirt, wie jetzt, wo Mancher sich stellen soll und muß, weil der Comment es so will, und deswegen auch vorher eingepaukt wird. Wir schlugen uns auch wohl mal, aber selten; keiner suchte gerade dies Divertissement, wie jetzt Viele, und gute Fechter waren immer nur einige, weil der Unterricht kostbar war. Die Meisten waren Naturalisten, wie wir es nannten, und auf Leben und Sterben ging es nicht; gewöhnlich lief es auf einen kleinen Ehrenriß aus, und dann war es vorbei.

Nach Kopf oder Gesicht zu schlagen, war geradezu verboten. Arm und Brust mußten wir dem Hieb preisgeben, das war der Comment. Oft indeß verging ein Quartal, wo kein Duell vorfiel, und fand sich eins, so ward es verheimlicht, so gut man konnte, selbst unter uns sprachen nur die Vertrautesten davon. Sich aber gar zu schießen, war ganz unerhört, und der Zwang der späteren Zeit, in der der Duellant sich von den Secundanten muß befehlen lassen, wie lange und mit welchen Waffen er sich schlagen soll, war uns fremd."

Nachdem Schumacher dann über das gänzliche Fehlen eines Korporationswesens in Kiel zu seiner Studienzeit 1791 berichtet hat und verschiedene Vergleiche des Studentenlebens 1791 und Ende der dreißiger Jahre giebt, auf die an anderer Stelle noch zurückgekommen wird, fährt er in der Schilderung einiger anderer Auswüchse des Kieler Studentenlebens zu Ende des vorigen Jahrhunderts fort:

„Eine Trennung unter uns gestaltete sich damals ziemlich scharf, und mehr als jetzt: und diese war nicht abhängig von Ansichten oder Systemen in Religion oder Politik, sondern, höchst prosaisch, von der Größe der jährlichen Wechsel, die Jeder zu verthun hatte. Die Söhne der höheren Staatsbeamten, oder auch der reichen Kaufleute oder Landbesitzer, studirten in der Regel Jura; unter den Theologen war selten irgend ein wohlhabender Student. So bildete sich schon dort die große Scheidewand, die der Mammon in der ganzen Welt etablirt hat; die Reichen blieben für sich, und die Aermern auch; jene kleideten sich mit Luxus, diese einfach; jene ritten und fuhren, diese gingen zu Fuß, und wenn jene einen Mittagstisch zu 5 Rthlr. monatlich hatten, und zuweilen sogar Wein tranken, so behalfen sich diese mit ihren kleinen Garküchen, aus denen man ihnen ein Gemengsel, was das Tageslicht scheute, auf das Zimmer schickte, und sie mußten sich täglich sagen: edo, ut vivam, statt daß die Reichen dieses oft umkehrten. Diese Trennung sprach sich denn in Allem aus; die Juristen, d. h. die Wohlhabenden, spielten ihr l'hombre und Whist auf Zimmern und Caffeehäusern, die Theologen spielten entweder gar nicht, oder nur sehr, sehr klein, weil sie nicht höher spielen konnten. Im Umschlag freilich, wo die vielen Farobanken waren, opferten wohl beide Parteien zuweilen in wenig Stunden ihre ganze kleinere oder größere Habe, denn da war auch des sogenannten reichen Studenten Kasse immer nur ein Bagatell. Schreckliche Scenen der Reue, wenn es zu spät war, habe ich gesehen und erlebt; aber der Reiz war für viele unwiderstehlich. Wer möchte nicht gern in einigen Stunden einige hundert Rthlr. gewinnen? und das war ja so leicht, wenn man ein bischen Glück gehabt hätte! Jetzt ist Gottlob diese Pest der öffentlichen Hazardspiele gesetzlich in Kiel gebannt.

So entstand denn selbst in Dorfgarten eine Trennung, und die eine Klasse hielt sich zu Einem Wirthshause, die andre zu einem Andern, bis sich endlich ein drittes Haus etablirte, wo die hübschen Augen der Wirthin und ihrer Cousinen beide Parteien freundlich vereinigte, um diesen drei Grazien ihre Mußestunden und nebenbei ihre Mutterpfennige für Thee und Punsch u. s. w. zu opfern.





Was manchen etwas vergnügungssüchtigen Jüngling im Sommer um viel Zeit und Geld brachte, war eine Sitte oder Unsitte der damaligen Bürgerschaft, in die der Student so leicht hineingezogen ward. Ich meine die unzähligen Vogelschießen in den umliegenden Dörfern. Deren gab es zu meiner Zeit fünf oder sechs in jedem Sommer; der Kieler Bürger jagte jeder Zerstreuung nach, war allenthalben Mitglied, das steckte an, und nun war es schon stehende Sitte, daß die Hälfte dieser Schützencorps aus Studenten bestand. Ob hier der Schlendrian des müßigen Studentenlebens so Vieler die Bürger auf diesen Ton gestimmt, oder das Beispiel der Bürger die Akademiker hingerissen, ich wage es nicht zu entscheiden. Wohl aber kann ich behaupten, daß mancher Studiosus, der fleißig gewesen war, plötzlich in diesen Sommerstrudel hineingerissen, für die schöne Jahreszeit halb verwilderte, nur an Vogelschießen, Tanz und Lustigkeit dachte, und oft schwer im Winter sich wieder an eine strengere Ordnung gewöhnte. Für nicht Wenige indeß war gerade der Winter eine Leidenszeit. Eine der verderblichsten Aushülfen, die das akademische Leben mit sich bringt, ist im Winter das Besuchen auf den Stuben, und oft ist es schwer, von dieser Kalamität frei zu bleiben. Viele haben nichts und finden es ökonomisch vortheilhaft, zu einem sogenannten Freund aufs Zimmer zu gehen, um an seinem Ofen sich zu wärmen und an seinem Bier und Taback sich zu laben, statt diesen selbst zu bezahlen. Andere wissen mit der Zeit nicht zu bleiben und gehen von Stube zu Stube, bis sie irgendwo hängen bleiben. Wenn auch alles Übrige nicht gerechnet wird, welche unendliche Menge schöner Zeit geht so verloren, und wie unerschütterlich unverschämt konnten manche Kerle sitzen bleiben, eine Pfeife nach der andern stopfen und so den Besitzer der Stube zur Verzweiflung bringen. Allen diesen Übelständen könnte sehr abgeholfen werden, wenn es denkbar oder ausführbar wäre, daß die Studiosen Familienumgang auf der Akademie fänden. Aber welches Professoren- oder Bürgerhaus hat dazu Geld oder Zeit genug, um Vielen den Zugang zu gestatten! Einige Glückliche, denen ihre Familien hie oder da Zutritt zu verschaffen gewußt, waren allerdings immer unter uns, aber es waren seltene Ausnahmen. Verwundern darf man sich dann daher eben nicht, wenn ein Haufen von Jünglingen, von denen wenigstens Viele an Familienleben gewohnt gewesen, par depit ein elendes Schlendrianleben, ein Herumdämmern oder Wirthshausleben auf der Universität trieben."

„Das Spiel", heißt es an anderer Stelle, „war in jenen Zeiten das Band der Geselligkeit. Hätte ich gar nicht gespielt, so wäre ich ziemlich isolirt dagestanden. So spielte ich auch auf dem Kaffeehause mit Offiziers und Studenten, und rechnete ich auch das etwa dabei verlorene Geld nicht hoch an, so vergeudete ich auf diese Art die unwiederbringliche Zeit, und nahm überdies die Gewohnheit an, dies Vergnügen zu suchen. Viele Abende ging ich auch nach Dorfgarten, wo eine Frau Siemsen ein Wirthshaus für Studenten hielt, um zu spielen, zu singen und zu schwärmen."

Schumacher erwähnt dann auch die Gründung des Ehrengerichts zur Abschaffung des Duells und die Wahl von zwei Studenten zu Mitgliedern der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde.

Schumachers Berichte umfassen die Jahre 1791—1795; von 1796 bis 1797 studierte J. G. Rist in Kiel, und auch in seinen Lebenserinnerungen finden sich kurze Bemerkungen über das studentische Leben in Kiel zu jener Zeit. So schreibt er unter anderem:

„Die Studenten, etwa 200 an der Zahl, waren sonach keineswegs Hauptpersonen. Hätte man sie auch vermißt, so würde man sie doch haben entbehren können. Als Stand zählten sie nicht; wohl aber fanden einzelne, die sich durch gute Sitten auszeichneten, die größte Leichtigkeit, alle Vorteile jener Gesellschaft mit zu genießen. Die Mehrzahl der Kieler Studenten war damals in einem



Zustand äußerer Vernachlässigung und innerer Rohheit, von der man später kaum einen Begriff noch hat. Diese Klasse ward unter dem Namen der Rapstedter begriffen, von einem kleinen Flecken im nördlichen Schleswig, der einmal die besten Muster solcher Gesellen geliefert haben mochte. Sie sind nun verschwunden mit der besseren Kleidung, die sich seitdem so allgemein verbreitet hat, und selbst die deutschen Flausröcke und Zottelmänen, die man nun sieht, können keinen Begriff von jener Erscheinung mehr geben, denn sie sprechen doch wenigstens einen Charakter aus. Und doch hatten selbst die Rapstedter ihre Heroen; ich erinnere mich eines, dem alle den Vorrang einräumten, und der durch beispiellose Frechheit und Abwesenheit alles Ehrgefühls das Vorbild aller Gemeinheit zu sein verdiente, auch durch plattdeutschen Mutterwitz in der That eine Erscheinung ward, der nicht alles Interesse abging."

Rist erwähnt dann auch das Ehrengericht und die Teilnahme der Studenten an der Gesellschaft freiwilliger Armenpflege.

Die Frequenz der Universität sank von 1800 an wieder beständig. Die Kriegswirren machten sich sehr bemerkbar. Es studierten doch fast nur Landeskinder, für die das Biennium vorgeschrieben war, in Kiel. Im Wintersemester 1800—1801 betrug die Zahl der Studierenden 151, dann sank sie, bis sie im Winter 1807—1808 auf 74 gelangt war, es folgte dann wiederum ein allmähliches Steigen, bis Winter 1812—1813 die Frequenz zwischen 90 und 123 schwankte, um dann 1813 plötzlich auf 197 und Winter 1813—1814 auf 211 zu steigen. Die Ursache dieses außergewöhnlich starken Besuches war der Umstand, daß viele junge Hamburger um die Immatrikulation nachsuchten, da sie auf diese Weise einen sicheren Aufenthaltsort hatten und vor der französischen Konskription geschützt waren. 1814 und 1814 auf 1815 trat ein gewisser Rückschlag ein, dann aber nahm der Besuch fast beständig zu, um in den Jahren 1826—1831 stets über 300 zu bleiben, 1828 sogar die Zahl 370 zu erreichen. Dann sank die Zahl der Studenten wieder und hielt sich im Zeitraum von 1833 bis 1846 zwischen 200 bis 294. Von da ab ward nur 1863 die Zahl 200 wieder erreicht. Die Jahre 1865—1867/1868 zeigten die Zahlen 200—242; die der Jahre 1868—1875 erreichten jedoch die Zahl 200 nicht wieder, erst in den letzten 25 Jahren ist eine erfreuliche allmähliche Zunahme zu verzeichnen, sodaß es nicht ausgeschlossen sein dürfte, daß die Zahl 1000 in absehbarer Zeit erreicht wird.

Für die Zu- und Abnahme hatten die politischen Verhältnisse stets große Bedeutung. Hervorragende Lehrer wirkten auf die Erhöhung der Frequenz selbstredend ein. Die akademische Jugend drängte sich herzu, um zu den Füßen eines Reinhold, Dahlmann, Falck, Cramer, Pfaff, Eckermann, Twesten, Müller, Fischer, Wiedemann, Hegewisch, Niemann, Heinrich und anderen zu sitzen. Zeitweilig war der Andrang zu den von Cramer, Reinhold und Dahlmann gehaltenen Vorlesungen so groß, daß dieselben, allerdings vergeblich, darum einkamen, Zimmer im Schlosse für ihre Vorlesungen zur Verfügung zu erhalten.

Neben den vorzüglichen Lehrkräften, die einen größeren Hörerkreis nach Kiel zogen, war in den zwanziger Jahren überall eine ganz ungewöhnliche Neigung erwacht, sich dem Studium zu widmen. An ein ernsteres wissenschaftliches Streben dachten nun allerdings manche der Studenten nicht. Theodor von Kobbe, der 1818—1819 in Kiel studierte, berichtet darüber:

„Die Kieler Studenten theilen sich in solche, welche auch andere Universitäten besucht haben, und in ‚Kümmeltürken', welche in Kiel absolvieren. Da zu meiner Zeit die Matrikel vom Soldatendienst frei machte, so sah man gar viele Bauerburschen, welche das Geld, das eigentlich einem Stell-



vertreter gebührt hätte, in Kiel vergeudeten, und später, wie Phocion aus der Schlacht, vom Kommersch zu den Rüben zurückkehrten."

Das Studentenleben blieb wüst und leer, die Stimmung der Studenten bei Dahlmanns Rede charakterisiert am besten den Geist der damaligen Zeit. Die Wandlung kam, als das Studententum anfing deutsch und national zu denken und eine Reformation des deutschen Studentenlebens nach dieser Richtung hin sich geltend machte.

Bevor wir dieser Bewegung in der Studentenschaft näher treten, sei noch dem alten Brauch und der alten Sitte einige Worte gewidmet:

Wie schon erwähnt, erfreute sich das Studentenleben zu Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts keines besonderen Rufes. Es wurde angeführt, daß fast sämtliche zeitgemäße Berichte das studentische Leben und Treiben als ein rüdes schildern.

Auch die für die Kunde unseres Vaterlandes so sehr schätzenswerten Provinzialberichte bringen 1829 einen längeren Artikel, der sich mit den Zuständen an den Hochschulen beschäftigt. Es dürfte angemessen erscheinen, einige Punkte desselben hier zu erwähnen.

„Einen wesentlichen Vorzug hat die Universität Kiel, was die äußeren Verhältnisse der Studirenden betrifft, vor anderen deutschen Hochschulen dadurch, daß sie weder, wie einige derselben, das geräuschvolle Leben einer Residenz mit ihren wissenschaftlichen Anstalten vereinigt, noch, wie andere, Jünglinge aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands unter ihre Mitbürger zählt; denn mag freilich dieses, wie jenes, seine Vortheile haben, so ist doch auch der Nachtheil davon einleuchtend. Der größere Ort macht manche, theils ganz verwerfliche, theils wenigstens sehr zeitraubende Genüsse leichter zugänglich; die sehr bedeutende Frequenz der Studirenden giebt einen Wetteifer, nicht immer im Löblichen, oder veranlaßt durch Zusammentreten von verschiedenen Parteien, leicht Streitigkeiten, die dann, nach eingeführter Unsitte, in blutigen Kämpfen endigen. — Alle diese Mängel aber liegen in Kiel bei weitem nicht so nahe. In einem ruhigen, friedlichen Städtchen, rings von allen Schönheiten der Natur umgeben, versammelt sich eine kleinere Anzahl von Jünglingen, alle einem Vaterlande angehörend, und mithin dadurch sich alle verwandt; alle nach einem Ziele, dem Dienste desselben Vaterlandes, strebend, und mithin dadurch alle unter einander verbunden. Mit Recht also erregen diese Wahrnehmungen unsere schönsten Hoffnungen für das sittliche Leben der Kieler Studenten.

Einigkeit unter den Kieler Studirenden war eine Reihe von Jahren hindurch ein schöner Ruhm unserer Hochschule; aus dieser Einigkeit gingen Einrichtungen und Beschlüsse hervor, welche Wissenschaft und Sittlichkeit förderten und manche Gelegenheit zu unbesonnenen Handlungen abschnitten. Referent nennt namentlich den Leseverein und die Bibliothek der Studenten, ein sehr schätzbares wissenschaftliches Institut, wie außer der allgemeinen Aufsicht über das ehrenhafte Betragen des Einzelnen, besonders auch die Uebereinkunft, an den öffentlichen Hazardspielen während des Umschlags keinen Theil zu nehmen, eine Maßregel, welche in mancher Beziehung für die Sittlichkeit äußerst vortheilhaft gewirkt hat. Was aber das Wichtigste ist: Einrichtungen und Beschlüsse, wie die genannten, gingen allein von den Studenten aus, zeigten also, wie diese den Sinn ihres Zusammenlebens erkannt hatten, und wie sie ein edles Streben nach der Erreichung eines hohen Zieles nach allen Kräften zu fördern sich bemühten.

Leider aber hörte diese Einigkeit auf; im Dezember 1821 brachen Streitigkeiten und Spaltungen unter den Studenten aus, und es bildeten sich zwei Parteien, die bei ihrer ersten Entstehung



freilich durch die äußerst weisen und besonnenen Maßregeln des akademischen Senats an allen Gewaltthätigkeiten gegen einander gehindert wurden, jetzt aber schon seit einer Reihe von Jahren mit gezückten Schwertern sich gegenüberstehen.

Außer vielen Zweikämpfen gingen aus diesen Verbindungen noch manche andere schlimme Folgen hervor; Excesse fielen vor, die selbst das Einschreiten von Militärgewalt nothwendig machten; die Sitten verschlechterten sich bei einer großen Anzahl der Studirenden immer mehr, so daß das Bild des Kieler Studentenlebens keineswegs ein erfreuliches ward. Die Duellwuth und die niedrige Zerstreuungssucht sind es besonders, die hier näher in's Auge gefaßt werden müssen, weil sich nicht leugnen läßt, daß diese ihre schädliche Einwirkung auf die Sittlichkeit mannigfaltig zeigen."

Über das Duellwesen ergeht sich der Verfasser des Artikels des Längeren und führt einige Vorfälle an, die zeigen sollen, daß das Duell zu einer bloßen frivolen Balgerei und Rauferei ausgeartet sei. Bemerkenswert ist folgender andere Passus in seinem Aufsatz, der auch hier einen Platz finden möge.

„Man bedenke nur, daß dem Vernehmen nach die Zahl der Duelle sich in der letzten Zeit auf mehr als 50 im Semester belaufen, mithin, bei einer Annahme von 300 Studenten, im Durchschnitt wenigstens jeder sechste Mann ein Duell im Vierteljahre gehabt hat; man achte nur auf die Menge von zerhauenen Gesichtern, die man in Kiel täglich wahrnimmt: so wird gewiß Jeder es begreiflich finden, daß Eltern mit Unruhe der Zeit entgegensehen, wo ihr Sohn die Gesundheit seines Leibes und Geistes daran wagen soll, sich die Wissenschaften seines Berufs zu eigen zu machen.

Bei Weitem die meisten Duelle werden in der Betrunkenheit kontrahirt, zum Theil in einem Zustande, wo den streitenden Parteien am anderen Morgen von nüchternen Zuschauern erst muß erzählt werden, was vorgefallen sei. Die Ursachen, welche die Lust an Raufereien aufgreift, sind dann die unerheblichsten, zum Theil die rohesten, die man sich denken kann. Eine Gesellschaft von Studenten ist in einem Wirthshause versammelt, einige, denen der Spiritus Muth gemacht, gehen aus, um, wie es in ihrer Sprache heißt, Skandäle zu suchen; sie treffen in einem anderen Wirthshause eine andere Gesellschaft friedlich beisammensitzen, und ohne alle Veranlassung erklären sie diesen Allen, daß sie dumm seien, d. h. daß sie sich mit ihnen schlagen müssen. Die so Behandelten haben nichts Angelegentlicheres zu thun, als ein Paar aus ihrer Mitte zu jener ersten Gesellschaft zu schicken, um ihnen dasselbe Kompliment zu machen, und treten nicht am andern Morgen einige vernünftige Freunde dazwischen, so ist eine ganze Reihe von Duellen fertig. Oder ein anderer Fall: Zwei Studenten stehen im Gespräch auf dem Markte; ein dritter tritt auf sie zu, unterhält sich eine Weile ganz gleichgültig mit ihnen, erklärt sie dann auf einmal, ohne daß auch im Mindesten etwas Beleidigendes vorgefallen, für dumm, schlägt sich mit ihnen und zerhaut ihnen beiden das Gesicht."

In diesem Tone und in dieser Weise bespricht und schildert der ungenannte Verfasser das Duellwesen.

Er geht dann zu einem anderen Punkt über, den er als einen Verderb der studentischen Jugend bezeichnet, die Zerstreuungssucht. Er schreibt darüber Folgendes:

„Ein zweiter Gegenstand, über den hier ein Wort gesagt werden muß, ist die Zerstreuungssucht. Diese macht sich in mehr als einer Weise bemerklich. Bei dem Einen zeigt sie sich als Lust an Reiten und Fahren, bei dem Anderen an Billard- und Kegelspiel, oder an Tanz und Lustbarkeit, oder an hohem Kartenspiel, oder am Romanlesen, bei einigen als zweckloses Herumtreiben auf den



Straßen oder auf den Stuben der Bekannten, bei anderen wieder als Neigung zum ungeregelten Genuß geistiger Getränke ꝛc. Man sieht leicht, daß nicht jede dieser Aeußerungen der Zerstreuungssucht gleich tadelnswerth ist, weil nicht jede gleich sehr den ihr Ergebenen herabwürdigt. Alle aber treten dem Zwecke des Studirenden geradezu entgegen, indem sie ihm einestheils sein Kostbarstes, seine Zeit, rauben, anderntheils alle, mehr oder weniger, mit sonstigen üblen Folgen verknüpft sind. Es ließe sich über diesen Gegenstand Manches sagen, namentlich wären als sehr tadelnswerthe Verirrungen Spiel und Tanz hervorzuheben. Es fehlt leider nicht an Beispielen, daß ein Student gleich zu Anfang des Semesters seinen halbjährigen Wechsel verspielte und sich durch die nothwendig daraus folgenden Schulden in ein Labyrinth von Verlegenheiten gestürzt sah. Ebenso verderblich ist die eingerissene, übermäßige Tanzsucht, und nicht selten das Besuchen von Tanzgesellschaften, wie sie für gebildete Jünglinge nicht immer passend sind. Wie es gegenwärtig steht, weiß Referent nicht genau und mag es nicht wissen; aber gewiß ist es, daß es einen Zeitpunkt gab, in welchem die verderbliche Trunksucht ebenfalls Überhand genommen hatte.

Nur warnend will ich davon reden, es würde mich zur Wehmuth herabstimmen, wenn ich auf Einzelheiten eingehen sollte. Ich stimme gern gegen die, welche nach der äußeren Erscheinung nach dem langen Haar, der schirmlosen Mütze, dem alten Flausrock, die Rohheit des Studenten zu ermessen gewohnt sind; füge aber die Bemerkung hinzu, daß in der damaligen Studentenwelt der zierliche Frack, die hohe Kravatte und der feine Filzhut mit dem übermäßigen Kümmeln sich sehr gut verträgt. Eben dasselbe gilt in Ansehung eines andern, mitunter roh und schamlos an den Tag gelegten Stückes des Sittenverderbs, für dessen weiteres Ausmalen diese Blätter nicht der Ort sein möchten, und bei dessen bloßer Andeutung es sein Bewenden haben muß."

In diesem Sinne geht die Philippika gegen das studentische Leben und Treiben weiter, es würde zu weit führen, weiter auf den Artikel einzugehen, es würde auch zu uninteressant werden, da in manchem die Ansichten des Verfassers veraltet sind, vielleicht können sie uns aber auch ein Bild davon geben, wie bei den jetzigen Zeitströmungen die Verhältnisse unserer Hochschulen betrachtet werden würden. Von dem weiteren Inhalte jenes Aufsatzes, der sich im allgemeinen mit dem Besuch der Hochschule, der akademischen Gerichtsbarkeit beschäftigt und mit einem Mahnruf an die Professoren schließt, lohnt sich vielleicht noch folgende kurze Mitteilung, die allerdings nicht sehr rühmend für die damalige akademische Gerichtsbarkeit ist. Es wird dort erwähnt, daß ein gerichtliches Verfahren wegen eingeschlagener Fensterscheiben, welches im Sommer 1822 seinen Anfang nahm, um Michaelis 1824 noch nicht beendet war, so daß einige Teilnehmer an jenem Exceß, die in der Zwischenzeit examiniert und bestallt worden, ihre Advokatur verlassen mußten, um das Karzer zu beziehen.

Soviel über den Bericht aus den Provinzialberichten, der als Einleitung zu der Schilderung der Studentensitten und des Studentenberufs dienen möge.

Gerade die zwanziger Jahre, wo die Universität einen gewissen Aufschwung nahm, wo bedeutende Geister wißbegierige Schüler anzogen, sind die Blütezeit des Studentenlebens in Kiel. Die charakteristischen Gruppen der Studenten belebten Straßen und Plätze.

Überall waren die Studenten zu finden. Im geschnürten deutschen Rock mit umgeschlagenen Hemdskragen, die Mütze in den deutschen Farben, oder ein altdeutsches Barett auf dem lang herabhängenden Haar, den wuchtigen Ziegenhainer in der Hand und die lange Pfeife mit den farbigen Troddeln im Munde, zog der Burschenschafter, den „Germanen" angehörend, durch die Straßen, ins



Kolleg, auf die Kneipe und hinaus in die Umgegend. Die Korpsstudenten verwendeten auf die Kleidung etwas mehr Sorgfalt. Zum Sammetrock, den enganliegenden Hosen und Kanonen trugen auch sie eine Pfeife, nur daß diese aus einem mächtigen Maserkopf, und statt des Rohres aus einem starken, biegsamen Schlauch bestand. Doch auch diejenigen, welche einer Verbindung nicht angehörten, charakterisierten sich, wenn auch nicht durch Farben, so doch durch eigenartige Mützen und andere Attribute als Studenten.

Am Sonntag sammelten sich die meisten Studenten auf dem Marktplatze, um der Parade-musik des Lauenburger Jägerkorps, die vor der jetzt verschwundenen Hauptwache spielte, zuzuhören. In großer Anzahl saßen sie auf Stühlen vor der Tönniesschen Konditorei (jetzt Markt 18) oder standen in Gruppen umher.

Nachts wurde noch man lustiger Studentenulk ausgeführt, dessen Thäter dank der sehr, sehr mangelhaften Straßenbeleuchtung und den manchmal ermüdeten oder sehr nachsichtigen Wächtern unentdeckt blieb. Wenn des Abends oder nachts ein Trupp lustiger Studenten mit hellem Sang durch die Straßen zog, so waren nicht sofort die Wächter zur Stelle, um sie zur Wache zu führen, ungestört konnten sie ihres Weges ziehen und das Verhältnis zwischen Nachtwächter und Studenten war ein so vorzügliches, daß sogar einst der Fall vorgekommen sein soll, daß ein Nachtwächter einem Studenten, einem Theologen sogar, die Zeichen seiner Würde, den Morgenstern und die Laterne, anvertraut und daß der letztere die Stunden abgerufen habe. Damals gehörte noch vielfach wegtragen der Bänke, die vor den Häusern standen, das Vertauschen der Geschäfts- und Wirtschaftsschilder und dergleichen Ulk mehr, zu den allnächtigen Studentenstreichen, und die Bürger hatten sich völlig an diesen Schabernack gewöhnt.

„Das haben die Studenten gethan“, hieß es und damit war es gut. Wurde das Lärmen und Tollen zu stark und packte einer der Wächter einen der Übelthäter, so schleppte er ihn auf die Wache, wo er verblieb, bis ihn der herbeigeholte Pedell rekognosziert hatte und mit zum Karzer führte, dessen Räume nur zu häufig gefüllt waren. Der „Karzerknecht“ Kaspar Dose, zugleich Auditorienwärter, war der Beherrscher jener Räume.

Leider scheinen uns keine Berichte über Karzerleben aufbewahrt zu sein und auch keine Wandpoesie des Kieler Karzers existiert. An originellen Sprüchen und Zeichnungen im alten Karzer in der Kattenstraße wird es nicht gefehlt haben, wie z. B.:

„Wand, o Wand, dir will ich's klagen,
Was das Strafgesetzbuch spricht:
Nachtigallen dürfen schlagen,
Doch ein Studio darf es nicht“,

oder

„Weil ich so lieblich singen kunnt',
Ward ich zwei Tage eingesponnt“,

aber nur vereinzelt hat sich im Gedächtnis ein Spruch erhalten, so aus jüngerer Zeit:

„Damit er die Menschen beglückte,
Erschuf Bacchus den Wein,
Und doch, weil er Weintrauben pflückte,
Steckten sie Backhausen ein.“



Derselbe hatte die Weintraube vor einer Weinstube abnehmen wollen und wurde dabei ertappt. Leider kann man sonst aber auch nur sagen, was ein Bewohner des Heidelberger Karzers schrieb:

„Der Schmierfink, der wohl alle Jahr,
Es wagt die Wand zu tünchen,
Den sollte man mit Haut und Haar,
Ganz unnatürlich lynchen.“

Karzerbrauch und Karzersitte wird überall gleich gewesen sein, und auch hier hat es zu den lustigsten Erinnerungen alter Herren gehört, einige Tage auf dem Karzer verbracht zu haben.

Verschiedene Feste und Feierlichkeiten waren es, an denen die Studentenschaft in corpore teilnahm.

Zu jener Zeit, wo die Heerstraßen sich noch im Zustand der größten Urwüchsigkeit befanden, war das Reisen zur Winterszeit recht beschwerlich, wenn nicht oft unmöglich. So blieben denn viele der Studenten während der Weihnachtsferien in Kiel und nahmen dann an dem althergebrachten Fackelzug in der Neujahrsnacht teil.

Gegen 10 Uhr versammelte man sich und durchzog mit Fackeln die Straßen. Den beliebteren Professoren wurde unter zweckentsprechenden Reden und Gegenreden ein Hoch gebracht, worauf der Zug sich dem Marktplatz zuwandte und dort einen Kreis schloß. Wenn der Schlag der Turmuhr den Beginn des neuen Jahres verkündet hatte, wurde das alte Jahr mit dem bekannten Voßschen Liede: „Des Jahres letzte Stunde“ beschlossen. Es brachte dann ein Redner dem alten Jahr ein Pereat, dem neuen ein Vivat, und unter Absingung des ewig schönen, alten Gaudeamus igitur wurden die Fackeln zusammengeworfen. Die darauf folgende Freinacht hielt dann die einzelnen Verbindungen noch lange versammelt, so daß am andern Morgen die Vertreter der Studentenschaft das übliche Gratulationsfahren bei den Professoren meistens nur in Katerstimmung auszuführen im stande waren.

Unter den studentischen Gebräuchen und Festlichkeiten, welche gleichfalls heutzutage kaum mehr gesehen werden, zählten früher die feierlichen Komitate scheidender Genossen zu den schönsten und feierlichsten. Sie waren verschiedener Art. Vielfach ward diese höchste studentische Ehrenbezeugung denjenigen zuteil, die die Universität verließen, um ins Philisterium einzutreten. Nur solchen Burschen, welche durch langandauernden Aufenthalt auf der Universität und durch hervorragende Thätigkeit im Interesse der ganzen Burschengemeinschaft (die Komitate wurden nur von den Verbindungen veranstaltet) verdient gemacht hatten, konnte diese höchste Ehrenbezeugung zuteil werden und auch nur auf einstimmigen Beschluß aller einzelnen Verbindungen. Das Komitat bestand in der feierlichen Geleitung des Scheidenden durch die Stadt und bis an eins der umliegenden Dörfer.

Dem Zuge voran ritt gewöhnlich ein Anführer mit zwei Adjutanten in Koller und Kanonen, mit reich gallonniertem Hut, Schärpe und entblößtem Säbel. Ihnen folgte die Ehrengarde, farbentragende Studenten zu Pferde in Koller, Kanonen, Korpsmützen und Schärpen. Es folgten dann die reich geschmückten vier- bis sechsspännigen Wagen, in denen der Komitierte, die übrigen Verbindungsstudenten, die Seniors der Verbindungen 2c. saßen. In einem benachbarten Orte fand dann ein letzter Abschiedstrunk statt, bei dem ein Hoch auf den Scheidenden und die Universität ausgebracht wurde. Als Lieder wurden dabei gesungen: „Stoßt an, Kilia lebe“ und das berühmte Abschiedslied: „Bemooster Bursche zieh' ich aus“; bei dessen beiden letzten Versen:



„Ihr Brüder, drängt Euch um mich her!
Macht mir das leichte Herz nicht schwer,
Auf frischem Roß mit frohem Sang
Geleitet mich den Weg entlang.

Im nächsten Dorfe kehret ein,
Trinkt noch mit mir von einem Wein,
Nun denn, Ihr Brüder, sei's, weil's muß:
Das letzte Glas, den letzten Kuß"

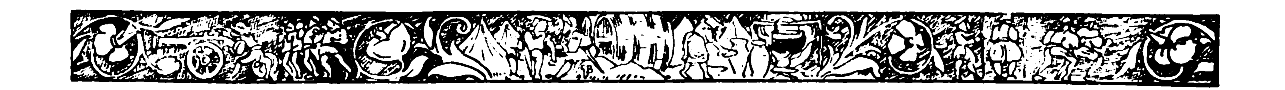
erhoben sich alle Freunde und Genossen des Scheidenden, nahmen ein brennendes Licht in die linke Hand und das volle Glas in die rechte und stießen zum letztenmale mit dem Scheidenden an, der damit endgültig dem Studentenleben Valet sagte und in das Philisterium eintrat, Abschied nehmend von den Freunden, die er vielleicht nie oder im späteren Alter wiedersehen sollte.

Fanden so in der Regel die Komitate zu Ehren solcher Burschen statt, die dem akademischen Leben entsagten, so wurden sie auch manchmal den Studenten zu Ehren gehalten, die aus diesem und jenem Grunde die Universität verlassen mußten, sei es, daß ihnen das consilium abeundi erteilt, sei es, daß über sie Relegation, vielleicht gar in perpetuum, verfügt worden war. Was dem Senat der Universität verbrecherisch erschien, war in den Augen der Studenten oft eine Heldenthat, die gebührend geehrt werden mußte. Auch hier wurde dem wider Willen Scheidenden ein festliches Geleit mit denselben Förmlichkeiten gegeben und auf einem benachbarten Dorfe ein Abschiedstrunk gehalten.

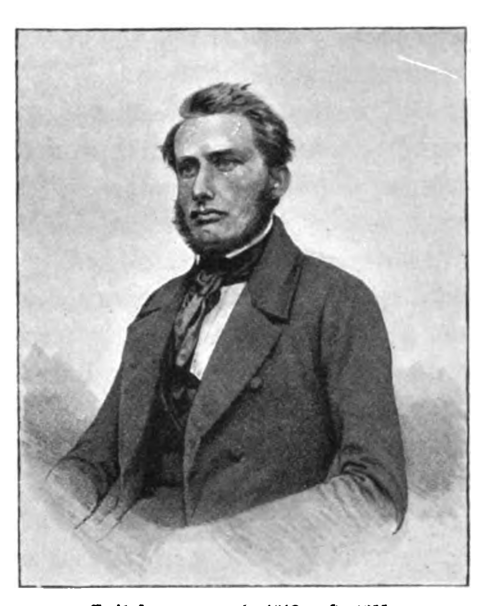
Größere Auszüge der Studenten, hervorgerufen durch vermeintlich ihnen zugefügte Unbill, wie sie die Annalen anderer Universitäten, insbesondere Heidelbergs, Jenas, Göttingens, zu verzeichnen haben, hat Kiel nur einen erlebt, und zwar erst in den vierziger Jahren (Wintersemester 1844/1845).

Ein Wintersemester 1820/1821 geplanter kam nicht zur Ausführung. Es hatten damals gelegentlich zweier Fastenbiere verschiedene Burschen mit einem Philister Nagel Streit gehabt, diesem eine Katzenmusik gebracht und schließlich die Fenster eingeworfen, wahrscheinlich auch noch anderen Schaden angerichtet. Der Skandal scheint ein ziemlich großer, die Schuld auf beiden Seiten gewesen zu sein. Lange dauerten die Verhöre vor dem Rektor, der sich übrigens sehr wohlwollend zeigte. Doch spiegelt sich in den erregten Conventssitzungen die Furcht vor neuer Auflösung und Relegation der Beteiligten und ein Auszug wurde in Anregung gebracht. Zur Ausführung kam er aber nicht, da er zwecklos sei: „weil wir keine Ausländer sein, wie es in Göttingen meistens gewesen". Doch riet der Senior, die Kollegiengelder noch nicht zu bezahlen, damit ein Auszug noch möglich bleibe. Schließlich kam mit Nagel ein Vergleich zu stande, nach welchem die Burschenschaft eine Entschädigungssumme zahlte und der erstere die Universität bat, die Sache niederzuschlagen.

Der Sachverhalt der anderen Angelegenheit 1844/45 war kurz folgender: Ein Student, der, es war Mitte November, vor das akademische Untersuchungsgericht geladen war, hatte nach längerem Verweilen im Vorzimmer bitten lassen, nach Hause gehen zu dürfen, da er sich unwohl fühlte. Es war ihm ein abschlägiger Bescheid geworden und der Dekan der juristischen Fakultät, Professor Herrmann, brachte ihm selbst die Antwort, um sich gleichzeitig von dem Zustand des Studenten zu überzeugen. Es gab eine heftige, lebhafte Unterredung, der Student ward vorgeladen und ohne daß ihm eine



Rechtfertigung gestattet ward, zu sofortiger vierundzwanzigstündiger Karzerstrafe verurteilt, weil er dem besagten Professor betrunken vorgekommen war. Die Kunde von dem Vorgang rief große Erregung in der Studentenschaft hervor, umsomehr, da der erwähnte Professor wegen seines schroffen, hochfahrenden Wesens allgemein unbeliebt war. Man beschloß, ihm nach alt akademischer Weise die allgemeine Mißbilligung kund zu geben. Eine große Zahl Studenten fand sich bei seiner nächsten Vorlesung ein und zwang ihn durch Scharren und Pochen, seine Vorlesung abzubrechen und das Auditorium zu verlassen. Der Zorn des Beleidigten war groß, er machte sofort dem akademischen Konsistorium Anzeige und verlangte strengste Bestrafung der Schuldigen. Das Gericht war gezwungen, zur Untersuchung zu schreiten, dieselbe konnte jedoch nicht stattfinden, da die Thäter selbst ein Verzeichnis ihrer Namen einreichten, gleichzeitig gab eine größere Anzahl anderer Studierender, die bei diesem Vorfall nicht zugegen gewesen waren, die Erklärung ab, daß sie mit der stattgehabten Demonstration völlig einverstanden seien. Dieses Vorgehen Unbeteiligter verschärfte die Sache und das Konsistorium fällte einen ungemein strengen Urteilsspruch. Zwölf der Thäter erhielten das consilium abeundi bis Ostern nächsten Jahres, zehn andere eine vierwöchentliche Karzerstrafe, sämtliche aber, sowie die Beistimmenden, sollten das Konsil unterschreiben und erhielten einen strengen Verweis.



Emil Herrmann, geb. 1812, gest. 1855.
1836 außerordentl., 1842—47 ordentl. Professor.
Nach einem Steindruck.

Dies harte, strenge Vorgehen des Senats rief große Erregung unter den Studenten hervor, die in großer Zahl vor dem Universitätsgebäude dem Ausgang der Dinge harrten. Unter dem Gesange „Frei ist der Bursch“ zogen sie zum Marktplatz, wo man beratschlagte und beschloß, am Nachmittage eine allgemeine Studentenversammlung abzuhalten. Trotz der Kürze der anberaumten Zeit war dieselbe von dem weitaus größten Teil der Studentenschaft besucht und mit seltener Einmütigkeit wurde eine Eingabe an Konsistorium unterschrieben, in der um Aufhebung der Strafen ersucht und um ein gerechteres, milderes Urteil gebeten wurde. Von 206 Studenten unterschrieben außer den zwölf Konsilierten 154 die Petition, welche folgenden Wortlaut hatte:

An ein hohes Konsistorium der Christiana Albertina!

Wenn wir Unterzeichnete der Überzeugung sind, daß das Verhältnis zwischen Senat und Studentenschaft einer Universität auf Vertrauen beruhen muß, so sehen wir uns aufgefordert in einem Fall, in dem das Vertrauen erschüttert ist, dies offen auszusprechen und ein hohes Konsistorium der Universität Kiel zu ersuchen, daß es Schritte thue, um dieses Vertrauen wieder herzustellen.

Daß das Verfahren des Herrn Professors Herrmann gegen unsere Kommilitonen schon häufig ein willkürliches gewesen, sprechen wir als Überzeugung sämtlicher Studierender ebenso offen aus, als wir nicht verhehlen, daß die Form, in welcher ein Teil der hiesigen Studentenschaft in einem besonderen Falle diese Überzeugung an den Tag gelegt, eine ungesetzliche gewesen. Wir erklären aber diese



Demonstration aus einer durch Unwillen gegen die willkürliche Maßregel, die Herr Professor Herrmann gegen den stud. Br. ergriffen, hervorgerufenen jugendlichen Übereilung, und konnten von einem hohen Konsistorium nichts anderes erwarten, als daß dasselbe, das seine väterliche Gewalt uns gegenüber in anderen Fällen billig geübt hat, auch in seinem Erkenntnis über diesen Fall durch dieselbe Überzeugung würde geleitet sein. Dem ist aber leider nach dem, was uns heute als Beschluß eines hohen Konsistoriums bekannt geworden, nicht also. Ein hohes Konsistorium hat Strafen erkannt, die nicht im Verhältnis zur Schuld stehen. Das Vertrauen zwischen Konsistorium und Studentenschaft ist erschüttert.

Wir Unterzeichneten sehen uns deshalb veranlaßt, ein hohes Konsistorium zu ersuchen, jenes Erkenntnis zurückzunehmen und durch einen zweiten Beschluß mildere, gerechtere Strafen zu erkennen. Wir glauben wegen der mit den Strafen verknüpften Umstände nicht zu viel zu bitten, wenn wir hinzufügen, daß wir der Antwort eines hohen Consistorii in den nächsten zwei Tagen entgegensehen.

(Folgen die Unterschriften.)

Gleichzeitig wurde beschlossen, bis zum Empfang einer günstigen Antwort den Besuch sämtlicher Vorlesungen auszusetzen.

Auch wurde über eine Einberufung und Versammlung der gesamten Studentenschaft Beschluß gefaßt, denn es war jedem klar, daß die vom Senat zu erwartende Antwort allgemeines Interesse berühre. Dabei zeigte sich nun eine wunderbare Einigkeit der sonst so vielfach verschiedenen Elemente, die auch bei allen späteren Schritten der Studentenschaft bewahrt blieb. Jede kleinliche „Häkelei", jeder private Streich, jede sonstige Meinungsverschiedenheit wurde vergessen, um mit vereinter Kraft die bedrohte Selbständigkeit zu schützen.

Am nächsten Nachmittage versammelte man sich wieder auf dem Marktplatz. Ein großer Kreis umschloß die zwölf Konsilierten, vielfache Hochs wurden ausgebracht, Lieder gesungen und schließlich im feierlichen Zuge, den fast sämtliche Studierende Kiels bildeten, unter Absingung des Liedes „Bemooster Bursche zieh' ich aus" zur Stadt hinaus nach Gaarden gezogen, wo ein feierlicher Abschiedskommers gehalten. In Kiel selbst nahmen inzwischen die Dinge eine andere Wendung; es hatte sich das Gerücht verbreitet, die Studenten dächten daran, die Universität ganz zu verlassen und die Besorgnis der Bürger darob, die eine gute Einnahmequelle zu verlieren fürchteten, war groß; in einer Bürgerversammlung ward daher eine Petition an den akademischen Senat beschlossen:

An den
Hohen Akademischen Senat der Universität Kiel.

Die unterzeichneten Bürger der Stadt Kiel erlauben sich einen Wunsch und eine Bitte Ihnen, hochgeehrteste Herren, dringend ans Herz zu legen.

Die jüngsten Vorfälle in der akademischen Welt haben ein Gerücht ins Publikum gebracht, welches durchaus nur Befürchtungen und Besorgnisse bei uns erwecken kann, bei uns, die wir mehr oder minder unsern Lebensunterhalt für uns und unsere Familien aus dem Verkehre mit der hiesigen Studentenwelt ziehen, sei es als Handwerker oder Kaufleute, sei es als Hauswirthe der Studirenden.

Das Gerücht sagt nämlich, daß es von einer Antwort des hohen akademischen Senates auf eine Petition der Studenten abhängig sei, ob nicht die Letzteren in Masse unseren Ort verlassen





werden. Welchen bedeutenden Schaden dies nicht allein für uns, sondern auch für alle anderen Bewohner Kiels haben würde, brauchen wir Ihnen, hochgeehrteste Herren, nicht auseinander zu setzen.

Ohne daß es uns einfallen könnte, uns auf die Erörterung der etwa vor dem hohem akademischen Senate anhängigen Rechtsfragen einlassen zu wollen, haben wir, veranlaßt durch das uns beunruhigende Gerücht, nur die Bitte aussprechen wollen:

> Der hohe akademische Senat möge mit Rücksicht auf den Broterwerb einer sehr großen Anzahl hiesiger Familienväter, der im entgegengesetzten Falle gefährdet ist, die unter der Studentenwelt stattgehabten Vorfälle möglichst milde und gelinde beurtheilen.

Die wir mit größter Hochachtung uns unterzeichnen als eines hohen akademischen Senates

ganz ergebenste

(folgen die Unterschriften).

Am Sonntag den 1. Dezember traf folgende Antwort des Senats ein:

„Das akademische Consistorium hat sich zu seinem eigenen großen Bedauern in die Nothwendigkeit versetzt gesehen, mit Strenge einen Exceß zu ahnden, der von Studirenden gegen einen akademischen Lehrer gerichtet war und in unmittelbarer Beziehung auf einen vorhergehenden Act akademischer Gerichtsbarkeit stand, und welchem die erklärte Beistimmung mehrerer Unbetheiligter einen Charakter aufdrückte, der die Aufrechthaltung der akademischen Ordnung überhaupt gefährden mußte.

Wenn jetzt auf diese Veranlassung eine große Anzahl Commilitonen an das Consistorium die Bitte gerichtet hat, das ergangene Straferkenntniß zu mildern, so muß das Consistorium die Studirenden zunächst darauf aufmerksam machen, daß es sowohl nach den Grundsätzen des gemeinen Rechts, als auch nach der speciellen Vorschrift des § 22 der allerhöchsten Anordnung wegen Einrichtung eines Privat- oder engeren Consistorii, d. d. 19. December 1781, überhaupt dem Consistorium nicht gestattet ist, ein publicirtes richterliches Erkenntniß einer nochmaligen Berathung zu unterziehen, und daß das Consistorium zu einer Aeußerung über die abgeurtheilte Sache erst dann Gelegenheit haben würde, wenn demselben ein Gesuch um Milderung der ausgesprochenen Strafen zur Berichterstattung an die höhere Behörde vorläge.

Das Consistorium will aber, indem es von Allem absieht, was den Commilitonen in dem eingereichten Gesuche von ungeeigneten Ausdrücken entfallen ist, dieselben zugleich seiner ihm jederzeit gegenwärtigen theueren Pflicht gemäß freundlichst und väterlich ermahnen, sich nicht in jugendlicher Uebereilung und unter Zugrundelegung einer, wie es scheint, in vieler Hinsicht irrigen Vorstellung von den obwaltenden faktischen Umständen zu ungesetzlichen Maßnahmen verleiten lassen, die für sie selbst und ihre Familien nothwendig und unmittelbar die nachtheiligsten Folgen haben würden; vielmehr fordert das Consistorium die Studirenden auf, zu der gewohnten Ordnung und zu einem geregelten Fleiße zurückzukehren, und die Ueberzeugung nicht auf die Dauer bei sich wankend werden zu lassen, daß das Consistorium, wie zu allen früheren Zeiten, so auch jetzt und immerdar gegen die Studirenden keine anderen Gesinnungen hegt, als die des reinsten und wärmsten Wohlwollens und der innigsten Theilnahme an ihrem wahren Besten!

Kiel, im akademischen Consistorio, am 30. November 1844.

Dr. Mau, d. Z. Rector,

C. F. Christensen.





An die
Unterzeichner des von den Studirenden Baron v. L., Graf A. v. B. und D. eingereichten Gesuches.

Diese Erklärung ward auf einer am Montag abgehaltenen Studentenversammlung verlesen, gleichzeitig ward ein mündlicher Bescheid des Rektors mitgeteilt und Äußerungen verschiedener Professoren. Da die wiedergegebenen Äußerungen sich vielfach widersprachen, legten die Empfänger des Bescheides vom Rektor die ihnen mündlich gemachten Äußerungen des Rektors in einem Schriftstück nieder, das folgenden Bericht enthielt:

„In Begleitung des Antwortschreibens des Consistorii auf die von den Studirenden eingereichte Petition ist uns Unterzeichneten vom Rector Folgendes mitgetheilt:

Da das Consistorium ein ausgesprochenes Urtheil nicht wieder in Berathung ziehen könne, so sei der von uns einzuschlagende gesetzliche Weg, um eine Milderung des Strafurtheils zu erwirken, die Absendung eines dahingehenden Gesuches an Se. Majestät, wobei der Rector andeutete, der schnellste Weg zur Beförderung der Sache sei, wenn wir das erwähnte Gesuch bei dem Consistorio selbst einreichten, welches letztere wir alsdann um eine günstige Berichterstattung zu erbitten hätten.

Er, der Rector, könne uns in seinem und der anderen Professoren Namen die Versicherung geben, daß sie das Gesuch aufs wärmste unterstützen würden, und es unterliege seiner Meinung nach keinem Zweifel, daß das Gesuch einen günstigen Erfolg haben würde, namentlich in Bezug einer Aufhebung sämtlicher subscriptiones consilii.

Als wir der Carcerstrafe Erwähnung thaten, sagte der Rector, was er freilich nur in seinem Namen sagen könne, daß, wenn Niemand sich melde, mit der Ausführung der Carcerstrafe kein Anfang gemacht werden solle.

A. v. B. v. L. D.

Auf Grund dieser Mitteilungen, einigte man sich nach längerer Debatte dahin, dem Senat eine Petition zur Beförderung an den König zu übergeben. Man einigte sich zu folgender Adresse an den Senat und beschloß schließlich auch nach langem Für- und Widerreden den Wiederbesuch der Kollegien, gleichfalls wurde beschlossen, eine öffentliche Erklärung über den Fall drucken zu lassen. Eine Deputation überreichte die folgende Adresse samt der Petition an den König dem Rektor und dieser versprach, daß der Senat das Gesuch an den König warm unterstützen würde:

„Aus den schriftlichen Mittheilungen des hochverehrlichen academischen Consistorii, sowie aus den sie begleitenden mündlichen Eröffnungen Sr. Magnificenz, des Herrn Rector Prof. Dr. Mau, auf die von uns Unterzeichneten eingereichte Petition haben wir Kenntniß genommen, daß in beantragter Weise auf das von uns gestellte Gesuch den bestehenden Gesetzen gemäß eingetreten werden kann. Zugleich aber haben wir aus dem Angeführten zu unserer Freude ersehen, daß das hochverehrliche academische Consistorium nicht minder als wir gesonnen ist, die so nothwendige Wiederherstellung des gegenseitigen Vertrauens zwischen Professoren und Studirenden in geeigneter Weise herbeizuführen. — Verharrend bei der von uns bereits ausgesprochenen unwandelbaren Ueberzeugung, daß das gefällte Strafurtheil, hervorgegangen aus einer Verkennung der den betreffenden Vorgängen zu Grunde liegenden Gesinnung der Studirenden, unverhältnismäßig hart und strenge ausgefallen ist — um so härter und strenger, als die genannten Vorgänge und Demonstrationen gegen die von ihnen betroffene Person nicht durch ein einzelnes Factum allein hervorgerufen sind — verharrend bei dieser



unwandelbaren Ueberzeugung, verschmähen wir jede ungesetzliche Maßregel, die dies an den Tag zu legen geeignet erscheinen möchte; wir schlagen vielmehr den uns bezeichneten einzig offenen Weg des Gesetzes ein, um eine Aenderung der zuerkannten Strafen herzustellen.

Wir wenden uns demgemäß an Se. Majestät mit der unterthänigen Bitte, Höchstderselbe wolle die mehrerwähnten harten und gestrengen Strafen aufheben oder resp. mildern, und hegen dabei das feste Vertrauen, daß das hochverehrliche academische Consistorium, den uns von Sr. Magnificenz ausgesprochenen Gesinnungen gemäß, jene Bitte kräftigst unterstützen und in solcher Weise seinerseits dazu beitragen werde, daß die herrschende allgemeine Mißstimmung baldmöglichst aufgehoben werde.

Des hochverehrlichen academischen Consistorii

ganz gehorsame

Unterzeichner der anliegenden Petition an Se. Majestät den König.

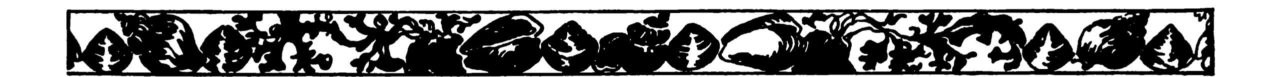
Nach einigen Wochen traf die Antwort aus Kopenhagen ein, sämtliche Strafen waren aufgehoben und die Gemaßregelten kehrten zurück. So war der Friede zwischen Studentenschaft und Senat wieder hergestellt, nur Professor Herrmann, der die Ursache des Streites gewesen, konnte sich während der Jahre, wo er noch in Kiel blieb, das Vertrauen der Studenten nicht wieder erringen; 1847 verließ er Kiel.

Dieses wird wohl das einzige und letzte allgemeine Komitat in Kiel gewesen sein, es war besonders bemerkenswert wegen der Eingabe der Bürger an den Senat, die Zeugnis ablegt von der innigen Gemeinschaft, welche zwischen Bürgerschaft und Studenten bestand.

Überhaupt war das Verhältnis zwischen Studenten und Bürgern in Kiel, im Gegensatz zu anderen Hochschulen im allgemeinen, einzelne Fälle abgerechnet, ein gutes. Es kam in Kiel nicht vor, daß sich, wie in Ingolstadt, eine eigene Studentenschar bildete, die während der Dunkelheit jeden ihr begegnenden Philister mit ihren eichenen Knüppeln durchprügelte. Fenstereinwerfen kam aber auch in Kiel vor, hauptsächlich wenn der Philister seine berechtigte Forderung nach langem Warten endlich beim Rektor eingeklagt hatte. Aber so schlimm war es nie wie in Heidelberg, wo selbst am Tage eine Dame allein nicht über die Straße gehen konnte oder wie in Jena, wo es vorkam, daß ein Reisewagen, der umgespannt wurde, und in welchem zwei Damen saßen, zum Durchgang einer ganzen Studentengesellschaft benutzt wurde; nur zwischen Studenten und Handwerksburschen bestand, wie überall, ein sehr schlechtes Verhältnis, das zu manchen Raufereien Anlaß gab. Die Studenten duldeten keine dreifarbigen Quasten an Nichtstudenten; manche Knoten, wie die Handwerksburschen genannt wurden, wollten sich dem Verlangen jedoch nicht fügen und verhöhnten auch sonst oft die Studenten durch Tragen farbiger Bänder und Mützen. Vielfach war auch die holde Weiblichkeit Veranlassung zu Schlägereien, und Tanzböden waren häufig der Ausgangspunkt der Streitigkeiten. Schon Schumacher berichtet aus dem Jahre 1794:

„Da ich von einer etwas ferneren Reise wieder nach Neumünster kam, bestellte ich sogleich Pferde nach Kiel. Jetzt? hieß es, wir rathen Ihnen, zu warten, bis Alles wieder ruhig ist. Was denn? fragte ich, und erfuhr, daß meine lieben Kameraden einen bösen Handel mit den Handwerksgesellen angezettelt, der sie zuletzt genöthigt, zu emigriren, wenn sie ganze Knochen behalten wollten.

Ich war leichtsinnig genug, zu meinen, ich habe ja nicht Theil genommen, und man werde mich nicht beleidigen. Ich fuhr hinein. Schon am andern Morgen gehe ich auf die Straße, und



zwei Schmiedegesellen mit Hämmern versehen, verfolgen meine Spur, weil sie in mir einen ihrer Gegner zu erkennen glaubten. Doch glücklicherweise kam einer, ehe sie zuschlugen, auf den Einfall, mir ins Gesicht zu sehen, und zu bemerken, daß ich nicht der sei, den sie eigentlich suchten. Sic me servarit Apollo, und ich nahm mich in acht, bis die Sache beigelegt war. Ein Hammerschlag von hinten hätte meiner Laufbahn vielleicht ein schnelles Ende gemacht, wenn der Kerl etwas hitziger war."

Sogar Claus Harms hatte während der Studentenzeit seinen Streit mit den Handwerksburschen, doch lassen wir ihn selbst sprechen (Selbstbiographie Seite 63):

„Ich hatte, gereizt von zwei bis drei Handwerksburschen, gesagt, daß ich Respect vor allen Zünften hätte, allein vor ihrer Zunft gar keinen. Auf diese sogenannte Beschimpfung legte die ganze Zunft und andere Zünfte mit ihnen die Arbeit nieder, verklagten mich beim Prorector und droheten mit einer Abprügelung aller Studenten, welche sich an einem nahen Gildetage in Vieburg würden blicken lassen. Ich bekam zu meiner persönlichen Sicherheit erst Stadtarrest, darnach Stubenarrest, sah auch am Gildetage aus meinem Fenster einige hundert Handwerksburschen durch die Straße ziehen; einige Verhöre fanden statt, ich wurde gefragt, ob jenes Wort von mir gesagt sei, leugnete nicht, und wurde einen Tag oder zwei nachdem vor's Consistorium beschieden, erschien mit dem Altgesellen der Zunft und empfing mein Urtheil, die vierfache Strafe: vierzehn Tage engen Carcer, eine schriftliche Ehrenerklärung ausstellen, das consilium abeundi unterschreiben und viertens alle Kosten bezahlen, nämlich alle Versäumniß- und Zehrungskosten der Handwerker."

Das Urteil erschien, wie Harms erwähnt, allen Studierenden, den Bürgern und den meisten Professoren zu hart, er nahm es jedoch hin und sein Ansehen stieg, wie er berichtet, ganz bedeutend unter seinen Kommilitonen und er ward bekannt bei Bürgern und Professoren.

Auch Storm in seiner meisterhaften Novelle: „Auf der Universität", die in so lebendiger Weise ein Bild von dem Studentenleben der dreißiger Jahre entwirft, erwähnt die Streitigkeiten und Prügeleien zwischen Studenten und Handwerksgesellen. Es heißt dort:

„Eines Abends, es mochte einige Wochen nach Neujahr sein, hörte ich von meinem Zimmer aus einen Tumult auf der Straße. Als ich das Fenster öffnete, bemerkte ich unter dem vorbeiziehenden Haufen hie und da rothe Studentenmützen; endlich erkannte ich beim Schein der Straßenlaterne auch einen unserer Pedelle.

‚Was giebt's Dose?' rief ich hinunter.

‚Holz hat's gegeben, Herr Doctor.' — Dose nannte mich aus einem nur uns beiden bekannten Grunde allezeit Herr Doctor.

‚So? Und wohl wieder auf dem Ballhaus?' fragte ich.

‚Nun, wo denn anders?'

Das Ballhaus war ein öffentliches Tanzlokal, wo die altherkömmliche Feindschaft zwischen Studenten und Handwerksgesellen sich zu Zeiten Luft zu machen pflegte. Es schien diesmal indessen arg geworden zu sein, denn Dose machte andeutungsweise eine höchst kräftige Bewegung mit der Faust.

‚Wer hat's denn gekriegt?' fragte ich noch. Der Alte hielt die Hand vor den Mund und flüsterte mir zu: ‚Es ist auf die rechte Stelle gekommen, Herr Doctor.' Ein Bekannter, der unser Gespräch hörte, rief im Vorübergehen: „Es ist der Raugraf; die Knoten haben ihm auf Abschlag gezahlt.'"

Wie gesagt, gehörten diese Streitigkeiten nicht zum Außergewöhnlichen und auch bei den



Schützenfesten und anderen Festlichkeiten auf den Dörfern waren Keilereien nichts seltenes; auch Ausflüge nach Preetz sollen häufig mit einer Schlägerei geendigt haben.

Studentenulk wurde nicht immer so gutwillig aufgenommen, wie von dem Bauer, dem die schöne aber eigentlich unglaubliche Geschichte passierte, welche Baudissin in seinem „Schleswig-Holstein meerumschlungen" berichtet:

„Ein Bauer hatte ein Schwein, das er selbst groß gezogen, mit Trebern und Milch gefüttert, und auf dessen Gewicht er Jedem, der nach dem Sandkruge (Wilhelminenhöhe) kam, Wetten anbot. Da er ein einfältiger, leicht zu bethörender Mensch war, beschlossen ein paar Studenten, ihn für seine endlosen Gespräche über sein ‚Fettswiin' zu bestrafen, und als sie ihre Vorkehrungen getroffen, sprachen sie dem Bauern so lange zu, bis er sich entschloß, seinen Liebling und Zögling auf einen Wagen zu packen und auf den Markt nach Kiel zu fahren. Tag und Stunde seiner Abfahrt vom Hause war den Studenten und ihren Helfershelfern genau bekannt, und es war Alles so geschickt eingeleitet, daß an ein Fehlschlagen ihres Schelmenstreiches nicht zu denken war.

Voll Stolz auf sein ‚Fettswiin' und voll Begierde, Wetten auf das Gewicht des Schweinjünglings anzustellen, ehe er es verkauft hat, fährt der Bauer nach Kiel, und kaum ist er in der Stadt, als ein niedliches Stubenmädchen ein Fenster aufreißt und ihm zuruft: ‚Vader, hal still.' — ‚Brr!' sagt der Bauer und zieht den Zügel an; ‚brr! Wat is da los?' — ‚Wat kost de Gander, de he up de Wagen hät?' frägt das Mädchen, indem es mit der Hand nach dem ‚Fettswiin' zeigt.

‚Gander?' antwortet der Bauer. ‚Wonehm is en Gander?'

‚Up den Wagen', antwortet das Mädchen.

Der Bauer sieht sich um, und dreht sich fast das Genick ab, um den Gander zu entdecken, findet aber nichts als sein Schwein und antwortet dem Mädchen: ‚Dat is ja en Swiin!'

‚Narr!' sagt das Mädchen und schlägt das Fenster zu.

‚De Dern is wul unklook', murmelt der Bauer für sich; er giebt den Pferden die Peitsche und fährt im Zuckeltrab weiter. Kaum ist er fünfzig Schritte gefahren, als eine Köchin, mit einem Korbe auf dem Arme, an den Wagen tritt, dem Bauern Halt zuruft und beide Hände zusammenschlägt, indem sie ausruft: ‚Dat wär en Gander för unser Gös. Wat schall de Gander kosten?'

‚Plagt die der Deuvel?' ruft der Bauer; ‚de Lüd in Kiel sind ja wul narrisch wure', und ohne sich aufzuhalten, treibt er die Pferde wieder an.

Er ist nicht weit gekommen, und schon wieder begegnet ihm ein Mädchen, das den ‚Gander' bewundert und einen Handel abschließen will; der Bauer schwingt aber die Peitsche und jagt, was die Pferde laufen können, nach dem Marktplatze, wo der Schlachter ihn erwartet, der schon seit Jahren Kälber und Ochsen von ihm eingehandelt hat.

Kaum hat der Bauer Zeit gehabt, die Stränge seiner Pferde loszumachen und eine Decke über ihre dampfenden Weichen zu werfen, als der Schlachter an den Wagen herantritt, das Schwein beim Schwanze zieht, daß es laut quick-quick schreit — und nach genauer Besichtigung des Thieres, während welcher dem Bauern das Herz vor Freude gehüpft ist, frägt: ‚Handelst Du nun mit Gös?'

‚Mit Gös?' frägt der Bauer, indem er zurückprallt; gleich darauf fährt er aber seinem Schwein mit der Hand über die Augen und sagt:

‚Schlachter, is dat en Gös?'



‚Kann uk sin en Gander', antwortet der Schlachter. ‚Töf bis to'n Frühjahr. Legt dat deert Eier, denn so is dat en Gander; legt en keen, denn so is it en Gös.'

‚Gander? Gös?' sagte der Bauer. ‚Min Gott und Vader, — de Gös legt de Eier —'

‚Bi de Hühner legt se dat Seken, bi de Gös legt se dat Heken', sagte der Schlachter. ‚Minsch, weest Du dat nich?'

‚It dreit sick Allens mit mi', antwortete der Bauer; ‚de Ganders legt die Eier — und wat ik up den Wagen häf —'

‚Hol ik för en Gander', antwortete der Schlachter, indem er dem Schweine ein paar Borsten auszieht, sie zwischen den Fingern hält und darauf bläst, wie auf Dunen.

‚Na, denn man to', sagte der Bauer, indem er sich die Schweißtropfen von der Stirn wischte, ‚denn man to, de Gander schall fon de Wagen heraf. Ik häf glooft it wär en Fettswiin; aber wenn it en Gander is — heraf fon min Wagen!'

Damit zog er seinen Liebling vom Wagen und fuhr aus der Stadt hinaus, als wenn der heilige Gottseibeiuns hinter ihm drein wäre.

Daß die Studenten noch am selben Abend Schweinsrippen von des Bauern Gänserich aßen, versteht sich von selbst."

Meiner Ansicht nach gehört diese Erzählung in das Reich der Geschichten à la Münchhausen, dagegen dürften andere Streiche vielfach an der Tagesordnung gewesen sein.

Um nun zu den studentischen Festen und Aufzügen zurückzukommen, so waren solche ferner die Fackelzüge beim Rektoratswechsel, zu Ehren beliebter und bedeutender Professoren und die feierlichen Bestattungen verstorbener Professoren und Kommilitonen. Die Bestattungen wurden ähnlich wie jetzt, nur in feierlicherer, förmlicherer Weise abgehalten. Am Vorabend der Beerdigung ward die Leiche eines verstorbenen Studenten in die große Aula der Universität gebracht, wo sie während der letzten Nacht von Kommilitonen bewacht wurde. Vor dem Leichenwagen gingen vier Marschälle, schwarz gekleidet, mit florumwundenen Stäben, neben dem Sarge je drei gleichfalls schwarzgekleidete Studenten, den zusammengeklappten kleinen Hut, selbst in strengster Winterkälte, unter dem Arm, den Degen an der Seite. Die Grabreden bei den Studenten hielt meistens ein Verbindungsbruder, in der Regel ein Theologe.

Feierliche Fackelzüge beim Rektoratswechsel waren noch bis vor wenigen Jahren Sitte, seither scheinen sie ganz aufgehört zu haben. Ich weiß nicht, ob hier in früherer Zeit bei diesen Fackelzügen auch der seltsame Brauch herrschte, der von anderen Hochschulen, so von Jena, berichtet wird und der darin bestand, daß dem neuen Rektor ein Hoch, dem alten ein Pereat, begleitet vom Zertrümmern der Fensterscheiben, gebracht wurde. Es wird hiervon folgende Anekdote erzählt:

„Alljährlich wurde in Jena, wie auch auf anderen Universitäten, ein neuer Prorektor, der Magnifikus, gewählt und an demselben Tage, wo der neuerwählte sein Amt antrat, legte der alte seine Würde bescheiden nieder. Dies war für die Studenten ein bedeutungsvoller Tag, denn am Abende desselben brachten sie dem Neuerwählten einen Fackelzug mit Musik und Vivat und dem Abgeschiedenen riefen sie ein Pereat und warfen ihm die Fensterscheiben ein zum Dank für Karzer, Konsilium und sonstige Plackerei. So war es alljährlich und so war es immer gewesen, denn dies war ein altes und durch sein Alter geheiligtes, akademisches Recht der Studentenschaft.



Wieder war der Tag der Prorektorwahl erschienen. Der alte, ein Jurist, hatte sein Amt niedergelegt und der neue Magnifikus, ein Professor der Theologie, seine Antrittsrede glücklich gehalten. Feierlich bewegte sich ein langer Fackelzug am Abende vor sein Haus und hunderte von kräftigen Studentenkehlen riefen ihm ein donnerndes Vivat! Er trat an das Fenster und hielt eine lange Dankrede, denn so gehörte es sich.

Laut jubelnd ging es nun fort zu dem Hause des Abgeschiedenen, um ihm und seinen Fenstern das übliche Pereat zu bringen. Aber Juristen haben bekanntlicherweise oft sonderbare Begriffe vom Rechte. Von diesem akademischen Rechte der Jenenser Studenten stand, soviel er sich erinnerte, nichts in seinem Corpus juris, und um seine Scheiben zu schützen, hatte er die Fenster außen durch Laden verschließen lassen.

Ein lauter Schrei des Unmuths erhob sich, sobald die Burschen dies bemerkten. Dies war ein Eingriff in ihre akademischen Rechte, ein Frevel, der nimmer ungesühnt bleiben durfte. Keine persönliche Rache trat ins Spiel, es galt nur, ein altes akademisches Recht zu schützen und aufrecht zu erhalten. Die Burschen würden in ihrem Zorne das ganze Haus vernichtet und dem Erdboden gleich gemacht haben, wären nicht besonnene Gemüther unter ihnen gewesen, welche davon abgerathen hätten. Denn geschah dies, so nahm das Ganze den Charakter persönlicher Rache an. Nur das Recht sollte ausgeübt und die Fensterscheiben sollten eingeworfen werden — und sie wußten sich zu helfen. Die Steine wurden dicker genommen, als Studentenbrauch war, die Laden wurden zertrümmert und lustig klirrten die Scheiben dahinter. Das Werk war vollbracht, das alte Recht gewahrt. Ruhig hatten die Pedellen daneben gestanden und zugeschaut, sie wußten, daß sie nicht einschreiten konnten und durften; auch sie fühlten, daß ein Eingriff in die akademischen Rechte der Burschen geschehen war, der gesühnt werden mußte. Die Burschen schlossen einen Kreis und laut erschallte das alte Lied: ‚Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus!‘

Aber auch die Professoren hatten ihre akademischen Rechte, in welche kein Student eingreifen durfte. — Das Jahr des neuerwählten Magnifikus war zu Ende, er hatte das irdische Glück dieser Würde in vollem Maße genossen und saß ruhig an dem verhängnißvollen Abend in seinem Studirzimmer, mit Gleichmuth seinem Pereat entgegensehend. Nimmer war es ihm in den Sinn gekommen, sich dagegen zu sträuben. Seine Zimmer waren erhellt, damit die Fenster um so deutlicher hervortreten möchten: nur die Rouleaux hatte er niedergelassen, um den Steinen ein Hinderniß entgegen zu setzen — das war in der Ordnung.

Laut jubelnd hörte er die Burschen heranziehen, ein donnerndes Pereat erschallte und dazwischen klang das Klirren der eingeworfenen Fensterscheiben lustig und munter — es störte ihn nicht. Ruhig saß er an seinem Schreibtisch und arbeitete. Da flog ein dicker Stein durch das Rouleaux in das Zimmer und fiel auf seinen Schreibtisch nieder. Das war zuviel. Das war gegen alle Studentensitte, solch dicke Steine durften nicht geworfen werden. Erzürnt erhob er sich, trat an das Fenster, zeigte den Stein und rief hinab: ‚Dieser Stein ist auf meinen Schreibtisch geflogen. Nur ein Fuchs kann ihn geworfen haben, denn ein ordentlicher Bursch wirft mit solch' einem dicken nicht!‘ Und heftig schleuderte er den Stein auf die Burschen zurück.

Ein lautes Vivat trat nun an die Stelle des Pereat, denn die Burschen wußten auch die Rechte der Professoren zu ehren, und solch ein Stein war gegen den Komment. —



Am Tage darauf wurde dem Professor durch eine feierliche, mit Schärpen und Schlägern angethane Deputation ein neues Rouleaux überreicht, und freundlich nahm er es an."

So wurde einst dieser Brauch in Jena geübt, ganz so drastisch wird es wohl in Kiel nicht zugegangen sein: meines Wissens wurde hier nur dem scheidenden Rektor ein Fackelzug gebracht, der bei dieser Gelegenheit eine Ansprache an die Studenten hielt.

Ein ständiges Fest in früheren Jahrzehnten war die Feier der Schlacht bei Waterloo. 1820 wurde, wie es scheint, zum erstenmal der Tag festlich begangen. Damals fand der Vorschlag des Seniors der Burschenschaft, „es möge der durch seine Wirkungen für die Völker und auch für uns so wichtige Tag des 18. Junius von der Burschenschaft gefeiert werden", im Konvent allseitige Zustimmung. Die Art und Weise, wie die Feier veranstaltet werden sollte, gab jedoch zu vielem Zweifel Veranlassung. Besonders im Hinblick auf die vorgeschlagene Festrede wurde bemerkt, „es möchte vielleicht der Regierung diese Feier auffallend sein". Mit überwältigender Mehrheit wurde nach dem Vorschlag des Seniors bestimmt, daß man im feierlichen Zuge mit Musik auf den Markt und von da nach Absingung eines Liedes nach Düsternbrook gehen solle. Hier sollte wieder gesungen und dann die Festrede gehalten werden. Am Abend wollte man bei angezündeten Feuern kommersieren, auch einen großen Ball veranstalten. In ähnlicher Weise ward auch in späteren Jahren die Feier veranstaltet.

Ein eigentümliches Vorrecht vor den Studenten sämtlicher anderer Hochschulen besaßen die Kieler Studenten. Es war dies eine ihnen von Katharina II. verliehene Auszeichnung. Diese, welche dem Lande und der Universität insbesondere sehr wohl wollte, hatte den Studenten das Vorrecht erteilt, bei hervorragenden festlichen Gelegenheiten sich zwei Anführer zu erwählen, welche für den Tag oder die Tage Titel und Rang eines Generallieutenants und eines Generalmajors führen durften und zugleich diejenige Stellung zu beanspruchen hatten, welche diese hohen Würden mit sich führten. Wie oft die Studentenschaft von diesem eigentümlichen Privilegium Gebrauch gemacht hat, konnte ich nicht in Erfahrung bringen, voraussichtlich ist nur zu Zeiten Friedrichs VI. der Gebrauch geübt worden, wenigstens berichten Kobbe und Volbehr über zwei derartige Fälle, die sich bei Einzügen Friedrichs VI. ereignet haben und auch die Zeitungen bringen kurze Berichte darüber. Volbehr berichtet über eine solche Begebenheit aus dem Jahre 1831, es wird wohl die letzte ihrer Art gewesen sein, Kobbe, der 1819 in Kiel studierte, berichtet gleichfalls über einen derartigen Vorfall, der wohl aus dem Jahre 1817 stammt.

Übrigens galt dieses Vorrecht nicht, wie Volbehr annimmt, nur bei Einzügen des Landesherrn, sondern auch bei festlichen Gelegenheiten, als Universitätsjubiläen, Krönungsfesten u. s. w. Der Domherr Meyer giebt in seinen Darstellungen aus Norddeutschland eine Beschreibung des Krönungsfestes 1815 in Kiel und erwähnt dabei auch dieses Vorrecht der Studenten: „Se. Excellenz der Herr General" — so ward er betitelt, — „ein wohlgebildeter junger Mann, stellte sich mit militärischer Haltung und edlem Anstand in seinem reich und mit Geschmack gestickten Waffenrock und übrigen kriegerischen Kostüm vortheilhaft dar, wurden von einem zahlreichen Gefolge des ihm verhältnißmäßig ähnlich gekleideten und bewaffneten Generalstabs gut unterstützt, und seinen Befehlen ehrerbietig und pünktlich folgsam behandelt. Keiner fiel währends des siebentägigen Oberbefehls des Generals aus der wohleinstudirten Rolle, und auf den Bällen wurden dem andern Geschlecht — welches hier, so wie in Holstein überhaupt, vorzugsweise das schöne zu nennen ist — mit Geschmack und zarter, wirklich chevaleresker Aufmerksamkeit von den jungen Rittern die Honneurs gemacht."



Die Provinzialberichte lauten ähnlich.

An anderer Stelle wird noch erwähnt, daß es an dem Krönungstage nach dem Festakt in der Aula in glänzendem Zuge auf den Markt ging, wo der General-Anführer ein feierliches dreifaches Hoch ausbrachte.

Volbehrs Bericht stammt, wie bereits mitgeteilt, aus dem Jahre 1831, wo Friedrich VI. Kiel besuchte. Als die Nachricht von dem bevorstehenden Besuche des Königs eintraf, gedachte man wieder des alten Vorrechtes der Studenten und beschloß, von demselben bei passender Gelegenheit Gebrauch zu machen. Die erforderliche allerhöchste Erlaubnis traf von Kopenhagen rechtzeitig ein und auch die erforderlichen Vertreter der Studenten fanden sich. Das Amt war nicht so leicht zu verwalten, vor allem erforderte es glänzende Vermögensverhältnisse. Auch war ein vorteilhaftes Äußere und Beliebtheit und Ansehen bei den Kommilitonen Bedingung.

Die Uniform war blau, auf der Brust mit zwei Reihen Weinlaub durchstickt, aber ohne Rabatten. Kragen, Handaufschläge und Revers waren weiß und mit Weinlaub bestickt. Weiß waren auch die Beinkleider. Um den Leib schlang sich eine weiße, mit Weinlaub bestickte Schärpe. Ferner trugen sie Generalshut mit einliegenden Federn, die Epaulettes eines Generallieutenants, goldbesetzte Stiefeln mit vergoldeten Sporen.

Die Ehre, diese hohe Würde bekleiden zu dürfen, erforderte, wie bereits erwähnt, ungemein große Geldopfer. Die beiden Studentengenerale hatten für sich und ihre Adjutanten die prächtigen Uniformen anfertigen zu lassen, mußten sich elegante Wagen und Pferde halten, eine geräumige, schöne Wohnung und eine große Schar Bediente mieten, da sie gezwungen waren, für die vielen Besucher offene Tafel zu halten.

Als 1815 oder 1817 auch mehrere Brander zu Chargierten, einer sogar zum General gewählt wurde, bemerkt der Sekretär der Burschenschaft: „Die zwingende Ursache, so viele Füchse zü Chargirten zu wählen, war die verdammte Ebbe in den Kassen der meisten Burschen. Dies wollen wir hier erwähnen, damit nicht diese Maßnahme in ähnlichen Fällen zur Regel werde, obgleich wir dieses Mal sie besonders zu bereuen keine Ursache haben."

1831 bekleideten diese Ehrenämter der Studiosus der Rechte Grothusen aus der Verbindung der Germanen und Graf Wolf von Scheel-Plessen vom Korps Holsatia.

Am Tage vor der Ankunft des Königs bezogen die zwei Würdenträger die gemietete stattliche Wohnung in der Holstenstraße und empfingen darauf die Besuche, welche Rektor und Professoren, sowie die Spitzen der königlichen und städtischen Behörden ihnen machten und die sie später in feierlicher Auffahrt erwiederten. Als am nächsten Tage der König seinen Einzug hielt, ritten die beiden Studentengenerale, gleich den anderen höheren Offizieren der Garnison, ihm entgegen und nahmen beim Einzug in die Stadt die Ehrenplätze zu den Seiten des königlichen Wagens ein, während die wirklichen Offiziere hinterher reiten konnten. Während der Dauer der Anwesenheit des Königs mußten die beiden Vertreter der Studentenschaft in dessen Umgebung bleiben, speisten an der Hoftafel in seiner allernächsten Nähe und erfreuten sich der ganz speziellen Huld des Fürsten. Sobald der König abgereist war, hatte die Herrlichkeit ein Ende, die vorher so hoch gestiegenen wurden wieder einfache Studenten, bis ihr Beruf ihnen später nach Jahren vielleicht dauernde Ämter und Würden brachte. Soviel über Volbehrs Bericht, dem ich hier in manchen Stücken gefolgt bin.



Es ist erklärlich, daß sich an die zeitweilige Ausübung dieses seltsamen Vorrechts mancherlei scherzhafte Erinnerungen knüpfen. So wurde von dem Studenten Grothusen erzählt, er habe den Stadtkommandanten, einen alten Obersten, als dieser nicht von selbst gekommen sei, um sich bei ihm als dem höheren Offizier zu melden, zu sich bescheiden und im Weigerungsfalle mit Arrest bedrohen lassen. Einige andere scherzhafte Züge werden von einem früheren Studentengeneral Petersen erzählt, der bei einem früheren Besuch des Königs, vermutlich im Jahre 1818, die Studenten vertrat. Er war der Sohn eines reichen Postmeisters aus Hadersleben. Wie gewöhnlich ritten die Offiziere und mit ihnen der Studentengeneral Petersen dem König bis zur Stadtgrenze entgegen. Der königliche Wagen hielt und die Anwesenden wurden vorgestellt. „Ew. Majestät", sagte der königliche Generaladjutant, „Herr Petersen, Anführer der Studenten!" Schnell fiel ihm aber der Oberhofmarschall, welcher neben dem König zu sitzen pflegte, in die Rede, indem er besagten Herrn folgendermaßen vorstellte: „Ew. Majestät! Seine Excellenz der Generallieutenant von Petersen, Anführer der Studenten!" Bekanntlich brachte bis zum Jahre 1848 in Dänemark der Offizierrang den persönlichen Adel, und so war der Herr Student für drei Tage nicht nur Excellenz, sondern auch adelig geworden. Er soll sich jedoch vortrefflich in beide Standeserhöhungen gefunden und sich so sehr beim König beliebt gemacht haben, daß dieser ihn bei der Mahlzeit aufgefordert hätte, sich eine Gnade von ihm zu erbitten. Petersen wünschte in dem einträglichen und wenig beschwerlichen Amte seines Vaters die Nachfolge zu erhalten, welche ihm Friedrich VI. huldvollst versprach. — Es war naturgemäß, daß bei solchen Gelegenheiten unter den Studenten eine streng militärische Disziplin eingeführt, das trauliche „Du", das Schmollis, aufgehoben war. Die Anführer mußen die Anreden erhalten, die ihrer Würde entsprachen. Nur eine Bauersfrau machte zu Zeiten des soeben erwähnten Petersen einen Verstoß dagegen. Sie war seine Amme gewesen und hatte gehört, daß ihr ehemaliger Säugling den ehrenvollen Rang eines Studentengenerals bekleidete und in einem großen, auf mehrere Tage gemieteten Hause wohne. Sie machte sich daher zu Fuß auf, um ihren Liebling in seiner vollen Glorie bewundern zu können. Sie achtete nicht auf den Studenten im Vorzimmer, welcher sie erst melden wollte. „Ich bin seine Amme", rief sie, alles fortstoßend, was ihr in den Weg trat, und gelangte so in das vornehmste Zimmer, wo ihr Abgott den städtischen Behörden soeben eine Audienz erteilte. Sie trat sofort neben den General, der natürlich sehr verlegen wurde, und rief endlich in ihrem Enthusiasmus bewundernd aus: „Peter, Peter, wat bist Du schön und förnehm! — Schad is et, dat de Ehre man söben Dag duhrt, wenn ick de König weer, ick leet Di so!" —



Wichmanns Wirtsgarten. Dänische Straße.
Nach einer Zeichnung a. d. 50er Jahren.

Soviel über diesen alten, seltsamen, längst verschwundenen Brauch des Kieler Studententums.

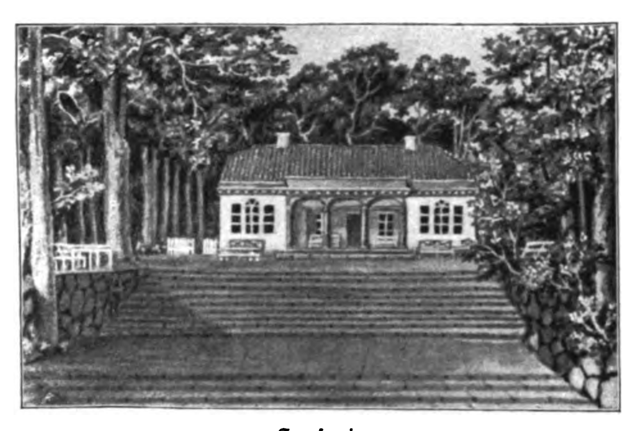
Ich erwähnte bereits, daß Kiel hinsichtlich des Besuches stets eine der kleinsten Universitäten geblieben war und geblieben ist. Vor Errichtung der Kieler Universität hatten die Schleswig-Holsteiner



meistenteils in Rostock studiert, später besuchten die wohlhabenderen vornehmlich Heidelberg, Tübingen oder Göttingen.

Ich weiß nicht, ob Baudissin's Angaben über Kieler Studenten in seinem Werke „Schleswig-Holstein meerumschlungen" vollständig auf Wahrheit beruhen, daß aber Schleswig-Holsteiner an den süddeutschen Hochschulen gern gesehene Gäste waren, ist gewiß, und daß sie wohlgespickte Börsen mitbrachten und prompte Zahler waren, ist bekannt. Immerhin mag daher das vorgekommen sein, was Baudissin berichtet:

„Ein Schleswig-Holsteiner hat auf allen deutschen Universitäten offenen Pump", wie ich leider selber habe erfahren müssen, als ich achtzehn Jahre zählte. Mein vortrefflicher Oheim, der die Bären losband, die ich so leichtsinnig angebunden, und mir statt einer Menge wohlverdienter Vorwürfe nur das eine Wort „Brrr!" schrieb, kann sich aber gratulieren, daß ich es nicht machte, wie einer meiner Landsleute, der ein ganzes Semester in Heidelberg blieb, — um eine blaue Laterne einzuschlagen. Die Laterne wurde von ihrem egoistischen Besitzer mit Argusaugen bewacht; er und sein Sohn standen bei ihr förmlich Schildwache, und es kostete viel Mühe und List, um das heißersehnte Ziel zu erreichen. Mit Beharrlichkeit ist aber viel durchzusetzen, und mein Landsmann feierte endlich den Triumph, nach fünfmonatlichen vergeblichen Feldzügen gegen die blaue Laterne das zu erreichen, wonach seine Seele dürstete. Ein lautes Klirren überzeugte den Philister und Laternenbesitzer, daß der Stolz seiner Brust dahin sei; einen Augenblick blieb er wie gebannt stehen, — aber die Verzweiflung gab ihm Kraft; er eilte seinem Feinde nach und glaubte ihn zu erkennen.



Sanssouci.
Nach einem Aquarell von Wagner, im Besitz des Kunstvereins.

In Heidelberg bestand das akademische Gesetz, daß jeder, der bei dem Einwerfen einer Laterne betroffen ward, alle Laternen bezahlen mußte, die bisher „unbekannt von wem" zertrümmert wurden, und mein Landsmann, oder vielmehr sein Vater empfing einige Zeit nach der letzten Stunde der blauen Laterne eine Rechnung über 3000 fl., die er mit großen Augen anstarrte, aber ohne Seufzer bezahlte."

Der Umstand, daß der Besuch der Hochschule nie sehr stark war und die Wohlhabenderen hauptsächlich auswärts studierten, ergab von selbst, wie schon erwähnt, daß Kiel nie ein bestimmtes studentisches Gepräge zeigte.

Die bevorzugten Kneipen und Wirtschaften in den ersten vier Jahrzehnten dieses Jahrhunderts waren Wichmann, in der Dänischen Straße gelegen, der Jordan am Markt, der Rathsweinkeller, die Weinstube von Grube in der Holstenstraße, das akademische Kaffeehaus in der Kehdenstraße, die Konditorei von Tönnies am Markt, die Weinstube von Juels in der Schumacherstraße, das Ballhaus, die Gasthöfe „Stadt Kopenhagen" und „Stadt Hamburg" und außerhalb der Stadt die Wirtschaften in Dorfgaarden, Krusenrott, der Sandkrug, Sanssouci im Gehölz gelegen und Düsternbrook, später dann auch die Badeanstalt. Der Sandkrug und Sanssouci waren die bevorzugtesten Paukorte.



Eine der besuchtesten Speisewirtschaften war die von Zweig, Haßstraße 117 (jetzt 11). Er lieferte vielen Studenten den Mittagstisch, fuhr aber dabei so schlecht, daß er am Ende selbst nichts hatte, womit er seinen Hunger stillen konnte. Es kursieren von diesem armen Teufel die ergötzlichsten Anekdoten; er hatte die Gewohnheit, sich mit seinen Gästen und Schuldnern nur schriftlich zu unterhalten, und ließ eines Tages dem Vorsitzenden an einer Tafel während des Essens einen Brief überreichen, in welchem es hieß: „Pfannkuchen werden keine mehr verabreicht von wegen Andiewandnagelns und mit Klößen danachwerfens. Ergebens J. C. Zweig." Einen säumigen Schuldner, von dem er etwas zu erhalten hoffen mochte, hatte er durch mehrere Wochen täglich seine Magd mit der Rechnung ins Haus geschickt. Endlich riß ihm die Geduld und er schrieb: „Ich kann meine Köchin alle Tage. Und Sie? Ergebenst J. C. Zweig."

Einer der populärsten Wirte Kiels und des ganzen Landes, der ganzen Generationen von Studenten lieb und wert war, war Daniel Wichmann, geboren 1802, gestorben 1876, von 1830—38 Schneidermeister; von 1838—70 Gastwirt in Kiel.



Daniel Wichmann.
Nach einer Photographie.

Was nun das studentische Korporationswesen anbetrifft, so ist aus dem Vorhergesagten zu ersehen, daß sich ein solches in Kiel erst später entwickelt hat. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben Landsmannschaften bestanden, es ist das oben angeführte Stammbuch von Marxsen erhalten, der Landsmannschafter in Kiel und Göttingen war, dann nach Kiel zurückkehrte und sich hier, 1816, wie die ganze Studentenschaft, der Burschenschaft zuneigte.

Protokolle der Burschenschaft finden sich aus den Jahren 1814--1821, sie sind von Herrn Dr. Liedke, der mir sein reichhaltiges Material in dankenswerter Weise zur Verfügung stellte, in den Veröffentlichungen des Archivs für die deutsche Burschenschaft 1895—1896, Heft 3, wiedergegeben. Leider fehlt der erste Band des Protokollbuches, so daß über die Zeit der Gründung der Burschenschaft und der Vorgeschichte nichts Näheres zu ermitteln ist.

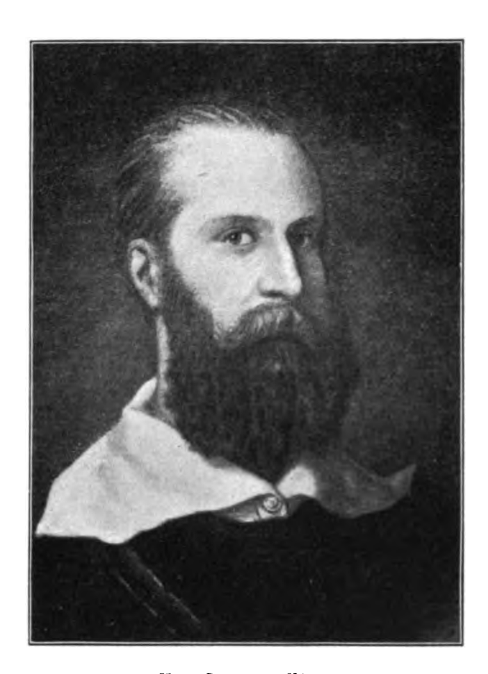
Diese Gründung einer Burschenschaft, die voraussichtlich 1812 erfolgt ist, hat nichts gemein mit der späteren allgemeinen deutschen Burschenschaft. Sie bildete einen Zusammenschluß aller akademischen Bürger der Hochschule und stand auf anderen Universitäten jedenfalls in einem gewissen Gegensatz zu den Landsmannschaften. In Kiel schloß sich, wie erwähnt, fast die ganze Studentenschaft der neuen Burschenschaft an. Wer die Anregung dazu gab, ist noch nicht erwiesen, Liedke nimmt an, daß sie von Göttingen aus erfolgte, wo eine ähnliche Bewegung in der Studentenschaft erfolgte. Göttingen ward mit Vorliebe von Schleswig-Holsteinern besucht und die Annahme ist daher sehr begründet, zumal eine große Ähnlichkeit im Paukkomment und sonstigen Gewohnheiten zu verzeichnen ist. Unmöglich wäre es auch nicht, daß Professoren, wie Reinhold, Dahlmann, endlich Franz Hegewisch, die Sache angeregt und gefördert hätten. Doch wie dem auch sei, erst durch die Einführung des



Komments erhält die Kieler Studentenschaft ihre Organisation. Diese Burschenschaft ist es, welche die vorher erwähnten Rechte und Gewohnheiten ausübte.

Das Studentenleben in studentischer Weise würdig genießen, lehrte der Komment, er übte einen vorteilhaften Einfluß aus auf den studentischen Ton und Brauch. Gegen Mitglieder, die sich gröbere Ausschreitungen hatten zu schulden kommen lassen, ward mit größter Strenge eingeschritten. Trotzdem war auch die Burschenschaft manchen Verfolgungen ausgesetzt und mehrfach ward mit Auflösung gedroht, so Wintersemester 1815—1816; 1819 ward dann wegen Reibungen mit dem Militär die Burschenschaft für kurze Zeit aufgelöst. Möglicherweise haben hier schon politische Ereignisse mitgewirkt.

Es ist oben erwähnt, daß Welckers Vorschlag, die Feier der Schlacht bei Leipzig zu begehen, einen Gegenvorschlag fand und daß die Studenten hinzogen nach Sehestedt, um dort im Dezember 1814 eine Siegesfeier zu veranstalten, zur Erinnerung an die Niederlage deutscher Truppen und ihrer Verbündeten gegen das mit den Franzosen verbündete Dänemark. Gerade die Hälfte der Kieler Studenten, 70 an der Zahl, zogen dorthin, die Teilnahme war freigestellt. Der Rektor hatte die Feier verboten, der dänische Höchstkommandierende in den Herzogtümern sie dagegen erlaubt. Die Teilnehmer wurden vom Senat nicht bestraft, die zwölf praesides kamen mit einem Verweis davon.



Aug. Dan. von Binzer.
Nach einem Gemälde.

Das Verhalten eines großen Teiles der Studentenschaft bei Dahlmanns Waterlooredе ist bekannt, das Bewußtsein „deutsche“ Studenten zu sein, ward erst allmählich wieder rege.

Mit Begeisterung ward das Krönungsfest 1815 von der Burschenschaft gefeiert, bei der Anwesenheit der königlichen Familie Anfang August 1817 in Kiel ward der König von den Burschen mit den weihevollen Klängen des Landesvaters begrüßt.

Doch noch in demselben Monat langte die Einladung zur Feier der Reformation und der Leipziger Schlacht aus Jena an und wurde freudig aufgenommen. —

„Alle wurden hingerissen und begeistert von dem Antrage, dem Tone und Geiste der Jenenser Brüder; manche versprachen schon jetzt hinzuwandern zur Wartburg und dachten mit Entzücken an die Tage, welche sie mit solchen Menschen in solcher Absicht durchleben könnten, andere machten Pläne, wie auch sie wohl hinkommen könnten, jeder aber freute sich über eine solche That, die von Burschen angefangen und von ihnen hinausgeführt werden sollte, — dieser Konvent war ein froher Abend, schon der Gedanke an jene große Vereinigung aller deutschen Burschen an einem Orte und zu einem Zwecke, entfernte auch jetzt alles Mißtrauen, alle Spannung unter den einzelnen. Froh zogen alle miteinander in die Stadt hinein unter schönem ernsten Gesange, bildeten auf dem Markte einen weiten



Kreis, ließen die Burschenfreiheit mit mächtiger Stimme leben und wünschte dann jeder allen und alle jedem herzlich gute Nacht.*)

Senior war damals der cand. med. Förster, im Wintersemester 1817/1818 ward es Binzer, unter ihm war U. J. Lornsen zweiter Konsenior. Die Namen Binzer und Lornsen kennzeichnen am besten den neuen Geist, der die Studentenschaft beseelte. Binzers Name ist es vor allem, der mit der Geschichte der deutschen Burschenschaft aufs innigste verbunden ist.

Geboren am 30. Mai 1793 als Sohn des früher erwähnten Generals von Binzer, studierte Aug. Dan. von Binzer anfangs in Kiel, dann in Jena. Nach dem 1809 erfolgten Tode seines Vaters war Professor Reinhold sein Vormund. In Kiel schloß er sich der Burschenschaft an, ward schon frühzeitig ihr Sprecher und wanderte als ihr Vertreter mit einer Schar anderer Kieler Studenten am 18. Oktober 1817 nach der Wartburg. Zu dem Festtage verfaßte er ein Lied, das mit den Worten schloß:

„Uns gereicht dies Fest zum Ruhm,
Und der Nachwelt beut es Lust!"

Gleichfalls in Kiel entstand sein beliebtes Lied:

„Stoßt an, Jena soll leben!"

das zunächst für die Eisenacher bestimmt war, als Ausdruck des Dankes dafür, daß sie alle Studenten als Gäste frei zu beherbergen versprochen hatten, es lautete zuerst:

„Stoßt an, Eisenach lebe!"

Auch in Jena war er ein hervorragendes Mitglied der Burschenschaft, die ihn jedoch weniger durch ihre politischen als durch ihre sittlichen Tendenzen fesselte. Reinen und edlen Gemütes, dichterisch und musikalisch reich begabt, ein vorzüglicher Sänger, Guitarren- und Klavierspieler und dabei von großer Schönheit der Erscheinung war er ein echtes Bild der burschenschaftlichen Romantik. Das Körnersche Lied: „Kommt, Brüder, trinket froh mit mir!" ist in Jena von ihm komponiert. Als einer der Vertreter der Burschenschaft war er zugegen bei der Taufe des jetzigen Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar, bei dem die Burschenschaft Pate stand. Abermals als Vertreter der Burschenschaft war er im November 1819 in Weimar nach Sands That als Fürbitter der Burschenschaft beim Großherzog, um die Auflösung zu verhindern, es gelang nicht, das Verhängnis abzuwenden.

Im Schmerze darüber schrieb er im Postwagen von Weimar nach Jena das herrliche, bei der Auflösung der Burschenschaft in der Rose gesungene Lied, zu dem er auch die Melodie schuf:

„Wir hatten gebauet ein stattliches Haus."

Von Jena, wo er promovierte, ging er, um der Verhaftung zu entgehen, nach Altenburg, wo er den ersten Band des späteren Piererschen Lexikons redigierte. Dort verheiratete er sich mit Emilie von Gerschau, der Pflegetochter der Herzogin Wilhelmine von Sagan. Während der Hochzeitsreise nach Kiel traf ein Verhaftungsbefehl für Binzer in Altenburg ein, er kehrte daher nicht dorthin zurück, sondern gedachte sich in Kiel niederzulassen. Aber auch von dort mußte er fliehen und zog

*) Liedke S. 57.



nach Glücksburg, später nach Flensburg und 1831 nach Neumühlen an der Elbe, wo er ein Erziehungs-institut leitete. Überall verschlossen sich dem begeisterten Sänger der Burschenschaft die Thore. Der König von Dänemark verweigerte ihm jegliche Anstellung, bevor er sich nicht ganz und gar von der Burschenschaft losgesagt hätte; als Beweis hierfür sollte es dienen, wenn er sich um den Rang eines dänischen Kammerjunkers bewerbe. Binzer wies diese Zumutung entschieden zurück und blieb seiner Gesinnung treu.

Bald begann das Wanderleben aufs neue, 1833 war er in Leipzig als Redakteur thätig, 1834 in Köln, in den vierziger Jahren in Augsburg. Zuletzt ließ er sich dauernd in Linz an der Donau nieder, der Erziehung seiner Kinder lebend. Er starb am 20. März 1868 in Neiße, wo er zum Besuch bei seiner Tochter weilte. Den Traum seiner Jugend sollte er nicht verwirklicht sehen. —

Die Einladung zum Wartburgfest fand lebhaften Nachhall bei den Kieler Studenten, schon am nächsten Tage meldeten sich 40 Mitglieder, der Burschenschaft zur Teilnahme. Fünf Burschen, darunter Binzer, legten Gedichte vor zum Sange auf der Wartburg. Dieselben wurden, mit Ausnahme eines Gedichtes, den Jenensern zur Auswahl gesandt. Ferner beschloß die Burschenschaft, „daß die nach Eisenach kommenden Kieler Burschen im Falle stattfindender Beratungen über Burschen-angelegenheiten im Namen der ganzen Kieler Burschenschaft zu beraten und zu entschließen, zu reden und zu handeln haben sollten, nämlich so, daß sie untereinander Konvent hielten und handelten nach dem Kieler Komment“.*)

Daß auch andere Kreise lebhaftesten Anteil an der ganzen Bewegung nahmen, bezeigen die Weisungen, welche der damals 34jährige Franz Hegewisch seinem jungen Freunde Justus Olshausen mit auf den Weg gab und die am besten zeigen, in welchen hochsinnigen, ungeklärten Träumen die ganze Zeit lebte. Treitschke hat diese Weisungen im fünften Bande seiner „Deutschen Geschichte“ abgedruckt.

Es spricht ein vornehmer, edler deutscher Geist aus dem Entwurf, der in dem Gedanken gipfelt: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr.“

Am Abend des 17. Oktober erschienen gegen 30 Studenten aus Kiel, den Ziegenhainer in der Hand, den Ranzel auf dem Rücken, hatten sie den Weg miteinander zu Fuß zurückgelegt. Mit dem Liede: „Eine feste Burg ist unser Gott“ zogen sie in Jena ein. Unter ihnen waren Binzer, Förster, Olshausen, die zu Mitgliedern des allgemeinen Ausschusses gewählt wurden.

Das Fest selbst verlief in der würdigsten und erhebendsten Weise. Die Verbrennung einer Anzahl mißliebiger Schriften auf dem Wardenberge, von Maßmann ohne Wissen des Festausschusses angeregt, war das unberechnete Werk eines erregten Augenblicks, von dem niemand eine Ahnung hatte, bis zu welchem Grade der Entstellung und Verkennung es Furcht, Argwohn und verletzte Eitelkeit verdrehen würden.

Mit den Gedanken, die das Wartburgfest getragen, kehrten die Teilnehmer auf ihre heimischen Universitäten als ebenso viele Apostel einer Reformation des deutschen Studentenlebens zurück. Die Kieler, während der Freiheitskriege von der nationalen Strömung in Deutschland unberührt, waren sich zum erstenmale auf der Wartburg im lebendigen persönlichen Verkehr mit den Brüdern aus Süd und West des Zusammenhangs einer großen Familie bewußt geworden.

---

*) Liedke S. 57.



In einem allgemeinen Burschenkonvent, welcher am 6. November 1817 im Hotel Düsternbrook stattfand, stattete Förster den Bericht über die Wartburgfeier ab. Er schilderte das Fest als geweiht dem Andenken der wiederhergestellten Gewissensfreiheit und des wiedererweckten Glaubens, dem Gedächtnis der wiedererkämpften bürgerlichen Freiheit und Kraft. „Es ward dort ein Bund geknüpft zwischen den Burschen des deutschen Vaterlandes, welches sie zu ewiger Harmonie vereinigen soll und kann. Es ward dort der Grund zu einem künftigen gemeinsamen Leben gelegt, welches um so dauerhafter und sicherer zu sein scheint, je weniger es sich auf das Formelle und Äußere, sondern je mehr es sich auf das Geistige und Innere bezog, aus welchem ersteres, soll es bestehen, doch immer hervorgehen muß.“ Er berichtete dann noch über weitere Beschlüsse, vor allem von der jährlichen Abhaltung eines Burschentages auf der Wartburg.

Vom 29. März bis 2. April 1818 fanden in Jena weitere Verhandlungen zur Gründung eines allgemeinen Burschenverbandes statt, zu dem die Burschen Lornsen und Reiche als Vertreter gesandt wurden. Eine Folge dieser Verhandlungen war die Gründung der allgemeinen deutschen Burschenschaft zu Jena am 18. Oktober 1818, nachdem schon vorher die meisten Burschenschaften an den Universitäten Burschenschaften auch dem Namen nach geworden waren.

Die Umwandlung fand nicht allgemein Anklang, am 1. August 1818 wurde bereits in Kiel die „Holsatia“ mit den späteren Farben rot-weiß-rot gestiftet von A. Spetzler, Fabricius, v. Wedderkop und Krohn. Zuerst wird kein zu großer Gegensatz bestanden haben, erst im Laufe der Jahre spitzten sich die Verhältnisse zu. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Gründer eine Gruppe, ein Kränzchen in der Burschenschaft bildeten und noch Jahre hindurch der Burschenschaft angehörten, so daß von einem eigentlichen Korps erst seit 1822 die Rede sein kann.

Sands unglückselige fanatische Thät, die so verderblich wurde für die deutsche Jugend, hat für Kiel keine unmittelbaren Folgen gehabt, die akademischen Lehrer standen treu zu den Studenten und verwahrten sich mit Entschiedenheit gegen die in den Karlsbader Beschlüssen ausgesprochenen Ausdrücke über akademische Lehrer und Schüler.

Erst die Frankfurter Revolte und die diesem folgenden Jahre der finstern Reaktion brachten die Auflösung der Burschenschaft Germania.

Es sei hier kurz noch die Organisation der Burschenschaft als allgemeine Studentenverbindung erwähnt. Die Farben waren die der Universität, lila-weiß, die seit 1770 als Kokarde am Hute getragen wurden und zwar von jedem Kieler Studenten, die Chargierten der Burschenschaft trugen 1817 noch lila-weiße Schärpen, ob in den Jahren nach 1818 die Farben der deutschen Burschenschaft angenommen worden sind, ist nicht festzustellen, vermutlich nicht, denn aller Wahrscheinlichkeit nach sind diese Farben geblieben und haben auch die Farben der Fahne gebildet, welche die Burschenschaft 1821 anschaffte.

Bis Sommersemester 1816 war jeder neu Immatrikulierte ohne weiteres Mitglied der Burschenschaft. Sommersemester 1817 wurde jedoch der Beschluß gefaßt, daß sich die Füchse einer Prüfung unterziehen sollten und das ältere, von auswärts zugezogene Semester um ihre Aufnahme einkommen und sich einer Abstimmung unterwerfen mußten. So bildeten sich aus den freiwillig nicht Eintretenden und den nicht Aufgenommenen die „Finken“. Streng werden die Mitglieder nach dem Alter geschieden mit aufsteigenden Rechten und Pflichten. Im ersten Semester sind sie Füchse, im zweiten Brander, im dritten junge und alte Burschen, junge und alte Kandidaten. Die Mitgliedschaft



erlosch nicht mit dem Weggange von Kiel, auf auswärtigen Hochschulen traten die Kieler Burschen wohl meistens in befreundete Verbindungen ein und blieben zugleich Angehörige der alten Verbindung. An der Spitze der Burschenschaft standen fünf Chargierte, ein Senior, drei Konsenioren, ein Sekretär. Später traten noch ein Kassierer und ein Verwalter des Burschenhauses hinzu. Die Chargierten erledigten im Chargiertenkonvent alle laufenden Geschäfte und berieten sich über wichtige Angelegenheiten, die im allgemeinen Konvent vorgebracht werden sollten. Die Teilnahme an den Sitzungen des allgemeinen Konvents war offiziell; der Konvent war der einzige Ort, Burschenangelegenheiten in maßgebender Weise zu besprechen. Die Füchse werden durch Handschlag auf den Komment verpflichtet. Sehr ernst wurde die Bedingung: „Strenges Stillschweigen über den Komment" genommen. Ein Professorensohn wurde schon bei seiner Aufnahme „besonders vorgenommen, weil er wegen seiner häuslichen Verhältnisse leicht in mißliche Lagen kommen könnte". Nach einigen Tagen ward er „wegen großer Unvorsichtigkeit im Sprechen gegen seinen Vater von dem Verein der Burschen ausgeschlossen".

Zwei Brüder erklärten, „sie könnten das Silentium nicht versprechen, weil sie nicht wüßten, ob nicht unter dem, was sie hören würden, etwas sich befände, was gegen göttliche und menschliche Rechte verstoße". Sie wurden davon gejagt, wie es im Protokoll heißt.*)

Der „Fuchs-Commersch", die feierliche Antrittskneipe, vereinigte dann zum erstenmale alle Mitglieder zu fröhlichem Beisammensein.

Streng wurde auf gute Ordnung und Sitte gesehen, gegen jede Nachlässigkeit trat die Rüffelage ein, die dem jetzigen Verweis entspricht. Schwerere Vergehen wurden mit Entziehung des Stimmrechts und Ausschluß aus der Burschenschaft geahndet. Wer ehrenrührig handelte oder thätlich beleidigte, verfällt dem Verschiß. Jeglicher Verkehr mit solchem Menschen ist allen Mitgliedern der Burschenschaft aufs strengste untersagt, auch verliert er die Satisfaktionsfähigkeit.

Die Burschenschaft gab nach außen hin unbedingte Satisfaktion. Jeder ehrenhafte Student und Offizier hatte hierauf Anspruch, mußte sie aber auch seinerseits geben. Innerhalb der Burschenschaft wurde auch Satisfaktion gegeben. Kommentmäßige Beleidigung war der Ausdruck: „Dummer Junge". Thätliche Beleidigungen wurden mit Verschiß geahndet, schon die Androhung solcher war strafbar. Vielfach wurden die Streitigkeiten auf dem Konvent beigelegt.

Der Verschiß kam auch in anderen Fällen zur Anwendung. Er wird verhängt über schlechte Lokale, damit kein Mitglied der Burschenschaft dieselben mehr besuchen darf. Hat sich ein Philister einem Burschen gegenüber versehen, so tritt in leichteren Fällen Rüffelage, in schwereren Verschiß ein. Letzterer hat für den Beteiligten die unangenehmsten pekuniären Nachteile im Gefolge, er verliert alle studentische Kundschaft, seine Mieter müssen ausziehen u. s. w. Selbst eine Frau Kirchenrat verfiel einst diesem Schicksal. Allerdings wurde diese empfindliche Strafe nur nach genauester Prüfung aller Umstände verhängt, sehr häufig lehnte der Konvent dahingehende Anträge von Burschen, welche sich von ihren Philistern beleidigt glaubten, ab. Auch ließ man wohl einmal einem reuigen Sünder gegenüber Gnade walten. Der Speisewirt Schmidt kam von dem drohenden Verschiß frei, indem er folgende vom Chargiertenkonvent verfaßte Abbitte unterschrieb: „Ich bekenne hierdurch, daß ich den Herrn stud. Juul, indem ich wegen Schulden zu ihm auf seine Stube kam, ohne Veranlassung aufs

---

*) Liedke S. 68.



gröblichste beleidigt habe, ich bekenne ferner, daß diese Begegnung mir nur in der Betrunkenheit verziehen werden kann und ersuche den Herrn Juul, mir aus diesem Grunde Verzeihung zu Theil werden zu lassen."

Die studentischen Geldverhältnisse waren damals ähnlich wie heute. Es ward bestimmt, daß der Wirt jedes Jahr bezahlt werden müsse, da er sonst nicht bestehen könne. Das Eintreiben der Mitgliederbeiträge war oft schwierig und häufig genug kam es vor, daß noch Mahnbriefe an „die in Amt und Ehren Befindlichen" geschrieben werden mußten. Der Fall, daß Studenten durchbrannten, ohne ihre Schulden zu bezahlen, kam auch vor, jedoch nicht häufig. Eine wohlthätige Einrichtung war der Hilfsverein. Derselbe durfte gegen Sicherheit fünf bis zehn Thaler auf höchstens vier Wochen an Mitglieder ausleihen.

Kommentmäßige Waffe war der Korbschläger, Pistolen waren nur in außergewöhnlichen Fällen gestattet. Die Paukereien verliefen, wie oben schon bemerkt, höchst unblutig. Die Fechtkunst wurde sehr gepflegt, als Fechtboden diente der militärische Fechtboden im Erdgeschoß des Schlosses, auch noch in späterer Zeit.



Universitätspedell Biel.
Nach einer Photographie.

Eine ständige Kneipe gab es anfangs nicht, die größeren Festlichkeiten, wie der Fuchskommers, die Feier der Schlacht bei Waterloo, und Festlichkeiten besonderer Art waren die einzigen Gelegenheiten, wo die ganze Burschenschaft sich zusammenfand. In späteren Jahren, voraussichtlich 1819 oder 1820, richtete die Burschenschaft ein eigenes Heim ein, das sogenannte Burschenhaus, das bis 1823 als solches bestand. Es lag in der Schloßstraße Nr. 124 (jetzt Nr. 16), der Eigentümer war ein Wirt Hansen. Dort bildete sich ein Leseverein, Zeitschriften lagen aus, eine Bibliothek wurde angelegt u. s. w. Auch ein Billard war in dem Lokal und vergebens versuchte der Wirt, nachdem die Burschenschaft das Lokal aufgegeben, die Erlaubnis zu erlangen, das Billard weiter zum Gebrauch aufzustellen. Einen erbitterten Gegner hatte die Kieler Burschenschaft in dem Polizeimeister Christensen, der die Veranstaltungen der Burschen als Possen bezeichnete und erklärte, der ganzen Wirtschaft bald ein Ende zu machen. Er verhängte die Polizeistunde über das Haus, jedoch ohne Erfolg, da die Burschen nicht unter der städtischen Polizei, sondern unter dem akademischen Senate standen.

Auch für gesellige Vergnügungen sorgte die Burschenschaft, sie veranstaltete Konzerte und Bälle. Anderer Feierlichkeiten that ich bereits Erwähnung, mehrfach wurden auch beliebten Professoren und Offizieren ein Hoch gebracht, so Welcker bei seiner Vermählung, Falck, als er einen Ruf nach Berlin abgelehnt hatte. Der Kieler Garnison wurde im Juli 1815 bei ihrem Ausmarsch nach dem Rhein ein Abschiedsständchen gebracht.

Die Kosten dieser Festlichkeiten, insonderheit des Fuchskommerses und der Sylvesterfeier, wurden durch eine Umlage erhoben.

So erblühte auch in Kiel ein fröhliches Studentenleben, das des edlen Strebens nicht entbehrte und verklärt ward durch die Ideale, welche man zu erreichen sich bemühte. Namen wie Lornsen, Binzer, Justus Olshausen bürgen für den Geist, der in der damaligen Kieler Burschenschaft herrschte.



Die verhältnismäßig starke Frequenz der Hochschule, das Erstarken des Korpswesens an anderen Universitäten, vor allem in Heidelberg, wohin jetzt die Schleswig-Holsteiner sich vielfach wandten, hatte auch ein Erstarken des Korpswesens in Kiel zur Folge. 1818 wurde, wie oben erwähnt, die Holsatia gestiftet, 1827 folgte die Slesvitia mit den Farben Blau-weiß-gelb.

Auch für die Korpsstudenten war der Fechtboden im Schloß, die Paukereien in Dorfgaarden oder in Sanssouci im Gehölz. Dort wurden auch vielfach die Kommerse abgehalten. Eine eigene Kneipe bestand nicht.

Beide Korps verschmolzen sich bald zu einem einzigen. 1828 kehrten mehrere Mitglieder der Göttinger Holsatia, die vorher in Kiel der Holsatia, wie auch z. T. der Slesvitia angehört hatten, nach Kiel zurück und bewahrten hier die in Göttingen eingegangene Verbindung in der Holsatia aufrecht und befestigten sie. Auf diese Weise waren also Mitglieder der Slesvitia gleichzeitig Mitglieder der Holsatia. Den dadurch entstandenen nahen Beziehungen wurde am 6. Januar 1833 der naturgemäße Ausdruck gegeben in der Vereinigung beider Korps zu einem Korps Slesviko-Holsatia, mit den Farben rot-weiß-blau (Fuchsfarben rot-weiß), Mützen rot.

In das Korps Holsatia trat 1828 auch Graf Reventlou, der spätere Statthalter, ein.

Das hier beifolgende Stiftungslied der Slesviko-Holsatia rührt von dem Dichter des Textes zum Freischütz Dr. Friedr. Kindt her. Derselbe 1808 in Eutin geboren, studierte in Kiel, promovierte dort 1833 und habilitierte sich. Er starb schon 1836 in Eutin. Das Lied wird noch jetzt bei festlichen Kommersen gesungen, nur wird statt „Sassenland“ und „Sassenschwert“, „Holstenland“ und „Holstenschwert“ gesungen, obgleich das andere zutreffender und richtiger ist.

Bundeslied

gedichtet und seiner Slesviko-Holsatia geweiht

von

Kindt, C. B. aus Eutin.

Im alten Sassenland,
Das Nord- und Ostsee theilt,
Vom fernen Schleienstrand
Bis wo der Elbstrom eilt,
Wo hohe Eichen, schlanke Buchen
Den Himmel mächtig strebend suchen,
Da wohnte — einst ein starker Damm
Für Deutschland's Söhne — unser Stamm!

Das Land mit seinen Seen,
Mit seiner Thäler Pracht,
Mit seinen lichten Höh'n
Und tiefer Wälder Nacht,
Das liegt um uns zerstreut, Ihr Brüder,
Doch jeder findet hier es wieder



In seiner braven Söhne Corps,
Dem ich mit Freuden Treue schwor!

In alter grauer Zeit
Hat schon das Sassenschwert
In blut'gem Kampf und Streit
Sich brav und scharf bewährt!
D'rum, wollet Ihr den Vätern gleichen,
So müßt Ihr keinen Fußbreit weichen,
Wo es für Ehr' und Freiheit gilt,
Und ob Euch drob das Herzblut quillt!

Doch, traute Brüder paart
Mit diesem raschen Muth,
Der alten Väter Art,
Die Sitte, brav und gut!
Wo Kraft und Sitte sich vereinen,
Wird erst der Mann als Mann erscheinen;
D'rum, Trotz dem Feinde, der noch ficht,
Doch Schonung dem, der unterliegt!

D'rum füllt mit edlem Naß
Die Becher bis zum Rand,
Und bringt das erste Glas
Dem theuren Vaterland!
Den Brüdern, die vor vielen Jahren
Des Bundes erste Stifter waren,
Sei d'rauf ein donnernd Hoch gebracht,
Es schalle jubelnd durch die Nacht!

Dem Bund ein donnernd Hoch!
Von Eurem Sitz empor!
Es lebe lange noch
Ein trautes Bruderkorps!
Und wie die Farben sich vereinen,
Im Sonnenstrahl nur weiß erscheinen,
So einig sei der Brüder Sinn,
Stets eine Kraft nach außen hin!

Zeitweilig suspendiert, ward dieses Korps am 23. Januar 1838 rekonstruiert und bestand bis 1848.

1836 bestand für kurze Zeit ein Korps Franconia mit den Farben grün-rot-weiß. 1838 ward das Korps Saxonia gestiftet mit den Farben grün-weiß-rot, es bestand gleichfalls bis 1848.



Gründer dieses Korps war u. a. Rudolf Schleiden, der als Motiv der Gründung mitteilt: „Hoffnung, den herrschenden, nicht sehr erbaulichen Ton zu verbessern, das etwas wilde Treiben der Holsaten mäßigen und mit den Albertinern an Fleiß wetteifern zu können."

Das Verhältnis der Korps zur Burschenschaft war, von kleineren Reibereien abgesehen, anfänglich im allgemeinen ein gutes, das Paukverhältnis bestand fast ununterbrochen fort. Das Verhältnis zwischen beiden Korps war jedoch ein sehr schlechtes.

Zu den Mitgliedern der Burschenschaft gehörte unter anderen der spätere Statthalter Beseler.

Nach den Frankfurter Ereignissen wurde auch die Burschenschaft in Kiel aufgelöst und verfolgt. Viele Braven mußten ihre Zugehörigkeit zur Burschenschaft hinter Kerkermauern büßen.



Major Michelsen.
Nach einer Lithographie.

Die Auslieferung an die Metternich'sche Untersuchungskommission erfolgte jedoch nicht, sie wurde durch die wohlwollende Haltung des akademischen Senats vereitelt und in nicht allzu langer Zeit im September 1836 konnte sogar in Krusenrott zur Gründung einer neuen Burschenschaft Albertina mit den Farben lila-weiß geschritten werden. Erster Sprecher derselben war der später so berühmte Lorenz von Stein, auch Esmarch und der spätere Professor Harms gehörten der Albertina an, die sich bald eine vorzügliche Stellung zu erringen verstand. Im Winter-Semester 1844/45 löste sie sich auf, an ihre Stelle trat eine neue Burschenschaft mit den Farben weiß-rot-gold. In den dreißiger Jahren soll auch die Landsmannschaft Troglodytia gegründet sein und zwar gleichzeitig mit den Sachsen. Der Tradition nach sollen beide Verbindungen aus einem studentischen Kränzchen hervorgegangen sein, das in einem etwas düsteren Lokal der Holstenstraße seine Zusammenkünfte hatte und daher den Spitznamen „Troglodytia" erhielt. Im Laufe der Zeit soll eine Trennung erfolgt sein, ein Teil der Mitglieder soll, verstärkt durch einige Slesviko-Holsaten das neue Korps gebildet haben, während der Rest eine Landsmannschaft bildete, die den Namen „Troglodytia" annahm.

Auf andere Verbindungen wird später zurückzukommen sein.

Die großen politischen Ereignisse gingen an der Studentenschaft nicht spurlos vorüber, schon Lornsens' befreiende That wird nachhaltend gewirkt haben. Als dann in den vierziger Jahren die Danisierungsversuche immer zudringlicher betrieben wurden, bildeten sich überall im Lande Vereine, die unter der Flagge wissenschaftlicher oder künstlerischer Bestrebungen die Zugehörigkeit zum deutschen Vaterland durch Wort und Lied zu bekräftigen und befestigen suchten. Und die Studenten waren es mit in erster Reihe, welche die Zugehörigkeit zum deutschen Vaterland erstrebten, sie die Hoffnung und der Stolz des Landes, die durch den Besuch deutscher Hochschulen, durch den Wechselverkehr mit Studenten anderer Hochschulen, durch ihre Lehrer vor allem dazu berufen waren, die zielbewußten



Träger des Gedankens der Zugehörigkeit Schleswig-Holsteins zum Deutschen Reich, der Untrennbarkeit beider Lande, des Erhaltens der deutschen Sprache zu werden.

So traf sie das Jahr 1848 nicht unvorbereitet und mit dem ganzen Feuereifer jugendlicher Begeisterung setzten sie ihr Alles ein für die Ehre und die Freiheit ihrer Heimat.

Wir alle sind hier, alt und jung,
Aus deutschem Thon geknetet,
Wir haben deutsch gescherzt beim Trunk
Und deutsch zu Gott gebetet.
Man soll uns schenken deutschen Wein
Und deutsche Satzung schreiben;
Wir wollen keine Dänen sein,
Wir wollen Deutsche bleiben!

Hie deutsches Land trotz Spruch und Brief!
Ihr sollt's uns nicht verleiden.
Wir tragen Mut im Herzen tief
Und Schwerter in den Scheiden.
Von unsern Lippen soll allein
Der Tod dies Wort vertreiben;
Wir wollen keine Dänen sein,
Wir wollen Deutsche bleiben!

So sang Geibel und so dachte und fühlte mit wenigen Ausnahmen damals jeder brave Kieler Student, mochte er nun Korpsstudent, Burschenschafter sein oder keiner Verbindung angehören.

Ein Augenzeuge und Teilnehmer jener Zeit, W. Bahnson, berichtet:*)

„Sonnabend, den 26. Februar 1848, saßen die Kieler Burschenschafter bei Wichmann in der dänischen Straße in gewohnter Weise hinten im Gartenzimmer. Es mochte wohl schon 11 Uhr abends sein, als der Advokat Richard von Neergaard uns als neueste Nachricht mitteilte, daß Louis Philipp verjagt, Frankreich zu einer Republik erklärt und eine provisorische Regierung eingesetzt sei. Diese Mitteilung begeisterte uns so, daß wir um Mitternacht auf den Markt zogen und ein Hoch ausbrachten auf die französische Republik.

Jetzt schien auch für Schleswig-Holstein die Stunde der Befreiung geschlagen zu haben und die Studenten konnten und durften nicht zurückbleiben.

Bei der Burschenschaft ward der Antrag gestellt, alle Studenten zu veranlassen, gemeinschaftlich Waffenübungen und militärische Exercitien vorzunehmen. Diese verbanden sich mit den beiden Korps und die drei Verbindungen veranlaßten eine allgemeine Studentenversammlung. Der Wichmannsche Saal war gedrängt voll, die Slesviko-Holsaten hatten das Präsidium und es wurde in lebhafter Debatte die Frage verhandelt, ob man ein eigenes Studentenkorps bilden oder sich den Übungen der Bürgerwehr anschließen solle. Die Majorität beschloß, ein besonderes Studentenkorps zu gründen und die Waffenübungen sofort zu beginnen, während ein Bruchteil sich den Bürgern anschloß.

*) Möller, Erinnerungsblätter. Altona 1888.





Vernichtung des Studenten- und Turnerkorps bei Bau 1848.
Nach dem Gemälde von Bleibtreu.

Das Studentenleben ward mit einem Schlage ein anderes. Spielen, Kontrahieren, das Nachtschwärmen und Durchkneipen, aber auch der Kollegienbesuch hörte auf. Dieselben Studenten, die bis in die tiefe Nacht hinein zu kneipen und am Morgen frühestens um 10 Uhr aufzustehen pflegten, erhoben sich um 5 Uhr morgens, um nach Bellevue zu gehen oder nach dem Sandkrug hinüberzusetzen, um sich im Scheibenschießen zu üben. Man exerzierte eifrig und ließ sich von dänischen Unteroffizieren das dänische Exerzierreglement eindrillen. Wer nicht selbst exerzierte, sah den andern zu oder goß im Garten Kugeln, fertigte Scheiben oder traf andere Vorbereitungen für Schießübungen. — Von Duellen war gar keine Rede mehr; die Mitglieder feindlicher Verbindungen, die sich sonst kaum begegnen konnten, ohne sich Bosheiten zu sagen, saßen abends im friedlichen Gespräch bei einander, sangen Freiheits- und Schlachtenlieder, und gingen rechtzeitig nach Hause, um den andern Tag frisch zu sein; diejenigen, die früher mit einander kontrahiert hatten, machten comment suspendu und haben niemals ihre Mensuren ausgefochten."

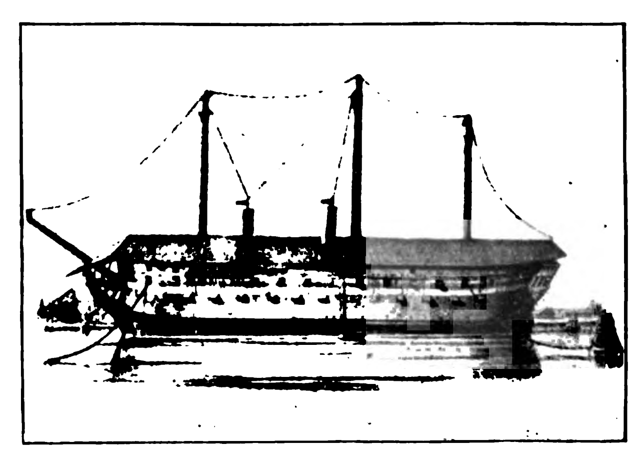
Unter dem Eindruck der Bewegung lösten sich die drei Verbindungen auf, für sie existierten nur die Farben blau-weiß-rot und schwarz-rot-gold.

Als die Polizeibehörde der wachsenden Bewegung gegenüber militärische Maßregeln ergreifen wollte, riet der Rektor der Universität dringend, davon abzusehen, da er sonst für die Ruhe der sehr erregten Studenten nicht einstehen könne.

Bald kamen ernste Stunden, in der Nacht vom 23. auf den 24. März ward die provisorische Regierung proklamiert. Die Würfel waren gefallen.

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los;
Wer legt noch die Hände feig in den Schoß?

Nur wenige waren es, die sich der Pflicht entzogen haben mögen, für Freiheit, Recht und Erhaltung ihrer Sprache in den Kampf zu ziehen.



Dänisches Kasernenschiff „Dronning Maria".
Nach einer Lithographie von Burmester.

Der Ausgang ist bekannt, am Morgen des 24. um 9 Uhr früh fuhren die Studenten und Turner, da bis zur Abfahrt des ersten Zuges Waffen und Munition noch nicht bereit waren, nach Rendsburg.



Oberstlieutenant v. Lonborg. Kommandant der Dronning Maria. Nach einer Zeichnung von Boie.

Sie verließen Kiel ohne Gepäck, die meisten ohne Geld, in ihren gewöhnlichen Zivilkleidern, teilweise mit Mützen, aber alle bewaffnet mit einer Muskete. Der Ernst der Lage war den meisten nicht klar, der größte Teil nahm an, daß nach der Einnahme von Rendsburg die Dänen nachgeben würden, da die Schleswig-Holsteiner so ernstlich auf ihre Forderungen bestanden. Nicht, daß es an Mut und Kampfesfreude gefehlt hätte, im Gegenteil, welch braver Bursche hätte nicht sein Leben willig hingegeben, um das Vaterland zu retten, aber auf einen ernstlichen baldigen Zusammenstoß war man doch nicht gefaßt.

Am 25. wurde in Rendsburg zuerst die Ausrüstung vervollständigt, die schlechten Musketen wurden mit besseren vertauscht, Patronentaschen, Seitengewehre, Munition, Feldmäntel wurden verabfolgt.

Der Prinz von Augustenburg-Noer, der Oberbefehlshaber inspizierte das Korps, hielt eine Ansprache, in der er auch die Hoffnung aussprach, daß es nicht zum Blutvergießen kommen möchte und teilte dem Korps mit, daß er es mit den Turnern und dem 5. Jägerkorps unter den Befehl des Kapitän Michelsen, bald darauf zum Major ernannt, gestellt habe. Am 26. März ging es bereits ins Feld, am 27. ging es über Schleswig nach Flensburg. Dort wurde zum Hauptmann des Korps der Student Kier gewählt. Am 30. März marschierte es nach Apenrade, wo das Korps mit großem Jubel empfangen wurde. Der Aufenthalt war jedoch nur von kurzer Dauer. Da der Feind herannahte, seine Schiffe lagen schon bei Apenrade und Flensburg, mußte der Rückzug angetreten werden. Am 5. April ward bei der Krusauer Kupfermühle Aufstellung genommen, am 6. April fand das erste Vorpostengefecht statt, am 9. April folgte das Treffen bei Bau, das dem Studentenkorps und manchem jungen Studentenleben ein jähes Ende bereitete.



Gefangener Student auf der Dronning Maria (Franzen a. Kappeln). Nach einer Zeichnung von Boie.

Es ist hier nicht der Platz, eine Geschichte des Kampfes zu geben, nur dem Schlußakt des Dramas mögen einige Worte gewidmet sein.

Als der Kampf näher kam, entschloß sich Major Michelsen, um nicht abgeschnitten zu werden, mit seinem ganzen Bataillon, gegen 1000 Mann, Krusau zu verlassen und sich langsam Flensburg zu nähern. Nicht weit von Flensburg wurde die Chaussee von den im Flensburger Hafen liegenden Schiffen mit Granaten bestrichen. Das Bataillon





Gefangene auf der Tronning Maria.
Weber. Graf Ahlefeld. Hestermann.
Nach einer Zeichnung von Boie.

wich westwärts aus und stieß bald auf den von Bau kommenden Feind. Ein lebhaftes Gefecht begann. Statt so rasch wie möglich die Thore Flensburgs zu erreichen, machten zuerst die Jäger, dann die Studenten und Turner einen Angriff auf die Dänen, die weit überlegen in dichten Reihen sicher hinter den Knicks lagen und jeden Angriff abschlugen.

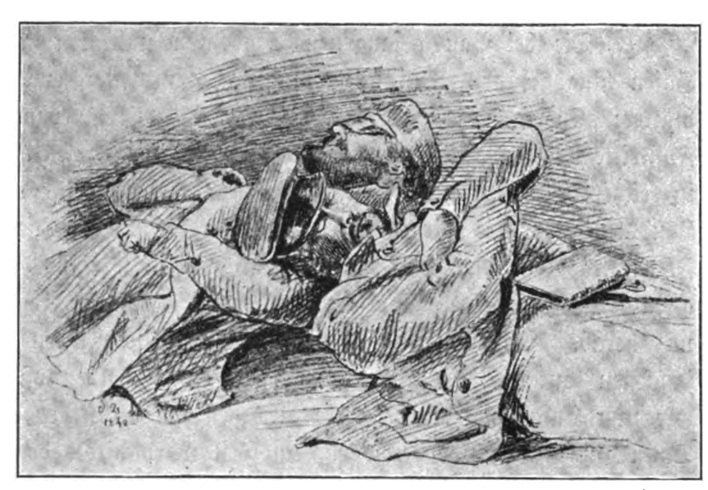
In immer dichtern Massen, von allen Seiten drängen die Dänen heran; ergrimmt über den verbissenen Widerstand der einzelnen Abteilungen, die sie erst nach stundenlangem Kampfe zum Weichen gebracht hatten, warfen sie sich mit gefälltem Bajonett auf die begeisterten Jünglinge, die von ihren Freunden und Kameraden verlassen, todesmutig den ungleichen Kampf aufnehmen. Ohne Führer, ohne Oberbefehl warfen sich die jungen Männer in die Eisengießerei. Kanonenkugeln und Bomben zerschmettern die Wände, hinter denen sie Schutz gesucht — aber sie weichen erst, wenn die Gebäude dem Einsturz nahe sind, wenn die Flammen sie zu verzehren drohen. Da fällt ihr Führer schwer verwundet zu Boden; fast alle Offiziere, ein großer Teil ihrer Kameraden ist tot oder verwundet; jeder kämpft auf eigne Hand, jeder wählt sich einen Posten, den er bis aufs äußerste zu verteidigen entschlossen ist. Von dem Meere aus mit Bomben und Granaten überschüttet, von einem überlegenen Feind von allen Seiten bestürmt, ihrer Führer beraubt, in kleine Abteilungen aufgelöst, und zum Teil ohne einen Schuß mehr im Laufe zu haben, ziehen sich die Jäger und Studenten nach Flensburg. Sie finden die Stadt schon zum Teil in den Händen



Gefangene auf der Tronning Maria.
Versmann. Sager. Köstlin. Schaumann.
Nach einer Zeichnung von Boie.



der Dänen, dänisch gesinnte Bürger schießen aus den Fenstern auf die ermatteten Braven; eine dänische Schwadron jagt in gestreckter Karriere den Fliehenden nach und hofft die Heldenjünglinge mit dem Säbel niedermetzeln zu können; aber ein Warnungsruf genügt, die Fliehenden stellen sich Rücken an Rücken; erwarten festen Herzens den furchtbaren Angriff — da, eine Salve — und röchelnd wälzen sich Roß und Reiter im Staube!



Gefangene auf der Dronning Maria.
Wommelsdorf. Kunkel.
Nach einer Zeichnung von Boie.

Vom frühen Morgen 6 Uhr bis nachmittags gegen 4 Uhr hatten die Studenten und Jäger gefochten; noch war ihr Mut ungeschwächt, aber ihre Kraft erlahmte, und als sie jeden Widerstand nutzlos fanden und den Anstrengungen des Tages zu erliegen drohten, streckten sie die Waffen, die sie so ehrenvoll für deutsches Recht geführt.

Der größte Teil der Jäger und fast das ganze Studentenkorps fiel in dänische Gefangenschaft. 30 Tote und 143 Verwundete blieben auf dem Schlachtfelde liegen.

Gefangene auf der Dronning Maria.
Der Leipziger Buchhändler. Schaumann.
Todsen. Burmester.
Nach einer Zeichnung von Boie.

Der Todesmut war vergebens gewesen, Kiel und die Kieler Hochschule hatte den Verlust vieler heldenmütiger Braven zu beklagen und die übrigen Schleswig-Holsteiner sollten und müßten dessen stets eingedenk sein, daß Kiels Jugend zuerst ihr Blut für Schleswig-Holsteins Ehre verspritzte.

„Ob die Nacht die freud'ge Jugend töte,
Für den Willen giebt es keinen Tod;
Und des Blutes deutsche Heldenröte
Jubelt von der Freiheit Morgenrot."

Für die Herzogtümer war der Verlust der Studenten, welche den ganzen Sommer hindurch auf der Dronning Maria in Kopenhagen gefangen gehalten wurden, um so schwerer zu verschmerzen, weil in ihnen die Elemente zu einem eingeborenen Offizierkorps, dessen sie so sehr bedurften, für einen ganzen Feldzug verloren gingen. Das Los der Gefangenen war ein hartes; das der gefangenen Offiziere ein geradezu barbarisches und gemeines. Es ist hier nicht der Ort, nähere Kunde von der Handlungsweise dänischer Offiziere und Bürger zu geben, es lohnt nicht, alte Wunden aufzureißen und von neuem Erbitterung zu säen.



Die bei Bau gefangenen Studenten und Turner wurden durch Flensburg hindurch zum Hafen hinabgeführt. Ein Mitgefangener, Burmester, erzählt in dem Werke: Möller, Erinnerungsblätter: „Dieser Marsch gehört zu den bittersten Erinnerungen meines Lebens. Nicht die Kolbenstöße, Fußtritte und Flüche der dänischen Soldaten, die namentlich den in der letzten Reihe Marschierenden in reichem Maße zu teil wurden, waren das Bitterste für uns, sondern das Benehmen unserer eigenen Landsleute, für die wir ja unser Leben in die Schanze geschlagen hatten. Der ganze nördliche Teil Flensburgs war damals fanatisch dänisch gesinnt. Aus allen Häusern wehte der Danebrog, aus allen Fenstern blickten höhnische schadenfrohe Gesichter, regnete Spott, Hohn und Verwünschung auf uns herab. Scharen von Matrosen- und Fischweibern rannten wie Furien neben uns her und jauchzten laut auf, wenn einer von uns einen Kolbenstoß oder Fußtritt erhielt. Endlich gelangten wir zum Hafen, wo wir mehrere Stunden stehen blieben, ohne einen Tropfen Wasser zu erhalten." Dann ging es nach Kopenhagen, ein Teil ward direkt dorthin gebracht, ein Teil erst nach Sonderburg und dann nach Kopenhagen. Der Empfang der Gefangenen an beiden Orten war gemein, nicht nur der Pöbel empfing sie mit Steinwürfen und Schimpfreden, auch fein gekleidete Kopenhagener Herren und, so schändlich es klingt, vor allem auch Damen spieen ihnen ins Gesicht und ließen die gemeinsten Schimpfworte vernehmen.

Auf der Dronning Maria, einem Kasernenschiff, wurden die Gefangenen zuerst in einer kaum menschenwürdigen Weise untergebracht, erst im Laufe der Zeit, nach dem Siege der Deutschen bei Schleswig, ward ihnen eine bessere Behandlung zu teil. Großes Erstaunen rief bei den Dänen die Entdeckung hervor, daß Abkömmlinge der ersten Familien des Landes und Angehörige der besten Bürgerfamilien, nicht nur Schleswig-Holsteins, sondern auch Deutschlands, vor allem auch Hamburgs, sich unter den Gefangenen befanden und daß die schleswig-holsteinische Armee durchaus nicht aus dem Auswurf der Bevölkerung bestand, wie dem dänischen Volke vorgelogen worden war. Waren es doch Namen wie Ahlefeld, Reventlow u. a., fanden sich doch unter den Gefangenen Männer wie Dr. Versmann (jetzt Bürgermeister von Hamburg), Dr. Lehmann (Bürgermeister von Hamburg), Dr. Esmarch, Kier (später Landrat), Dr. Kunkel, Dr. Köstlin und viele andere mehr.

Die Gefangenen, etwa 200 an der Zahl, führten eine Art Selbstverwaltung ein. Der Versmann, der Francke und Hauptmann von Görner übernahmen die Leitung. Die Gefangenen wurden in sechs Sektionen geteilt, die wiederum unter einem Sektionsführer standen. Das Tagewerk war streng eingeteilt. Die musterhafte Ordnung und Disziplin errangen den Gefangenen bald die Achtung der dänischen Offiziere, und selbst der Kommandant, der sonst als brutal und roh verschrieene Oberst Lönborg, dessen beliebte Redensart: „Ich soll Sie, Gott verdamm' mir, zeigen, was Mittel ich habe!" ihn und seine Thaten überlebt hat, mußte die vortreffliche Disziplin anerkennen.

Im Laufe des Frühlings und Sommers ward das Los der Gefangenen viel erträglicher, sie erhielten ihr Geld wieder, konnten sich Geld senden lassen und sich an Lebensmitteln kaufen, was ihnen paßte.

So führten sie ein ziemlich erträgliches Leben, den schlimmsten Feind, die Langeweile, suchte man durch Lesen und Kartenspielen zu verscheuchen. Vom Juli an ward es einigen sogar gestattet, Privatlogis in der Stadt zu mieten, wenn sie einen Kopenhagener Bürger als Bürgen für ihr Nichtentweichen stellen konnten.

Am Morgen des 6. September verließen die Gefangenen die Dronning Maria. Auf der



Heimfahrt erhielten die Befreiten den letzten Beweis von dem Bildungsgrade und der Civilisation ihrer Gefangenwärter. In der kalten Septembernacht mußten Kranke und Gesunde in dünner Kleidung auf dem Verdecke lagern. Nahrung wurde ihnen während der ganzen Fahrt nicht verabfolgt und war nicht zu erhalten Wahrlich, bei der diesen, der Mehrzahl nach hochgebildeten Jünglingen auf den Transporten erwiesenen Behandlung hat Dänemark nicht bewiesen, daß es ein Staat ist, der in Kunst, Wissenschaft und Litteratur stets eine hervorragende Stelle einnahm. Am 7. September landeten sie in Eckernförde und am Abend des Tages trafen sie in Kiel ein, das in einem Lichtmeer strahlte und wo aus allen Fenstern Blumen und Kränze auf die Schwergeprüften herabregneten.

Der bei Bau errichtete Denkstein giebt den kommenden Geschlechtern bis in die fernste Zeit Kunde von der Opferwilligkeit und dem Heldenmut der Söhne der Christiana-Albertina.



Denkmal für die bei Bau gefallenen Studenten in Flensburg.
Nach einer Photographie.

Ein Gang durchs alte Kiel.



Die Schilderung dieser Zeitepoche möge eine Wanderung durch Kiel an der Hand des Planes von Langenbuch aus dem Jahre 1838 und eines noch nicht veröffentlichten Planes von H. Jahn aus dem Jahre 1846 beschließen.

Dem Reisenden, der sich Kiel im ersteren Jahre von Hamburg oder Lübeck her näherte, bot sich naturgemäß ein ganz anderes Bild wie heutzutage. Durch die 1832 erbaute Chaussee war eine ganz erhebliche Verbesserung des Verkehrswesens geschaffen worden, man gelangte in neun Stunden von Altona nach Kiel. Beim Rondeel erreichte man zwar die Grenze der Stadt, doch erst in der Nähe des Kirchhofes zeigten sich einzelne Häuser, so die Ölmühle von Diederichsen (jetzt Brauerei), neben dem neuen Teil des Friedhofs das später „Geisteshalle" benannte Gewese, gegenüber dem Friedhof die vom Advokaten Koch zu Anfang des Jahrhunderts erbauten Häuser, von denen eines Herr von Burt, der Schwiegervater von Moltke, bewohnte. Dann kam das Baumhaus, hierauf noch einige kleinere Häuser und der Schnakenkrug und von da ab war wieder unbebautes Land bis zum Ziegelteich. Die nach dem Wasser zu gelegene Straßenseite zeigte mehr Häuser, wenn auch zum größten Teil nur Gartenhäuser. Vom Friedhof führte eine Pappelallee bis zum Ziegelteich. Der 1793 angelegte Friedhof war bereits zu klein geworden, und ward 1836 erheblich vergrößert.



*) „Der Besuch von St. Jürgen erweckt so manche Erinnerungen an das alte Kiel, an längst vergangene Tage und Zeiten, — wiederum wachgerufen durch längst verklungene Namen. Es schlafen dort so viele Bürger der unaufhaltsam fortschreitenden Stadt, so viele segensreich wirkende Männer den ewigen Schlaf und ruhen aus von ihrer Arbeit und dem schön vollendeten Tagewerke ihres Lebens, die eilende Zeit hat schon manche Erinnerungen an dieselben verwischt; kaum kennt die jetzt lebende Kieler Generation die Namen ihrer dahingegangenen Mitbürger, die das Aufblühen der Vaterstadt förderten, und doch ist „Teilnehmendes Gedenken der Zeitgenossen zuletzt erprobtes Glück". Vielleicht hat es Interesse, einige Namen der Schläfer dort in die Erinnerung zurückzurufen, ein Stück Vergangenheit entrollt sich da vor unserem geistigen Auge. Kunst und Wissenschaft zeigen Namen von hellem Klang, deren Träger wir einst den Scheidegruß gaben „am dunklen Thor der Zeit", bei ihrem Eingang zur Ewigkeit, als wir sie auf St. Jürgen zur Ruhe betteten.

Klaus Harms, dessen gottbegnadigte Predigten und von Geist strömende Reden weit über die Grenzen von Schleswig-Holstein wiederhallten und die Kanzel in der St. Nikolaikirche berühmt machten, Klaus Harms schläft auf St. Jürgen, inmitten seiner Gemeinde, unter dem Denkstein, den seine dankbaren Zuhörer ihm weihten; ebenfalls der frühere Hauptprediger von St. Nikolai, **Konsistorialrat Fock**.

Die bahnbrechenden Kaufherren Kiels: Iselin, Faesch, Lantzius, Edward Birch, Schweffel, Brauer, Howaldt, Grube, Volkmar, Heesch, welche Summe von Intelligenz, Arbeit und Thatkraft entwickelten diese Männer, um Handel und Schiffahrt Kiels zu fördern und in die richtigen Bahnen zu leiten! Edward Birch durchbrach sogar das mächtige Eis des Hafens, um seinen Schiffen mit ihrer kostbaren Ladung freie Bahn in See zu schaffen.

Reiche Ernte hielt der Tod unter den Lehrern der „alma mater", die er vom Katheder nach St. Jürgen führte. Den Kurator der Universität Joh. Friedr. Jensen, die Kirchenräte Eckermann, Franke und Thomsen, Dr. theol. Kleuker, Professor Mau. — Konferenzrat G. H. Weber, Gründer des alten botanischen Gartens, den Direktor des Gartens Professor F. Weber, den Philosophen Etatsrat Erich von Berger, Ratjen, Professor Nasser, Nolte, Professor Paul Moldenhauer, Cramer, Chalybäus, Junghans, Thaulow, Niemann. Der medizinischen Fakultät raubte der Tod den Archiater Etatsrat Fischer, Professor Deckmann und Lüders, Konferenzrat Pfaff, die Etatsräte Wiedemann, Ritter, Meyn, Hegewisch, auf dessen Grabe eine von ihm gestiftete eiserne Tafel das Andenken Uwe Jens Lornsens wach hält. Professor Dr. Wilhelm Behn, gestorben in Dresden, Sanitätsrat Dr. von Maack, Professor Ferdinand Weber, Dr. Georg Weber, Physikus Valentiner und Franke, Dr. Fabricius, Dr. Kretschmer, Dr. Kersten. Die juristische Fakultät verlor Etatsrat Falck, Professor Friedlieb und Christiansen und Etatsrat Boje.

Die Oberappellationsgerichtspräsidenten Schmidt, Dumreicher, die Räte Nissen, Jansen, Brinkmann, de Fontenay, Prehn, Konferenzrat Kraus, Regierungsrat Peter Lüders, Regierungsrat Karl Thomsen, Bürgermeister Wiese und Jeß, Senator Karstens, Lorentzen und Eilers, die Justizräte Graba und Rahtlev, die Syndici Römer, Christensen und Jahn, Musikdirektor Apel, auch der große Balladenkomponist Karl Löwe, der 1869 zu Kiel starb, ruht dort.

Ein hohes Marmorkreuz schmückt die Gruft des Grafen Heinrich zu Rantzau und Gräfin Ottilie zu Rantzau, geb. Gräfin Reventlow. Besonderes Interesse erweckt ein hoher Denkstein, der

*) Einem Artikel aus der Kieler Zeitung entnommen.



vier bedeutende Namen vereint. Auf der einen Seite steht: Jens von Baggesen und Frau geb. von Haller, Tochter Albrecht von Hallers. Matth. 5 v. 8. Auf der anderen Seite steht: Karl Leonhard Reinhold und Frau geb. Wieland, Tochter des Weimarer Wieland. Ev. Joh. 14 v. 2. Die Seitenwände zeigen Lyra und antike Lampe, Schlange, sich in den Schwanz beißend und einen Kranz von sieben Sternen. Nahe dabei befindet sich ein ebenso hoher Denkstein, verziert an den Seiten mit umgekehrten, brennenden Fackeln, hoch oben eingemeißelt eine antike Lampe mit Eule, von dankbaren Schülern errichtet dem Professor der Philosophie Müller 1814. Dort ruhen Graf von Holk, Generallieutenant von Düring, Oberst von Lihme, Oberst von Sachau und Major Friederichsen, die Kammerherren und Hofjägermeister von Warnstedt und von Varendorff, Postmeister Kammerherr von Spaeth, Eisenbahndirektor Dietz und Güterbahnhofdirektor Georg Kauffmann. Künstlernamen sind vertreten durch Wolperding, Hansen, Wolters und Rehbenitz.

Da schlafen die beliebten Lehrer Dr. Struve, Professor Jansen, Bojens, Panje, Schlichting, Daevel, Diez. Es klingen noch manche altbekannte Namen an unser Ohr: Justizrat Witthöfft, Polizeimeister Wittrock, Willrodt, Arp, Mohr, Klotz, Lembke, Imhoff, Hoge, Bünsow u. s. w.

Den gefallenen Kämpfern von 1848—1850 ist ein Denkstein gewidmet und nicht weit davon bezeichnet ein hohes Eisenkreuz die Grabstätte von 22 Matrosen der Escadre française de la baltique 1854 und nennt ihre Namen.

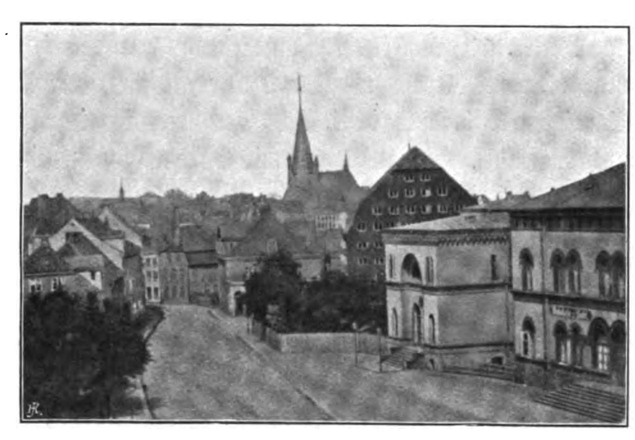
Die Erde ist überall des Herrn und Er läßt Gras und Blumen wachsen, auch über sie, welche nicht in heimischer Erde ruhen, denen keine liebende Hand Kränze reicht!"

Das neben der Kirche liegende St. Jürgenskloster wurde abgebrochen, als 1822 das jetzige Stadtkloster erbaut wurde, welches sämtliche vier Stadtklöster in sich vereinigte. — Fräulein Henriette Friederike von Ellendsheim hatte 1808 den vier Stadtklöstern, dem St. Annen-, dem St. Jürgen-, dem Heiligen Geistkloster und dem Neuen Gasthaus gemeinschaftlich die Hälfte ihres gesamten Nachlasses vermacht, zum Zwecke der Verbindung derselben zu einer Stiftung und ward diese Summe zum Bau des Stadtklosters 1822 verwandt. Von den früheren Klostergebäuden wurden die des Annenklosters verkauft, die des Jürgenklosters abgebrochen, das des Heiligen Geistklosters und das des Neuen Gasthofes, die nebeneinander am Küterthor lagen, zu einem Zwangsarbeitshaus umgewandelt. Das Stadtkloster war ursprünglich nur einstöckig, 1864 wurde es durch die Beihilfe der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde erweitert.

An das Stadtkloster nach der Stadt zu schlossen sich Gärten mit einzelnen Häusern und dann folgte etwas zurück gelegen, gegenüber dem Ziegelteich, die schon früher erwähnte, halb verfallene Ziegelei. Bekanntlich mußten von dieser der Nikolaikirche gehörenden Ziegelei die Bewohner Kiels zu allen Bauten das Material nehmen, was das Bauen sehr erschwerte, da die Preise infolge der Konkurrenzlosigkeit hoch und oft nicht einmal Steine genug vorrätig waren. Durch das Ausgraben des Lehms für diese Ziegelei war mit der Zeit der Ziegelteich und der Sumpf an der vorderen Küperwiese entstanden; da aber an diesen Stellen das Material längst ausgegangen war und man den Lehm mit großen Unkosten von weither kommen lassen mußte, so machte sich die Ziegelei trotz des Monopols nicht bezahlt, zumal wegen der hohen Preise an einen Absatz der Waren nach auswärts nicht zu denken war. 1833 erwarb die Stadt die Ziegelei nebst Grundstück von der Kirche. Es wurde eine Ziegeleiabgabe ausgeschrieben, in der es hieß: „In Gemäßheit Allerhöchster Resolution vom 22. März 1833 wird über sämmtliche Hauseigenthümer, mit Ausschluß der zur Noblesse gehörigen



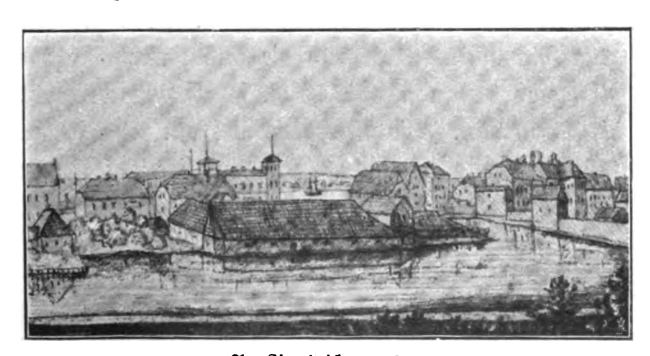
Hausbesitzer, welche adelige Güter besitzen, Behufs der zur Entschädigung der St. Nikolaikirche wegen Aufhebung der derselben gehörigen, vor der Stadt belegenen monopolisirten Ziegelei und Kalkbrennerei aufzubringenden Summe (von 397 Rthlr. 37 Sch. = 636 Rbt. 44⁴/₅ Sch.) unterm 16. April 1833 dergestalt ausgeschrieben, daß bis weiter jährlich 17 Sch. von jedem contribuablen Keller, also 2 Rbt. 25 ³/₅ Sch. à Vollhaus, für die Kirche erhoben werden sollen." Gegen Ende der dreißiger Jahre wurde endlich die Ziegelei abgebrochen.



Bahnhof und Klinke.
Nach einer Photographie aus den 60ger Jahren.

Neben der Ziegelei nach der Stadt zu befand sich 1838 ein Schiffsbauplatz, dann folgte ein Holzlager, das von dem Ausfluß des Ziegelteichs in den Hafen begrenzt wurde. Auf der gegenüberliegenden Seite der Straße waren mit Ausnahme der wenigen angeführten Bauten nur Gärten, Wiesen, Sumpfflächen mit Ellern und Weiden bestanden, nur ab und zu fand sich ein Gartenhaus. An dem schon bei der Schilderung des Aussehens der Stadt 1793 und 1806 erwähnten Weg vom Sophienblatt nach der Prüne, der jetzigen Friedrichstraße, liegt das Militärkrankenhaus. Während der Cholerazeit der Jahre 1830 und 1831 diente es als Choleraspital. Am Schülperbaum finden sich einige Häuser, der Königsweg ist noch ganz unbebaut. Vom Schülperbaum zum Ziegelteich erstreckte sich eine Wiese, durchschnitten von einem zu diesem Gewässer führenden Abfluß des Prünerteichs. Ein Trottoir bestand bei der Pappelallee nicht, das Pflaster war sehr schlecht und der Weg für Fußgänger bei Regenwetter schwer passierbar. Hinter der Allee senkte sich das Terrain von Dorfgarten bis zur Stadt allmählich zum Hafen hinab, erst die Anlage der Bahn brachte den Anfang der großartigen Umgestaltungen, welche dann in spätern Jahrzehnten fortgesetzt das Ufergebilde des Hafens vollständig verändert haben.

Bis 1831 befand sich an der Klinke „Holtenklinf", wie früher der Name war, ein Schlagbaum; den Bemühungen einsichtsvoller Bürger gelang es in diesem Jahre zu erreichen, daß die Bäume an der Holstenbrücke, Klinke und Schülperbaum aufgehoben und statt dessen neue an der St. Jürgenskirche, am Walkerdamm und am Galgenteich (Kronshagenerweg) errichtet wurden. Die Erhebung einer Naturalabgabe beim Einpassieren in die Stadt auf der Holtenklink blieb jedoch bestehen und war für die jährliche Summe von 80 Rbt. verpachtet. Die Abgabe erstreckte sich auf Holz, Torf und Besen, und zwar mußten gegeben werden vom Fuder Holz ein Stück, vom Fuder Torf drei Soden, vom Fuder Besen zwei Besen. Die an der Klinke befindliche Stadt-



Am Ziegelteich um 1850.
Nach einer Zeichnung von Dr. Ritter.



wohnung (die jetzige Apotheke) war für 64 Rbt. jährlich in Erbpacht gegeben. Die 1831 neu angelegten oben erwähnten Schlagbäume, der offizielle Ausdruck lautete: „Barrierehäuser mit Schlagbäumen", waren für ca. 5500 Rbt. erbaut und waren mit der tarifmäßigen Hebung zusammen für 1581 Rbt. 19 Sch. in Pacht gegeben. Die Barrieren waren in der Zeit von Michaelis bis Ostern von morgens 6 bis abends 9 Uhr geöffnet, von Ostern bis Michaelis von 5 bis 10 Uhr. Das Barrieregeld bestand in 1 Sch., der beim Hereinpassieren gezahlt wurde, beim Herauspassieren wurde nichts gezahlt. Allen Wagen mit Gartenfrüchten, Butter, Eiern, Speck und anderen Viktualien, sowie ganz leeren Wagen wurde beim Verlassen der Stadt gegen Rückgabe eines vorher erhaltenen Empfangsscheines die beim Hineinpassieren erlegte Abgabe zurückerstattet. Befreit von der Abgabe waren alle Einwohner von Kiel mit ihrem Fuhrwerk, alle Reiter und Lohnpferde, alle Wagen, auf denen sich bloß Reisende und deren Gepäck befanden oder die bloß mit Personen besetzt waren. Während der Nacht mußten jedoch diese Wagen, wie die Reiter auch 1 Sch. zahlen und zwar beim Herein- oder Herauspassieren. Von jeder Abgabe, auch zur Nachtzeit, waren dagegen befreit: Posten, Kuriere, Estafetten, Militärkommandos, Personen, die mit landesherrlichen Fuhrpässen reisten, alle herrschaftlichen Fuhren und Transporte, mit Einschluß der Wagen mit herrschaftlichem Brennholz, alle in Kiel ansässigen Zollbeamten, Wagen und Pferde, welche bei Feuersnot gebraucht werden, alle einheimischen und auswärtigen Wagen mit angekauftem Brennholz für Einwohner der Stadt Kiel, jedoch nur auf vorgängige gewissenhafte Anzeige der Käufer, die zur Stadt kommenden Milchwagen und schließlich die mit Mist beladenen Wagen.

Die von der Stadtkasse für die Schlagbäume gezahlte Pacht wurde verwandt, um die sämtlichen aus dem Areal des Stadtfeldes abgelegten, in einer Länge von zwei Drittel Meilen ganz mit Steinpflaster versehenen Landstraßen städtischer Jurisdiktion zu unterhalten.

Gegenüber dem Baumhaus auf der Klinke, neben der ehemaligen Salzwiese, lag die „Zuckerfabrik" (wo jetzt Hotel Germania sich befindet); ein schmaler Weg (der Anfang der Fabrikstraße) bildete den Zugang zu dem Schiffsbauplatz und anderen Gewesen, darunter die Cichorienfabrik von Klemm, welche sich dort befanden und zu der Rosenwiese und den Gärten, die sich bis ans Wasser hin erstreckten. An den Ziegelteich an schloß sich der Pferdeborn, aus diesem führte bis 1833 als ein unbedeckter, mit Steinwänden versehener Wasserlauf der Mühlenbach, unter dem Schweffelschen Haus und der Schevenbrücke hindurch, zu der in der Fleethörn gelegenen städtischen Malzmühle. Diese Mühle lag ursprünglich am Pferdeborn, auch Mühlenteich genannt und war dem Rat der Stadt Kiel von dem Herzog Christian Albrecht für 310 Rthlr. Courant jährlich in Pacht gegeben. Im vorigen Jahrhundert ward die Mühle nach der Fleethörn verlegt und die Stadt nahm sie von der königlichen Rentekammer bis 1822 für 960 Rbt., von da an für 880 Rbt. jährlich in Erbpacht, bezog aber wiederum eine Afterpacht von 1900 bis 2000 Rbt. Die Afterpacht lief auf zehn Jahre; von 1830 bis 1840 war N. F. Harder, von 1840 an Weinolt Pächter. In den vierziger Jahren ward die Mühle abgebrochen und das Monopol aufgehoben.

Bei dieser Gelegenheit möge gleich erwähnt werden, daß die Stadt und Vorstadt Kiel, sowie das Amt Kiel, soweit es nach der Stadt Kiel, den Kirchen zu Schönkirchen und Elmschenhagen eingepfarrt ist, den Zwangsdistrikt der Neumühlener Wassermühle bildeten. Die Bewohner der Stadt und der in dem bezeichneten Amtsdistrikt liegenden Gehöfte, Dörfer und Stellen waren verpflichtet, alles Korn und Schrot ohne irgend eine Ausnahme, sei es zum eigenen Verbrauch oder inländischen Ver-



kauf bestimmt, auf dieser Mühle mahlen und schroten zu lassen, und sich in keinem Fall einer anderen Mühle zu bedienen, als wenn die Neumühlener Wassermühle nicht innerhalb drei Tagen nach geschehener Ablieferung des Kornes dasselbe vermahlen sollte. Die Bewohner des Amtsdistrikts waren ferner verpflichtet, ihr Malz auf der Mühle vermahlen zu lassen; von welcher letzteren Verpflichtung die Stadtbewohner insoweit entbunden waren, als das zum Verbrauche der Stadt erforderliche Malz dem Mühlenzwange nicht unterworfen war. Jede Einführung auf anderen Mühlen gemahlenen Kornes oder Schrotes in den Zwangsdistrikt war bei Konfiskation desselben untersagt. Bei Kontraventionen, welche zur Bestrafung denunziert wurden, und bei Konfiskationen erhielt der Pächter der Neumühlener Mühle die Hälfte des konfiszierten Mehles, Malzes oder Schrotes, sowie der erkannten Brüchen. Verpachtet war die Mühle Jahre hindurch für 6060 Rthlr. Courant an den Müller Herrn Weinholdt. Erst 1864 gelangte die Mühle in Privatbesitz.

Zwischen Ziegelteich und Klinke am Pferdeborn lagen nur vereinzelte Häuser und große Holzplätze, zwischen denen ein Weg am Pferdeborn entlang zur Langenreihe führte. Muhls Gasthof findet sich 1842 bereits an dieser Stelle erwähnt, in den dreißiger Jahren war Behrens Besitzer desselben.



Haus Vorstadt 25 vor dem Umbau.
Nach einem Aquarell.

Die „Holtenklink" bildete den eigentlichen Zugang zur Stadt. Aus den kleinen und unansehnlichen Häusern der Klinke, vielfach nur Speicher, und der Vorstadt ragte das Schweffelsche Haus hervor, das mit seiner großen Freitreppe sich als würdiger Sitz einer angesehenen Familie repräsentierte. Auf der Klinke und in der Vorstadt findet man bereits verschiedene Gasthäuser und Gasthöfe, so die Wirtschaft von L. W. M. Wulff, Klinke 40, Jipp, Vorstadt, „Stadt Lübeck" von Brandt, Vorstadt 1, Hotel zum „König von Dänemark" von Mundt, Vorstadt 262, „Stadt Flensburg" von Hodorff, Vorstadt 22, „Holsteiner Hof" von J. F. Dreis, Vorstadt 25. Die zu Anfang des Jahrhunderts in der Vorstadt befindlichen Gasthöfe „Der Adler" von Petzold und der Gasthof von Rohwedder sind eingegangen.

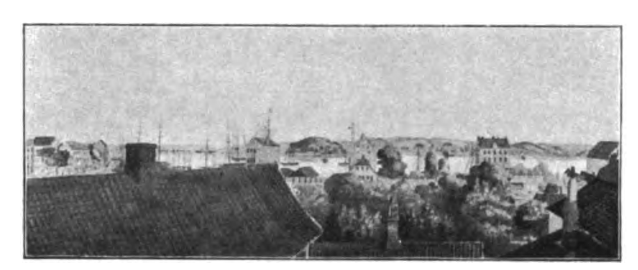
Die Häuser auf der rechten Seite der Vorstadt hatten meist große Gärten, die sich bis ans Wasser oder zu der sich am Hafen hinziehenden Rosenwiese erstreckten. Kleine unansehnliche Häuser wechselten hier noch vor wenigen Jahren mit stattlichen Bauten ab; Freitreppen, eingefaßt von steinernen Beischlägen, welche die Kinder zum Hinabrutschen verführten, waren mehrfach vorhanden; an die schönen Gärten, welche die nach dem Wasser zu gelegenen Häuser besaßen, erinnert jetzt noch ab und zu ein alter schöner Baum, der sich fremdartig genug in der neuen Umgebung ausnimmt. Die Hafenstraße ward erst in den sechziger Jahren angelegt. Eines der ältesten Häuser dieses Stadtteils ist das Geschäftshaus der Firma Lantzius, die seit 1804 ihr Geschäft dort betreibt. Ein anderes altes dort befindliches Geschäft: die Buchbinderei von Löwe, ist leider vor nicht langer Zeit eingegangen.



Ein Stadtteil, der sich noch etwas den alten Charakter bewahrt hat, wenn er ihn auch von Jahr zu Jahr mehr einbüßt, ist die Gegend Langereihe, Prüne, Walkerdamm und die ganze Gegend der Kuhberge. Aber auch hier haben in den letzten Jahren durchgreifende Veränderungen stattgefunden; verschwunden ist dort der botanische Garten mit seinen alten Bäumen, gefallen das alte Krankenhaus, neue Straßenzüge breiten sich allerorten aus, und die Prüne, die Kirchhofsallee und der Königsweg sind seit langem keine Straßen mehr, die außerhalb jeden Verkehrs liegen.

Trotzdem findet man in den erwähnten Stadtteilen, wenn man den Gang durch Gäßchen und Gänge nicht scheut, manch malerischen Winkel, sieht man häufig ein altes ehrsames Bürgerhaus, das von den Zeiten erzählt, wo die Häuser am Walkerdamm mit ihren Gärten und Hofplätzen noch bis an den Prünerlauf und Ziegelteich reichten und der Blick aus den Fenstern der Häuser sich bis zur Jürgenskirche und über den Hafen nach den so malerischen Höhen von Dorfgaarden erstreckte.

Aus jener Zeit stammt die Schilderung Kästners*), der die Aussicht von einer Koppel am früheren Fußwege vom Schülperbaum nach Winterbeck (Hassee), Gegend der jetzigen Kirchhofsallee, beschreibt:



Aussicht aus Dr. Ritters Fenster (jetzige Hafenstraße).
Nach einem Aquarell von Burmester sen.

„Hier sah man nach Osten hin die schon erwähnte Leere der jetzt so dicht bebauten Fläche zwischen Vorstadt und St. Jürgen, im Vordergrunde die Hummel- und Böttcherwiese mit ihren Gärten, Weidenanpflanzungen, Sumpf- und Bruchstellen. Neben diesen — südwestlich — erblickte man einzelne Häuser und vor denselben — südöstlich — erstreckte sich die große Pappelallee, von der Vorstadt nach Südwesten gehend. Durch die Allee schimmernd gewahrte man die Ziegelei mit den Ziegeleiwohnungen und die Strandwiesen als Badeplätze neben dem Hafen. Jenseits des Hafens zeigten sich die erhöhten Strandufer mit dem einsam stehenden Fährhause zum Sandkrug zwischen Dorfgarten und Ellerbeck. Nordöstlich blickend gewahrte man den botanischen Garten, den Schülperbaum mit dem zerfallenen schwarz angeteerten Gartenhause an der Ecke des Weges zwischen „Ziegelteich" und „Böttcherwiese", jetzt Friedrichstraße; ferner das Militärlazarett mit Gärten vor und neben demselben, von wo aus man eine ländliche Übersicht über eine herrliche Wiese, niedliche Gärten und über den Ziegel- und Pferdeteich hatte. Es präsentierte sich östlich und nordöstlich der Schlagbaum und die Holzlager in der Gegend der Klinke und des Bahnhofes, sowie die Langereihe und der Walkerdamm.

Es ist eigentlich seltsam, daß über die Entstehung des Kuhbergviertels wenig bekannt ist. Sicher ist es ja, daß sich in der Nähe des ehemaligen Prünerteichs zu einer Zeit, wo von einer Stadt Kiel nicht die Rede sein konnte, alte Niederlassungen befanden, es ist auch wahrscheinlich und denkbar, daß sich diese Dorfgemeinden, so etwa ist die Gestaltung des Ganzen zu denken, bis zum jetzigen Exerzierplatz und bis zur Prüne hin erstreckten; da ferner der Zugang, die Hauptstraße zur Stadt in alter Zeit der Königsweg war und auf denselben auch die Wege nach den benachbarten Dörfern mündeten, so ist es denkbar, daß in der Nähe der Schevenbrücke, am Walkerdamm, nach und

*) Kästner, F., Streifereien in der Geschichte Kiels. Kiel 1870.

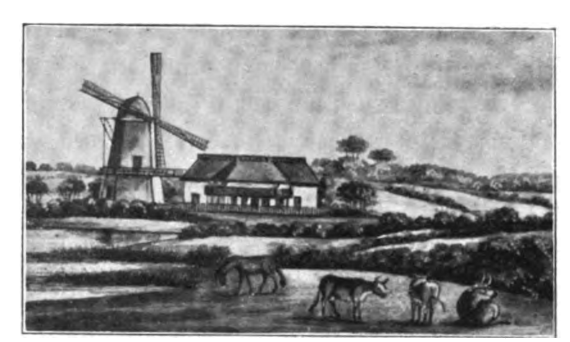


nach Ansiedelungen entstehen mußten, die sich dann allmählich zur Höhe hinanzogen und mit den dort befindlichen ländlichen Wohnstätten verbanden. Das Terrain, auf dem 1575 die ersten Häuser der Vorstadt erbaut wurden, hieß Kuhstede; 1483 wird ein Landtag, als auf dem Kuhberg abzuhalten, ausgeschrieben, in der Einweihungsschrift der Universität 1665 wird ausdrücklich vom Dorf Kuhberg geschrieben. Einen dorfähnlichen, ländlichen Charakter trug diese Gegend in den dreißiger Jahren noch vorwiegend; der hinter dem Krankenhause belegene Arm der Prüne bewahrte sich denselben noch lange Zeit.

Die Sandkuhle, früher eine schlammige Niederung, ward erst in den fünfziger Jahren aufgefüllt; am Exerzierplatz endigten die dorfähnlichen Häuserreihen des Kuhberges mit der hüttenartigen Kuhhirtenwohnung und der Reeperbahn.

Auch den Exerzierplatz darf man sich nicht so geebnet und flach, wie jetzt, denken. An der Stadtseite hatte derselbe früher eine hohe Straßenwand; der winterliche Tummelplatz unzähliger Straßenschlitten. Zu Marktzeiten wurden bereits im vorigen Jahrhundert auf dem Kuhberg die Pferdemärkte abgehalten, der Ochsenmarkt im Herbst wurde jedoch erst nach 1812 dort, bis dahin auf dem Marktplatz, abgehalten.

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts befand sich das privilegierte Schießhaus und die Vogelstände an der Prüne, auf dem Plan von 1838 finden wir auch den Schützenwall bereits angelegt. Bis in die dreißiger Jahre war die Gegend am Exerzierplatz fast ganz unbebaut, erst Anfang der dreißiger Jahre ward dort von dem Gastwirt Wegener die „Erheiterung“, später „Colosseum“ benannt, erbaut, die wegen ihres großen Saales allgemein bewundert und angestaunt wurde. Hinter dem Exerzierplatz lagen der Große und der Kleine Galgenteich, weiterhin an der Straße nach Eckernförde der „Melkenkrug“ (jetzt „Englischer Garten“) und weiter hinaus die „Graupenmühle“; am Kronshagenerweg befindet sich die „Schinderkathe“. Größere und kleinere Teiche finden sich mehrfach in dieser Gegend, der Martenteich, der große Prünerteich, der Bornteich, der große Schreventeich und die beiden Galgenteiche. Das Wasser des Schreven- und Galgenteichs diente zur Versorgung der Stadt mit Trinkwasser. Es wurde durch Wasserröhren, die sogenannten Pfeifenbäume an und durch die Stadt geleitet. An Vervollkommnung der Wasserversorgung ward 1838 bereits gedacht, in den vierziger Jahren fanden Verhandlungen mit der Regierung wegen Erwerbung des Schreventeiches statt, welche jedoch ins Stocken gerieten und erst in den fünfziger Jahren wieder aufgenommen wurden. In der Holstenstraße waren bei der 1823 erfolgten Umpflasterung eiserne Wasserröhren gelegt worden aus den Mitteln des Schmidtschen Legates.



Die Graupenmühle um 1810.
Nach einem Aquarell von Bünsow.

An der Eckernförder Landstraße lag die Graupenmühle. Die erste hiesige holländische „Graupen- und Grützwindmühle“ ward im Jahre 1743 durch Hans Nikolai Andresen aus Flensburg erbaut, wozu seitens der Stadt ein Platz von 160 Fuß lang und an einem Ende 110, am anderen 50 Fuß breit hergegeben ward. Der Erbauer ward verpflichtet, das Bürgerrecht zu erwerben, sofort



200 Reichsmark „Windfanggeld“ und nach Verlauf von fünf Freijahren eine jährliche Rekognition von 10 Rthlrn. zu bezahlen, wogegen die Stadt sich verpflichtete, keine andere „Graupen- und Grützmühle“ zuzulassen. Regierungsseitig ward dem Müller ein Privilegium erteilt, in welchem ihm aufgegeben war, mit Bezug auf die Zwangsrechte der königlichen Kornmühle zu Neumühlen und der Malzmühle in der Fleethörn, nur Graupen und Grütze zu mahlen. Im Jahre 1752 kam die Mühle in Besitz von Klaus Thiessen, der von Anfang her Mitbesitzer gewesen zu sein scheint. Ihm folgte 1765 sein Stiefsohn J. H. Wilmsen, welcher die Mühle 1808 an seinen Schwiegersohn Johann Rudolf Lütgens überließ. Lütgens' Witwe verkaufte das Gewese 1829 an J. Mordhorst, nach dessen Tode dasselbe um 1860 an seine beiden Söhne kam. Später war es Eigentum der Frau D. Kühl, geb. Mordhorst, zu Demühlen. Der mit der Graupenmühle verbundene Landbesitz wurde zuerst von der Stadt geerbpachtet, jedoch ist der Kanon später abgelöst. Seit Aufhebung des Mühlenzwanges war der Betrieb nicht mehr beschränkt und der Name „Graupenmühle“ nur noch historisch. Infolge dessen wurde das Gewese durch eine Dampfmühle vergrößert. Vor etwa 15 Jahren ward die alte Mühle durch einen Blitzschlag vernichtet.

Das Stadtfeld ging damals in großen Koppeln bis an die Stadt. Seite 130 findet sich bereits eine kurze Notiz über die Stadtländereien und eine Karte derselben; es möge hier der Platz sein, dieselben eingehender zu besprechen.

Auf dem Plan von 1766 finden wir die Ländereien namhaft aufgeführt; sie umfaßten am Anfang dieses Jahrhunderts 1012 Tonnen, waren in zehn Haupt- oder Binnenschläge geteilt und mit Gräben und Knicks versehen. Nach Vorschrift des Generallandes- und Ökonomie-Verbesserungsdirektoriums vom 15. März 1772 und 3. Februar 1802 lagen von den Hauptschlägen beständig sechs in Weide, während die vier übrigen unterm Pfluge gehalten wurden. So oft ein Weideschlag aufgebrochen werden sollte, wurde er in Losen von je einer Tonne öffentlich an den Meistbieter, ohne Unterschied, ob Bürger, ob Schutzverwandter, auf vier Jahre verheuert, dagegen alle Jahre einer der Ackerschläge, nachdem er seine vier Saaten getragen, wieder in Weide genommen. Die Nebenschläge waren meistens Wiesen, mehrere Tonnen waren unurbares Land. Hinsichtlich der Weidebenutzung stand den Hausbesitzern das Privilegium zu, für jedes sogenannte ganze Haus vier, und jeden sogenannten Keller eine Kuh frei auf die Weide zu schicken. Für die übrigen Kühe mußte ein Weidegeld von 3 M. 60 Pf. gezahlt werden. Von Pferden wurden die des Scharfrichters, der sogenannten Thorfahrer, sowie der städtischen Schlachter unentgeltlich geweidet. Die Schlachter mußten dafür „bei Delinquenten und Feuersgefahr zu Pferde gegenwärtig sein“. Für Schafe und Schweine, für welche früher nichts entrichtet ward, wurde seit 1762 ein Weidegeld von 30 Pf. und für Ziegen statt der früheren 4 M. 80 Pf. — 9 M. 60 Pf. bezahlt. Mit Rücksicht auf die schlechten Finanzverhältnisse der Stadt aber wurde im Jahre 1767 vom Generaldirektorium für die früher freien Kühe ein Weidegeld von 3 M. 60 Pf. festgesetzt und für jede übrige Kuh von Hauseigentümern 10 M. 80 Pf., von anderen Bürgern 14 M. 40 Pf. verlangt. Zugleich ward die Zahl der frei weidenden Pferde auf zwanzig (des Scharfrichters und der Thorfahrer) beschränkt, für alle übrigen dagegen, auch die der Schlachter, das Weidegeld auf 18 M. bis 21 M. 60 Pf. festgesetzt. Das Weiden von Schafen und Ziegen ward ganz untersagt und Schweine nur in beschränkter Anzahl zugelassen. Nach einer weiteren Erhöhung des Weidegeldes von resp. 3 M. 60 Pf. auf 4 M. 5 Pf. und von 10 M. 80 Pf. auf 11 M. 25 Pf. betrug die durchschnittliche Bruttoeinnahme von den Weiden in den Jahren 1781 bis



1790 für zirka 380 Stück Vieh jährlich 3121 M. 20 Pf. Von 1786 bis 1795 belief sich der Durchschnittsertrag auf 3018 M., und in demselben Zeitraum wurden für die Ackerländereien jährlich etwa 9601 M. 20 Pf. an Pacht erhoben. Zur Verbesserung des Weidelandes wurden von 1795 bis 1798 jährlich reichlich 360 M. für Kleesamen verwandt, womit jedesmal „die unterm Pflug gewesene abgehende Koppel" besäet ward.

In den Jahren 1797—1800 wurde auf Antrag der beim gemeinschaftlichen Weiden in Zwistigkeiten geratenen Interessenten die Einkoppelung der bisher als Gemeindeweide benutzten Schläge Papenkamp, Stadtfeldkamp und Lehmbrook vollzogen.

Von 1812 an wurde von den zum Kornbau bestimmten Ländereien eine anfangs kleine, jedoch von Jahr zu Jahr wachsende Tonnenzahl an die benachbarten Landwirte der Ämter Kiel und Cronshagen verpachtet und auf diese Weise eine besonders bei der Verpachtung entfernt liegender Koppeln für die Stadtkasse sehr vorteilhafte Konkurrenz herbeigeführt.

Drei bis vier Tonnen Landes, von der Graupenmühle bis zur Scheide des Stadtfeldes, zu beiden Seiten der Eckernförder Landstraße, waren bis 1825 ganz unbenutzt. Es wurde dort nur Sand und Lehm gegraben. In dem erwähnten Jahr wurde auch dieses Land urbar gemacht und zur landwirtschaftlichen Benutzung eingerichtet.

Der Ertrag der Weiden wurde im Jahre 1830 durch Festsetzung des Weidegeldes für Kühe von Nichthausbesitzern auf 18 M. und für die Pferde der Thorfahrer auf 7 M. 20 Pf. wiederum nicht unerheblich vermehrt. Überhaupt waren die Einkünfte aus den Stadtländereien in beständigem Steigen begriffen. Von 1763 bis 1772 war der durchschnittliche Reinertrag sämtlicher Ländereien nur 5414,40 M., von 1778 bis 1780 schon 8920,80 M., von 1786 bis 1795 bereits 12 679,20 M., von 1808 bis 1832 dagegen 14 986,80 M., obgleich sich auch die Ausgaben dementsprechend vermehrt hatten.

Von 1833 an ward damit begonnen, die sämtlichen Hauptschläge in Koppeln zu zerlegen und mit Wall und Knick zu versehen. Zugleich wurden die Triften zu den Koppeln gelegt und die Wege in angemessener Breite eingefriedigt. Diese Koppeln wurden nun gleichfalls auf zehn Jahre verpachtet, wie es schon früher mit den Nebenschlägen geschehen war. Bis 1842 war diese Arbeit durchgeführt und eine erheblichere Einnahme geschaffen worden. Das Privilegium der Hausbesitzer in Betreff der Viehweide ward 1836 aufgehoben.

Ein Stück Poesie ging damit verloren. Volbehr schreibt: „Welches Fest war es für uns Knaben, wenn am 12. Mai, dem althergebrachten Tage des Ausjagens, die Kühe auf die Weide gebracht wurden und in großen und kleinen Trupps, hier geführt, dort frei einherrennend, die Straßen füllten. Und wenn wir dann an einem der ersten Sonntagnachmittage mit Vater und Mutter nach dem Weideplatze gingen, um nach dem Befinden unserer Lieblingskuh uns umzusehen, oder erzählen zu hören, welcher der städtischen Stiere in den regelmäßig in den ersten Weidetagen stattfindenden Wettkämpfen den Sieg davon getragen hatte. Und es war gar hübsch, wenn an stillen Sommerabenden die langen Reihen der von der „Kuhregel" heimkehrenden Milchmädchen mit ihren grünen Eimern, deren blankpolierte Messingbänder in der Abendsonne glänzten, den Kuhberg hinunterzogen!"

Zu verschiedenen Zeiten, so 1758, 1780, 1792 und 1834, gelangten Anträge an die Stadt, die Ländereien aufzuteilen. Sie scheiterten stets an dem Widerstand der städtischen Behörden, und



wir Nachkommen müssen den damaligen Vertretern der Stadt großen Dank zollen für den weitsichtigen Blick, den sie damit bewiesen haben.

Um 1820 sind einzelne der Ländereien, so Teile der Kieler Koppel und der Hummelwiese, zum Gartenbau verpachtet. Der Anregung des Statthalters von Schleswig-Holstein, des alten Landgrafen Karl von Hessen, Armengärten nach dem Muster der in Schleswig eingerichteten auch in Kiel anzulegen, ward vorerst keine Folge gegeben. Erst 1830 wurde mit der Anlegung städtischer Gärten begonnen, zuerst am Prünerschlag sog. Armengärten vorgelegt. Sie hatten die Bestimmung, besonders kleine Handwerker und Tagelöhner, nicht bereits ganz Verarmte, gegen geringe Vergütung in die Lage zu setzen, ihren Bedarf an Feld- und Gartenfrüchten selbst zu bauen, oder auch durch Verkauf der Früchte eine kleine Nebeneinnahme zu erzielen. Für die ersten zwei Jahre wurde kein Pacht gezahlt, vom März 1832 an aber jährlich 15 Pf. à Quadratrute. 1837 wurde die Galgenbergskoppel, sowie ein Teil der Cacabellenkoppel zur Gartenbenutzung verpachtet. Im Laufe der Jahre wurden immer mehr Ländereien herangezogen und 1865 wurde die öffentliche Verpachtung eingeführt. Welch eine segensreiche Einrichtung die Anlage dieser städtischen Gärten geworden ist, kann ich hier nur kurz streifen.



Die Hebammenanstalt und der alte Waisenhof. Nach einer Zeichnung.

Am Waisenhofe begannen die Damperhofländereien, von dort aus führten schmale Fußwege hinüber zur Brunswiek. Einzelne Gärten lagen bereits auf den Ländereien, auch ab und zu ein Wohnhaus, aber noch begrenzten den „Kleinen Kiel" die sumpfigen Vorufer jener Wiesen und Gärten, und idyllische Ruhe herrschte dort allerwegen. Verschwunden sind längst die Zeiten, wo sich hier die schönsten Landschaftsbilder boten, wo sich ländliche Fußwege durch üppige Wiesengründe nach den nordwestlichen Anhöhen zwischen Gärten und Feldern hinzogen, und wo man beim Scheiden der Sonne zwischen den Gärten und Holzgruppen eine schöne ländliche Übersicht über die vorliegenden Gärten, den Kleinen Kiel und die Stadt hatte.

Ein zweiter Fußweg führte von der Fleethörn aus nach den Damperhofländereien. Bei der Gebäranstalt am Ende der Fleethörn hörte die Stadt auf, dort befand sich eine Bretterwand mit einer Pforte für Fußgänger, von der aus ein Fußweg neben dem ungeregelten Ufer des Kleinen Kiels nach den Höhen des Damperhofs und den daselbst befindlichen Gärten führte. Die Fleethörn selbst war eine enge winkelige Straße, beengt durch die am Eingang des Mühlenbachs belegene Mühle mit ihren großen Triebrädern. Die Gebäranstalt war 1805 angelegt worden, mit ihr war eine Hebammenschule verbunden. Die Gründung derselben war seinerzeit dem Kurator Graf Reventlow-Enckendorf sehr verargt worden, man fürchtete, sie würde den bereits früher gegründeten Entbindungsanstalten in Flensburg und Altona schaden. Leiter der Anstalt war von 1805 bis 1840 Professor Wiedemann; seit 1824 war Assistent an derselben und seit 1839 provisorischer, von 1841 bis



1848 wirklicher Leiter Professor G. A. Michaelis. Unter dem Nachfolger von Michaelis, Professor Litzmann, ward die Anstalt nach dem Krankenhausberg verlegt.

Doch kehren wir wieder zur Vorstadt zurück und wenden uns dann der Altstadt zu. Vor den Häusern standen vielfach noch Bäume, neben den Thüren der Häuser und auf den Beischlägen waren Bänke angebracht, auf denen die ehrsamen Bürger und Bürgerinnen saßen und bei traulichen Gesprächen den Feierabend verbrachten. Die Bäume fielen später der Straßenregulierung zum Opfer. 1829 wurden die ersten Kopfsteine in der Holstenstraße gelegt und bald darauf auch in der Damenstraße. Aber erst von 1838 an ward die Pflasterung der Stadt nach einem bestimmten Plan rasch durchgeführt. Auf Beschaffenheit der Straßen, auf die Beleuchtung derselben werde ich am Schluß dieses Abschnittes noch ausführlicher zu sprechen kommen.

Die Barriere an der Holstenbrücke war, wie vorausgeschickt, gefallen und damit ein großes Verkehrshindernis beseitigt. Neben dem noch jetzt vorhandenen Voßschen Haus, der ehemaligen Thorwärterwohnung, erhoben sich eiserne Barrieren, mit einem sogenannten Umläufer an jeder Seite. Gleich hinter der Barriere standen zwei Schilderhäuser sich gegenüber, vor welchen zwei Schildwachen auf und ab gingen. An dieser Barriere mußte jeder Bürger während der Predigt und nach dem Zapfenstreich, dieser war um 9, resp. um 10 Uhr, einen Schilling Courant erlegen, auch durfte man bei schwerer Strafe die Barriere nicht mit brennender Pfeife oder Zigarre im Munde passieren. Fremde Wagen mußten die oben erwähnten Abgaben leisten.



Haus Vorstadt 2.
Nach einer Photographie aus den 70ger Jahren.

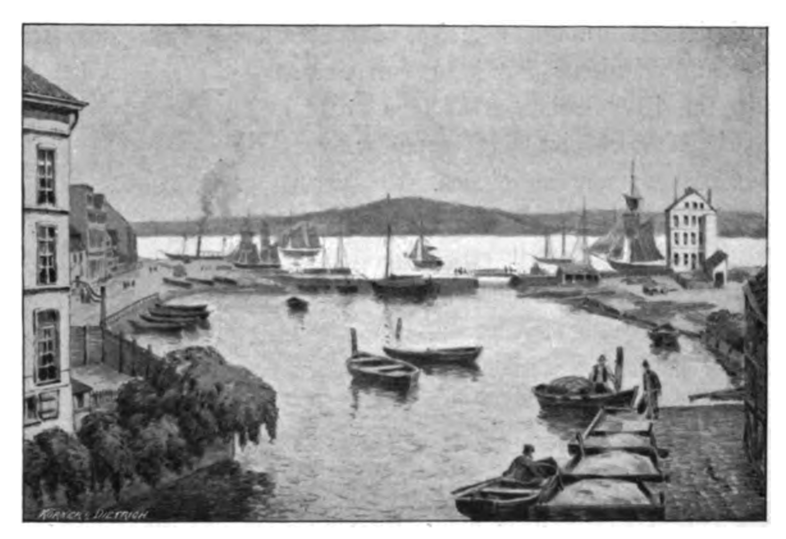
Die Brücke selbst hatte noch eine dicke backsteinerne Einfassungsmauer, die den herumliegenden Kieler Butjers zum Faulenzen diente, ein Trottoir bestand nicht. An Stelle der Börse lag ein altes hölzernes, vormals Diederichsen, dann Schneekloth gehöriges Packhaus; neben diesem war ein freier Platz, auf dem an Jahrmärkten sich Waffelbuden und die Zelte von Kunstreitern, Tierbändigern u. s. w. befanden.

Die Holstenstraße bot noch ein wesentlich anderes Bild als heutzutage; sie hatte sich ihr altes Aussehen lange Zeit bis in die siebziger Jahre hinein bewahrt, dann fiel ein Vorbau nach dem anderen, ein Kellerhals nach dem anderen wurde beseitigt, und eine große Anzahl Häuser, zuerst die Eckhäuser an der Rosenstraße, fielen dem Geist der Neuzeit zum Opfer. An Stelle der alten Adels- und Patrizierhäuser entstanden Geschäftshäuser, die, ursprünglich noch architektonisch hervorragend gestaltet, im Laufe der Jahre immer nüchterner geworden sind. Früher waren Läden nur vereinzelt vorhanden, noch fanden sich vielfach Wohnräume im Erdgeschoß. Vorbauten, Freitreppen, Kellereingänge und Kellerfenster beengten die Bürgersteige und bildeten empfindliche Verkehrshindernisse. Keller mit Ausgängen nach der Straße gab es viel im alten Kiel, teils dienten sie zu Wirtschaften, teils zu Gemüse- und Milchkellern. Im Winter war es oft lebensgefährlich, bei diesen Kellereingängen vorbeizugehen, da die Steine vor ihnen gewöhnlich sehr glatt und ebenso wie die hölzernen Luken beliebte Glitschbahnen für Kinder waren. Man möge verzeihen, wenn ich im Fortgang der Wanderung ab und zu über die Zeit hinausgreife und ein Bild der Gegend gebe, wie es im Laufe der



Jahre wurde. Treppengiebel zierten noch manche der Häuser und machten das Straßenbild zu einem malerischen, wenn auch die Straßen vielfach eng und düster erschienen.

An der Ecke der Rosenstraße lag das alte Hosmannsche Haus (Abbildung S. 72). Ein Fachwerkbau mit reichem Schnitzwerk, mit Giebeln und Vorbauten versehen. Nach der Rosenstraße zu war der Eingang zum Laden, daneben ein Vorbau, nach der Holstenstraße folgten zwei kleine Fenster, welche die Auslage enthielten, dann die eigentliche Hausthür, über der sich eine Art Erker befand, darüber war noch ein Stockwerk und dann schloß ein hoher Dachgiebel, der die Wand nach der Rosenstraße zukehrte, das Gebäude ab. Das daranstoßende Haus in der Rosenstraße war ein Steinbau, gleichfalls mit einem kleinen Vorbau, der sich drei Stockwerke hoch erstreckte. Das Nebenhaus in der Holstenstraße enthielt im Erdgeschoß einen Eisenladen; über der Thür erhob sich wieder



Blick auf den Bootshafen. Nach einer Zeichnung aus den 50ger Jahren.

ein Vorbau, der bis zum Dachgiebel reichte. Das nun folgende Haus, ein Fachwerkbau mit Schnitzerei, zeigte einen eingebauten Vorbau, der den Laden enthielt, die oberen Stockwerke waren überbaut.

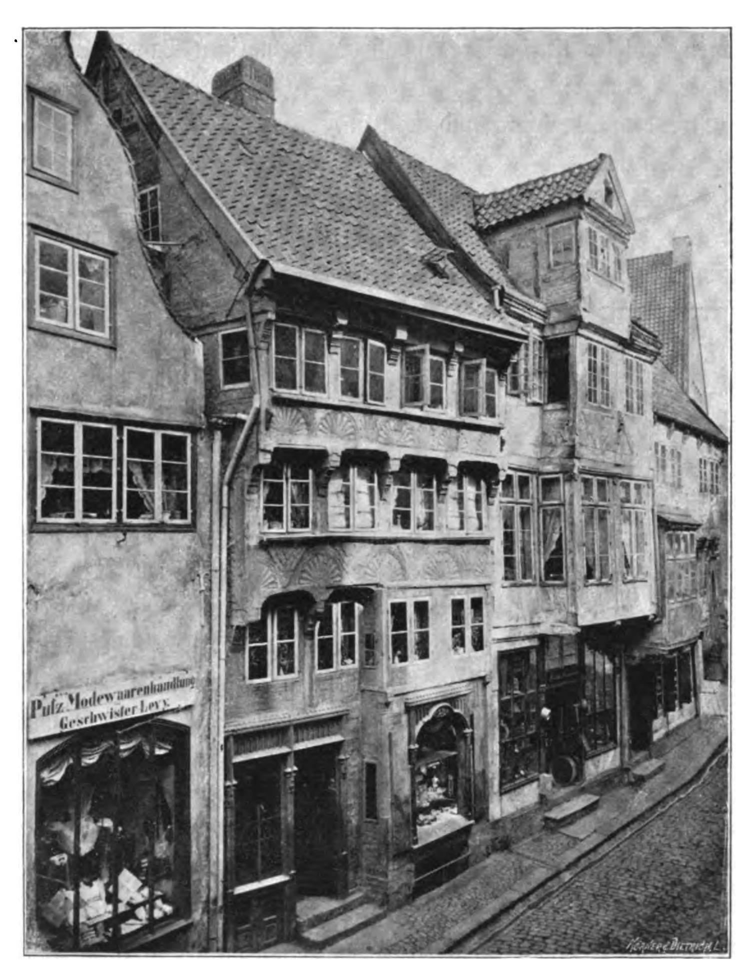
Wenn man auf den beifolgenden Bildern die kleinen unscheinbaren Schaufenster mit ihren Holzläden, die des Nachts zum Verschluß dienten, die bis an den Rinnstein vorspringenden Treppen, die mit kleinen spitzen Steinen gepflasterten Bürgersteige mit den tiefen, steil abfallenden Gossen sieht und sich dann ins Gedächtnis zurückruft, daß etwa 25 Jahre seitdem verflossen sind, so wird man dies kaum für möglich halten, ebenso unmöglich jedenfalls, wie es jemandem vor fünfzig Jahren geklungen haben würde, wenn man ihm gesagt hätte, die Holstenstraße genüge dem gesteigerten Verkehr nicht mehr.

Stolze Treppengiebel zeigten noch bis vor wenigen Jahren die Ratsapotheke und Nr. 24, das ehemalige Besitztum des Senator Lorentzen (Abbildungen S. 94 und S. 142). Sonst war fast jeder Hausgiebel anders gestaltet, jeder Vorbau verschieden und es entstand dadurch ein Straßenbild, das sich in Bezug auf malerische Mannigfaltigkeit vorteilhaft von dem jetzigen unterschied.

Viele der Häuser zeigten im Innern noch die große alte Diele, wie in den Häusern der



Hansastädte. Bequemlichkeit boten manche oft herzlich wenig, treppauf, treppab ging es zu den verschiedenen Wohnzimmern, unter denen sich allerdings auch häufig Zimmer von ansehnlicher Größe und Höhe befanden. Ein charakteristisches Beispiel dieser Bauart bot die alte Ratsapotheke. Nur zwei Stockwerke des umfangreichen Gebäudes boten Platz für Wohnräume, der schöne, allein fünf Stockwerke hohe Treppengiebel enthielt keine bewohnbaren Räume. Das Haus trug die Jahreszahl 1611, doch vermute ich, daß diese Zahl nicht maßgebend war für die Zeit der Erbauung des



Häuser Ecke Holstenstraße und Rosenstraße.
Nach einer Photographie von Schmidt u. Wegener aus den 60ger Jahren.

Hauses, sondern Kunde gab von einem durchgreifenden Um- und Erneuerungsbau. Im Innern enthielt das Haus in früherer Zeit noch den Rest der großen Diele, und ein stattliches Treppenhaus, wie es den deutschen Bürgerhäusern früherer Zeit zu eigen, auf dem Hofe befand sich ein Brunnen, dessen Wasser für sehr gut galt. Seit 1682 war das Haus Apotheke und zwar von 1682 bis 1693 im Besitz des Apothekers Johann Kaspar Adolphi, der 1696 Bürgermeister wurde, 1693—1709 besaß Haus und Apotheke Johann Sebastian Musaeus, ihm folgte als Nachfolger sein Schwiegersohn Konrad Christiani, der, wie S. 143 erwähnt, 1745 starb. Nachdem die Mutter von 1745 bis 1759



die Offizin geführt, übernahm das Geschäft 1759 der bekannte Konrad Christiani d. J., der auch 1764 das Haus erwarb. Nach seinem 1795 erfolgten Tode übernahm sein Sohn Otto Wilhelm Christiani Haus und Apotheke, er verkaufte beides 1805 an G. W. Radicke, der bis 1856 Besitzer war. Es folgte dann bis 1864 als Besitzer Paulcke, dann bis 1883 Pollitz.

Ein kurzer Rückblick auf die Geschichte der beiden alten Apotheken in Kiel möge hier angebracht sein. 1607 wurde durch Ulrich Ziegler die erste Apotheke in Kiel gegründet, und zwar befand sich diese nicht, wie früher angenommen ward, in irgend einer Bude am Markt, sondern, wie durch Dr. Reuters Forschungen erwiesen ist, im Erdgeschoß des ehemaligen Tanzsaales; 1642 findet sich z. B. in den Schoßbüchern der Vermerk:

Am Markt unter dem Dantzsahl und sonsten

1) Christian Kircher,

2) Dr. Johannes Bruhn, Apotheker, schoßfrey.

1648 findet sich der gleiche Vermerk bezüglich Bruhns. Vermutlich ist nun der frühere „Jordan" oder die im Tanzsaal befindliche sogenannte alte Küche der Sitz der ersten Apotheke gewesen. Für das erstere spräche event. der seltsame Name „Jordan", der schon 1665 vorkommt, und möglicherweise die Bezeichnung der Apotheke gewesen ist.

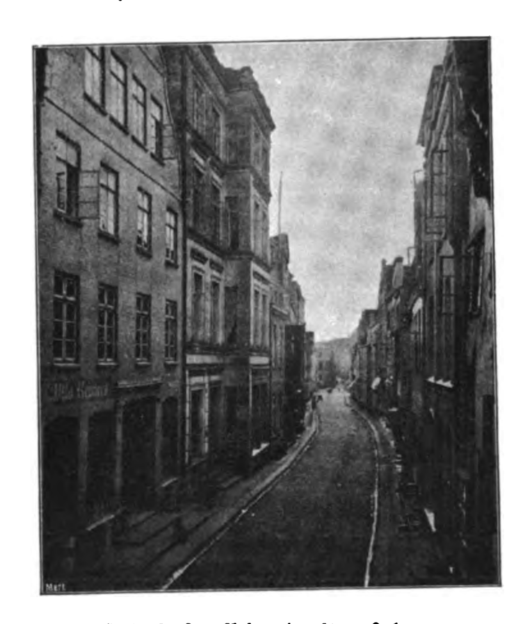
1642 wurde dann eine zweite Apotheke gegründet, die „Hofapotheke", deren erster Inhaber Bereiter war. Von 1679 bis 1686 führte dessen Witwe die Offizin, von 1686 bis 1744 waren Victor Stein, von 1744 bis 1757 Joh. Chr. Möller, von 1757 bis 1797 Johann Friedr. Suersen, von 1797 bis 1827 dessen Sohn Joh. Fr. Herm. Suersen Besitzer. Seit 1827 ist sie im Besitze der Familie Rüdel.

Nach dem Einnahmeetat von 1838 mußten beide Apotheken eine jährliche Abgabe von 64 Rbt. an die Stadtkasse zahlen. Nach den Stadtgerechtigkeiten von 1624 waren die Stadtapotheken von der Stadt zu besorgen und zu bestellen. Das an der Ecke Holsten- und Schumacherstraße belegene Haus hat insofern eine Umänderung erfahren, als den Vorbau in alter Zeit dicke Säulen stützten, die später durch eiserne Träger ersetzt wurden. Neben der Apotheke lag Rathlevs Gasthaus „Stadt Hamburg", der angesehenste Gasthof der Stadt, in dem auch Friedrich VI. mehrfach sein Absteigequartier nahm. Von 1774 bis 1843 war er im Besitz der Familie Rathlev, 1848 ging der Gasthof ein, nachdem er zuletzt nacheinander im Besitz der Herren Voß und Bartels gewesen war. Das Haus Nr. 11, früher auch Depenauerhaus benannt, hatte gleichfalls einen großen Vorbau. Das Gewese beherbergte seit 1754 die größte Kieler Brauerei und Brennerei, die sich von 1791 bis 1851 im Besitz der Familie Willrodt befand und dann in den Besitz von C. Scheibel überging. Das benachbarte Haus Nr. 15 enthielt Jahrzehnte lang einen der bevorzugtesten Aufentshaltsorte der Kieler Bürger, die Weinstube von Grube. Sie bestand von 1802 bis in die fünfziger Jahre. Bemerkenswert war noch das Endhaus dieser Reihe der Holstenstraße, das Löwesche Haus, zwischen Thorstraße und Wall. Ein hoher schmaler, sich bedenklich nach vorn neigender Fachwerkbau, an den sich nach dem Wall zu eine Schlachterbude anschloß. Die kleineren Scheiben des Erdgeschosses waren in späteren Jahren der Hauptanziehungspunkt für Kinder, denn dort waren immer die schönsten Zinnsoldaten ausgestellt. Das Haus befand sich von 1720 bis 1873 ununterbrochen im Besitz der Familie Löwe, 1875 wurde es abgebrochen. Von den Häusern der anderen Reihe erwähnte ich die Eckhäuser bereits. Das Haus Nr. 10 enthielt das Geschäft von Belitz, jetzt Leopold, eines der ältesten am hiesigen Platz.



Das Gewese war von 1702 bis 1806 im Besitz der Familie Böhm, und ging dann an die mit derselben verwandte Familie Belitz über, die es noch bis 1876 besaß. Das Haus Nr. 18, in welchem sich seit 1825 das Geschäft von Bömelburg (jetzt Molchin & Wittmarck) befindet, war von 1772 bis 1822 im Besitz des Land- und Hofgerichtsadvokaten Karl Friedrich Schmidt. Er besaß eine der wertvollsten Kunstsammlungen jener Zeit. Domherr Meyer berichtet darüber:

„Das dreifache Kunstkabinett besteht in Gemälden, Handzeichnungen und Kupferstichen. Die Gemäldesammlung umfaßt zwölfhundert und fünfzig Stücke aus allen Schulen. Mehrere Bilder sind hier von einer und derselben Hand der ersten Meister nach den verschiedenen Manieren des Alters seines Pinsels. Alle sind unbeschädigt; doch manche darunter sehr täuschend von der Hand des jungen, jetzt Hamburgischen Malers Siegfried Bendixen restaurirt. — Fünfhundert der schönsten Bilder füllen eine eigens dazu erbaute Doppelgallerie, von oben herab beleuchtet. Die übrigen sind in vielen, weniger gut beleuchteten Zimmern des Hauses vertheilt. — Das anscheinende Rätsel, wie ein Privatmann zu dem Besitz einer Sammlung dieser Zahl und dieses Werthes kommen mag, ist dem leicht lösbar, der weiß, wie die herrlichsten Bilder im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts zu Tausenden aus dem revolutionären Frankreich verschleppt, nach deutschen Handelsstädten, besonders nach Hamburg strömten und oft zu Spottpreisen, die kaum die Einfassung bezahlten und das Bild in Kauf gaben, öffentlich verkauft wurden. Hier, sowie in Leipzig und Frankfurt, ward es nun einem vermögenden Mann von Geschmack und Kenntnissen, wie diesem, möglich, die bedeutendsten Gemälde, wenngleich nicht zu so geringen, doch im Verhältnis ihres Werthes immer äußerst wohlfeilen Preisen zu kaufen. —



Holstenstraße. Anfang der 60ger Jahre.
Nach einer Photographie von Brandt.

Die Sammlung von Handzeichnungen enthält tausend Blätter, in Mappen alphabetisch geordnet. Es sollen darunter wenig Namen von Hauptmeistern fehlen. Ich hatte nicht Muße, diese, sowie die große Kupferstichsammlung von zwei und zwanzig tausend Blättern, zu betrachten. Nach der mir mitgetheilten allgemeinen Übersicht befinden sich in dieser letzteren so beträchtlichen Sammlung allein von und nach Alb. Dürer über dreihundert Blätter; ebenso viel nach Raphael; dreihundert und sechs und zwanzig Rembrandte; nahe an vierhundert, von und nach Rubens u. s. f."

Er zählt dann einige der hervorragendsten Gemälde auf und beschreibt dieselben, so eine Anbetung der Könige von Dürer; eine heilige Katharina von Holbein; eine Madonna von Schön, vier Kartons von Raphael, eine Maria von Dominichino, eine Schöpfung der Eva von Michel Angelo, eine Magdalena von Guido Reni, eine Susanna im Bade von P. Veronese; einen Christuskopf von Correggio, ein Bild von Rembrandt, Landschaften von v. d. Neer, Ruysdael, Stücke von Potter, Wouwerman u. a. m.

Zum Schluß seiner Betrachtung schreibt er:



„Möchte nur die schöne Sammlung nicht das traurige, nur allzu gewöhnliche Schicksal so vieler ähnlichen, mit Gefühl und Liebe zur Kunst zusammengebrachten und gehegten Sammlungen treffen, deren Besitzer mit treuer Sorgfalt und großem Kostenaufwand den größten Theil ihres Lebens daran sammelten, um nachher von unwissenden und geschmacklosen Erben zerstreut, vereinzelt, versplittert zu werden, oder in die Hände eigennütziger und habsüchtiger Bilderkrämer zu gerathen, und so als ein Ganzes zu Grunde gehen. Dieß war das Schicksal aller der trefflichen Privatsammlungen, in dem davon jetzt ganz entblößten Hamburg. Möchte diese benachbarte reiche Sammlung wenigstens davon eine Ausnahme machen und nach dem Tode ihres jetzigen Besitzers in solche Hände gerathen, die mit Würdigung ihres Werths sie zusammenhalten und für Kunstfreunde und Künstler gemeinnützig machen."



Das Löwe'sche Haus in der Holstenstraße.
Nach einer Photographie.

Leider ist dieser Wunsch nicht in Erfüllung gegangen. Als Schmidt, 83 Jahre alt, starb, vermachte er seinen Grundbesitz und seine Sammlungen zu öffentlichen Zwecken, unter anderem zur Pflasterung der Straßen. Die Sammlungen kamen zur Versteigerung, die Kupferstichsammlung ward 1824 durch den Kunsthändler Harzen in Hamburg versteigert, ein Verzeichnis der 5. und 6. Abteilung, die vorzüglichsten Blätter der deutschen Schule enthaltend, mit den erzielten Preisen ist noch erhalten; die etwa 5000 Nummern starke Abteilung erzielte 2800 M. Courant. Schmerzlich berührt wird man beim Durchblättern des Kataloges; welch ein Schatz ist nicht damals zerstreut worden. Es müssen Prachtblätter darunter gewesen sein, ich zählte allein an 140 Stiche, 150 Holzschnitte von Dürer, 14 von Cranach, 60 Adr. von Ostade, 50 Ridinger, 160 G. F. Schmidt, 220 Chodowiecki, und so geht es fort. Über den Verbleib der Gemäldesammlung konnte ich nichts in Erfahrung bringen.

Das Nachbarhaus Nr. 20 enthielt eine andere Kunstsammlung, die Kupferstichsammlung des Professor Nasser, etwa 10000 Blatt stark. Auch sie blieb der Stadt leider nicht erhalten.

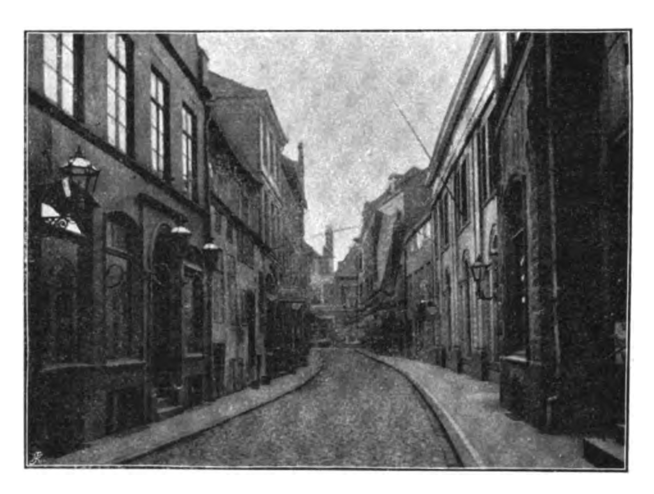
Das bereits erwähnte Haus Nr. 24 war von 1796 bis 1851 im Besitz der Familie Lorentzen, von 1796 bis 1828 des Kaufmann N. H. Lorentzen, dann im Besitz seines Sohnes Jak. Fr. Nik. Lorentzen, der als Stadtrat 1838—1851 eine so segensreiche Thätigkeit für die Gestaltung der Stadt entfaltete. Das Eckhaus an der Faulstraße dürfte eines der ältesten Häuser der Straße sein, von 1450 bis 1555 stand an dieser Stelle das Neugastkloster. Das Ahlmannsche Besitztum war von 1697 bis 1807 mit dem Nachbarhause Brockdorffsches Familienfideikommiß. Seit 1852 ist Dr. W. Ahlmann Besitzer des einen Hauses, das andere, Nr. 30, befindet sich seit 1818 gleichfalls im bürgerlichen Besitz.

Die Faulstraße bot ebenso ein wesentlich anderes Bild. Die Kehdenstraße war noch nicht durchgeführt, an Brückensteig und Neumarkt wurde noch nicht gedacht. Die Faulstraße zeigte ein malerisches, wenn auch in einzelnen Teilen düsteres Aussehen. Schon das Eckhaus an der Holsten-



straße sprang bedeutend vor, eine hohe Treppe führte von der Faulstraße zur Thüre hinauf. Seit den sechziger Jahren befand sich dort die Wirtschaft von Wichmann; 1777 besaß Johann Schweffel das Haus.

Des Gebäudes der „Harmonie" geschah bereits an anderer Stelle Erwähnung, das danebenliegende ehemalige Rantzausche Haus war noch bis 1871 in adeligem Besitz, und zwar seit 1821 im Besitz der Familie von Brockdorff. In diesem Haus wohnte auch Frau von Staffeldt, die Großmutter von Moltkes Frau. An dem Hause vorbei und durch den zugehörigen Garten wurde die verlängerte Kehdenstraße gelegt und gleichzeitig das andere Eckhaus neu erbaut. Der nun folgende Teil der Faulstraße bis zum Pastorat zeigte noch bis vor nicht langer Zeit ganz das Bild von ehedem, und noch jetzt ist dieser Straßenteil einer der malerischsten Winkel Kiels. Früher war dies noch in weit größerem Maße der Fall. Gleich das neben dem Möllerschen Eckhaus belegene Gebäude bot ein sehr malerisches, wenn auch sehr verfallenes Bild. Das Haus Nr. 17, das ehemalige Brandissche Haus, war eines der beliebtesten Studentenquartiere und wenn die alten Wände dort erzählen könnten, sie würden manches zu berichten haben; Generationen haben dort gehaust und manche Namen sind darunter, die zu den besten unseres Landes zählen. Auf dem Platze am Küterthor stand bis 1871 das dem Verfall entgegengehende, ganz in sich zusammenfallende Heiliggeistkloster, seinen Treppengiebel dem „Jahnschen Hof" und dessen schönem Garten zukehrend. Das Kloster, im Volksmunde „Küterkloster" genannt, war, wie an anderer Stelle berichtet, ursprünglich für das Neugastkloster und die Heiliggeiststiftung eingerichtet worden. Mit der Errichtung des Stadtklosters bei St. Jürgen wurden die Einkünfte der Stiftungen zu dessen Erhaltung verwandt und die Gebäude dieser Stiftungen zu Armenwohnungen und einer Arbeitsanstalt umgewandelt.



Faulstraße mit der Harmonie. Nach einer Photographie.

Über ehemalige Bewohner desselben möge eine kurze Plauderei gestattet sein. Andere Straßenfiguren werden wir an anderer Stelle behandeln.

Wie das Heider, so hätte Klaus Groth in dieser Hinsicht auch das Kieler Armenhaus, das Heiliggeistkloster am Küterthor, als „Rumpelkammer" besingen können:

„Dar sitt det vull vun ole Knaken,
Verstand toschann, dat Hart tobraken,
Dar sitt en Welt so old und krus
Un smoki, as dat ole Hus."

In dieser Anstalt gab es zwei Abteilungen. Die Insassen der einen hatten zwar einen gemeinsamen Arbeitssaal, daneben aber doch jeder ein eigenes Kämmerchen zum Schlafen und Aufbe-



wahren ihrer Habe. In der zweiten Abteilung dagegen war auch dieses Beste den Armen versagt. Ein Raum nahm alle Insassen desselben Geschlechtes für Nacht und Tag auf. Daß es in diesem Hause an Zank, Streit und mancherlei Roheiten nicht fehlte, läßt sich denken. Nicht leicht mag es daher einer Frau wie „Mutter Rochelsch“ gewesen sein, in solchen Verhältnissen ihr Dasein zu fristen. Wir können es verstehen, wenn die Duchesse de Rochelle eingedenk der glanzvollen Tage ihrer Jugend sich am Sonntag mit den Resten verblichener Herrlichkeit schmückte, um sich in das geliebte Frankreich und den Kreis verlorener Angehörigen zurückzuträumen. Ein roter türkischer Shawl verdeckte die Mängel des verblichenen Atlaskleides, wenn sie, die sonst Gebeugte, stolz aufgerichtet zur Nikolaikirche schritt, sich durch Klaus Harms' Predigt zu erbauen. Die lustig spielenden Kinder aber sahen nicht das Herzweh, das der Shawl auch bedeckte, sondern nur das unförmliche Gebäude ihres Hutes aus der Blütezeit Maria Antoinettes, voll Riesenblumen und nickender Federn, riefen ihr „Mutter Rochelsch, Mutter Rochelsch“ bald leiser, bald lauter der wunderbar geputzten Frau nach.

Schlechter erging es der Armen noch oft an Wochentagen. In das Ausflußrohr der Pumpe in der Küterstraße wurden Steine gelegt. Hüstelnd und bei sich selber sprechend huschte im Schummern, mit dem Henkeltopf am Arme, Mutter Rochelsch heran. Beim zweiten oder dritten Schlag spie die Unglückspumpe die Steine aus, der schöne Topf lag in Scherben. Hüstelnd und bei sich sprechend huschte Mutter Rochelsch wieder in ihr dunkles Armenstüblein.



Vom Heiliggeistkloster. Nach einer Zeichnung.

Eine lustige Figur aus diesem Kloster am Küterthor war „Schuhmacher“. Das Fischen war seine Leidenschaft, die wuchs, je erfolgloser sie war. Mochte er nun am Kleinen Kiel oder am Hafen sitzen, stets war ein Haufe von Jungens bei ihm, seine Nichterfolge abzuwarten, denn damals war Zeit noch nicht Geld. Jeder neu hinzukommende echte Kieler Junge pflegte aber mit dem Ton höchster Anteilnahme zu fragen: „Schuhmacher, was machen die Aale?“ um stets die gleichlautende Antwort mit Grabesstimme zugeflüstert zu erhalten: „Laß se loofen, weil se keene Beene haben!“

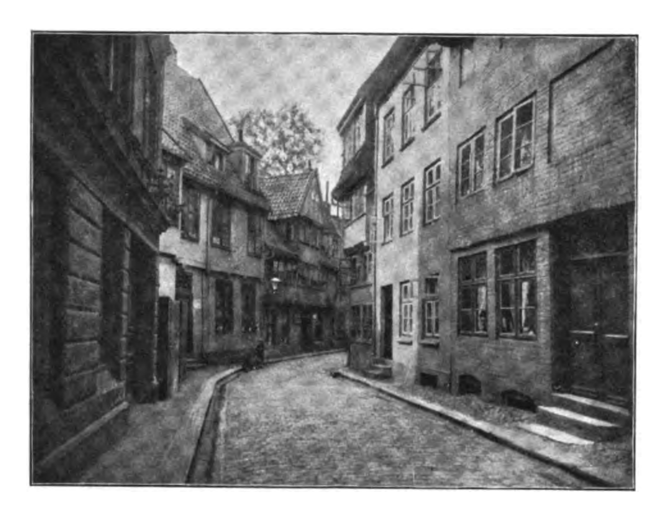
Das danebenliegende, zur Küterstraße gehörige Gewese war Jahns Hof, der Besitz des Syndikus Jahn. Ein hoch aufgetrepptes Haus, durch sein spitzes vierseitiges Dach mit dem einen Schornstein weithin kenntlich. Es enthielt in seinem Hauptstock ungewöhnlich hohe Zimmer mit hübschen Stuckdecken und war mit niederländischen mythologischen Bildern über den Thüren geschmückt. Das Haupthaus ward durch zwei Flügel und einige Nebengebäude (Stallung u. s. w.) ergänzt. Zwischen der benachbarten Faulstraße und dem „Kleinen Kiel“, einem damals sehr sumpfigen und leicht übelriechenden Gewässer, erstreckte sich der große Garten, dessen Hauptschmuck eine Allee von schönen alten Linden bildete. Im übrigen wurde der ursprünglich nach französischem Geschmack angelegte Garten in freieren Stil umgewandelt und im Laufe der Jahre um ein bedeutendes Stück vergrößert, das der Syndikus mit städtischer Erlaubnis dem Kleinen Kiel durch Aufschüttungen abgewann. Dieser herrliche Garten mit seinen alten Bäumen, Rasenplätzen, Gebüschen, Lauben, bot groß und klein den



erwünschten Aufenthalt und diente mit dem geheimnisvollen Gewirr von Gängen und Gelassen in und zwischen den Nebengebäuden den Kindern des Hauses zum beliebtesten Spiel- und Tummelplatz. Die Zweige der Bäume senkten sich zum Wasser nieder, im Schilf wiegte sich der Wind und von jenseits des Wassers, von den Höhen der Damperhofsländereien klang das Geläut der dort weidenden Herden. Überall, wohin man auch blickte, begrenzte das Wasser sanft ansteigende Höhen, links gekrönt von den Gebäuden des Kuhbergs und Waisenhofs, rechts sich hinabsenkend zur Brunswiek, deren große Bauernhöfe versteckt unter mächtigen Lindenbäumen lagen. Nur ab und zu unterbrach der Schrei eines Wasservogels die friedliche Stille.

1858 wurde der Garten parzelliert, auf einem Teil desselben ward das jetzige Pastorat erbaut, auf einem andern die Maßmannsche Fabrik errichtet. Das Hauptgebäude ward 1860 von der Stadt erworben und zur Mädchenschule eingerichtet.

Der andere Teil der Faulstraße hat weniger durchgreifende Veränderungen erfahren, Nr. 39 war von 1788 bis 1872 das Schusteramtshaus; hinter Nr. 41 und 43 lag ehemals der dem Schusteramte gehörige „Gerberhof“, welcher 1783 an die beiden Häuser verkauft wurde.



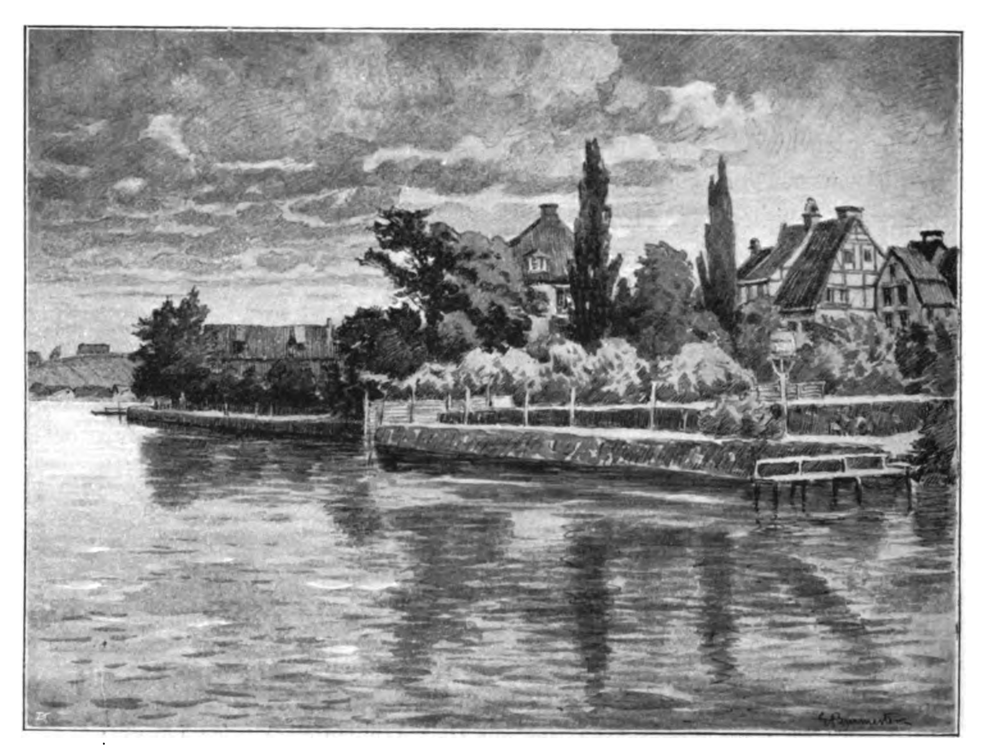
Partie aus der Faulstraße. Nach einer Photographie.

Neben dem letzteren Haus lag die Frohnerei oder Büttelei, neben der sich bis 1763 auch noch die Abdeckerei befand. Die bis vor wenigen Jahren am Ausgang der Faulstraße befindlichen hüttenartigen Gebäude zeugten noch von der ursprünglichen Bauart in dieser Gegend. Hier stand bis 1855 der Überrest des Haßthores, der die Büttelei beherbergte und als Wohnung des Scharfrichters diente. Prahl giebt in seiner Chronik der Stadt Kiel eine so anmutige Schilderung dieser Rummelei, daß ich nicht umhin kann, sie den Lesern mitzuteilen. Er schreibt:

„Schon beim Eintritt in die niedrige schmale Hausflur wird einem unwillkürlich das Atmen schwerer und der Puls geht rascher, denn das Bewußtsein, auf einem so schauerlichen Boden zu stehen, den der Wahnglaube der Vorzeit selbst für unehrlich, unheilig hielt, dringt auf uns ein, aus jeder Spalte, jeder Ecke des vielwinkeligen, baufälligen Häuschens mit einer gewaltigen Beredsamkeit. Eine Reihe kleiner enger Gemächer laufen ringsum und schauen mit ihren niedrigen Fenstern theils die Haßstraße hinauf, theils auf den Kleinen Kiel. Dies war die Wohnung des früheren Scharfrichters; — sie bildet gewissermaßen einen Mantel um die Hauptsache, — nämlich um den Thurm, das eigentliche Gefängniß. Wer dem Schreckensorte diesen Mantel umgeworfen hat, wissen wir nicht. Der Mantel der Liebe ist es sicher nicht, — das ist klar, — viel eher könnte man glauben, es sei ursprünglich der Mantel der Scham, wodurch man dasjenige, was ohne Anstoß nicht mehr öffentlich zu zeigen, dennoch aber zur Zeit noch unentbehrlich war, in glimpflicher Weise dem Auge der Welt zu entziehen suchte. Eine schwere eisenbeschlagene Thür von Eichenbohlen führt gleich links in das Hauptgewölbe, durch eine Brand-

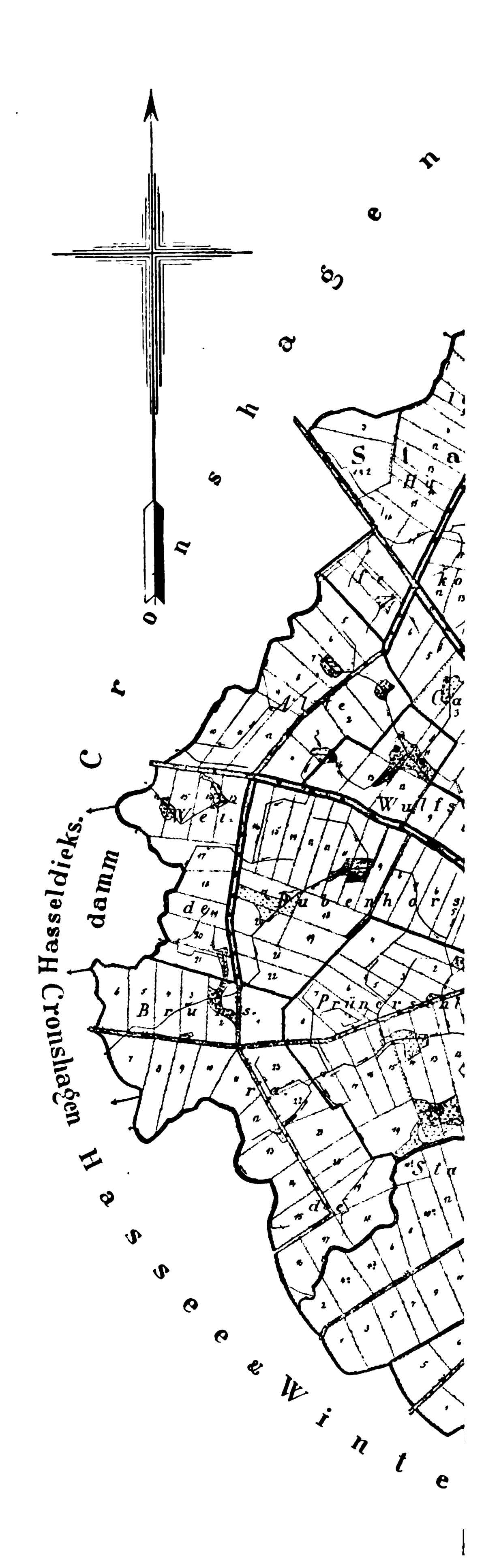


mauer von fünf Fuß Dicke. Kein Fenster, nicht das geringste Luftloch nach außen läßt auch nur einen Strahl des Lichtes zu; nur durch das sehr kleine Eisengitter in besagter Eichenthür ist eine Idee von Luftzug nach der dunklen Diele hin möglich. Grabesluft umweht den Eintretenden. Schwarz und feucht ringsumher Alles. In der Mitte des Gemaches steht ein starker Eichenpfahl vom Fußboden bis zur Decke hinauf; an demselben hängt der Rest einer Kette, deren einzelne Gelenke wohl über ein Pfund schwer wiegen mögen, stark genug, einen Elephanten zu fesseln. Eine große eiserne Krampe, welche in einer Höhe von ungefähr sieben bis acht Fuß angebracht ist, zeigt deutlich die frühere Bestimmung dieses schrecklichen Pfahls.



Jahn's Hof. Nach einer Zeichnung aus den 50ger Jahren.

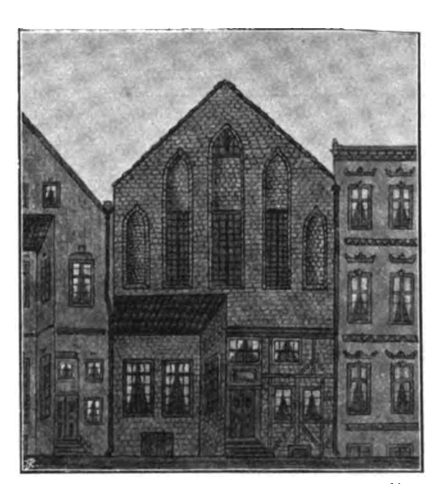
Es ist dies nämlich der Pfahl, an welchem noch im Anfange dieses Jahrhunderts diejenigen Verbrecher, welche die entehrende Strafe des Staupbesens und des Brandmarks durch Henkers Hand erleiden sollten, an Händen und Füßen festgekettet wurden. Kaum drei Schritte davon befindet sich noch der Heerd, auf welchem man das gräßliche Eisen glühend machte, um es seinem verirrten Mitbruder christlich milde auf Stirn und Nacken einzubrennen und dadurch das Ebenbild Gottes tief unter das Thier herabzuwürdigen. In noch früherer Zeit war hier die sogenannte Marterkammer, wo die brutale Gewalt, mißbrauchend den Namen der Gerechtigkeit, unter dem Deckmantel des Gesetzes durch die Tortur jedes beliebige Geständniß erpreßte, was ihr zu ihren Zwecken eben dienlich erschien. Wieviel zahllose Seufzer der Verzweiflung diese schwarzen schweigsamen Wände wohl gehört, wie viele Hunderte unschuldiger Menschen hier, ein Opfer des blinden Fanatismus, unter den entsetzlichen


Cronshagen
Hasseldiecks. damm
Cronshagen
Wulfs
Prünersch



Martern ihr Dasein ausgehaucht haben mögen. Doch genug, wenden wir uns ab von diesem untilgbaren Schandfleck in der Geschichte des Menschen. — Eine kleine Treppe aufwärts führt in die Region des ersten Stockes. Der Zahn der Zeit hat die dicken Eichenbohlen des Fußbodens so zerfressen, daß man nur mit höchster Vorsicht und unter steter Benutzung eines Lichtes fortschreiten kann. Hier treten wir in ein Gefängniß, welches für leichtere Verbrecher oder für in Untersuchungshaft befindliche scheint bestimmt gewesen zu sein. Der Rest einer schweren Eisenkette, in der Mitte dieses Käfigs befestigt, zeigt, daß auch hier eben keine milde Hand des Gesetzes waltete. Ein kleines Fenster wirft durch die fünf Fuß dicke Brandmauer ein kümmerliches Licht in die Zelle und zeigt uns die in die Mauer eingegrabenen Namen einiger der ehemaligen unglücklichen Bewohner derselben. Der älteste Name scheint ein Jasdorff oder Jarsdorff zu sein; dann folgen: J. Wassiloski und F. Reimers, letzterer mit zwei Pferden daneben, darauf F. Schröder, unter demselben ein Anker, also wahrscheinlich ein Seemann, und endlich mit schöner Frakturschrift J. A. C. Schlüter, umgeben von allen Emblemen des Maurerhandwerkes, darunter die Jahreszahl 1820. Derselbe scheint der letzte Bewohner dieser schauerlichen Zelle gewesen zu sein.

Steigen wir jetzt noch eine Treppe hinan, so gelangen wir auf einen dunklen Vorplatz. Nur mit Mühe finden wir durch Hülfe unseres Lichtes hier eine dicke, mit Eisen beschlagene Thür, die etwa 4 Fuß hoch und $1^1/_2$ Fuß breit ist, und in die dritte Zelle — das schauerlichste aller Gefängnisse — führt. Ein Loch von kaum 6 Fuß Höhe, Breite und Tiefe, dem der Zugang der Luft und des Lichtes total abgeschnitten ist, starrt uns unheimlich entgegen. Hat man sich mit Mühe durch den dunklen Eingang hindurch gezwängt, tritt man sogleich auf das verfaulte Stroh, worauf wohl der letzte Unglückliche gelegen hat, bis er dem Beile des Nachrichters übergeben wurde. Außerdem findet man noch einige vermoderte Bretter, die ihm als Pritsche dienten, mehrere Topfscherben und die Reste schwerer Ketten. Das Atmen wird uns nach einigen Minuten schon schwer und selbst das Talglicht in unserer Hand ist vor Dunst dem Erlöschen nahe. Voll Abscheu wenden wir diesem Schreckensorte den Rücken und freuen uns wieder in Gottes frische Luft hinaus zu treten.



Ehemaliges Haus Kehdenstr. Nr. 12. 1762 bis 1782 Universitäts-Kaffeehaus, später Synagoge. Nach einer Federzeichnung von Rahn.

Dies, lieber Leser, sind die Gefängnisse der sogenannten Büttelei in dem lichtvollen Kiel, welche, dem Himmel sei Dank, seit den Jahren 1818—1820, wo die Bande des berüchtigten, später in Stockelsdorf hingerichteten Peter Muus hier saß, wohl eigentlich nicht mehr benutzt sind. Warum die Stadt Kiel diesen Schreckensort, die ganze Scharfrichterei, bisher noch dulden und noch immer zu allerlei unpassenden Zwecken zu verwenden sucht, ist nicht zu begreifen. Eine Zeit lang war dieser miserable Kasten leider Wohnung eines Ratsdieners, dann Cholerahospital, darauf Krankenhaus für Blatternkranke und jetzt wird es sogar als Kaserne benutzt. Denkmäler des Ruhms aus der Vorzeit Kiels sind unseres Wissens nicht aufzuweisen; es wäre daher wohl an der Zeit, dies Zeichen der Schmach, wie es in anderen Städten längst geschehen, endlich einmal auszumerzen und den Platz zu etwas besseren zu benutzen."

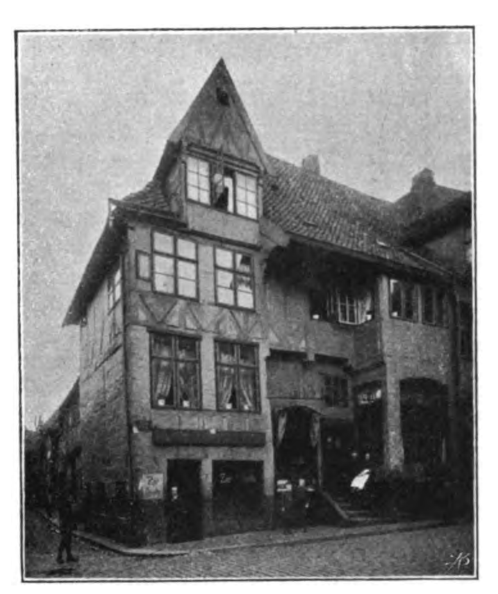
Soweit Prahl in seiner sicherlich sehr übertriebenen Schilderung, die er ein Jahr vor dem



Abbruch des alten Gerümpels veröffentlichte. Ich konnte es mir nicht versagen, den ganzen Passus hier wiederzugeben, schon um eine Stilprobe der Schreibweise dieses ehrsamen Chronisten unserer Vaterstadt zu geben.

Nach dem Abbruch des alten Gerümpels ward die Haßstraße bis an den Kleinen Kiel fortgeführt. Die Haßstraße ist eine der wenigen Straßen, welche seit dreißig und mehr Jahren im großen und ganzen sich ihr altes Aussehen bewahrt hat. Die Häuser an der Ecke der Faulstraße enthielten früher die Stadtschule und die Wohnungen des Konrektors und Kantors. Sie wurden 1800 an den Regierungs- und Obergerichtsadvokaten Koch verkauft, der den ganzen Block niederriß und neu erbaute.

Das Haus Nr. 2, jetzt zur Hofapotheke mit gehörig, war von 1721 bis 1753 im Besitz der Familie Muhlius, von 1817 bis 1850 im Besitz von Professor Falck. Diesem Haus gegenüber steht das schönste und leider bald das einzige mit Holzschnitzereien versehene Haus Kiels, das Stadt oder Provinz, bevor es zu spät ist, erwerben müßte, um die Façade der Nachwelt im Thaulowmuseum zu erhalten (Abbildung S. 73).



Haus Ecke Kehden- und Faulstraße.
Nach einer Photographie.

Bevor wir uns dem Markt und den übrigen Hauptstraßen der Stadt zuwenden, wollen wir noch kurz die Veränderungen betrachten, die in der Küter- und Kehdenstraße vor sich gegangen sind.

In der Kehdenstraße wohnten in früherer Zeit viele Professoren. In dem Eckhaus, das in dem nach der Küterstraße zu gelegenen Teil noch sein altes Gepräge bewahrt hat, unter anderem Professor Hensler; das benachbarte Haus, jetzt wohl noch der einzige schöne Treppengiebel in Kiel, war nacheinander im Besitz der Professoren Struve, Heinze, Kleuker; Nr. 6 im Besitz des Professor Thieß und von 1813 bis 1865 im Besitz von Franz Hegewisch.

Gerade die verhältnismäßig kurze Kehdenstraße hat ungemein viele bauliche Veränderungen im letzten Jahrzehnt erlitten. Die Häuser auf der linken Seite vom Markt waren mit wenigen Ausnahmen Hinterhäuser der Gebäude am Markt und in der Holstenstraße, und zeigten häufig bis in die sechziger Jahre hinein noch ein stallähnliches Aussehen. Charakteristisch war ein Haus, zu dem eine hohe Treppe emporführte und in dessen Vorbau sich ein Trödlerladen befand. Treppe und Vorbau, behängt mit allerart Kram und Tand, erinnerten an die Art der Häuser in der alten, jetzt auch vom Erdboden verschwundenen Judengasse in Frankfurt a. M.

Auf der gegenüberliegenden Seite befand sich in Nr. 12 von 1762 bis 1782 das Universitätskaffeehaus, in späterer Zeit war die Synagoge darin untergebracht. Das Haus hatte einen eigenartig gestalteten Giebel. Von 1782 befand sich das Kaffeehaus zwei Häuser weiter in Nr. 16.

Das erste Kaffeehaus war, wie oben erwähnt, 1762 in Nr. 14 eingerichtet, 1782 verlegte es der Universitätskaffeeschenk Jürgen Wichmann nach Nr. 16, wo es bis 1837 als privilegiertes „Universitätskaffeehaus“ blieb; 1832 war es im Besitz eines Herrn Schwenke. Später war in dem Hause



das Weingeschäft von Biskamp & Mertens, später Mertens & Meier. Das akademische Kaffeehaus und das Ballhaus in der Schumacherstraße hatten das Privileg, ein Billard aufstellen zu dürfen, was außer den geschlossenen Gesellschaften keinem Wirte in der Stadt erlaubt war. Vergebens wurde von einzelnen Wirtschaftsinhabern um die Erlaubnis nachgesucht, ein Billard aufstellen zu dürfen, sie verpflichteten sich sogar zu einer jährlichen Abgabe von 50 Thalern. Allein die Inhaber der beiden privilegierten Häuser bestanden mit Entschiedenheit auf ihrem Vorrecht; der Magistrat entschied zu ihren Gunsten und die Regierung erteilte den Antragstellern einen abschlägigen Bescheid. Erst in den dreißiger Jahren wurde dieses Privileg aufgehoben.

In der Küterstraße befand sich bis 1868 die Gelehrtenschule, in dem umgebauten Gebäude ist jetzt die Gewerbeschule. Es dürfte wohl angebracht sein, an dieser Stelle einen kurzen Blick auf die weitere Entwickelung der Anstalt seit Danielsens Tode einzuschalten. Danielsens Nachfolger war von 1809 bis 1820 Professor Stubbe.

Unter ihm versuchte die Regierung Gelehrten- und Bürgerschule voneinander zu trennen und stellte sogar die Alternative: entweder vollständige Trennung oder Verzicht auf die Gelehrtenschule. Allein dem einmütigen Zusammenwirken von Schule und Behörden gelang es, die bestehende Verfassung zu erhalten. Eine Resolution von 1820 bestätigte ausdrücklich, daß Gelehrten- und Bürgerschule verbunden bleiben sollten unter einem Rektor, und daß die Lehrer nach dem Ermessen der Behörden und nach ihren Fähigkeiten in beiden Schulen Unterricht zu erteilen hätten. Auf Dr. Stubbe folgte von 1821 bis 1834 Rektor Friese. Unter ihm trat eine Lockerung des bestehenden Verhältnisses ein, zu der insbesonders die schroffe Haltung des Rektors beitrug. Seit 1821 begann die Regierung die Lehrer anzustellen, die Unterstützungen des Staates flossen reichlicher und jede innere Einrichtung ward von seiner Genehmigung abhängig gemacht. Die Schule begann sich als Staatsanstalt zu fühlen und trat in Gegensatz zur Stadt und zu der Bürgerschule. Am meisten litt unter diesen Verhältnissen die Bürgerschule, die unter gleichzeitiger Einwirkung auch sonstiger mißlicher Verhältnisse bald in gänzlichen Verfall geriet. 1848 wurde der Verband völlig gelöst, Gelehrten- und Bürgerschule waren fortan unabhängig voneinander. Die Bürgerschule bestand noch, geleitet von einem einzigen Lehrer, dem Kantor Fick, bis 1861.



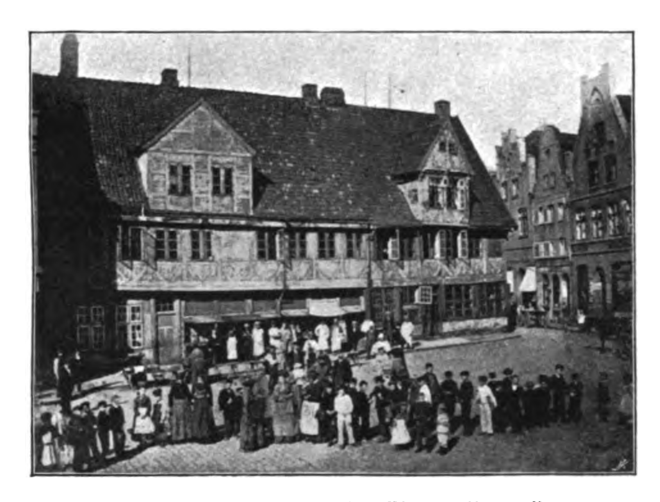
Professor Lucht, Direktor der Gelehrtenschule. Nach einer Photographie.

Das Gymnasium war fortan staatliche Anstalt und ging einer gedeihlichen Entwickelung entgegen. Der Direktor, unter dem die Trennung vor sich ging, war Professor Dr. M. J. Friedr. Lucht, von 1836 bis 1853 Direktor der Anstalt, die unter ihm einen besonderen Aufschwung nahm. Durch fortwährende Vermehrung der Klassen, Anstellung neuer Lehrer und gleichzeitige Zunahme der Schülerzahl erweiterte die Gelehrtenschule sich derart, daß das zu Anfang des Jahrhunderts wegen seiner Räumlichkeiten so hochgerühmte Schulhaus mehr und mehr als ungenügend sich erwies. An zwanzig Jahre vergingen jedoch, bis ein neues Gebäude errichtet wurde. Professor Lucht, der 1853 Direktor in Altona wurde, hat sich einen verdienstvollen Namen durch die Herausgabe des ältesten Kieler Stadtbuches gemacht, das er 1842 im Programme seiner Schule veröffentlichte.



Der Gelehrtenschule gegenüber lag das Gösselsche Haus, von 1820 im Besitz des Organisten Apel, dessen Erwerb eine Zeit lang um 1806 die „Harmonie" plante. 1854—1855 wurde es umgebaut und als physikalisches Institut und mineralogisches Museum eingerichtet.

Wenden wir uns nun dem Marktplatz zu. Auf ihm prangte, wie ein zeitgenössischer Schriftsteller schreibt, ein (für das geworbene Militär privilegierter) Galgen mit einem Arm. Auf der andern Seite eine steinerne Säule mit Ketten, wo die Leibesstrafen vollzogen wurden und das Schauspiel des Halseisenstehens den Wanderer überraschen konnte, welcher soeben erst auf einer andern Stelle der Trommel des Spießrutenmarsches entflohen war. Schräg dem Schulhause gegenüber war die Amtswohnung des Scharfrichters. (Mahr, Festschrift zum Jubiläum von Hegewisch.) Der Verfasser malt etwas zu schwarz oder vielmehr er trennt nicht ältere und neuere Zeit genügend. Die letzte Bemerkung spricht sogar für die Zeit vor 1800. Der Zustand des Marktes bis 1844 war jedoch immerhin nicht schön. Das früher in der Mitte desselben gelegene Wachthaus war 1775 abgebrochen und im Tanzsaal eine Wachtstube eingerichtet worden, die bis 1871 bestand. Hinter dem Wachthaus stand bis zum Anfang dieses Jahrhunderts der „Kaack", versehen mit Handschellen und Halseisen. Am Kaack wurden auch Staupbesen und Brandmarkung ausgeteilt. Neben dem Kaack war ein Galgen. Es war ein Gnadenakt und eine gewisse Ehre, wenn ein Verbrecher an diesen Galgen und nicht an den hinter dem Galgenteich kam. Der Galgen fiel schon im vorigen Jahrhundert, der Kaack wurde erst zur Zeit des Bürgermeisters Jeß (1800 bis 1816) weggenommen. Dies geschah mit einer gewissen Feierlichkeit. Der Bürgermeister mußte zuerst mit eigener Hand einige Schläge thun, um die Arbeit ehrlich zu machen, erst dann legten die Zimmerleute Hand an, auch verrichtete die Arbeit kein einzelner Zimmermeister, sondern das ganze Zimmergewerbe der Stadt mußte aufgeboten werden. Das Halseisen wurde dann am Rathause angebracht und blieb dort bis zu dessen Umbau. Auf dem Platz befanden sich ferner zwei große offene Behälter, aus welchen das vom Galgenteich geleitete Wasser geschöpft wurde. Der nördlich belegene wurde 1806 zugeworfen, der südliche blieb bis 1822 erhalten, an seine Stelle trat eine Pumpe, die 1844 gleichfalls beseitigt wurde. Bis zum Jahre 1812 ward der jährliche Ochsenmarkt auf dem Marktplatze abgehalten. An den Festlichkeiten der Grünen Gilde wurden mittags und abends spät und zwar noch in den dreißiger Jahren Kanonen auf dem Marktplatze gelöst und nach beendigter Exerzierzeit marschierte das Lauenburger Jägerkorps auf dem Markt auf, brachte daselbst dem König ein Hoch und gab eine Freudensalve ab. Hierüber entspann sich 1832 eine litterarische Fehde im Korrespondenzblatt.



Die alte Beste am Markt. Nach einer Photographie von Renard.

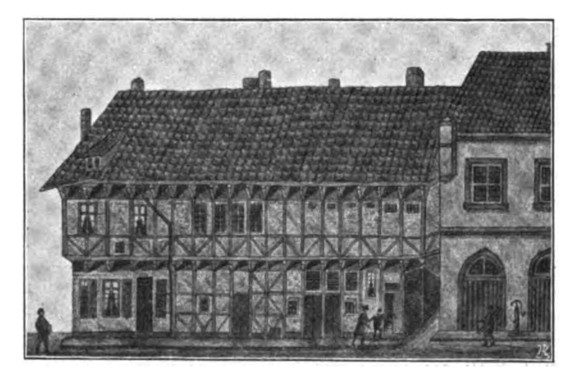
Vor dem Rathaus und der Beste lagen eine Reihe (9) von behauenen breiten Steinen, auf denen Händler gegen eine gewisse, an die Stadtkasse zu entrichtende Miete ihre Waren auslegten,



unter der Veste befand sich die Ratswage und ihr benachbart, den Abschluß dieser Steine bildend, ein großer hölzerner Krahn. Als 1844 der Marktplatz geebnet, neugepflastert und gleichzeitig 1845 das Rathaus umgebaut wurde, schwanden alle diese Verkehrshemmnisse.

Das alte Rathaus (Abbildung S. 155) hatte einen 14 Fuß vorspringenden Treppenturm mit geschweiftem Giebel, das Dach zierten zwei Erker, die Kolonnaden im Erdgeschoß waren offen, dienten aber auch schon damals Schlachtern zum Feilbieten ihrer Waren. Dicke Pfeiler stützten das Gebäude nach der Rosenstraße zu, der Eingang zum Ratskeller war an der Südseite des Hauses. Die Stände in den Kolonnaden waren 1838 für 182 Rbt. 38 Sch., resp. 21 Rbt. 58 Sch. vermietet.

Der Ratsweinkeller brachte um jene Zeit eine jährliche Miete von 264 Rbt. Noch hatte der Ratskeller eine gewisse Bedeutung, der Rat hatte dort sein besonderes Zimmer, zu welchem eine Wendeltreppe aus dem oberen Geschoß direkt hinunterführte. Die Bürger versammelten sich daselbst zur abendlichen Unterhaltung und stärkten sich dort erst mit einem Trunke, wenn die Reihe sie traf, nächtlich die Wache zu beziehen. 1832 finden wir als Pächter des Kellers J. F. Dittmer bezeichnet, 1844 C. Göttsch. Bald nach dem Umbau verlor der Keller seine alte Bedeutung, er ging allmählich ein, zeitweilig noch wurde er als Weinlager benutzt, späterhin verlor er auch diese Bestimmung. Neben dem Rathaus lag bis 1877 die Veste, ein altes, zweistöckiges Fachwerkgebäude, neben dem sich ein im gleichen Stil erbautes Haus anschloß, das 1849 in den Besitz der Stadt zurückgelangte, nachdem es von 1700 an Privatbesitz gewesen war. Dieses Gebäude hatte ursprünglich zur Wohnung des Oberpolizeidieners gedient, später enthielt es das Personenstandes- und Militärbureau, im oberen Stock war die Polizeibehörde untergebracht.



Die alte Veste von der Rosenstraße aus.
Nach einer Zeichnung von Kahn im Besitz der Gesellsch. f. Kieler Stadtgeschichte.

Die eigentliche Veste enthielt im Erdgeschoß die Wohnung eines Schließers, neben der sich ein schmaler Durchgang nach der Rosenstraße befand und ferner gleichfalls Fleischerschrangen. Im ersten Stock war das Niedergericht. Das Gebäude enthielt gleichzeitig neun Gefängnisse, zum Teil ganz erbärmliche Löcher. Volbehr giebt in seiner Topographie der Altstadt eine Beschreibung des Innern, die hier einen Platz finden möge; da sie kurz vor Abbruch des Gebäudes geschrieben ist, kann sie uns ein anschauliches Bild von den glänzenden Verhältnissen des Ganzen geben:

„Das erwähnte Gerichtszimmer lag auf der Marktseite, an demselben ein größerer Vorplatz. Abgetrennt von dem Gerichtszimmer befand sich nach der Marktseite ein 2 m langes und 2 m breites Gefängnis mit einem 14 cm breiten Stück eines Fensters. Nach der Rosenstraße hin lagen 4 Gefängnisse: eins derselben bildete ein zweifenstriges Zimmer mit einem Ofen, während die drei andern die volksthümliche Bezeichnung „Loch“ völlig verdienten. Zwei derselben hatten eine Ausdehnung von $1\frac{1}{2}$ und 2 m und eine, hoch angebrachte, fensterartige Lichtöffnung von nur 16 cm Weite, das dritte war etwas größer, $2\frac{1}{4}$ und 3 m, und hatte zwei der beschriebenen Lichtöffnungen. Auf dem Vorplatz neben dem Schornstein stand ein Heizapparat, der neueren Zeit angehörig, von welchem aus





Straßenfigur um 1790. Nach einem Stich.

Röhren durch die Gefängnisse geleitet waren. Eine Treppe führte auf den Dachboden, wo in späterer Zeit ein Erker aufgesetzt war, der nach der Marktseite hin zwei Gefängnisse von 2 und 3 m Ausdehnung, mit wirklichen Fenstern und auch mit kleinen Oefen versehen, enthielt. Zwei ähnliche Löcher, wie unten, $2^1/_2$ und 3 m groß, mit einer dicht unter der Decke angebrachten Lichtöffnung von 40 cm Weite, lagen nach hinten. Die Vergitterung der Fenster bestand in Eisenstangen von teilweis 3 cm Dicke. Die Thüren waren aus 6—7 cm dicken Bohlen verfertigt und mit großen Kastenschlössern, außerdem mit starken Krampen für je drei Vorhängeschlösser versehen. In den Thüren befanden sich die üblichen kleinen Klappen, die von außen geöffnet werden konnten, um Kontrole zu üben und Speisen hineinzureichen; außerdem oben kleine, jedoch verschließbare Luftöffnungen. Sämtliche Gefängnisse waren aus dicken Bohlen erbaut; im Innern enthielten sie zwei oder mehrere Krampen zum Anschließen der Gefangenen."

Nachdem die Baulichkeiten für 1300 M. zum Abbruch verkauft worden waren, ward 1877 mit dem Abbruch begonnen. Die Keller wurden zugeschüttet und der gewonnene Raum diente zur Vergrößerung des Marktplatzes.

Auf dem Platz standen seit alten Zeiten die Höker mit Grünwaren und Obst; auch waren einige Buden dort immer zu finden. Die Jahrmarktsbuden dagegen hatten ihren Stand auf dem Marktplatz erst seit 1771, vorher wurden sie in der Holstenstraße und Vorstadt errichtet und brachten den dortigen Hauseigentümern eine gute Einnahme.

Im genannten Jahr faßte der Magistrat den Beschluß, daß die Jahrmarktsbuden ausschließlich auf dem Marktplatz aufgestellt werden mußten, um durch das Standgeld eine neue Einnahmequelle zu schaffen. Bis 1817 fanden sich jedoch noch vereinzelt Buden in der Holstenstraße. Februar 1818 erließ der Rat jedoch folgende amtliche Anzeige:

„Es ist hierselbst in Anrege gekommen, daß das Aufschlagen von Buden und Feilhalten von Waaren in den Straßen während des Umschlages und der übrigen Jahrmärkte mit großen Unzuträglichkeiten verbunden sey, indem nicht nur die Straßen ungebührlich beengt, sondern auch bei dem ohnehin in dieser Zeit gehäuften Andrange von Wagen und Pferden leicht ein Unglück entstehen kann.

Der Magistrat und die deputirte Bürgerschaft haben daher, nach gehaltener Rücksprache mit dem hiesigen Polizeiamte, beschlossen, daß vom Ende des diesjährigen Fastenmarktes an das Aufschlagen von Buden und Feilbieten von Waaren an Tischen oder Bänken auf allen Trottoirs, so wie auf der Holstenbrücke nicht weiter gestattet werden solle."



Butterhändlerin aus Holstein.
Nach einem kolor. Stich.



Auch auf den Kuhbergen standen bis in die siebziger Jahre hinein Kram- und Kuchenbuden und zwar bis zur Schevenbrücke hinunter, ferner waren Buden mit Schuhwaren am Wall, solche der Sattler und Reepschläger auf der Alten und Neuen Reihe.

An den gewöhnlichen Wochenmärkten wurde von den ausstehenden Marktleuten ein Stättegeld von $1/2$ Sch. bis 3 Sch. erhoben; auch diese Erhebung war verpachtet. Die Taxe war für die verschiedenen Händler verschieden, so waren Bürger und Schlachter, welche in den Fleischschrangen ihren Stand hatten, von der Erlegung des Geldes frei. Die übrigen Schlachter, einheimische wie fremde, welche Fleisch zu Markt brachten, entrichteten am Sonnabend ein Stättegeld von 3 Sch.

Ellerbecker und andere Fischer zahlten täglich für jede Balge und für jeden Korb 1 Sch. Die Grünhöker, welche auf den Marktsteinen ihre Sachen feilhielten, zahlten täglich $1/2$ Sch. Für jeden Sack mit Grütze, für jeden Korb mit Grünigkeit, Butter, Hühnern und Eiern, die auf den Marktsteinen zum Verkauf gebracht wurden, mußte eine tägliche Abgabe von je $1/2$ Sch. entrichtet werden. Diejenigen, welche nicht auf den Steinen, sondern unter dem Rathause mit Grütze, Grünigkeiten oder anderen Viktualien bei Kleinigkeiten ausstehen, entrichten für einen oder zwei Säcke oder Körbe $1/2$ Sch.



Fischfrauen um 1800. Nach einem Stich von Suhr.

Für jeden Wagen, worauf Heu, Ochsenrümpfe, geschlachtete Schweine, Butter, Käse, Korn, Obst, Gartengewächse, Federvieh u. s. w. zum Verkauf gebracht ward, wurde an Standgeld jedesmal 2 Sch. entrichtet. Holz-, Kohlen- und Torfwagen, desgleichen auch die Wagen mit nicht mehr als ein bis zwei Tonnen Korn, waren ganz von der Abgabe befreit.

Für lebendiges Vieh ward außer der Schlachtzeit für jede Kuh 1 Sch., für ein oder zwei Kälber 1 Sch., für drei oder mehrere Kälber 3 Sch., für ein bis vier Stück lebendige Schweine 1 Sch., für vier oder mehrere Schweine 3 Sch. Standgeld erhoben.

Des Tanzsaales ist schon an früherer Stelle (S. 70) Erwähnung gethan.

Bis in unser Jahrhundert hinein wurden in diesem alten Gildehause die meisten Hochzeiten und Festlichkeiten abgehalten, Schaustellungen u. s. w. dort veranstaltet. Noch bis 1872 mußte jedes sich verheiratende Paar 3 Sch. an den Tanzsaal zahlen, in den dreißiger Jahren betrug diese Summe 50, $59^{1}/_{2}$ und 1835 sogar 85 Rbthlr.

Die 1775 in das Gebäude verlegte Hauptwache blieb dort bis 1871. Der auf plumpen Säulen ruhende Vorbau ward dann abgebrochen und die Räume der ehemaligen Wache zu Wohn- und Ladenräumen ausgebaut und vermietet, bis dann 1887 die Polizeiwache dorthin kam. Die neben dem Thorweg belegene Wohnung war von 1789 bis 1837 an den Posthalter für $106^{2}/_{3}$ Rbt. jährlich vermietet, auch später war sie an Private vermietet, zeitweilig befand sich eine Wirtschaft darin, bis 1877 eine Wohnung für den Polizeiinspektor dort eingerichtet wurde. Ein anderer



Raum, die sogenannte „Alte Küche“ war für 6 Rbt. jährlich vermietet. An der Ecke der Dänischen Straße lag die Wirtschaft der „Jordan“, ursprünglich eine Weinwirtschaft, als deren Pächter 1832 P. Schneekloth aufgeführt ist. Eine steinerne Treppe führte vom Markt zu der Wirtschaft hinauf, oben an der Treppe waren einige Sitze, die steinernen Beischläge an den Seiten übten auf uns Kinder einen großen Reiz aus und wurden mit Vorliebe zum Herunterrutschen benutzt. Das ganze Gebäude war übrigens ein rechtes Paradies für die Kinder, der alte runde Turm mit seiner Wendeltreppe, die großen tiefen Keller, welche sich unter dem Gebäude hinzogen und den Aufenthaltsort zahlreicher Ratten bildeten, zogen uns vielfach an. Von unterirdischen Gängen faselte unsere Phantasie und gerne träumten wir dort Märchen und unheimliche Geschichten. Ein Hauch von Poesie lag über dem ganzen Marktplatz in früheren Jahren und füllte unsere Kinderherzen mit einem Reichtum von Vorstellungen und Empfindungen. Jetzt giebt es dies kaum noch; wie die Straßen nüchtern und einförmig geworden sind, durchströmt von geschäftlichem Hasten und Treiben, so ist auch das Leben unserer Kinder poesieloser geworden und an ein Spielen und Treiben auf Plätzen und Gassen, wie wir es kannten, nicht mehr zu denken.

Der obere Teil des Tanzsaales diente seit 1827 vielfach zu Schulzwecken, auch hielten die Totengilden dort ihre Jahresversammlungen ab, vorübergehend diente er dem Kunstverein für Ausstellungen. Jetzt wird er für die Gewerbeschule benutzt. Die beiden Häuser neben dem Tanzsaal sind Ende des 17. Jahrhunderts erbaut, sie zeigten zwei ziemlich ähnliche Giebel, die jedoch einem Umbau weichen mußten. Das eine Haus enthielt im Erdgeschoß die vielbesuchte Weinstube von H. P. Schultz, das andere diente verschiedenen Zwecken, zeitweise enthielt es eine Konditorei und eine Wirtschaft, an die ein sehr trauriger Vorfall des Jahres 1871 erinnert: Kurz nach dem Friedensschluß entstand dort zwischen zwei Kieler Bürgersöhnen, die den Feldzug mitgemacht, und einem Seekadetten ein Streit, in dessen Verlauf der Seekadett die beiden anderen mit seinem Dolch tödlich verwundete.

Vor der Kirche liegen die sogenannten Persianischen Häuser, im großen und ganzen geben sie noch heute das Bild, wie vor fünfzig Jahren, S. 270. Geht man ins Einzelne, so zeigen sich der Veränderungen natürlich sehr viele. Vor allem stand noch das Eckhaus nach der Schloß- und Flämischen Straße zu. Ungemein schmal war auch hier wie überall der Bürgersteig, denn vor den Kellereingängen und Fenstern befanden sich eiserne Einfriedigungen, die oft nur einen Stein breit vom Rinnstein entfernt waren. Später fielen diese Einfriedigungen, es wurden eiserne Gitter über die Öffnungen, hölzerne Luken über die Kellereingänge gelegt. Später beseitigte man sie ganz und verlegte sie nach der Rückseite der Häuser. Nur ein Haus hatte noch im Parterre eine Wohnung, das Troestsche, jetzt Engelsche Haus, früher im Besitz von Senator Eilers. Es war überhaupt das stattlichste der ganzen Reihe, die Zimmer waren vielfach mit Stuck und reichem Bilderschmuck versehen. Das ehrwürdigste und interessanteste ist jedenfalls das Harmssche, das über dem Schwibbogen die Inschrift des Psalmisten trägt: „Unser Leben währet siebenzig Jahre und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“

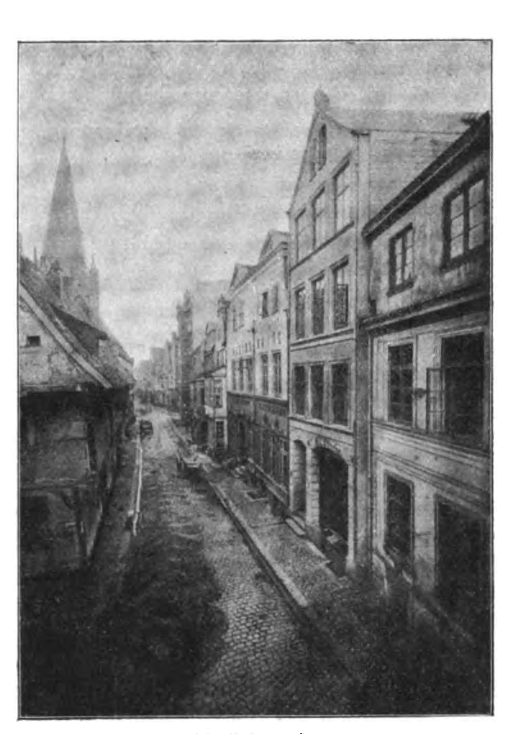
Wie man sich einst die Ableitung des Namens gedacht haben mag, möge man in Jensens humorvoller Schilderung in seiner Erzählung: „Aus meiner Vaterstadt“ nachlesen.

Neben dem jetzigen Eckhaus an der Schumacherstraße lag noch ein anderes altes Haus nach der Schumacherstraße zu, es war die ursprüngliche Veste, das Gefangenhaus, das sich jedoch seit etwa 1700 in Privatbesitz befand.



Ein schöner, reich geschnitzter Holzgiebel nach der Straße zeichnete dieses Haus aus, eine Durchfahrt, ähnlich wie unter dem Harmsschen Haus führte auf den Kirchhof. Unter diesem Durchgang war der bevorzugte Stand der Portechaisenträger und wurde die Ecke vielfach mit dem Namen „Portechaisenträgereck" bezeichnet. 1841 wurde das alte, sechs Fuß in die Straße vorspringende Haus abgebrochen und der an seiner Stelle errichtete Neubau mit dem Haupthause am Markt zu einem Bau vereinigt.

Die den Persianischen Häusern gegenüberliegende andere Häuserreihe des Marktplatzes hat ein ganz anderes Aussehen bekommen (Abb. S. 293). Die alte Apotheke, 1620 erbaut, das Langesche Haus mit seiner schönen holzgeschnitzten Wendeltreppe im Innern, das Voßsche Haus sind gefallen, um Neubauten Platz zu machen, und die übrigen sind mehr oder minder umgebaut. Alle diese Häuser hatten vordem im Erdgeschoß Wohnräume, das Blunksche Haus nach dem Markt zu war sehr reich mit Wein berankt, in dem daneben liegenden befand sich zeitweise die Post. Nach und nach schwanden die Wohnungen; Läden und Lagerräume traten an deren Stelle.



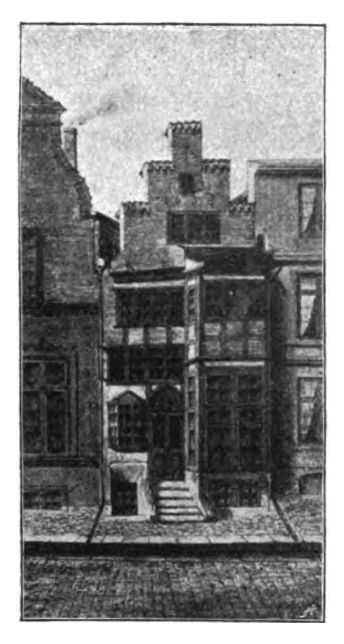
Die Rosenstraße.
Nach einer Photographie aus den 70ger Jahren.

Die Kieler Jungens sind fremd geworden im alten Nest, die trauten Plätze der Kinderspiele schwinden mehr und mehr, und was noch geblieben, paßt nicht mehr für die werdende Großstadt; unsere Welt war die Kleinstadt Kiel, zu der höchstens noch der Schloßgarten gerechnet wurde, das übrige, Düsternbrook und Bellevue lagen als eine Art Außenwelt vor den Thoren der Stadt. Der Marktplatz, die Kirchhöfe, die Straßen der Altstadt, das Moor waren unsere Spielplätze, dort wurden die Kämpfe der „Butterlicker" mit den Thorjungen ausgefochten, und wenn wir auch manchmal gewappnet gen Düsternbrook zum Schwanenweg hinauszogen, so war es doch mehr ritterlicher Sport zwischen Gleichgestellten und Gleichgesinnten, als wie tägliche Beschäftigung. Welch prächtigen Tummelplatz für unsere Spiele bot nicht die alte Apotheke am Markt mit ihren großen, weitausgedehnten Kellern, ihren Höfen, ihren altersschwachen Seitengebäuden, ihren großen, sich durch Stockwerke hinziehenden Kräuterboden, wie idyllisch war es nicht wieder in dem der Apotheke benachbarten Hause mit seinen hohen Zimmern, dem alten Seitenbau mit seiner Terrasse und dem kleinen Gärtchen im Hofe. Und erst der Marktplatz! Wie saßen wir so gern auf unseren Stühlchen vor den Hausthüren, gerade so, wie es noch manchmal die Alten thaten, die dazu ihre Pfeife rauchten, wie schön war es dort im Sommer unsere Spiele zu treiben und wie herrlich im Winter Peekschlitten zu fahren.

Der alte gelbe Omnibus, der im Sommer täglich einige Male vom Markt zur Badeanstalt fuhr, störte unsere Spiele nicht und gefährdete sie nicht, wie es jetzt die Straßenbahn thut.

Auch die hinter dem Rathaus und der Veste sich hinziehende Rosenstraße bot vordem ein





Haus Rosenstraße 11 vor dem Umbau. Nach einem Aquarell.

höchst malerisches altertümliches Aussehen; die letzten Häuser, welche sich noch einen alten Anstrich bewahrten, sind nun auch fast sämtlich geschwunden.

Über die Persianischen Häuser empor ragte das hohe Ziegeldach der Nikolaikirche mit dem kleinen windschiefen Dachreiter und den Ecktürmchen am Hauptturm. Der Kirchhof wie der Marktplatz waren beliebte Tummelplätze der Jugend; die alten Grabkapellen, welche sich an die Nikolaikirche anschmiegten, boten Winkel und Ecken genug, um sich zu verstecken. Ab und zu kletterte auch ein besonders Vorwitziger empor, um einen Blick durch die Fenster oder Gitter jener Kapellen auf die dort aufgestellten Särge zu werfen, das Schauerliche reizt ja stets die Neugierde und die Phantasie. Mit manchen Sagen und Schauermären umgaben wir das alte Gemäuer; dort in dem Anbau mit den zwei großen weißen kreisförmigen Aushöhlungen waren zwei Nonnen eingemauert, in jener kleinen Kapelle ging es um, und was Kinder- und Ammenschnack so weiter spricht, erzählten wir uns mit wollüstigem Schauer.

Eine Reihe Linden begrenzte den Kirchhof, wie noch jetzt nach der Flämischen Straße hin. Am Nikolaikirchhof lag an der Ecke der Flämischen Straße die nun auch verschwundene Kirchendienerwohnung mit ihrem reichen Schnitzwerk (siehe S. 69), daneben zwei andere alte Häuser, von denen das eine das älteste Kieler Schulhaus war. Das Eckhaus nach der Schumacherstraße, in späterer Zeit „Stadt Hamburg“, war 1839 im Besitz des Kaufmanns M. T. Schmidt, des Mitgliedes der provisorischen Regierung. Diesem Haus gegenüber lag ein im Anfang des Jahrhunderts erbautes Spritzenhaus, den Platz ungebührlich beengend. Vor diesem Haus standen bis zur Ecke am Markt in gewissen Entfernungen Prellsteine, ursprünglich durch Ketten miteinander verbunden.



Haus Rosenstraße 7. Nach einer Photographie.

Die Kirche selbst gewährte ein ganz anderes Bild, die Stelle des jetzigen Daches nahm ein hohes unschönes ein, viele Anbauten und eine Anzahl massiver klobiger Pfeiler, in den Jahren 1804—1816 aufgeführt, verunzierten den edlen Bau nach außen, und im Innern war die Kirche durch eingebaute Emporen, Logen, Gestühle, durch Balken u. s. w. sehr verschändet. Das Innere der Kirche machte mehr den Eindruck eines Theaters als eines Gotteshauses, unten waren, wie im Parkett, schöne numerierte, verschlossene Sitze, an den Wänden waren die Logen für die Privilegierten; die Emporen und Chore, falls sie nicht wie der Professoren- und Studentenchor den Charakter einer besonderen Auszeichnung trugen, waren für das



Volk, falls es nicht in den Gängen, auf Klappbänken oder in nicht besetzten Stühlen Platz fand. Es war ein verderblicher, häßlicher Kastengeist, der meiner Überzeugung nach viel mit zur religiösen Freigeisterei, Gleichgültigkeit und geistigem Hochmut beigetragen hat.

Vor Gott, dem Herrn sind wir alle gleich, ob Fürst, Bürger oder Knecht, und im Hause Gottes Schacher mit Plätzen zu treiben, was übrigens keine alleinige Kieler Eigentümlichkeit war, verdient den schärfsten Tadel.

In früherer Zeit hatte die Kirche auch durch Verkauf von Grabstätten in und an der Kirche beträchtliche Einnahmen.

Nicht bloß auf der ganzen, die Kirche umgebenden Fläche des Kirchhofs und in den angebauten Gewölben befanden sich Grabstätten, sondern auch unter dem Chor und in der Kirche selbst lagen solche dicht nebeneinander. Ein Grundplan der Kirche aus dem vorigen Jahrhundert zählte im ganzen 112. Dieselben waren zu einem nicht geringen Teil ausgemauert und von sehr verschiedenem Umfang. Sie mußten je nach ihrer Lage und Größe zum Preise von 6 bis 200 Rthlr. erworben werden, oder gingen auch käuflich von einem Besitzer an den andern über; manche wurden auch nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren verkauft, um dann an die Kirche zurückzufallen. So kaufte Gosche Rantzau zu Westensee und Prohnstorf 1650 zum Preise von 200 Speciesthaler für sich und seine Frau eine Grabstätte in der Sakristei auf die Zeit von 100 Jahren. Selbst die größeren Grabkapellen kehrten wiederholt in den Kirchenbesitz zurück, unter anderen im Anfang des 18. Jahrhunderts die Rantzausche Kapelle nördlich am Turm. Die Kirchenverwaltung verkaufte später die beiden dort noch befindlichen abgeschlossenen Grabstätten. Sehr zahlreiche Mitglieder des Landesadels: der Ahlefeldt, Blome, Brockdorff, Pogwisch, Rantzau, Reventlow, Rumohr, Sehestedt, aber auch viele hervorragende Staatsbeamte, Professoren, Ratsmitglieder, haben in der Kirche ihre Ruhestätten gefunden. Die Kirche hat davon jahrhundertelang große Einnahmen bezogen, da nicht allein die Grabstätten, sondern auch die Plätze der an den Wänden und Pfeilern angebrachten Fahnen und Epitaphien bezahlt werden mußten. Dazu kam noch eine Einnahme für die vorläufige, oft längere Zeit dauernde Aufbewahrung von Särgen in der Sakristei; 1646 wurde für einen Sarg, der 25 Monate gestanden hatte, 52 Rthlr. bezahlt, und 1652 mußte sogar ein herzogliches Mandat erwirkt werden, daß der Sarg der Frau eines Herrn von Estorff, welche dort 19 Jahre gestanden, gegen 306 M. ausgelöst und dann in der Kirche beigesetzt wurde. Eine ansehnliche Einnahme erwuchs aus den feierlichen Leichenbegängnissen adeliger Herren; wenn im Zuge, wie es oft geschah, Pferde des Verstorbenen mitgeführt wurden, so verfielen dieselben dadurch der Kirche, von welcher die Erben sie mit 75—100 M. auslösen mußten; so 1673 bei des Statthalters Gerdt Rantzau Beerdigung drei Pferde mit 300 M. Gleich beträchtlich war auch die Einnahme für die Kirchenstühle, die stets nur auf Lebenszeit verkauft wurden, wobei indes den Erben das Vorkaufsrecht verblieb. Die Leichen wurden durch die Thür an der Südseite in die Kirche gebracht; daher führte dieselbe den Namen „Liekendöhre“, Leichenthür, auch „Schomakerstratendöhre“ oder „Wendelsteindöhre“, weil daneben die Wendeltreppe auf den Turm führte. Auch ist von einer „kleinen Liekendöhre“, vielleicht der späteren Küsterthür im Osten, die Rede. Es mag an dieser Stelle erwähnt werden, daß die Thür an der Nordseite die „Smededöhre“, weil nach der Schmiedestraße führend, genannt ward.

Die an der Außenwand des Chors angebauten, 1878 entfernten Grabgewölbe hatten ihre Zugänge, über welchen kleinere und größere Epitaphien angebracht waren, von der Kirche aus. Es



waren das von Schönefeldtsche Grab und über demselben das Grab des Geheimrats Ernst Joachim von Westphalen und seiner Familie; das Pogwisch-Gewölbe, welches die Särge von Bartram Pogwisch auf Weißenhaus, gestorben 1672, und Wulf Pogwisch auf Farve, gestorben 1636, sowie deren Frauen, von welchen die letztere erst 1687 starb, enthielt; das von Thienensche Gewölbe, 1666 erbaut, in dem außer Mitgliedern der Familie von Thienen der erst 1823 verstorbene Josias von Qualen auf Borghorst stand. Endlich erwähnen wir noch ein Rantzausches Gewölbe, welches die Särge von Bartram Rantzau auf Kuhof, der 1627 starb, seiner Witwe Margarethe, gestorben 1630, ihres Sohnes Paul und seiner Frau Ida und sechs Kindersärge, ferner von einem Brockdorff und drei Ahlefeldt enthielt.

Die Nikolaikirche ist, ähnlich wie die größeren Kirchen anderer Städte, vielfach zu nicht kirchlichen Zwecken verwendet worden. Als 1665 die Universität eingeweiht ward, fanden die großen Versammlungen und festlichen Akte in der Kirche statt. Oftmals war auch die Kirche der neutrale Boden, auf welchem Mitglieder des Rats und der Universität, die im 17. und 18. Jahrhundert mancherlei Rang- und Rechtsstreitigkeiten miteinander hatten, sich zusammenfanden; sowie schon in früherer Zeit zu ähnlichen Zwecken Herren vom Adel die Väter der Stadt dahin bestellten. Die sehr alte Sitte, bei Messen und Jahrmärkten um die Kirchen und in denselben die Verkaufstische aufzustellen, hat auch in Kiel lange Zeit und bis in unser Jahrhundert hinein geherrscht, so daß in der Rats- und in der Rantzauschen Kapelle, sowie unter der Orgel und in den benachbarten Gängen der Kirche Verkaufsstellen für Buch- und Bilderhändler und für Verkäufer sonst geeigneter Waren in den Jahrmärkten vermietet wurden. Auch in den nach dem Hafen führenden Straßen, der Schumacher- und Flämischen Straße fanden sich in reichlicher Weise alte Giebelhäuser vertreten, ehrwürdige Kaufmannshäuser zum Teil, deren Gewese, große Hofräume mit Stallungen sich bis zur Pfaffenstraße und Hinter der Mauer oder bis zur Fischerstraße hin erstreckten. Beide Straßen wurden noch durch Thore abgeschlossen. Das Schumacherthor blieb bis 1840 erhalten, es diente mit dem daranstoßenden Gebäude, dem jetzigen Hafenhaus, als Wohnung des Brückenschreibers und enthielt den sogenannten Brückensaal. Das Flämische Thor, von einem Ratsdiener bewohnt, fiel 1845. Beide Thore waren im vorigen Jahrhundert neu erbaut, sie waren architektonisch nicht hervorragend. In der Schumacherstraße war das Haus Nr. 4 von 1806 bis 1833 Lokal der Harmonie, das Haus Nr. 18 befindet sich seit 1793 im Besitz der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde und beherbergte Jahre lang die Freischule. 1873/1874 wurde der Neubau vorgenommen. Nr. 24 war von 1792 an der Gasthof „Stadt Kopenhagen“, der sich in späterer Zeit unter seinem Besitzer Heinrich einen bekannten Namen erwarb. In diesem Hause



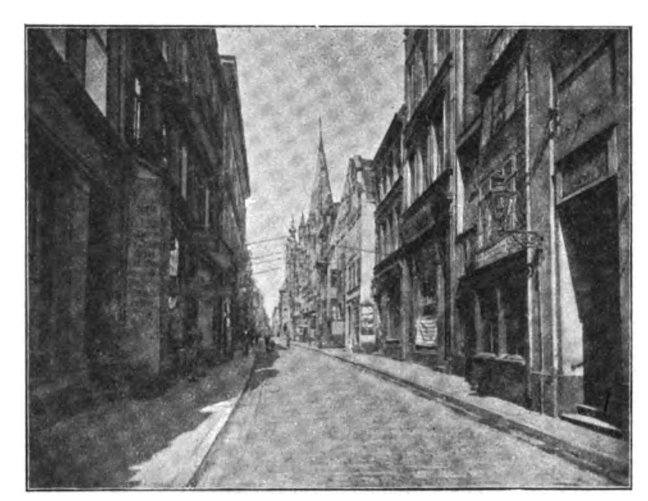
Inneres der Nikolaikirche.
Nach einer Photographie aus den 60 ger Jahren.



wohnte U. J. Lornsen 1830 am 23. Oktober, als er die vorbereitenden Schritte für die von ihm einberufene Versammlung traf, und am 1. November fand in diesem Hause im großen im Hinterhause gelegenen Saale die Versammlung statt, in der Lornsen seine Schrift „Über das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein" vortrug und dadurch die Bewegung in Fluß brachte, die schließlich zur Erhebung von 1848 führen sollte.

Das Ballhaus war noch nicht durch den 1842 erfolgten Neubau zu einem Theater, das den damaligen Ansprüchen genügte, umgewandelt.

Im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts hatte zwar das alte Haus bereits einen Umbau erfahren und war zum Schauspiel- und Opernhaus umgewandelt, in dem umherreisende Truppen während des Umschlages und bisweilen auch zu anderen Zeiten gastierten. Die kleine Bühne mit ihren alten verblichenen Kulissen und ihrer geradezu dürftigen Ausstattung würde heutzutage den bescheidensten Ansprüchen nicht mehr genügen. Der Zuschauerraum bestand aus dem bis ans Orchester reichenden Parterre, der Loge und der Galerie. Die Loge ward nur von den Damen der höheren Stände besucht; die Männer, selbst Professoren, Beamte und Offiziere gingen ins Parterre, ebenso der mittlere und höhere Bürgerstand, Männer wie Frauen, während die Galerie von den kleineren Handwerkern besucht ward. Im Parterre führte ein breiterer Gang von der Thür bis ans Orchester, einige Bänke fanden sich vor, die von den zuerst Gekommenen mit Beschlag belegt wurden, später Kommende mußten mit Stehplätzen vorlieb nehmen. Die vorderste Bank im Parterre war für Schüler reserviert und hieß „Jungsbank", von hier aus nahm das taktmäßige Getrampel seinen Anfang, wenn das Stück nicht rechtzeitig begann oder die Zwischenakte zu lange währten. Die Zugänge zu den Plätzen waren noch schlechter, enger, unbequemer als in dem jetzigen Gebäude; von der schmalen Vordiele führte eine steile Treppe auf die Galerie, und die Musikanten gelangten in den Orchesterraum durch einen dunklen Gang an der linken Seite des Parterres. Bis 1841 bestand dieses Gebäude und in ihm spielten die Truppen, deren jetzt Erwähnung gethan wird.



Partie aus der Schumacherstraße mit dem Theatergebäude.
Nach einer Photographie.

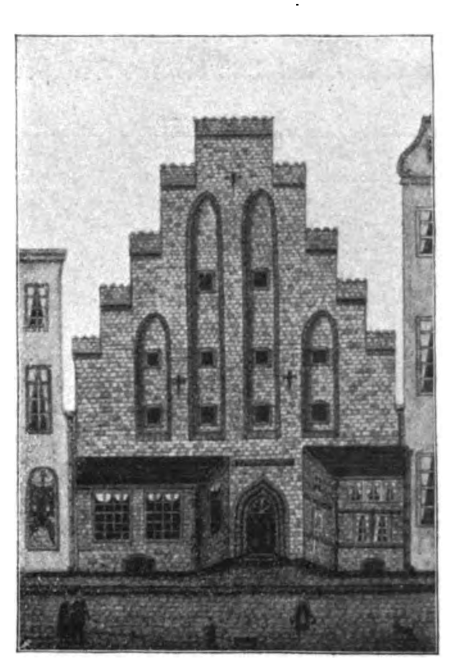
Bis 1818 war es die Breythersche Truppe, die alljährlich im Umschlag spielte. Breythers Vorgänger war Seyler, der 1781 die Leitung der Schleswiger Bühne übernommen hatte. Er hatte von dem Statthalter für seine Gesellschaft die alleinige Konzession für Schleswig, Flensburg und Kiel erhalten. Sein Nachfolger war Breyther. Auf diesen folgte die Hubersche Truppe. Sie erschien stets am 6. Januar, spielte vier Wochen lang und zog dann weiter zum Dom nach Schleswig. Huber, viele Jahre lang der allein konzessionierte Theaterdirektor für die größeren Städte der Herzogtümer, war ein wohlberechnender, grober Direktor und ein mittelmäßiger Schauspieler. Dagegen war seine Frau eine gute Schauspielerin. Die Mitglieder der Gesellschaft waren Jahre lang die gleichen und



das Verhältnis zwischen Bürgern und Schauspielern daher ein viel innigeres als jetzt. Die Schauspieler waren auch zugleich Opernsänger. Die bekannteren Darsteller waren Herr und Frau Hohl, Herr Baste, Herr Klinkwort, Herr und Frau Hansen, Herr und Frau Heß und die Mitglieder der Familie Huber: Vater, Mutter, Sohn und zwei Töchter.

Das Theater begann um 6 Uhr, die Preise der Plätze waren 32 Sch., 16 Sch. und 8 Sch. Der Besitzer des Ballhauses mußte als Abgabe an die Stadt 160 Rbt. jährlich entrichten, um während des Umschlags und der übrigen Zeit im Jahre Schauspiele in dem Ballhause aufführen lassen zu dürfen.

In den dreißiger Jahren suchte Huber um die Erlaubnis nach, bis zum Fastenmarkte fortspielen zu dürfen und erhielt diese auch. Zur gleichen Zeit bildete sich in Schleswig eine neue Theatergesellschaft unter der Direktion von Schleemüller und Bornholdt, welche gegen Zahlung einer Abstandssumme an Huber das Recht erhielt, auch in Kiel zu spielen. Die Truppe, welche für damalige Verhältnisse sehr gut war und vortreffliche Kräfte für Oper und Schauspiel aufwies, besuchte mehrere Jahre hindurch Kiel, bis sie sich infolge zu schlechter Geschäfte auflöste. Von da an bis zur Errichtung der neuen Bühne gastierte wieder Huber alljährlich in Kiel. Mit der Errichtung des neuen Theaters ging die Konzession an die neuen Eigentümer über. Huber wurde mit einer Pension abgefunden und besuchte nun noch bis Ende der fünfziger Jahre die kleinen holsteinischen Ortschaften.



Haus Schumacherstr. 34 vor dem Umbau.
Nach einer Zeichnung von Rahn im Besitz der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte.

1841 wurde das alte Gebäude abgerissen und das jetzige Theater erbaut.

Die Eigentümer des neuen Hauses, Kopist C. J. Muhl und Maler G. Schunk, erwarben mit dem neuen Hause auch die Konzession und schlossen mit dem bekannten Grafen Hahn einen Kontrakt, der mit seiner Truppe das neue Theater einweihte und den Winter über darin spielte. Es dürfte hier wohl angebracht sein, des merkwürdigen Mannes zu gedenken, der in seiner Leidenschaft für die Bühne ein beträchtliches Vermögen opferte. 1782 auf dem Schlosse Remplin in Mecklenburg geboren, folgte er 1805 seinem Vater, dem Erblandmarschall Graf Fritz Hahn, dem Besitzer von neunundneunzig Gütern, in dem Besitz eines fürstlichen Vermögens, über das ihm seiner Verschwendungssucht wegen jedoch schon 1808 auf Antrag seiner Verwandten die freie Disposition entzogen wurde. Er starb 1857 in Altona, nachdem er, seiner Leidenschaft frönend, während eines Zeitraumes von über 40 Jahren als Direktor einer bald hier, bald dort auftretenden Truppe, durch fast ganz Deutschland gezogen war. Einer der originellsten, aber auch bedeutendsten Männer unseres Jahrhunderts war Graf Hahn unstreitig, und in einer Geschichte der Schauspielkunst dürfen die Verdienste nicht übergangen werden, welche er sich um das Theaterwesen in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, vor allem um das Theaterwesen in Norddeutschland, erworben hat. Die Theater zu Altona und Lübeck zählten zur Zeit seiner Leitung zu den besten



ihrer Art. Die Lübecker Bühne unter seiner Direktion war die erste norddeutsche Bühne nach der Berliner, wo Webers „Freischütz" zur Aufführung kam.

1841 übernahm dieser bewährte Bühnenleiter die Direktion des neuen Kieler Stadttheaters und eröffnete die neue Bühne am 5. Dezember mit dem Scribeschen Lustspiel „Ein Glas Wasser" Am 26. November erschien im „Kieler Wochenblatt" bereits folgende Ankündigung der Unternehmer Muhl und Schunk:

Sonntag, den 5. Dezember 1841,
Zur Eröffnung des neuen Schauspielhauses

Prolog

zur Einweihung der Bühne, gesprochen von Demoiselle Kemper.
Hierauf zum ersten Male:
Das Glas Wasser, oder: Ursachen und Wirkungen.
Lustspiel in 5 Akten nach Scribe von Cosmar.

Die Theaterdirektion.

Wenn die Eröffnung des neuen Theaters am Sonntag, den 5. December d. J., stattfinden wird, so unterlassen die Unterzeichneten nicht, nach geholter Rücksprache mit der Theaterdirektion hiemittels bekannt zu machen, wie die verschiedenen Preise festgestellt werden.

I. Kassen-Preise.

Erster Rang	32 Schillinge
Parquet	32 "
Zweiter Rang . .	20 "
Parterre	16 "
Gallerie	8 "

II. Abonnements-Preise für 80 Vorstellungen.

Erster Rang	80 Mark
Parquet	80 "
Zweiter Rang	60 "
Parterre	40 "

Die Abonnementsbillete sind für Familien, d. h. für Eltern und deren erwachsene, nicht selbstständige Kinder gültig, können jedoch in der Zeit vom 11. Januar bis zum 20. Januar und in der Kieler Fastnachtswoche nicht benutzt werden.

III. Preise für 1 Dtzd. Billete.

Erster Rang	18 Mark
Parquet	18 "
Zweiter Rang	12 "
Parterre	9 "
Gallerie	4 Mark 8 Sch.

Die Billete zu allen Plätzen sind vom 1. December d. J. an im Theater-Bureau im Ballhause zu bekommen.

Kiel, den 26. November 1841. C. J. Muhl und G. G. G. Schunk.







Haus Ecke Schumacher- u. Thorstraße vor dem Umbau. Nach einer Zeichnung von Rahn im Besitz der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte.

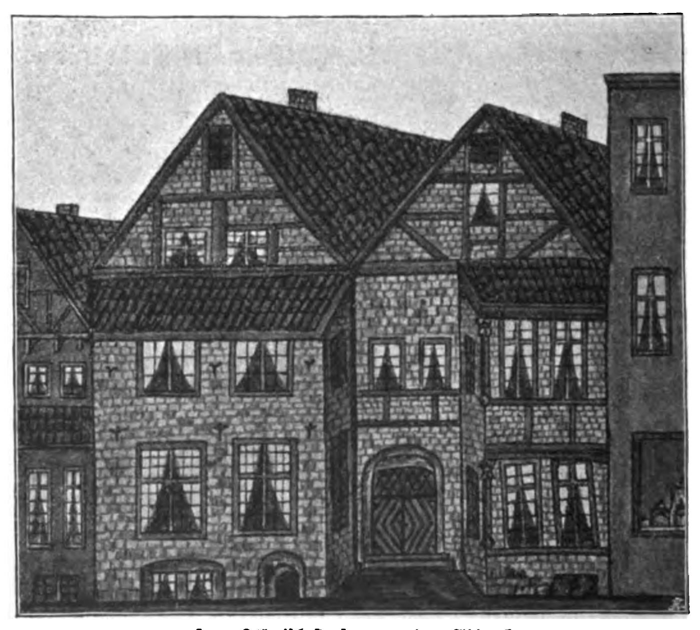
Die Ankündigung, daß das neue Theater mit dem „Glas Wasser" eröffnet werden sollte, fand im „Kieler Wochenblatt" großen Widerspruch. Man hielt es für unwürdig, eine deutsche Bühne mit einer Übersetzung zu eröffnen und hielt der Direktion vor, weshalb sie nicht ein Stück von Raupach, Gutzkow, der Prinzessin von Sachsen gewählt, oder wenn diese nicht geeignet, weshalb sie nicht ein altes Drama „Egmont", „Maria Stuart", „Fiesko" „Kabale und Liebe" oder „Wallenstein" gewählt habe.

Es heißt da: „Nachher mögen Übersetzungen folgen, aber zur ersten Darstellung auf dem Theater einer deutschen Universitätsstadt wähle man keine solche, und wäre das Stück noch besser als das verheißene „Glas Wasser" — die Direktion würde sich selbst ehren, wenn sie hier noch eine Änderung eintreten ließe, und das gebildete Publikum würde es ihr dankbar wissen. Noch ist es Zeit. — In Leipzig ward das neue Theater 1817 eingeweiht mit Schillers „Braut von Messina", in Berlin das Schauspielhaus mit Goethes „Iphigenia in Tauris", in Hamburg das Stadttheater 1827 mit Goethes „Egmont", in Dresden das neue Schauspielhaus 1814 mit Goethes „Tasso", in Hamburg 1841 das Urania-Theater, obwohl nur eine Vorstadtbühne, mit Raupachs „Schule des Lebens", in Breslau das neue Theater mit Goethes „Egmont" und in Kiel das neue Schauspielhaus, zu dessen Eröffnung eine neue Gesellschaft berufen wird, mit einem „Glas Wasser" aus dem Französischen übersetzt."

Die Direktion ließ sich durch diesen Angriff nicht abschrecken, am 5. Dezember ward die Bühne mit dem angekündigten Stück eröffnet.

Am nächsten Tage erschien im „Kieler Wochenblatt" folgende Kritik, die wir ihres teilweise originellen Inhaltes wegen unverkürzt zum Abdruck bringen:

„So wäre denn endlich nach lang gesehntem Bedürfniß durch den Unternehmungsgeist zweier Männer, die sich dadurch den aufrichtigen Dank ihrer Mitbürger, und einen Namen in den Annalen Kiels gesichert haben, abgeholfen und in unserer Mitte der Thalia

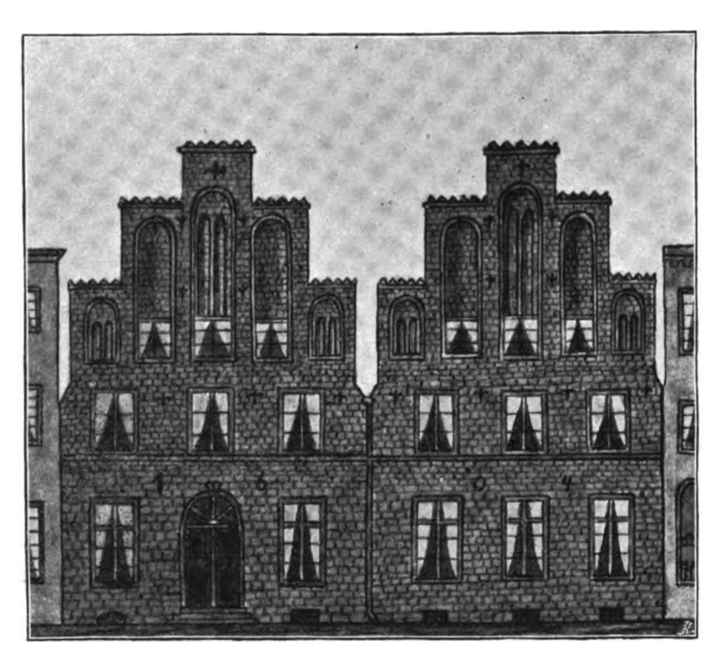


Haus Flämischestraße 4 vor dem Abbruch. Nach einer Zeichnung von Rahn im Besitz der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte.



ein Tempel entstanden, angemessen der emporblühenden Handels- und Universitätsstadt, würdig des Kunstsinns ihrer vorwärts strebenden Bewohner. — Zur allgemeinen Zufriedenheit ward das schöne Werk vollendet, und der einstimmigste Beifall erscholl den Gründern, während man reger Spannung der Tage entgegensah, wo sich zum ersten Male die Hallen der Kunst öffnen, und die in unsere Mauern einziehenden Kunstjünger ihre Leistungen uns vorführen sollten.

Am gestrigen Abend war die Bühne, nachdem von einer Dame der Gesellschaft der Prolog gesprochen, von dem sich eben nichts sagen läßt, als daß er ein Prolog wie alle anderen Prologe war, d. h. einige aneinander gereihte Gemeinsätze in angemessenen Worten, mit dem Scribeschen Schauspiel „Das Glas Wasser" eröffnet. — Ueber das Angemessene, eine Bühne, die auf den Namen „Stadttheater einer deutschen Stadt" Ansprüche macht, mit einem aus dem Französischen übertragenen Stück zu eröffnen, enthalten wir uns aller Bemerkungen, obgleich sich wohl manches darüber sagen ließe; das Publikum hatte sich übrigens dabei beruhigt, und, wie dieses zu erwarten, sehr zahlreich eingefunden.



Das ehemalige Friedrichs-Hospital.
Nach einer Zeichnung von Rahn im Besitz der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte.

Es würde ebenso ungerecht, als unmöglich sein, aus einer einzigen Vorstellung über die Leistungen der Gesellschaft ein abgeschlossenes Urtheil fällen zu wollen, und so möchten hier nur einige Bemerkungen, die aus dem ersten Eindruck entstanden, Platz finden. Was das Ensemble der Vorstellung anbelangt, so war dasselbe für eine neu zusammengesetzte Gesellschaft, wo das Ungewohntsein des Zusammenspiels immer etwas bemerkbar sein wird, recht gelungen und der Faden des Stückes ward ebenmäßig abgespielt, wozu denn namentlich die Leistungen einiger der Hauptpersonen beitrugen. Herr Schmidt in der Rolle des Lord Bolingbroke macht den Eindruck eines gewandten Schauspielers, der seine Partie in den feinsten Nüancen aufgefaßt; nur möchte es ihm angerathen sein, sich vor Outriren und Karrikiren zu hüten, ebenso führte die Darstellerin der Herzogin von Marlborough ihre Rolle gut durch und wußte das stolze und intriguante Weib in den schwierigsten Situationen so zu halten, daß der gewollte Effekt richtig hervortrat. Auch die Königin, die übrigens selbst für die jugendliche und verliebte Anna etwas zu stark kokettirte, und Abigail, von der wir uns eine gewandte Soubrette für das Lustspiel versprechen, verdienten Beifall. Im höchsten Grade störend aber wirkte auf die Illusion des Stückes die verkehrte Besetzung der Rolle des Adonis Masham. Wie ist es möglich, daß so geistreiche und hochstehende Frauenzimmer sich in einen solchen — — verlieben? Wir hören, daß der Herr Römer ein Kieler Kind sein soll, möchten jedoch zu behaupten wagen, daß der



Patriotismus des Kieler Publikums, dem wir sonst in seinem vollen Umfange Gerechtigkeit widerfahren zu lassen stets bereit sind, nicht so weit gehen möchte, dergleichen einheimische Pflanzen an seiner Kunstsonne aufziehen zu wollen. Wir wünschen daher recht sehr, daß dieses Gewächs baldigst auf irgend einen anderen Boden verpflanzt werden möge. Schließlich können wir nicht umhin, auf den unangenehmen Eindruck aufmerksam zu machen, den die Aermlichkeit einzelner Theaterrequisiten im Kontrast zu den wirklich schönen Dekorationen und der geschmackvollen Garderobe der Damen hervorbringen mußte. In dem prächtigen Boudoir der Königin macht sich eine Leuchtkrone mit vier Talglichtern gar zu übel, und traurige Blumenvasen und Tafeluhr, wie wir sie in dem Audienzzimmer



Hof des ehemaligen Friedrichs-Hospitals.
Nach einem Gemälde von Wrage im Besitz des Herrn Geheimrats v. Esmarch.

sahen, möchten dort wohl ebenso unangebracht, als unnöthig sein. Es sind dies Kleinigkeiten, die jedoch das Publikum gar zu leicht bemerkt und die darum zu berücksichtigen sind."

Die Truppe war sonst recht gut und fand eine sehr beifällige Aufnahme, doch verließ Graf Hahn mit seiner Truppe bereits im April 1843 Kiel wieder und ging nach Hamburg, wo er das sogenannte Aktientheater auf St. Pauli übernommen hatte.

Während der Zeit seiner Direktion kam der König Christian VIII. nach Kiel und besuchte auch das Theater. In dem Werkchen: Charakterzüge aus dem Leben des Grafen Carl Hahn-Neuhaus, von A. F. Meyer, erfahren wir darüber Näheres:

„Als wir nach Kiel zurückkehrten, erhielt der Graf die Nachricht, daß der König von Dänemark die Stadt mit seinem Besuch zu beehren gedächte. Diese Nachricht erweckte eine große Freude in unserem Grafen; er war beseelt von dem Gedanken, etwas Großartiges in seinem Theater zu veranstalten. Die erwählte Vorstellung war „Der Wasserträger" von Cherubini.



Als der König in Kiel eingetroffen war, begab sich der Graf in voller Uniform, geschmückt mit Orden und Kammerherrnschlüssel, aufs Schloß, um Seine Majestät von Dänemark zu der gedachten Vorstellung einzuladen.

Am Abend der Vorstellung stand er am Eingange des Theaters, ebenfalls in Galauniform, um den König zu empfangen.

Es machte sich höchst originell, den besternten Herrn oft die Jungen, die sich zur Thür drängten, forttreiben zu sehen, oder wenn er dann und wann jemandem ein Billet abnahm, der das Theater besuchen wollte.

Der König von Dänemark, der den Grafen genau kannte, machte ihm den Vorschlag, der Theaterleidenschaft zu entsagen und nach Neuhaus zu seinem Sohne, der diesen Wunsch mit ihm teilte, zu gehen, um dort ruhig und angenehm seine alten Tage zu verleben. Die Antwort des Grafen war: „Majestät! mein einziger Wunsch ist der, dereinst auf der Bühne zu sterben!“

Dies zur Charakteristik des ersten Bühnenleiters im jetzigen Kieler Theater.

Nach dem Fortgang des Grafen Hahn übernahmen die Besitzer selbst die Direktion und übertrugen dem Schauspieler H. L. Schäffer die Leitung der Bühne; 1845 errichteten sie auch ein Sommertheater in Düsternbrook, das sogenannte Tivoli. Im Juli, August und September wurde im Tivoli gespielt. Einige Vorstellungen wurden während dieser Zeit auch im Stadttheater veranstaltet, so zwei im Juli, drei im August und eine größere Anzahl im September. Die Vorstellungen im Tivoli wurden am Sonntag, den 29. Juni 1845, mit dem Lustspiel der Prinzessin Amalie von Sachsen: „Die Braut aus der Residenz“ eröffnet.

1847 trennten sich Muhl und Schunk. Jener übernahm das Theater im Tivoli, Schunk führte das Stadttheater weiter bis zu seinem 1853 erfolgten Tode. Die Kriegsjahre und die ungünstigen Zeitverhältnisse hatten der jungen Bühne viel Schaden gebracht, Schunk hinterließ seiner Witwe ein sehr verschuldetes Eigentum, über das, nachdem die Witwe noch ein Jahr lang bis 1854 unter dem technischen Beistand des Schauspielers Th. Reusche die Direktion geführt hatte, der Konkurs ausbrach. Das Haus ging dann an mehrere der Hauptkreditoren über, in deren Besitz es bis vor einigen Jahren geblieben ist.

Von 1854 bis 1857 war keine ständige Truppe in Kiel, es fand sich keine Direktion, die das Wagnis unternahm. 1854 bis 1855 veranstaltete während des Umschlages Direktor Dibbern vom Altonaer Stadttheater mit einem Teil seiner Truppe einige Vorstellungen; 1855 wurden unter der Direktion des Kapellmeisters Ignaz Lachner vom Hamburger Opernpersonal einige Vorstellungen gegeben, die großen Beifall fanden. 1856 wurden gleiche Vorstellungen unter der Direktion des Kapellmeisters L. Fr. Witt wiederholt und 1857 übernahm dieser die Direktion des Kieler Theaters. Die weitere Entwicklung werden wir an späterer Stelle verfolgen.

Das dem Ballhaus benachbarte Haus war von 1799 bis 1817 im Besitz des Justizrat Iselin, resp. seiner Frau, des Inhabers des bedeutendsten Speditionsgeschäftes und ging nach dem Tode der Frau Iselin an seine Nachfolger Thöming & Faesch über.

Das Eckhaus an der Thorstraße hat durch einen Umbau sein altes Aussehen gänzlich verloren. Bis 1889 hatte es noch einen alten, hohen, seltsam geformten Steingiebel nach der Thorstraße zu, der mit großen gotischen Fensterwölbungen versehen und mit einem Kreuz oben geziert war. 1617 war das Haus im Besitz des Klaus von Buchwald, der während seiner und seiner



Gattin Apollonia Lebzeiten von allen außerordentlichen Steuern befreit blieb, so daß das Haus den Charakter eines adeligen Freihauses während Lebzeiten dieser Bewohner erhielt. Von 1821 bis 1871 befand es sich im Besitz der Familie Diederichsen. Das Geschäft der Firma Diederichsen & Wille war in dem Hause.

Die vielen hochragenden Giebel, die stattlichen Dielen der Häuser in den beiden zum Hafen führenden Straßen zeigten, daß hier der Sitz eines lebhaften Handels war. Im Laufe der Zeiten ist auch hier mancher Wandel eingetreten, obgleich noch einige hervorragende alte Geschäfte, die viel Landkundschaft hatten, dort ihren Sitz behalten haben. Das Charakteristische auch dieser Straßen ist mehr und mehr geschwunden, von Jahr zu Jahr sank ein Giebel nach dem anderen dahin; wo die alten Häuser blieben, wurde das Innere vielfach umgebaut, die Diele, dieses hervorragende Merkmal der niederdeutschen Kaufhäuser schwand, und nur vereinzelt erinnern alte holzgeschnitzte Wendeltreppen an die längst verschwundenen Zeiten. Nur in selteneren Fällen führen große breite Treppen zum Oberstock empor.



Kanzler von Brockdorff.
Nach einem Steindruck.

In der Flämischen Straße haben die links vom Markt gelegenen Häuser, die vielfach noch Hintergebäude in der Fischerstraße hatten, in den letzten Jahrzehnten keine durchgreifenden Veränderungen erfahren, an Stelle der früheren Häuser 13 und 35 sind Neubauten getreten. Manche Veränderungen im Innern haben sich allerdings die alten Bauten gefallen lassen müssen, Läden sind an Stelle der früheren Putzstuben getreten, und ganz fremdartig nehmen sich die palaisähnlichen alten adeligen Häuser, das Bülowsche Haus und das frühere Blomesche oder Saldernsche Haus, das jetzige Seemannshaus, in der veränderten Umgebung aus. Schöne Kindheitserinnerungen knüpfen sich an manches dieser alten Häuser in der Schumacher- wie Flämischen Straße; auf den breiten, kühlen Dielen spielte sich's herrlich, ehrfurchtsvoll wurden die Bilder betrachtet, die sich über den verschiedenen Thüren befanden, und stets wieder von neuem ward unsere Neugierde wach und wollte wissen, was die Wagen vor der Peterskirche in Rom, der Hirt mit der Herde oder der Tod mit der Sichel, der tanzenden Paaren zuschaute, zu bedeuten habe. Alte Familienbilder waren hier und da eingemauert und schauten auf den Eindringling hinab, der die breiten, schönen, mit kunstvoll geschnitztem Geländer versehenen Treppen hinaufstieg. Wie herrlich spielte sich's in den vielen Gängen, in den Kammern und Kämmerchen; ein Paradies im wahren Sinne des Wortes für die Kinderwelt waren diese alten, stillen Häuser. Welch Hauch der Poesie, des Seltsamen und Wunderbaren umwebte nicht alles, umgab die alten geschnitzten Schränke, die alten blau und weißen Vasen, die auf ihnen standen, die Zinnteller und Krüge, sowie die unförmigen, gelb und weiß gesprenkelten Porzellanhunde und -Katzen, die den Zierrat des Vorplatzes und oft auch der Zimmer bildeten. Jetzt ist dies alles dahin, das geschäftliche Leben und Treiben gebraucht keine breiten Steindielen mehr, keine breiten Treppen und lauschigen Winkel, verschwunden sind die alten



Bilder, vielleicht zerschlagen, vielleicht auch nur in Schmutz und Staub in einem Winkel des Dachbodens verborgen. Sic transit gloria mundi.

Kiel war durchaus nicht arm an solchen Häusern, in denen bildnerischer Schmuck in reicher Fülle angebracht war. Mochte derselbe auch dem damaligen Beschauer kostbarer, wertvoller erscheinen, als er es in der That war, so kann doch nicht geleugnet werden, daß alles zusammenwirkte, um gemütliche, oft mit gediegener Pracht geschmückte Räume zu schaffen. Ich habe vorhin schon den Eindruck wiederzugeben versucht, den das Innere eines solchen Hauses auf den Knaben machte; ich will noch einmal die Erinnerungen sprechen lassen und versuchen, das Bild eines alten Kieler Hauses zu geben, wie es noch vor zwanzig Jahren häufiger, gerade in der Flämischen- und Schumacherstraße zu finden war. Es ist ein Kaufmannshaus, in das wir treten, und der Besitzer hat bereits früher ein zu ebener Erde belegenes Zimmer zum Laden umgewandelt. Eine mit einem schmiedeeisernen Gitter versehene, zwei- oder dreistufige Steintreppe führt zur Hausthür empor, die reich im Barockstil geschnitzt ist. Eine wohlthuende Kühle empfängt uns auf dem steinbedeckten Hausflur, auf welchen verschiedene Thüren aus dem Laden, den Schreibstuben, den Lagerräumen u. s. w. münden. Früher hatten diese Thüren nur in Wohnräume geführt, die Umwandlung des alten Patrizierhauses in ein Geschäftshaus hatte diese Neuerung bedingt. Über den Thürbekrönungen waren alte Bilder eingefügt, oft alte Familienbilder, oft aber auch, wie in diesem Falle, Landschaften, die Peterskirche in Rom mit einem feierlichen Aufzug, der Canale grande in Venedig mit zahlreichen Gondeln u. s. w. Eine Thür führt auf den Hof hinaus, der zum Wirtschaftsbetrieb eingerichtet ist und eine Ausfahrt nach der Fischerstraße hat. Ehrwürdige alte Bäume spenden dort Schatten. Eine schöne, breite Treppe, eingefaßt von einem geschnitzten Geländer, führt in mehreren Absätzen zum ersten Stockwerke empor. Hell und freundlich war der Vorraum des ersten Stockes, der sein Licht vom Hof her erhielt; auch hier waren über den Thüren Gemälde eingefügt. Ein kleines dunkles Zimmer, wahrscheinlich erst in späterer Zeit eingebaut, trennte den Vorraum von den eigentlichen großen Wohnräumen. Die Surports der Thüren zu diesen vorderen Räumen waren wiederum auf beiden Seiten mit Bildern geziert, das eine stellte den Kreislauf des Lebens von der Wiege bis zur Bahre dar, andere hatten als Motive Blumenstücke, Tierstücke u. s. w. Die Wände der vorderen Zimmer waren teilweise mit Spiegeln und Schnitzereien bedeckt, große geschnitzte Wandschränke waren mancherorten angebracht. Viele Sorgfalt war auf die Stuccatur der Decken verwandt worden, kunstvolle Blumenmuster schmückten sie. Der zweite Stock, bis zu dem die große Freitreppe hinaufführt, enthielt nur wenige Zimmer, darüber befand sich der ungemein geräumige Boden, mit seinen vielen Kammern und Kämmerchen, dunklen Ecken und Winkeln.



Joh. Dietr. Brandis.
Geb. 1762, gest. 1845. 1803—1809 Professor in Kiel.
Nach einem Stich.

Solche Häuser sind es, die unserm Storm als Vorbild gedient, nur in solchen konnte er die Gestalten finden, wie sie die meisten seiner Erzählungen beleben.

Ich that bereits der Stuccaturarbeiten Erwähnung, sie fanden sich in ungemein reicher Fülle



vielfach in den Häusern vertreten, oft als Umrahmungen von Deckenmalereien, wie z. B. am Markt. Schöne Decken waren im Buchwaldschen Hof, leider sind sie bei dem letzten Umbau desselben vollständig vernichtet.

Auf der rechten Seite der Flämischen Straße hat manches Haus einem Umbau oder Neubau weichen müssen, vor allem in letzter Zeit, so Nr. 10, ein altes Haus mit zwei Giebeln und zwei Dächern, bei dessen Abbruch man in einem Zimmer Spuren von Wand- und Deckenmalerei entdeckte. Auch dieses Haus ist mir noch erinnerlich, eine große von einer Säule getragene fliesengedeckte Hausflur war im Erdgeschoß, geschnitzte, leider sehr wurmstichige Schränke, geziert mit alten, blauen Vasen, standen dort; eine geschnitzte Wendeltreppe führte nach oben, einige Stufen zu einem Nebenhaus, das den Hof einschloß. Dies Nebenhaus wird es gewesen sein, in dem sich die Wandmalereien befunden haben. Das Haus war von 1679 bis 1687 im Besitz des Bürgermeisters Fuchs, dann im Besitz des Professors Franke und dessen Sohnes und 1765—1793 im Besitz des Professors Christiani. In dem Hause Nr. 9 befand sich die Buchhandlung von Schwers; Haus, Geschäft und früheren Eigentümer schildert Heiberg in seinem „Januskopfe“: Das jetzige Seemannshaus, das an früherer Stelle erwähnte Blomsche, später Saldernsche Haus, war von 1794 bis 1834 im Besitz des Grafen von Holstein. Im obigen Jahre verkaufte dieser es an den Staat, und zwar ausdrücklich als „Freihaus mit allen Gerechtigkeiten“. Das Oberappellationsgericht wurde dort untergebracht, das am 1. Oktober 1834 mit einem Präsidenten und neun Räten, als höchstes Gericht des Landes, neu gebildet worden war. Erster Präsident war Konferenzrat Cay Lorenz von Brockdorff zu Borstel, Räte von Schirach, Schmidt, Nissen, Fr. Reventlow, Jensen, Brinkmann, Dreyer und der bisherige Bürgermeister von Kiel, Wiese.



Bernhard Rudolf Konrad Langenbeck, geb. 9. Nov. 1810, gest. 1887. Professor in Kiel 1841—1848. Lithographie von Graack.

Des Präsidenten Brockdorff ist bereits an früherer Stelle gedacht. Geboren 1766, studierte er in Kiel und Göttingen die Rechtswissenschaften, ward 1789 Rat am Schleswigschen Obergericht, 1795 Mitglied der deutschen Kanzlei in Kopenhagen, 1802 Kanzler des Herzogtums Holstein. 32 Jahre lang bekleidete er dieses einflußreiche Amt, von 1819 bis 1834 war er daneben Kurator der Universität. Als 1834 das Oberappellationsgericht errichtet wurde, trat er als Präsident an dessen Spitze; 1840 starb er, nachdem er 1838 in den Grafenstand erhoben worden war.

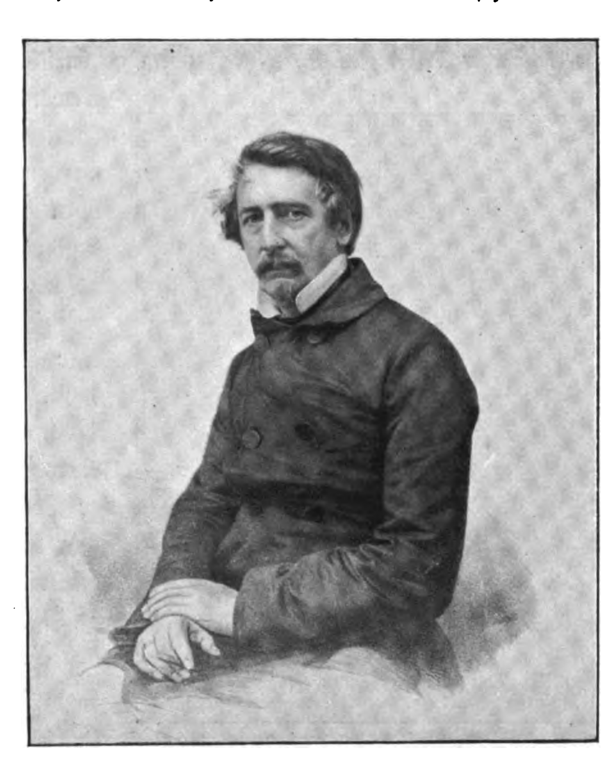
Als Staatsmann war er stets mit vieler Klugheit und standhafter patriotischer Gesinnung



bemüht, das deutsche Rechtswesen und die staatsrechtliche Einheit der Herzogtümer Schleswig und Holstein zu schützen und zu vertreten.

Rist, der 1814 mit ihm zusammen arbeitete, giebt in seinen Lebenserinnerungen folgende schöne Charakteristik von ihm:

„Brockdorff ist ein Mann von seltenen Eigenschaften des Geistes und Herzens, wie einen solchen Holstein vielleicht lange nicht besessen und vielleicht sobald nicht wieder besitzen wird. — Ausgerüstet mit einem eisernen Gedächtnis, einer umfassenderen Gelehrsamkeit, wie man sie nicht gewöhnlich außer dem Katheder zu finden pflegt, einer praktischen Gewandtheit, alles Erworbene schnell und sicher auf den Punkt, wo es erfordert wird, zu richten, einer vieljährigen Erfahrung in der gerichtlichen wie in der administrativen Laufbahn, ist er in jedem Verhältnis zuhause; ein unerschütterlicher Gleichmut, eine ungetrübte Klarheit der Seele, der die Leidenschaft fremd scheint, sichert ihm zu jeder Zeit den Gebrauch seiner Kräfte. — Er ist Staatsmann und betrachtet die Welt aus einem weiteren Standpunkt."



Georg Friedrich Louis Stromeyer, geb. 6. März 1804, gest. 15. Juni 1876. Professor in Kiel 1848—1854. Nach einem Steindrucke.

Brockdorffs Nachfolger war Geheimer Konferenzrat J. P. Höpp, geb. 1782, gest. 1847. Sein Tod wurde allgemein beklagt, weil er sich durch seine auch dem Könige gegenüber bewiesene Gesinnung, dem er 1846 auf die Bemerkung, daß das Oberappellationsgericht bei den politischen Unruhen hoffentlich recht strenge urteilen werde, erwidert hatte: „Majestät, das Oberappellationsgericht wird nach den Gesetzen und nach nichts anderem urteilen", — großes Ansehen erworben hatte, weil er wegen des Vertrauens, welches er genoß, vielleicht im stande gewesen wäre, bei der Lösung der politischen Wirren in maßvoller Weise mitzuwirken, und weil ein charakterfester Mann an der Spitze der Justiz umsomehr not that, als mehrere Prozesse vor dem höchsten Gericht anhängig waren.

Der älteste Rat des Gerichts, Konferenzrat Schmidt, ward im November 1847 zum Nachfolger Höpps ernannt. Ein rechtschaffener unabhängiger Mann, als Gelehrter bekannt, wenn auch nicht von der Festigkeit des Charakters, die in jenen Zeiten not that.

Dem Oberappellationsgerichte gegenüber lag das Friedrichs-Hospital (jetzt Nr. 22 und 22a, bis 1865 zu einem Haus verbunden). Das Haus gelangte 1805 in den Besitz des Professor Brandis, der darin ein Privathospital errichtete. 1811 erhielt es den Namen „Friedrichs-Hospital", 1820 wurde es von der Universität übernommen und von 1833 an war es für chirurgische Kranke bestimmt. Nach Brandis leitete dieses Hospital Hegewisch bis zu dessen Umwandlung in ein chirurgisches



Krankenhaus. Der erste Direktor der neuen Anstalt war Deckmann, von 1833 bis 1837; dann folgte Günther von 1837 bis 1841; dann Langenbeck von 1841 bis 1848; Stromeyer von 1848 bis 1854 und dann von 1854 bis 1857 als Vorsteher, von 1857 an als Direktor, Esmarch. Die Namen der drei letzteren sind mit goldenen Lettern in der Geschichte der Medizin verzeichnet, schwerlich dürften größere Chirurgen in diesem Jahrhundert in Deutschland gelebt haben. Stolz können wir sein, daß alle unserer Hochschule angehörten.

Bernhard Rudolf Konrad Langenbeck, seit 1864 geadelt, war am 9. November 1810 zu Hannover geboren. 1835 wurde er Doktor der Medizin in Göttingen; 1840 außerordentlicher Professor daselbst; Dezember 1841 kam er als ordentlicher Professor der Chirurgie und Augenheilkunde nach Kiel, das er 1848 verließ, um, nachdem er vorübergehend Generalstabsarzt der schleswig-holsteinschen Armee gewesen war, Professor und Direktor des klinischen Instituts für Chirurgie und Augenheilkunde in Berlin zu werden. 1864 ward er außerdem Generalarzt der preußischen Armee. 1882 legte er seine Professur nieder und zog sich, mit dem Titel eines Wirklichen Geheimen Rats geehrt, nach Wiesbaden zurück, wo er 1887 starb.



Joh. Friedr. Aug. Esmarch, geb. 1823. 1849 Privatdozent, seit 1857 ord. Prof. Nach einer Lithographie von Wittmaack.

Sein Nachfolger Georg Friedrich Louis Stromeyer war am 6. März 1804 in Hannover geboren; er ward 1826 Doktor der Medizin in Berlin, war von 1828 bis 1838 Arzt, Docent an der chirurgischen Schule und Leiter eines orthopädischen Instituts in Hannover; 1838 wurde er Professor der Chirurgie in Erlangen, 1841 bis 1842 war er Professor in München, dann von 1842 bis zu seiner Berufung nach Kiel Professor in Freiburg. Von 1848 bis 1852 bekleidete er neben der Professur das Amt des Generalstabsarztes in der schleswig-holsteinschen Armee. 1854 wurde er Generalstabsarzt in Hannover; 1867 pensioniert, lebte er mit Ausnahme der Jahre 1870—1871, wo er konsultierender Chirurg der III. Armee war, in Hannover und starb daselbst am 15. Juni 1876.

Sein Nachfolger in Kiel wurde sein Schwiegersohn, Johannes Friedrich August Esmarch (seit 1887 geadelt, seit 1897 Wirklicher Geheimrat und Excellenz). Am 9. Januar 1823 in Tönning geboren, studierte er 1843 bis 1845 in Kiel, dann in Göttingen und schließlich wieder in Kiel Medizin und ward Assistent von Professor Langenbeck. 1848 nahm er zuerst im Turnerkorps am Feldzug teil, ward bei Bau gefangen, im Mai ausgewechselt und machte nun den ferneren Verlauf des Feldzuges als Arzt mit, war zugleich Assistenzarzt I. Klasse bei Professor Stromeyer und habilitierte sich als Privatdocent in Kiel. Nach Beendigung des Feldzuges unternahm er eine größere wissenschaftliche Reise, ließ sich dann 1852 wieder als Privatdocent in Kiel nieder und verwaltete seit 1854 die chirurgische Klinik; 1857 ernannte ihn die dänische Regierung endlich zum ordentlichen Professor und Direktor des Friedrichs-Hospitals.

1865 gingen die Häuser nach Verlegung des Hospitals in Privatbesitz über.





Partie a. d. Schloßstraße, Ecke d. Fischerstraße. Nach einer Photographie.

Das Haus Nr. 16 war von 1827 bis 1858 Archidiakonathaus und im Besitz der Nikolaikirche.

Das Flämische Thor ähnelte dem Schumacher-Thor, es enthielt bis 1845 die Wohnung eines Ratsdieners.

Die Schloßstraße hat, von manchen Veränderungen der letzten Zeit abgesehen, ihren Charakter sich noch einigermaßen bewahrt, wenn auch die hohen Treppen, die Kellerhälse und Kellerlöcher, welche früher einen Bürgersteig überhaupt nicht gestatteten, nach und nach geschwunden sind. Im Anfang des Jahrhunderts wohnten dort viele Professoren, Nr. 1 Trendelenburg 1787—1803 und Tonsen 1817—1840, Nr. 4 Reinhold 1803—1823, Nr. 10 Kordes 1805—1823. Das Eckhaus an der Burgstraße war längere Zeit im Besitz des Herzogs Karl von Glücksburg. Die gegenüberliegenden Häuser bildeten von 1801 bis in die siebziger Jahre ein großes Haus mit Stallgebäude und Garten, das viele Jahre dem Advokaten Schiff gehörte. Das Eckhaus an der Fischerstraße ist noch ein alter Holzbau mit Erker, Schnitzereien und Inschriften, wie:

„Auf Christum will ich bauen und ihm allein vertrauen"

und

„Wer hofft in Gott und dem vertraut, der wird nimmer zu Schanden."

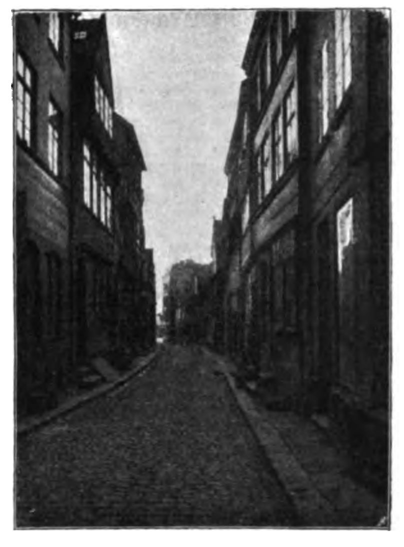
Die Fischerstraße, in letzter Zeit vielfach durch Neubauten ihres altertümlichen Reizes entkleidet und seit längerer Zeit in eine Trödlerstraße umgewandelt, trug früher einen ganz anderen Charakter. In den Häusern Nr. 11 und 13 befand sich von 1800 resp. 1806 bis 1810 das Taubstummeninstitut von Pfingsten, Nr. 18 war von 1808 bis 1829 im Besitz von Christ. Ludw. Volckmar, von 1825 bis 1855 im Besitz von Doktor Herz. Nr. 24 von 1803 bis 1827 im Besitz von Jos. Jak. Ludw. Diederichsen, dann im Besitz des Polizeimeister Wittrock.

In allen diesen Straßen der Altstadt wohnten bis in die Mitte des Jahrhunderts die Professoren, und manch Stübchen am Markt, in der Faul-, Schloß-, Kehden-Katten- und Dänischenstraße diente den Musensöhnen zur Wohnung. Man lebte in der Stadt und erst allmählich zog man hinaus in das neue Viertel am Sophienblatt, nach Düsternbrook und den neu angelegten Straßen auf den Damperhofländereien. Ab und zu befand sich ein Hof mit alten Bäumen oder gar ein Gärtchen zwischen den Häusern und malerisch, wenn auch nicht immer schön und für den Hygieniker anziehend,



Die Schloßstraße. Nach einer Photographie.





Aus der Fischerstraße. Nach einer Photographie.

war der Blick aus den Hinter- und Dachfenstern über die Dächer und Dächelchen der Häuser und Ställe, die im bunten Gewirr durcheinander lagen.

Beim Schloß hörte die Stadt auf. Jenes war bis 1837 in ziemlich verwahrlostem Zustande, nachdem es noch 1806 bis 1808 dem späteren König Friedrich VI. mit seiner Familie zur Wohnung gedient, war es später zu verschiedenen Zwecken, so 1813 als Lazarett benutzt worden, und war dem Verfall anheimgegeben. Von 1823 an ward es einigermaßen in Stand gesetzt, um Friedrich VI. bei seinen Besuchen in Kiel zum Absteigequartier zu dienen. Ein Teil des Schlosses beherbergte die Universitätsbibliothek, seit 1834 befand sie sich in den großen gewölbten Sälen an der Wasserseite.

Andere Räume dienten zeitweise dem Militär und den Studenten zum Fechtboden.

1837 ward das Schloß zum Wohnsitz für den Herzog Karl von Glücksburg und Gemahlin, der Prinzessin Wilhelmine, der Tochter des Königs bestimmt, es wurde zu diesem Zweck umgebaut und wohnlich eingerichtet. Während der Arbeiten, am 16. März 1838, brach jedoch Feuer im Ostflügel des Schlosses aus und legte die oberen Stockwerke in Asche; die festen Gewölbe verhinderten glücklicherweise eine Ausdehnung des Brandes auf die Bibliotheksräume. Diesem Brand möge eine kurze Schilderung gewidmet sein:

„Auf den 19. Mai 1838 war die Vermählung des fürstlichen Paares festgesetzt. Bis dahin sollte das Schloß wohnlich eingerichtet sein, weshalb während des ganzen vorhergehenden Winters mit großem Eifer gearbeitet wurde. Um rechtzeitig fertig zu werden und um die Räume auszutrocknen, ward Tag und Nacht geheizt. Mangelnde Vorsicht dabei war die Ursache, daß der Brand ausbrach, welcher bald so um sich griff, daß alle Räume des Flügels bis auf die des Erdgeschosses, wo die Bibliothek untergebracht war, in Flammen standen. Von diesen hielten die starken Wölbungen das Feuer ferne. Es war eine kalte Nacht, der Hafen noch mit dickem Eis bedeckt, in das erst Löcher geschlagen werden mußten, um Wasser zum Löschen zu erhalten. Zum Überfluß flog noch das Dach des alten Schlosses in die Luft, da sich die unter ihm lagernden Pulvervorräte des Jägerkorps entzündet hatten. Glücklicherweise richtete die Explosion keinen großen Schaden an, der Wind stand vom Lande ab und der Funkenregen brachte nur den strohbedeckten Häusern am jenseitigen Ufer des Hafens Gefahr, die jedoch rechtzeitig geschützt wurden.

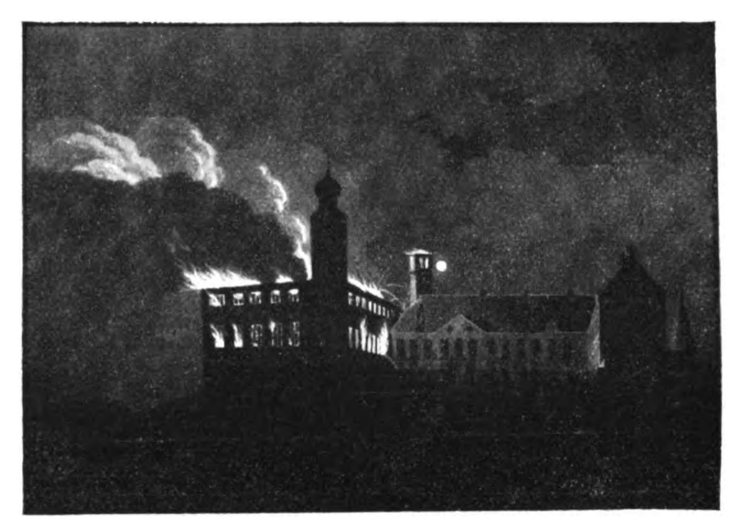


Aus der Fischerstraße. Nach einer Photographie.

An ein Retten der brennenden Stockwerke des Schloßflügels war nicht zu denken, man mußte sich darauf beschränken, den übrigen Teil des Schlosses zu schützen und die unter den



brennenden Stockwerken im gewölbten Erdgeschoß aufgestellte wertvolle Universitätsbibliothek zu sichern. An eine Rettung der über 100000 Bände zählenden Sammlung war nicht zu denken, obgleich Professoren und Studenten mit Aufopferung aller Kräfte und ohne Furcht vor der drohenden Gefahr ihr Menschenmöglichstes versuchten und einen Korb Bücher nach dem andern zum nahegelegenen Universitätsgebäude schleppten. Hätte das Feuer weiter um sich gegriffen so wäre die kostbare Büchersammlung verloren gewesen, denn die Kräfte der Retter wären zu gering, ihre Zahl zu klein gewesen, um die ganze Bibliothek auszuräumen; so wurde sie vor Schaden durch die starken Gewölbe bewahrt, und durch Zumauern der Fenster schützte man sie vollends. Dadurch blieb die unersetzliche Bibliothek unversehrt und diese Räume des Schlosses bis auf ein Zimmer, die ehemalige russische Kirche, in welchem die Decke eingestürzt war, erhalten.



Brand des Schlosses 1838. Steindruck, nach einer Zeichnung von Bünsow.

Am nächsten Morgen war das Feuer gelöscht, die Außenmauern und die Gewölbe des alten Schlosses hatten besten Widerstand geleistet, sonst war der ganze Flügel vernichtet, die übrigen Teile des Schlosses waren unversehrt geblieben. Leider war dem Brande auch die Schloßkirche zum Opfer gefallen, ein freundlicher Raum mit einem schönen Altarbild, einer mit einem wertvollen Fries bekleideten Empore und einem reich ausgestatteten fürstlichen Stuhl im reichen Rokokostil. In dieser Kapelle wurden die Seminarpredigten abgehalten. Nach dem Brande ward die Kirche nicht wieder eingerichtet, der Raum wurde 1841 dem Museum plastischer Bilderwerke zur Aufstellung der Sammlung desselben überlassen. Erst nach Verlegung dieses Museums in das provisorische Kunstgebäude 1889 ward dieser Raum wieder mit den fürstlichen Gemächern vereinigt.



Brand des Schlosses 1838. Steindruck, nach einer Zeichnung von Bünsow.

Durch den Brand war es dem fürstlichen Paar, dem Herzog von Glücksburg und seiner Gemahlin unmöglich gemacht worden, das Schloß sofort nach der Hochzeit zu beziehen, erst im November 1838 konnten sie ihr neu eingerichtetes Heim bewohnen. Das herzogliche Paar wohnte, mit Unter-







Herzogin Wilhelmine von Glücksburg, Tochter Friedrichs VI von Dänemark. Lithographie nach einer Zeichn. von Raedel.

brechung der Jahre 1848—1855, regelmäßig einige Wintermonate im Schloß, während der Sommer auf Reisen oder auf dem Gute Luisenlund zugebracht wurde. Die Fürstlichkeiten erfreuten sich großer Beliebtheit, die Herzogin, in Kiel geboren, war in erster Ehe mit Friedrich VII. vermählt gewesen, aber bald geschieden und hatte 1838 den Herzog geheiratet. Dieser war bis 1848 Kommandant des in Kiel stehenden Lauenburgischen Jägerkorps.

Am Hofe herrschte ein freier, zwangloser Ton, das exklusiv aristokratische Element kam wenig zur Geltung. Im Winter wurden verschiedene Bälle veranstaltet, von besonderem Glanz war der große Festball, der im Umschlag zur Feier des Geburtstages der Herzogin gegeben wurde.

Der Bruder des Herzogs, Prinz Friedrich, nahm mit seiner Familie gleichfalls im Schlosse Wohnung. Die politischen Verhältnisse, welche 1863—1864 eintraten, hatten zur Folge, daß das Herzogspaar das Schloß räumte. Im Verlaufe des Krieges von 1864 ward das Schloß militärischen Zwecken überwiesen.

Die Prinzen Friedrich Karl und Albrecht von Preußen nahmen dort vom 29. bis 31. Januar Wohnung, dann hatte das preußische Generalkommando unter General Herwarth von Bittenfeld, später unter General von Manteuffel, daselbst seinen Sitz. Im September 1865 räumte Manteuffel das Schloß, welches sodann der österreichische Statthalter, Feldmarschallieutenant Freiherr von Gablenz bezog, bis ihn der Krieg von 1866 nötigte, am 8. Juni Stadt und Land zu verlassen. Als die Herzogtümer nach dem österreichischen Kriege dem preußischen Staat einverleibt wurden, nahm der neuernannte Oberpräsident Freiherr von Scheel-Plessen dort seinen Wohnsitz. Am 24. Januar 1867 fand in demselben Saale, in dem 94 Jahre vorher die feierliche Übergabe des Gottorfischen Anteils an Dänemark erfolgt war, der Akt der Besitzergreifung der Herzogtümer durch Preußen statt.

Später, nachdem die Herzogin Wilhelmine von Glücksburg gegen eine Abfindungs-



Herzog Karl von Glücksburg. Nach einer Lithographie von Fortling.

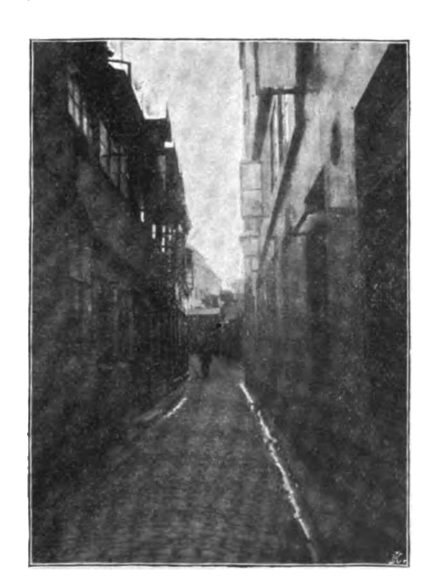


summe auf das ihr als Leibgedinge seinerzeit überwiesene Schloß verzichtet hatte, wurde es zur Wohnung des Oberpräsidenten und des Stadtkommandanten bestimmt, auch wurde in einem Flügel das Marinestationsbureau untergebracht. Die großen Festsäle blieben für die Herrscherfamilie reserviert und in ihnen nahm auch Kaiser Wilhelm I. bei seiner Anwesenheit 1868, 1874, 1881 Wohnung. Durch die Verlegung des Oberpräsidiums nach Schleswig 1879 ward ein Teil des Schlosses frei, der zur Wohnung für den 1880 von der ersten großen Seereise zurückkehrenden Prinzen Heinrich eingerichtet wurde. Nach und nach wurden sämtliche Wohnungen geräumt und das Schloß seiner eigentlichen Bestimmung, ein Fürstensitz zu sein, zurückgegeben. Als die Universitätsbibliothek ein neues Heim erhielt, wurden auch diese imposanten Räume frei. Allein erst die Verlobung des Prinzen gab Veranlassung zu der gänzlichen Umgestaltung und Neueinrichtung des Schlosses. Die alten Stallungen und Remisen, welche an der Burgstraße lagen und dem Schloß wie der Gegend zur Unzierde gereichten, wurden abgebrochen, ebenso die Kunsthalle mit ihren Nebenbauten, so daß das Schloß nach dieser Seite hin völlig frei gelegt wurde. Auch die unansehnlichen Wachtlokale an der Wasserseite fielen und geschmackvolle Parkanlagen erstrecken sich jetzt rings um die Fürstenburg, die sehr häufig dem Kaiser zur Wohnung dient.



Hinter der Mauer.
Nach einer Photographie.

In der Katterstraße vor dem Schloß liegt das 1768 von Samin erbaute alte Universitätsgebäude, das seit Errichtung des neuen Baues für das Museum vaterländischer Altertümer eingerichtet ist. Am Katterthor ist noch ein Stück der alten Stadtmauer und noch ein ehemaliges Gartenhaus aus dem vorigen Jahrhundert (jetzt ein Cigarrenladen) erhalten. Die Straße „Hinter der Mauer", die von hier aus abgeht, enthält einige alte Bauten, die, wenn sie auch nicht charakteristisch sind, doch immerhin ein Bild von der früheren Bauweise geben. Leider ist es anständigen Menschen unmöglich gemacht, die Straße zu durchwandern und Baustudien zu machen.

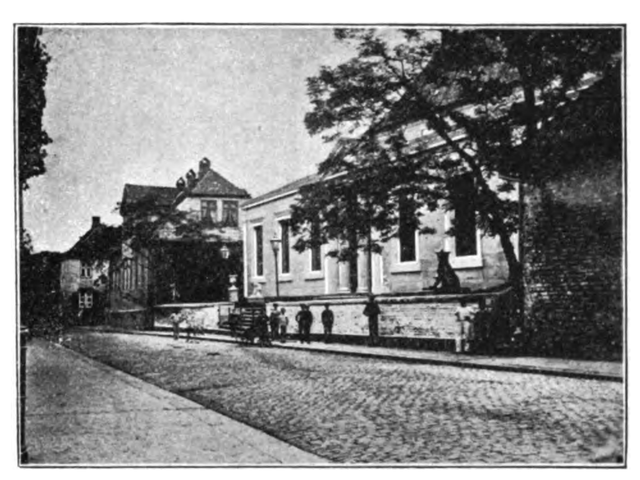


Hinter der Mauer.
Nach einer Photographie.

Nach der Burgstraße begrenzten den Schloßplatz alte unansehnliche Scheunen



Hinter der Mauer.
Nach einer Photographie.

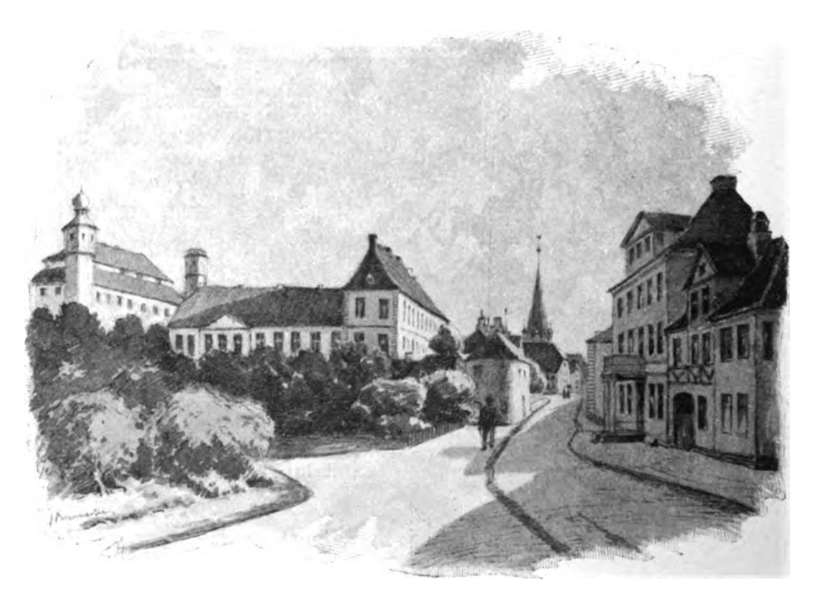


Kunsthalle, Chemisches Laboratorium, Dänisches Thor.
Nach einer Photographie aus den 60ger Jahren.

und Ställe, neben der Universität befand sich ein kleines Wachtgebäude, zwei Kandelaber flankierten die Auffahrt zum Schloß. Bis in die vierziger Jahre führte durch das Schloß ein öffentlicher Durchgang über die Terrasse und den jetzt reservierten Schloßgarten nach der Düsternbrooker Allee. Die Verlängerung der Dänischen Straße begrenzten zu beiden Seiten Backsteinmauern, auf der einen Seite das Schloßgrundstück, auf der anderen den zum Buchwaldschen Hof gehörenden Garten umschließend. Den Abschluß der Mauern bildete das Dänische Thor, neben dem sich das Schloßküchengebäude befand. Das Thor verlor seine Durchfahrt 1830, als das Gelände des Buchwaldschen Hofes zu Bauplätzen ausgelegt wurde; ein turmähnlicher Rest blieb bis 1869 erhalten.

An der Westseite des Schlosses neben dem Thore lag das ehemalige Schloßküchengebäude, das 1780 der Universität überlassen und 1800 zum chemischen Laboratorium eingerichtet worden war. Der Turm des Thores erhielt sich als das letzte größere Überbleibsel der ehemaligen Befestigung bis 1869; er enthielt Wohnungen und einen kleinen Laden, in dem die Waren des Frauenvereins verkauft wurden. Ein kleiner Mauerrest blieb noch lange erhalten und ist erst jetzt bei der Regulierung des Schloßgartens beseitigt worden. Das Schloßküchengebäude stand bis 1883, 1800 war es dem berühmten Pfaff als Wohnung und chemisches Laboratorium angewiesen, nach seinem Tode diente es nur noch als Laboratorium. Jahrelang herrschte der alte Professor Himly in den Räumen; nachdem bereits 1879 das neue Laboratorium in der Brunswiek errichtet war, blieb dennoch ein Teil der Anstalt in den alten Räumen und wurde erst nach Himlys Fortgang in die neuen Räume überführt.

An der Ecke der Burgstraße standen alte Ställe, umgeben von hohen Mauern; alles dies ist jetzt gefallen und hat einem freundlicheren Bilde Platz gemacht.

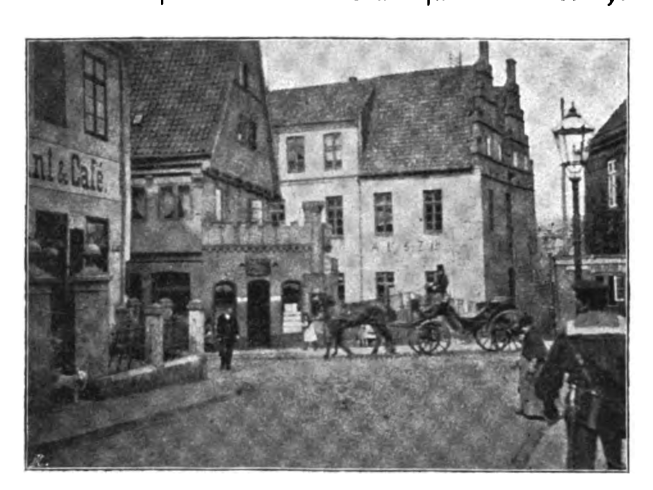


Eingang zum Schloßgarten und Dänisches Thor.
Nach einer Zeichnung aus den 50ger Jahren.



Gefallen ist auch die Kunsthalle, die 1856 und 1857 auf Schloßgrund errichtet wurde; das kleine Gebäude, obgleich zum Teil nur aus einem ehemaligen Zollschuppen bestehend, machte einen ungemein gefälligen Eindruck und seine zahlreichen Verehrer werden schmerzlich bedauert haben, daß sie gefallen, um so mehr, da ein vollgültiger Ersatz trotz der beim Abbruch gegebenen Versicherung der Regierung dafür bis jetzt nicht geschaffen werden konnte.

Der Buchwaldsche oder Schmooler Hof ist eines der wenigen Häuser, die sich bis vor einigen Jahren noch ihr altes ehrwürdiges Gepräge bewahrt hatten; noch jetzt stehen die hohen Treppengiebel, zeigen eiserne Zeichen den Namen der Erbauer, führt ein wappengeschmücktes Portal ins Innere. Der Buchwaldsche Hof, auch Thränenburg genannt, war eines der sogenannten adeligen Freihäuser und zwar dasjenige, um das mancher Streit zwischen Magistrat und Besitzer gefochten ist und das zuerst seine früheren Privilegien verlor. 1621 von Ägidius von Lanken erbaut, war es zuletzt im Besitz des Amtmann von Buchwald zu Bordesholm, der das Gewese 1829 an die Stadt für 26 400 Reichsthaler verkaufte. Das Haus hieß die Thränenburg, weil der Erbauer seine Reichtümer durch Ungerechtigkeit und Bedrückung erworben, und insbesondere bei dem Bau des Hauses die Amtsbewohner mit Frondiensten schwer belastet hatte. Einer Weibsperson, die nicht seine Frau war, wird an seinen Ungerechtigkeiten der größte Anteil zugeschrieben. Von dem Unwesen, welches damals geherrscht haben soll, giebt eine eigene handschriftliche Aufzeichnung Nachricht. Sie führt den Titel: „Lanckiana Gynaeocratia, d. i. Lankisch Weiberregiment, darin beschrieben wirt die tyrannische, Pharaonische Dienstbarkeit, damit nicht allein viele gute Leute in Hollstein, sondern auch die armen Bauern im Amte Kiel, Bordesholm, Gottorf, Neumünster und anderswo eine geraume Zeit hard gedrücket, gequälet, beschweret und im Grunde ruinirt und verdorben worden sein."



Der Buchwaldsche Hof (vor dem Umbau).
Nach einer Photographie von Georato.

Das Gebäude wurde für die zu Ostern 1831 neu errichtete Mädchenschule und die Elementarschule der Altstadt eingerichtet. Im Jahre 1861 ward das Gebäude für die höhere Knabenschule bestimmt, aus der die Realschule hervorgegangen ist. Nach deren Umzug in ihr neues Heim wurde das Gebäude im Innern vollständig umgebaut und verlor auch nach der Straßenseite zu durch die Errichtung eines Mansardenstockes. Auch jetzt dient das ehrwürdige Haus zu Schulzwecken. Vor dem letzten Umbau zeigte es im Innern manche Spuren vergangener Pracht: einen großen Flur mit breiter Treppe, mit Wappen und Allegorien geziert, künstlerisch vollendete Stuccaturdecken u. s. w. u. s. w. Jetzt ist diese Herrlichkeit geschwunden und nur die stattlichen Giebel kündigen ein altes Herrenhaus an, in welchem einst Bernadotte wohnte und wo jedenfalls die ersten Verhandlungen über den Kieler Frieden stattgefunden haben.

Hinter der Schule breitete sich ein Hof und ein kleiner Garten aus, dessen Gedeihen natürlich sehr in Frage gestellt war, da die Herren Schüler ihn durchaus nicht schonten. Recht idyllisch war



die Umgebung des Hofes, das aufgefüllte Moor des Kleinen Kiels duftete gar lieblich und verführte zu allerhand tollen Streichen, die gewöhnlich beschmutzte Beine und Füße im Gefolge hatten. Ein Graben schloß auf der einen, die Planke vom Garten des Nachbarhauses auf der andern Seite den Platz ab. Der kleine übelriechende Graben umgab Waschhöfe und Gärten, die sich bis zum Hortus medicus erstreckten. Ungehindert war damals noch die Passage zum Kleinen Kiel, dessen Eis im Winter in den Pausen gar verführerisch lockte, und zu mancherlei Spielen und unbesonnenen Streichen dienten Wasser, Hof, Waschhof und Moor.

Die edlen Spiele des Pickpahl, des Marmel- oder Pickerwerfens wurden weidlich geübt und im Winter gefährliche Schlachten im Schneeballwerfen geliefert. Das Hauptfest für die Jugend war jedoch damals das Vogelschießen. Es war ein Volksfest im wahren Sinne des Wortes und Wochen vorher beschäftigte es schon lebhaft alle Kreise. Auf Hof- und Turnplatz wurde stramm exerziert, damit der Marsch gut von statten gehen konnte und sehnsuchtsvoll erwartete man den Tag des Festes.



Johannes Faesch.
Nach einem Ölgemälde im Besitz der Familie.

In früheren Jahren, als der Schulen nur wenige waren, fand ein allgemeines Kindervogelschießen statt, das meistenteils in der Badeanstalt abgehalten wurde. Eine Beschreibung eines solchen Festes findet sich in einer Reiseschilderung aus jener Zeit, die wir hier folgen lassen:

„Heute, den 28. Juli, war schon wieder ein Festtag und zwar von ganz besonderer Art. Die Knaben Kiels hielten ihr jährliches Vogelschießen mit der Armbrust. Die Schützen dürfen nicht unter neun und nicht über vierzehn Jahre alt sein. Morgens um acht Uhr zogen sie mit Musik paarweise, und ihrer Fahne, welche die Königin von Dänemark ihnen verehrte, durch die Stadt nach der Badeanstalt. Ein von der Stadt dazu ernannter Senator und ihre Lehrer gingen ihnen zur Seite und unter ihrer Aufsicht stehen sie auch. Alle, welche Offizier- oder andere Stellen bekleideten, waren gestiefelt, bespornt, trugen an der Seite kleine Degen und hatten von den Achseln blau mit goldenen Franzen besetzte Schärpen herabhängen. Sechs Unteroffiziere mit Hellebarden umgaben den Zug. Auf den Mützen aller prangte die Nationalkokarde. Gravitätisch und mit einem Ernst, als gälte es die Eroberung ganzer Reiche, schritten die kleinen Bogenschützen einher. Noch ernster aber sahen ihnen die Eltern und Großeltern nach; denn diese hatten ja auch diesen Tag in ihrer Jugend festlich begangen. ‚Ach möchte doch mein Knabe heute den Sieg davontragen und Schützenkönig werden!‘ Dieser Wunsch war deutlich auf dem Gesichte der Väter, vorzüglich der Mütter, zu lesen.

Sowie sie auf dem Schießplatz ankamen, wurden ihnen unter einem großen Zelt durch den Senator die Statuten vorgelesen, nach welchen sie handeln mußten, und streng wird jede Übertretung bestraft. Ich sah Gericht über einen Knaben halten, welcher Wein getrunken hatte. Er mußte zur Strafe einige Schillinge bezahlen, mit dem Bedeuten, ausgestoßen zu werden, wenn es nochmals



geschähe. Unter diesem Zelt waren auch die Preise, welche in Büchern, Landkarten u. s. w. bestanden, ausgestellt. Wer den besten Schuß thut, wird König, erhält den ersten Preis, und an seinem Hals prangt eine schwere silberne Kette mit Schaumünzen und einem silbernen Vogel. Er hat das Recht, sich eine Königin unter den jungen Mädchen zu wählen, mit welcher er den Ball, der um 5 Uhr seinen Anfang nimmt, eröffnet. Drollig war es anzusehen, wie um diese Stunde die kleinen Dirnen, festlich geschmückt, angefahren kamen, die Knaben sie mit Anstand aus den Wagen hoben und in den Tanzsaal führten. Gern hätte ich dem Tanzen zugesehen, aber die Jungen mit ihren Hellebarden ließen mich durchaus nicht hinein. Nur denjenigen Eltern, welche Kinder bei diesem Feste haben, ist der Eintritt erlaubt, und was besonders lobenswert ist, es gilt hier weder Vermögen, Rang noch Stand, indem die Kinder aus allen Ständen gleichen Anteil an diesem Feste haben.

Um 9 Uhr abends hörte der Kinderball auf und die Kleinen begaben sich nach Haus zur Ruhe. Nun aber fingen die Alten an zu tanzen und sprangen und hüpften, walzend und galoppierend, bis früh morgens."

Als die Stadt sich vergrößerte, die Schulen sich mehrten, die Klassenunterschiede sich breit machten und die Schulbuben sich in die gefürchteten Thorjungen und Butterlicker klassifizierten, da mußten naturgemäß die gemeinsamen Feste aufhören und Feste der einzelnen Schulen entstehen. Das Gymnasium oder, wie es früher nur genannt wurde: die Gelehrtenschule büßte zuerst dies althergebrachte Vorrecht der Jugend ein, das dann mit um so größerem Pomp von der Realschule gefeiert wurde. Diese führte in ihrem Zug die alten Fahnen, ihr König trug die alte schwere Kette, deren jemaliger Träger derselben einen Silbergegenstand, geziert mit den Emblemen des Standes seines Vaters, beifügen mußte. Mit Hellebarden bewaffnet waren fast alle Knaben, auch trugen sie blaue Schärpen und die Offiziere Epauletts und Degen. Eine weiße Schärpe hatte der Anführer, rote König und Fähnrich. Am Morgen wurden König und Fähnrich feierlich eingeholt und nach ihrer Ankunft setzte sich der farbenprächtige Zug unter Musikbegleitung von der Schule aus nach irgend einem Lokal in Bewegung. Stolz waren wir, das ist keine Frage, die strahlenden Blicke verkündeten es jedermann, und wohl berechtigt waren die Worte, welche eine blaue Fahne im Zuge trug:

„Saure Wochen
Frohe Feste."

Vielfach ward auch das beifolgende von Schlichting verfaßte Schützenlied gesungen:

Schützenlied.

Verf.: **M. Schlichting.**

Laßt weit umher erschallen
Ein Lied der Fröhlichkeit,
Laut jubelnd von uns allen
Dem Schützenfest geweiht.
Froh kommen wir gezogen,
Hell tönt der Hörner Klang,
Laut wie des Meeres Wogen
Rauscht unser Festgesang.

Wir haben mit Verlangen
Uns längst darauf gefreut,
Heut wird es nun begangen
In froher Einigkeit.
Hier winken heitre Spiele,
Der Gram ist hier verbannt,
Hinauf nach Einem Ziele
Ist Aller Blick gewandt.



Es fiel der Feind bezwungen
Zu unsern Füßen hin,
Es ist das Ziel errungen,
Dem Sieg folgt der Gewinn.
Die ritterlich gestritten,
Die Helden leben hoch!
Und wem der Preis entglitten,
Stimmt ein und freut sich doch.

Doch für den Ernst des Lebens
Soll dieses Festes Lust
Auch heute nicht vergebens
Erfüllen unsre Brust.
Und kehret nun aufs Neue
Zurück der Schule Zeit,
Dann sei mit gleicher Treue
Ihr unsre Kraft geweiht.

Zwar dauert's nicht für immer,
Dies Schützen-Königtum,
Mit dieses Tages Schimmer
Erlöschen Macht und Ruhm.
Drum heute, weil wir's haben,
Ihr Brüder, freut euch heut,
Denn morgen ist's begraben
Und aus die Herrlichkeit.

Nach Weisheit und nach Tugend
Blickt Jeder eifrig hin,
Es kämpft mit Ernst die Jugend
Um ewigen Gewinn.
Und alles wird bezwungen,
Was uns im Fleiße stört,
Ein hohes Ziel errungen,
Des ernsten Kampfes wert.

Am Nachmittag vollzog sich ein ähnliches Schauspiel, nur ging es in etwas schnellerem Tempo zum Lokal, denn dort sollte gegen 4 Uhr der Ball seinen Anfang nehmen, und die reichgeschmückten Tänzerinnen harrten oftmals schon an der Pforte des Gartens der Einziehenden.

Verschwunden sind die schönen Tage, auch für die Realschule hat das schöne Fest aufgehört, und auch die unteren Schulen besitzen nicht mehr dieses Privileg, welches ihnen, als nicht mehr zeitgemäß, entzogen wurde.

Die oben erwähnte Kette befindet sich jetzt im schleswig-holsteinischen Museum. Die Kette stammte voraussichtlich aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Es ist ein silberner Vogel (kein Papagei mehr, sondern ein raubvogelartig gebildeter) an silberner Kette, welcher bei dem alljährlichen Vogelschießen der Schüler dem Sieger als Königszeichen umgehängt wurde. Der zeitweilige Inhaber der Königswürde pflegte dann wohl ein silbernes Schild oder Symbol des väterlichen Gewerbes, eine Medaille oder Münze, an Vogel oder Kette anhängen zu lassen. Es sind im ganzen 45 Anhängsel, das älteste vom Jahre 1780, das jüngste von 1845.

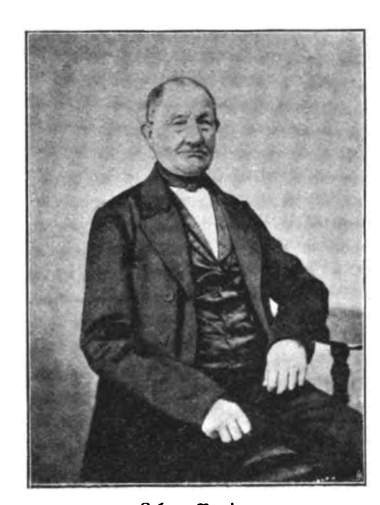
Die ersten fünf Könige in den Jahren 1780--1784 haben der Reihe nach je ein vergoldetes und reich verziertes Schild angehängt. Vier davon zeigen unter einer offenen Krone den Namenszug oder Namen; auf dem fünften (1782) sieht man statt der Krone oben in der Einfassung den Niederländischen Löwen mit Stab und Hut. Auch aus den Jahren 1793, 1866, 1868 und 1871 sind Schilder vorhanden. An Gewerbs- und Standessymbolen sind vorhanden: Schwert und Pistole, zweimastiges Schiff, zwei Merkurstäbe, drei Bücher mit aufliegender Gänsefeder, ein Buch ohne solche, Waldhorn und Leier, Palette mit drei Pinseln, Stechheber, zwei Bierseidel und eine Flasche, Punschlöffel, Tabakspfeife, Kringel, Schere, zwei Schnürstiefel und ein gespornter Kanonenstiefel, Hufeisen und Schornsteinfegerscharren. Endlich noch folgende Medaillen: Medaille auf die Eroberung von Stralsund am 23. Dezember 1715; desgleichen auf die Vermählung des dänischen Kronprinzen, nach-



mals Königs Friedrich VI. am 31. Juli 1790; einseitiges Medaillon auf die dreihundertjährige Reformationsfeier. Außerdem vier Medaillen und zwei einseitige Medaillons mit moralischen und symbolischen Darstellungen und eine Krone des dänischen Königs Friedrich III. vom Jahre 1666.

1831 ward mit der Umgestaltung des Kieler Schulwesens begonnen, und vor allem eine Hauptmädchenschule eingerichtet, die ihr Lokal im Buchwaldschen Hof erhielt, ferner eine Elementarschule, die dort gleichfalls Unterkunft fand, und endlich in der Vorstadt im Schulhaus am Walkerdamm eine Hauptknabenschule, eine Hauptmädchenschule und eine Elementarschule. Daneben bestand noch die schon erwähnte Bürgerschule und die Freischule im Werkhause.

Werfen wir einen kurzen Rückblick auf die Entwicklung des Kieler Schulwesens in diesem Jahrhundert. Die Geschichte der Gelehrten- und Bürgerschule behandelte ich bereits, auch der von der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde gegründeten Freischule ward Erwähnung gethan, sie war 1793 gegründet und zerfiel in eine Lehr- und Werkschule, denen ein Lehrer und ein Werkmeister vorstand; zwei Frauen erteilten Unterricht in Handarbeiten. Die Arbeitsstunden nahmen einen sehr erheblichen Teil der Schulstunden in Anspruch, die Knaben wurden viele Jahre hindurch mit Stricken, Spinnen, Kratzen, Haspeln und Wollzupfen beschäftigt, die Mädchen mit Stricken, Nähen und Spinnen. Unterricht erteilte in Religion der Stadtkatechet, ein Amt, das 1834 einging, der Lehrer in Schreiben, Lesen, Rechnen, in den gemeinnützigen Kenntnissen und im Gesang.



Lehrer Panje.
Nach einer Photographie.

Später nahm die Gesellschaft auch andere Kinder auf und mußte eine Erweiterung der Anstalt vornehmen, eine Klasse fand im Tanzsaal Unterkunft, erst 1863 wurde die Freischule von der Stadt übernommen.

1849 hatte jedoch eine Neuordnung stattgefunden, indem zwei nach den Geschlechtern getrennte Anstalten mit je drei Klassen geschaffen wurden, von denen die Knabenfreischule im alten Waisenhaus untergebracht wurde, während die Mädchenfreischule im Werkhause verblieb.

Zeitweilig bestand auch eine von der Gesellschaft geförderte Sonntagsschule, die jedoch Ende der dreißiger Jahre einging.

An der Freischule wirkten u. a. Lassen (1822—1831); Peters (1835—1859); Knees (1860 bis 1861) und an der Mädchenfreischule Rancke von 1849 an.

Die Schule in der Vorstadt, von der schon mehrfach die Rede war, war eine öffentliche Anstalt, deren Vorsteher ein bestimmtes Fixum, aber weder Schullokal noch Wohnung erhielt. Für beides hatte er selbst zu sorgen. Ursprünglich nur Knabenschule, ward sie unter dem Lehrer Pahl eine Schule für die Jugend beiderlei Geschlechts und befand sich in der Hohenstraße.

Im Laufe der Jahre waren jedoch in dieser Schule ganz unglaubliche Zustände eingerissen, trotz des täglich geschwungenen Ochsenziemers soll in der Schule völlige Anarchie geherrscht haben, jeder Schüler kam, wann es ihm paßte und that, was ihm beliebte.

Es war daher ein dringendes Bedürfnis für die Eltern der Kinder jener Gegend, sich nach einem neuen Lehrer umzusehen, und durch Zufall fand sich ein Seminarist, Panje, der auf dem



Kuhberg wohnte und sich bereit erklärte, einige Kinder zu unterrichten. Panje, geboren 1798, berichtet selbst darüber: „1819 ging ich nach Kiel aufs Seminar, 1822 machte ich mein Examen und erhielt den zweiten Hauptcharakter. Als Seminarist erhielt ich durch Professor Weber Erlaubnis, außerhalb des Seminars wohnen zu dürfen und mietete mir eine Stube bei Thorfahrer Bandholtz auf dem Großen Kuhberg. Dies ward die Veranlassung, daß ich auf Bitten der Eltern einzelne Kinder in meiner Stube unterrichtete. Die Zahl von drei Kindern ging gar bald über zwanzig hinaus und blieb fortwährend im Steigen, und dies war nicht mein Verdienst, denn neben meiner Schule waren hier in der Vorstadt noch vier Schulen mehr. Der eine Lehrer, ein Schlachter, der sein Schulhalten eben so betrieb, wie ich es früher in meiner zweiten Dorfschule erlebt hatte. Ein zweiter Lehrer war ein Pantoffelmacher und trieb, wie ichs in meiner ersten Dorfschule erfahren mußte. Ein dritter war Seminarist, hatte seine feste Stelle im Dorfe aufgegeben und hier eine Schule angefangen, war aber so eigentümlich, daß er das Zutrauen der Eltern immer mehr verlor. Ein vierter Lehrer (Pahl) war von der Stadt schon angestellt, hatte früher neben seinem Amt Landwirtschaft getrieben, war nun älter geworden und bei hiesigen Einwohnern weniger beliebt, also kein Wunder, daß mir immer mehr Kinder zuströmten. Als ich um Ostern vom Seminar abgehen sollte, ward mir um Weihnachten von Graf Rantzau-Breitenburg eine Schulstelle in Lägerdorf angeboten, und dies stimmte mit meinen Wünschen überein. Dies erfuhren die Eltern meiner Schüler und baten mich hier zu bleiben, was mir aber nicht zusagen wollte. Darauf ward mir von 36 Kieler Bürgern der Antrag gestellt, ich möchte bei ihnen bleiben, sie wollten mir das, was jene Stelle einbrächte und 100 M. Courant mehr fest zusichern, für mich die Erlaubnis zum Schulhalten beim Consistorio einholen und sonstige Wünsche berücksichtigen. Da wankte mein Entschluß nach Lägerdorf zu gehen, und als mein guter Vater schrieb: ‚Das kommt von dem lieben Gott‘, da schlug ich zu.



Lehrer N. Lassen.
Nach einer Photographie.

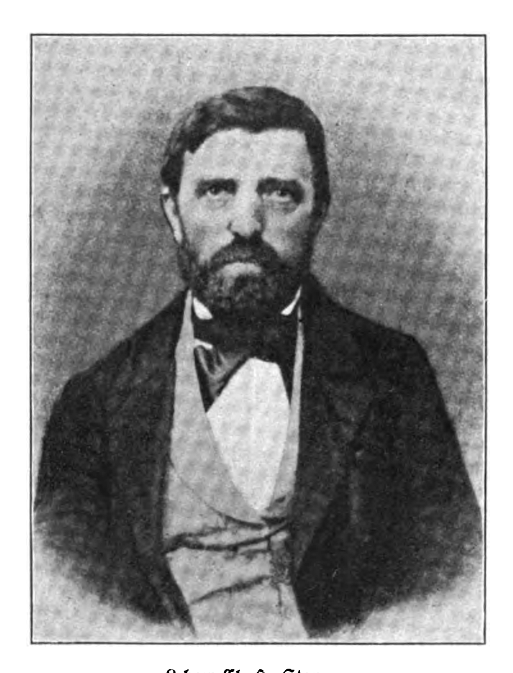
Über 100 Kinder waren da, und mit Erlaubnis meines Hausmieters baute ich neben meiner Stube zwei Schulstuben. Da aber die Zahl der Kinder sich immer noch stark vermehrte, mußte ich eine ganze Etage neu aufbauen, und kam dahin, daß ich in drei Schulzimmern 483 Kinder unterrichten konnte, drei Klassen am Tage und drei am Abend, welche ich mit Hilfe zweier Lehrer, zweier Lehrerinnen und zweier Untergehilfen zu beschäftigen suchte. Die Elementarklasse befand sich unter dem mit Brettern verkleideten Dach und wurde durch eine schmale Treppe erklommen.

Es war mir aber wegen Mangel an Platz nicht möglich, alle Anmeldungen von neuen Schülern entgegen zu nehmen, und ward ich deshalb nicht selten bei der Schulbehörde verklagt, bei der Gelegenheit soll der damals so kräftige Paster Harms einmal gesagt haben: ‚Panje ist so allgewaltig wie der liebe Gott, ihm kann man nichts anhaben.‘

Dann kam eines Tages Professor Hegewisch zu mir und sagte, der König will nach Kiel



kommen, ich werde veranlassen, daß er auch Ihre Privatschule mit besucht, machen Sie Ihre Schulzimmer recht voll Kinder, dies dürfte Veranlassung werden zur besseren Schuleinrichtung in unserer Stadt. Ich that mein möglichstes, aber sie konnten nicht alle hinein. Der König kam, erstieg die Treppe, erschien vor der Thür der ersten Klasse, blieb stehen, stutzte, sah rechts Knaben, links Mädchen, in dem eben nicht breiten Stubengang noch eine Doppelreihe Kinder sitzen, weit über 200 Kinder waren dort. Da hob er seinen Säbel in die Höhe, schob ein Bein vor, hob das andere nach und kam ganz allein zu mir hin ans Pult und beim Herumblicken sagte er zu mir: „Ein solcher Taubenschlag ist ganz unzulässig, hier muß eine Änderung eintreten.“ Dasselbe rief er dem Bürgermeister Wiese auch nach der Thür laut zu. Bei den beiden anderen Klassen blieb er bei der Thür und schaute nur hinein. Ehe noch der König nach Kopenhagen zurückgekehrt war, lag schon von der Kanzlei der Befehl vor, ungesäumt zur Reorganisation des Schulwesens zu schreiten, die dann 1831 ausgeführt wurde. Es wurde, wie oben erwähnt, der Buchwaldsche Hof angekauft, und auf dem Walkerdamm ein Schulhaus und daneben ein Lehrerwohnhaus am Bäckergang errichtet.“



Lehrer Cl. H. Stange.
Nach einer Photographie.

Panje erhielt nun, wie er weiter berichtet, den Bescheid, daß seine Privatschule, des weiten Umfanges wegen, nicht weiter bestehen könne.

Die Bürger sagten scherzweise: „De kleene Herrgat, ob denn Kobarg es er to stak warn“, es ward ihm jedoch frei gestellt, sich von den neu eingerichteten Stellen eine auszuwählen. Er bat um die Hauptknabenschule in der Vorstadt, ein anderer bereits von der Stadt angestellter Lehrer sollte nun die Hauptmädchenschule erhalten, weigerte sich jedoch, und erklärte, er würde keine Mädchen bekommen. So entschloß sich Panje denn auf vieles Bitten, die Mädchenschule zu übernehmen, sehr gegen den Willen der Eltern, die sogar einen Prozeß gegen das Konsistorium nicht scheuten, und den Rücktritt des anderen Lehrers veranlaßten, um Panje als Lehrer für die Knaben zu erhalten. Panje weigerte sich jedoch jetzt nochmals, seinen Posten zu wechseln und blieb Leiter der Hauptmädchenschule.

Die Schule bestand aus vier, später aus fünf Klassen, zwei am Tage und zwei am Abend, die Schülerinnenzahl schwankte zwischen 200 und 240.

Bei Neuordnung des Kieler Schulwesens 1861 blieb Panje Hauptlehrer an dieser, nun zur Mädchenbürgerschule umgewandelten Schule bis zu seiner Pensionierung 1875.

Die Leitung der 1831 neu eingerichteten Hauptknabenschule der Vorstadt hatte von 1832 bis 1861 Marcus Schlichting, dem wir später noch an anderer Stelle begegnen werden. 1852 siedelte diese Schule nach dem Waisenhof über, wo Sönksen zweiter Lehrer war. Die Elementarschule der Vorstadt leitete von 1831 bis 1839 Lehrer Alpen, von 1839 bis 1861 Lehrer Haß.

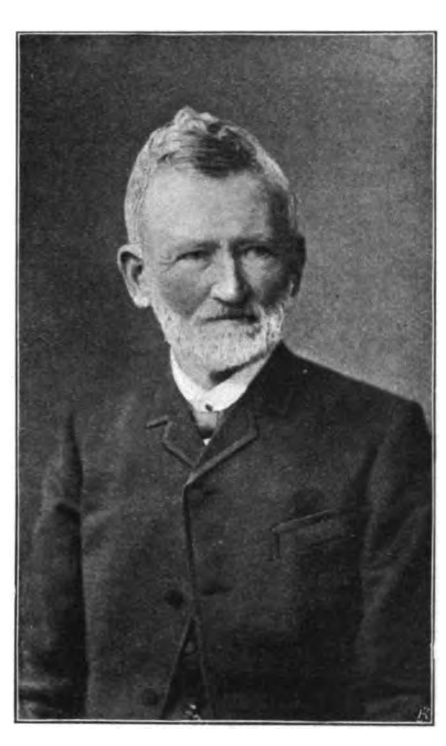


Der Hauptlehrer an der Hauptmädchenschule in der Stadt von 1831 bis 1861 war N. Lassen. Hauptlehrer an der Elementarschule in der Stadt war von 1831 bis 1859 C. H. Stange.

Neben diesen Schulen bestanden noch die Schule für Waisenkinder in dem Muhliusschen Waisenhause, die an anderer Stelle besprochen wird, und eine große Anzahl Privatschulen, von denen ich einige aus der Zeit von 1800 bis 1861 hier nach mir zur Verfügung stehenden Mitteilungen namhaft machen will*); eine Charakteristik dieser Schulen folgt unten.

Töchterschulen.

1. Schule der Madame Trenkner, höhere Töchterschule mit Pensionat, dreiklassig, bestand bis Herbst 1809, wo die Vorsteherin durchbrannte.



Lehrer H. L. Chr. Haß.
Nach einer Photographie.

2. Schule der Madame Schöne, höhere Töchterschule mit Pensionat, in dem großen Eckhause an der Schloß- und Kattenstraße, vermutlich 1814 eingegangen.

3. Schule von Madame und Mademoiselle Renard, höhere Töchterschule mit Pensionat, in der Flämischen Straße. Die Vorsteherinnen waren Emigrantinnen. Die Unterrichtssprache war französisch. Nach dem Tode der Tochter um 1817 ging das Institut ein.

4. Schule der Demoiselle Rachau ohne Pensionat, zu der viele Renardsche Schülerinnen kamen. Sie ward 1819 nach Neumünster verlegt, kam später jedoch nach Kiel zurück.

5. Schule des Fräulein Fried. Muhl, höhere Töchterschule.

6. Schule des Fräulein Aug. Pawolowsky, höhere Töchterschule, Schloßstraße 24, bestand bis in die vierziger Jahre.

7. Schule des Fräulein Ibsen, später Bräundle, höhere Töchterschule, Vorstadt 1.

8. Schule der beiden Fräulein Hahn und Wegner, höhere Töchterschule, in der Flämischen Straße Nr. 9. Sie ging um 1815 ein.

9. Schule der Geschwister Fräulein Hanssen, höhere Töchterschule, bestand in den zwanziger und dreißiger Jahren in dem Hause Flämische Straße Nr. 20.

10. Schule der Frau Professor Nasser, höhere Töchterschule, Holstenstraße Nr. 20.

11. Schule des Fräul. Michaelis, höhere Töchterschule, in der Dänischen Straße.

12. Schule des Fräul. Margarethe Petersen, höhere Töchterschule mit Pensionat, gegründet 1826. Dann nach Verheiratung der Besitzerin mit Lehrer Stange, Stangesche Privatschule im Buchwaldtschen Hof. 1862 eingegangen.

13. Schule des Fräul. Joh. Bröckel, gegründet 1844, höhere Töchterschule mit Pensionat, 1875 an Fräulein Bernheim übergegangen.

---

*) Stolley. Volbehr.



14. Schule des Fräul. Geyser, gegründet 1849, höhere Töchterschule; 1874 übergegangen an Fräulein Plate.

15. Schule des Fräul. Surleau, gegründet 1853, höhere Töchterschule mit Pensionat; 1872 übergegangen an Fräulein Hoffmann.

16. Schule der Frau Petersen und des Fräulein E. Steffensen, höhere Töchterschule mit ausgedehntem Pensionat, gegründet 1859.

17. Schule des Fräulein Joh. Stoltenberg, höhere Töchterschule, gegründet 1866.

Für Knaben und Mädchen gemeinsam, bestand die Schule von Herrn und Frau Feldt, Holstenstraße Nr. 30. Sie bestand bis in die fünfziger Jahre.

Für Knaben allein gab es eine einzige höhere Knabenschule, sie ward Anfang der dreißiger



Der Turm des dänischen Thores. Nach einer Photographie aus den 60 ger Jahren.

Jahre von Kandidat Christiansen gegründet und war zuletzt Eigentum des Dr. phil. Meier. Sie hatte vier Klassen und zählte gegen 60 Schüler. Ende der sechziger Jahre ging die Anstalt ein.

Außer diesen Schulen, welche die Zöglinge bis zur Konfirmation besuchten, gab es noch eine große Anzahl Elementarschulen. Die bedeutendsten waren:

1. Die Elementarschule der Demoiselle Bergmann in der Dänischen Straße, bereits im vorigen Jahrhundert begründet. Sie war sehr beliebt.

2. Die Schule der Geschwister Fräulein Kaulbars, Ende der zwanziger Jahre für Knaben und Mädchen gegründet, später eine höhere Schule für Mädchen. Sie bestand bis in die sechziger Jahre und ward dann wieder Elementarschule.

3. Schule des Fräulein Pieper. Elementarschule für Mädchen in der Faulstraße.

4. Schule der Frau Kemper. Elementarschule für Mädchen seit Anfang des Jahrhunderts.

5. Die Schule von „Onkel und Tante Fischer“. Elementarschule für Knaben und Mädchen.

6. Schule von Bierwirth und Frau. Elementarschule für Knaben und Mädchen.

Außerdem bestanden noch Mädchenschulen von Fräulein Zweig, Iwersen, Schnepel, Rehmke, Glörsen, Rüschmann, Hilmers, Frau Söllnau und Frau Professor Mau.

Zeitweilig bestand um 1840 auch eine französische Schule des Herrn Préalle, die ungefähr bis 1850 noch von Dr. Rauch fortgeführt wurde. Später traten noch Kindergärten hinzu von Johannsen, Hilmers, Sunde, Friedrich u. a. m.

Außer diesen erwähnten Schulen, von denen ein großer Teil erst seit der Mitte dieses Jahrhunderts bestand, gab es im Anfang des Jahrhunderts noch eine Anzahl Klipp- oder Winkelschulen für Knaben der niedrigsten Art. Es finden sich hierunter die von Panje aufgezählten Schulen des Schlachters und Pantoffelmachers. Dieser, Stange mit Namen, hatte seine Schule in der Alten Reihe. Bei ihm verstand man, die Bibel „auf dem Kopfe" zu lesen. Der Schlachter, Saß mit Namen, regierte seine 30—40 Schüler öfter vom Bette aus, welches im Schulzimmer stand. Wer den Katechismus nicht ordentlich „herbeten" konnte, erhielt mit dem Bullenpesel sein Pensum in die Hand gezählt, ward auch wohl bisweilen in ein dunkles Loch gesteckt.



Haus Dänischestraße 33. Besitz von Professor Forchhammer.
Nach einer Photographie.

Über die Privatschulen im allgemeinen läßt sich dann Stolley, dessen Schilderung ja diesem ganzen Bericht vornehmlich zu Grunde gelegt wurde, wie folgt aus:

„Es wäre thöricht, über die früheren Privatschulen rücksichtlich der Unterrichtsfächer, der Stoffauswahl und der methodischen Verarbeitung des Stoffes, rücksichtlich der Handhabung der Disciplin, kurz des ganzen inneren Lebens der Schule in selbstgenugsamer Überlegenheit ein wegwerfendes Urteil zu fällen. Diese Schulen, so wunderlich sie uns jetzt vorkommen mögen, und so wenig sie in den Rahmen der jetzigen Schuleinrichtungen hineinpaßten, — sie haben doch an ihrem Teile dazu beigetragen, unserer Stadt eine Generation von Bürgern und Bürgerinnen in den verschiedensten Schichten der Bevölkerung heranzubilden, an denen nachher das Leben das Weitere gethan und sie in den Stand gesetzt hat, am Aufschwung der Stadt mitzuarbeiten, blühende Geschäfte zu gründen, ihren Platz im Gemeinwesen ehrenvoll auszufüllen und auch mit Verständnis den Blick nach außen zu richten. Ohne diese Schulen, welche der berechtigten Eigenart des Zöglings mehr Spielraum zur Entfaltung ließen, als es jetzt der Fall zu sein pflegt, würde es weit weniger gut stehen."

Zur Charakteristik des damaligen Lehrverfahrens lasse ich hier einen kurzen Passus, welcher aus der Feder einer zeitgenössischen, sehr urteilsfähigen Dame stammt, folgen:

„Nun noch die Methode! Ja, wer wußte etwas von Methode?! Damals hieß es: Mamsell setzt sich an den Tisch, nimmt ein Buch in die Hand (zum Vorlesen oder Abfragen) und giebt Stunde. Das war die Methode. Und die Hülfsmittel? Außer Ruthe und Stock etwa noch eine schwarze



Tafel, nicht um daran etwas zu Verdeutlichung zu zeichnen, oder zum Behalten anzuschreiben, nein! um die Namen einzelner Schüler, sei es zur Belohnung oder zur Strafe, anzumerken. Es machte dies indeß weniger Effect, als der sechs Fuß lange Stock, der . . . . ., mit dem sie auf dem Thron am Fenster sitzend, plötzlich uns auf die Schulter klopfte, wenn wir in langer Reihe, mit dem Strickstrumpf dasitzend, die Köpfe dicht zusammen, in lebhafter Unterhaltung mit einander begriffen waren. Die armen Knaben waren schlimmer daran; sie saßen den ganzen Tag mit der ‚Fibel'. Oder sie hatten ‚Selbstbeschäftigung' — wie eine andere Dame berichtet — indem sie sich im ‚Abnehmen' eines künstlich geschürzten Bandes von der Hand übten, z. B. Walfisch, Säge, Wiege, Spiegel u. s. w. machten. ‚Wir Kleinen kamen alle Sonnabend aus dem anstoßenden Zimmer, wo die zweite und dritte Klasse beisammen waren, in das größere Zimmer der ersten Klasse (Madame Trenkner) und mußten dann die französischen Zahlen von eins bis hundert hersagen.' — Wo nicht geschrieben wurde, da fehlten die Tische, dichtgedrängt saßen die Kleinen auf Schemeln und Bänken, die Größeren auf Stühlen, Mademoiselle feierlich mit frisirtem und gepudertem Haupt vor ihnen. Schon vor der eben geöffneten Stubenthür wurde der ‚erste Knix' gemacht."

Ein Bericht über das Sommervergnügen der Freischüler möge die Betrachtung über das Kieler Schulwesen in der Zeit bis 1861 beschließen.

Den 5. Juni 1793 veranstaltete Christiani allen Kindern der neuen Armenanstalt ein Fest im Freien. Als der wohlthätige Greis sich den Kindern näherte, überraschten zwei ihn durch einen Blumenkranz mit folgenden Strophen:

Du nahmst Dich treu der Kinder an,
Willst, daß wir gut und fromm und fröhlich werden;
Du hast so viel, so viel an uns gethan.
Sei unser guter Vater, guter Mann!
Wir wollen Deine guten Kinder werden.

Du willst, wir sollen heut uns kindlich freuen,
Wir sollen essen, trinken, spielen, singen.
Nimm heut zum Danke unser Fröhlichsein.
Sieh, guter Vater, dieser Kranz ist Dein,
Bis wir des bessern Dankes Blumen bringen.

Von der Zeit an ward es Gebrauch, sämtlichen Freischülern ein Sommervergnügen im Freien zu bereiten. Die Kosten wurden durch freiwillige Beiträge und durch Zuschuß aus der Armenkasse bestritten. Seit 1805 erlaubte die Armenkasse diesen Zuschuß nicht und das Sommervergnügen unterblieb.

Nach langer Unterbrechung erfolgte im Sommer 1817 wieder das Fest der Freischüler im Freien. Es fand allgemeine Teilnahme und wurde der Wunsch geäußert, es jährlich wiederkehren zu sehen.

Die Geldbeiträge zu diesem Kindervergnügen gingen so reichlich ein, daß Überschüsse entstanden, die bei der Spar- und Leihkasse für dieses Fest belegt wurden. 1836 betrug die Summe dieser Überschüsse 921 M. 40 Sch. 1839 schenkten Herzog Karl 112 M., Prinzessin Karoline Amalie 93 M. 12 Sch. zu diesem Feste und entstand ein Überschuß von 116 M. 4 Sch.



1840 und 1841 war das Fest in den Anlagen der Düsternbrooker Badeanstalt, wo heute die Marineakademie sich erhebt. 1842 bis 1844 war es auf Wilhelminenhöhe und 1845 bis 1847 in den Gartenanlagen des Tivoli, wo jetzt die Häuser 41—49 am Düsternbrooker Wege stehen. Im Tivoli führten die Schauspieler vor den Kindern ein Lustspiel auf. Das Jägerkorps lieferte wie früher die Musik. In den Jahren 1848—1850 mußten die Kinder auf das Fest verzichten. Von 1851 an, bis das Tivoli abbrannte, feierten sie in dessen Anlagen ihr Fest in früherer Weise.

Ostern 1863 übernahm die Stadt die beiden Freischulen, und nun beschränkte sich die Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde darauf, bloß den als arm eingezeichneten Freischülern ein Sommervergnügen zu bereiten. Nach dem Brande des Tivoli wurde es in Arps Biergarten am Königswege, und als hier die Gastwirtschaft aufhörte, in Wriedts Etablissement auf Sophienblatt verlegt. Denjenigen Freischülern, welche einen Geldbeitrag zahlten, wurde seit 1863 von ihren Lehrern ein Sommervergnügen bereitet.



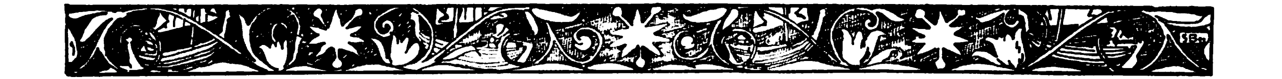
Ehem. Herzog Hans August-Haus Dänischestraße 5 vor dem Abbruch. Nach einer Zeichnung von Rahn im Besitz d. Gesellschaft f. Kieler Stadtgeschichte.

Die Verwaltung des Armenwesens kam 1871 an die Stadt und seit der Zeit besorgt die städtische Armenkommission das Sommervergnügen für die schulbesuchenden Armenkinder.

1817 ging der Zug der Kinder, begleitet von Mitgliedern der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde, am 23. Juli um 9 Uhr vom Freischulhause in der Schumacherstraße Nr. 18 nach dem Schloßgarten. Die Festfreude wurde unentgeltlich befördert durch sämtliche Hoboisten des hier garnisonierenden holsteinischen Jägerkorps. — Das Schießen nach einem hölzernen Vogel mit Bolzen, verfertigt von einem früheren Freischüler, wurde 1819 eingeführt.

Zum Sommervergnügen 1821 wurden geschenkt 265 M. $11^1/_4$ Sch., 42 Flaschen Wein, $3^1/_4$ Tonnen Bier, 1 Korb voll Brot, 6 Kuchen, 2 Körbe voll Stachelbeeren, 1 Korb Johannisbeeren, 1 Korb Kirschen; $55^1/_4$ Ellen Kattun, 40 Tücher, 16 Jacken, 4 Mädchen- und 2 Knabenmützen, 2 Paar lederne Beinkleider, 4 Paar Schuhe, 3 Filzhüte, 2 Schürzen, 6 Tragbänder, 6 Paar Handschuhe, 4 Nähschrauben, 6 Scheren, 4 Brieftaschen, 1 Farbekasten, 1 Federmesser, 1 Tintenfaß, 1 hölzerner Vogel, Bolzen, Kugeln zum Kegelspiel, Ringe und Stäbe zum Ringspiele und Töpfe zum Topfschlagen. 166 Kinder beteiligten sich an diesem Vergnügen. — In späteren Jahren wurde wiederholt den Knaben eine Uhr, Knaben und Mädchen Geld geschenkt, um dieses für sie bei der Spar- und Leihkasse hier zu belegen.

1831 und 1832 mußte das Vergnügen ausgesetzt werden. Den 29. August 1833 begann es wieder. Den Zug der Kinder empfing das Musikkorps der Jäger mit Musik. Das Frühstück der Kinder bestand in Semmeln und Käse mit Met; am Vormittag gab es Obst, das Mittagsmahl um 12 Uhr bestand in Fleischsuppe, Fleisch mit Zugemüse, Kuchen und Wein; am Nachmittage wurde Obst gereicht; am



Abend gab es Semmel, Kuchen und Wein. Bier konnten sie zu beliebiger Zeit trinken. Zwischen den Speisungen spielten die Kinder. Mit dem Vogelschießen, Kegelspiel, Topfschlagen und anderen Spielen waren Gewinne verbunden. Am Schlusse fanden die Kinder Geschenke auf Tischen zu ihrer Auswahl ausgelegt.

1837 bezahlte ein Kinderfreund das Mittagsmahl mit 70 M. Er hatte dies schon mehrere Jahre vorher gethan und hat damit bis an sein Lebensende 1856 fortgefahren. 1839 ward für jedes Kind 4 Schillinge für Mittagsessen gerechnet. 1841 saßen 260 Kinder beim Mittagsmahle. Der Kinderfreund war Kaufmann Johannes Faesch aus der Schumacherstraße 30. Durch eine Stiftung hat er bewirken wollen, daß auch nach seinem Tode das Mittagsmahl von den Zinsen seines Vermächtnisses bezahlt würde. Alljährlich legten die Mädchen nach ihrem Feste Kränze auf sein Grab.

Der Hofrat Meyer berichtet gleichfalls über dieses Fest:

„Das Fest und die Speisung der Armenkinder fand im Schloßgarten statt. 1830 nahmen 254 Kinder daran Theil. Auf dem großen, runden Rasenplatze hinter dem Schloß waren Spiele aller Art, z. B. Vogelschießen, Ball- und Kegelspiel, Schaukeln, Wettlaufen ꝛc. In der Mitte stand ein hohes Gerüst mit einem Musikchor und ringsum Zelte, Tische und Bänke. Um ein Uhr wurde an einer langen Tafel in der großen Allee gegessen. Auf einer Seite saßen die Mädchen, auf der andern die Knaben. Die Speisen wurden den Kindern von den ersten Männern gereicht und sie förmlich von diesen bedient. Alles geschah mit Anstand, großer Freundlichkeit und einem wahren frommen Sinn, der überhaupt in ungekünstelter Reinheit mehr im Norden wie im Süden zu Hause ist. Und was mir besonders wohl gefiel, war, daß die Honoratioren, welche den Kindern aufwarteten, nicht im Staat, sondern in ihrer gewöhnlichen Kleidung erschienen. Man will hier nicht prunken, sondern nur wohlthun.

Mittags um 3 Uhr versammelte sich die ganze Kieler Welt und trank im Freien und unter den Zelten Thee. Auf zwei langen Tafeln lagen die Geschenke für die Kinder ausgebreitet. Jeder Bürger giebt etwas dazu, der eine dieses, der andere jenes, und wer keine Waren liefern kann, spendet für deren Anschaffung Geld. Daß diese in lauter brauchbaren Sachen für die Kinder bestehen, versteht sich von selbst. Jedes Kind wählt sich etwas, und zwar diejenigen zuerst, welche durch Fleiß und sittliche Aufführung im Jahr sich ausgezeichnet haben. Wer grobe Vergehen sich hat zu Schulden kommen lassen, bekommt nichts. Unter Musik und Gesang gingen die Kinder abends um 8 Uhr in der besten Ordnung zur Stadt zurück.“

Wenden wir uns nun wieder unserer Wanderung durch die Stadt zu.

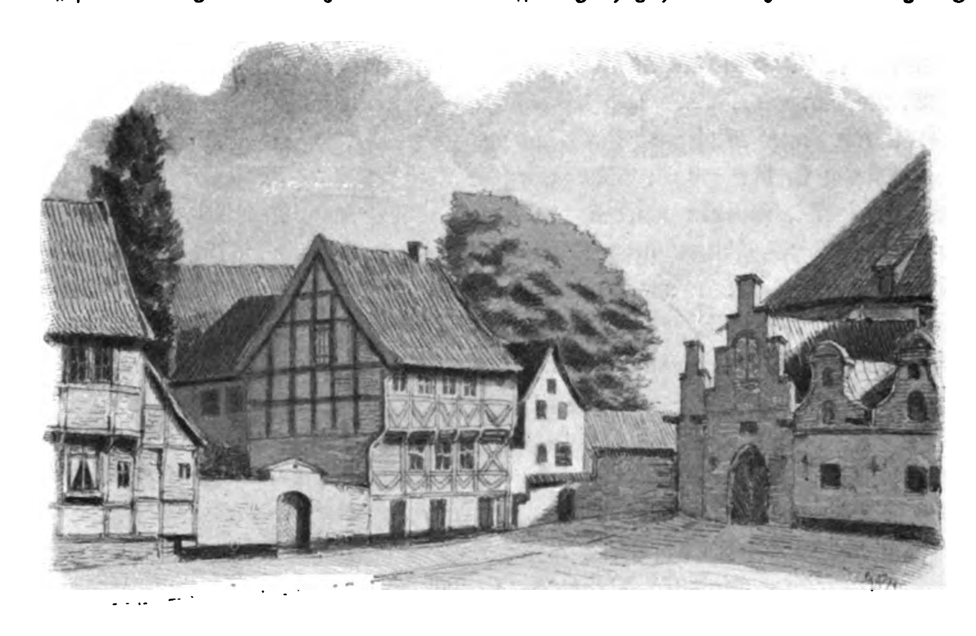
Bis 1830 erstreckten sich die Gärten, resp. die Ländereien des Buchwaldschen Hofes und der anderen beiden Freihäuser vom Dänischen Thor am Kleinen Kiel entlang bis zum hortus medicus. Auf dem 1831 verkauften Gartengrundstück ward die neue Dänische Straße errichtet, deren freundliche Häuser auch mehr und mehr geschwunden sind.

Die in der Dänischen Straße belegenen Häuser Nr. 21, 23, 25, 27 und 29, sowie eine Scheune gehörten zum Schmooler Hof und wurden von der Stadt mit erworben. Das Eckhaus ward schon Anfang der dreißiger Jahre für 1560 Rthlr., die übrigen 1837 zusammen für 2275 Rthlr. verkauft und an ihrer Stelle später Neubauten errichtet, während das Eckhaus die alte Form beibehielt. Wie viele „süße“ Erinnerungen knüpfen sich nicht für ehemalige Schüler des Buchwaldschen Hofes an dieses Haus und seinen Bäckerladen.



Die andere Seite der Dänischen Straße bestand vielfach aus Hinterhäusern der Häuser am Markt und in der Schloßstraße; das Eckhaus an der Burgstraße ist eines der ältesten und ehrwürdigsten, von 1793 bis 1853 befand es sich im Besitz der Familie des Professor Cramer. Von den übrigen Häusern dieser Seite zeichnete sich Nr. 20 durch Holzschnitzereien aus. Die andere Seite war in früheren Zeiten hauptsächlich von den drei großen adeligen Häusern eingenommen, von denen außer dem Buchwaldschen Hof jetzt nur noch der Warleberger Hof steht, der, seit 1839 im Besitz der Universität, bis in die achtziger Jahre die Anatomie beherbergte. Gefallen ist vor einigen Jahren das alte Herzog Hans August-Haus, auch Bischofspforte genannt, und das ihm benachbarte Eckhaus, in welchem die Flammesche Konditorei war. „Tante Flamme", auch eine der „süßen Erinnerungen" alter Kieler.

Das alte Freihaus war wahrscheinlich 1618 errichtet, es spricht dafür die Inschrift, die am Hause war: „Peter Margareta Rantzow 1618". Ursprünglich gehörte es zu den adeligen Freihäusern



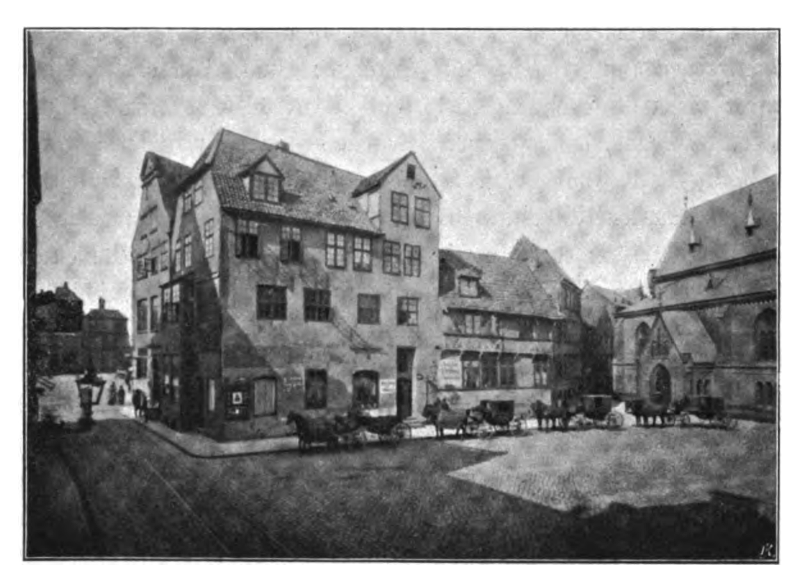
Der Klosterkirchhof um 1830. Nach einer Zeichnung von Wolters sen.

und genoß dieselben Vorrechte, wie die noch bis in unser Jahrhundert mit Privilegien ausgestatteten Häuser: Schmooler, Warleberger und Blomescher Hof.

1618 befand es sich im Rantzauschen Besitz, ward dann an den Herzog Johann von Holstein-Gottorf, Bischof von Lübeck (geb. 1606, Bischof 1634—1655) verkauft und erhielt den Namen „Bischofspforte". Der Herzog war ein Bruder des regierenden Herzogs Friedrich III. zu Gottorf, er war vermählt mit einer württembergischen Prinzessin und hatte seine Residenz in Eutin. Bereits 1642 verkaufte er das Haus, unter Aufgabe der Privilegien, wieder an Paul von Buchwald. Als dieser Käufer jedoch innerhalb zwanzig Jahren den Kaufpreis noch nicht gezahlt hatte, ging das Besitztum 1663 an den Sohn des Herzogs, Herzog Hans August (geb. 1647, gest. 1686) über und erhielt nach diesem den Namen Herzog Hans August-Haus. Es erhielt derzeit die Privilegien wieder, jedoch mit der Bestimmung, daß kein bürgerlicher Erwerb im Hause getrieben werden dürfe. Der



Herzog ward blödsinnig und starb ohne Erben 1686 in Hamburg. Die in Holstein regierende Linie beerbte ihn. 1734 ward dann das Haus für 2000 Thaler an die Stadt verkauft, 1735 von dieser ohne die Privilegien an den Dr. Friedr. Christian von Prangen, von diesem nach fünf Jahren 1740 an den Professor der Medizin und Leibarzt des Herzogs Peter C. G. Struve. Nach seinem 1743 in Rußland erfolgten Tode erbten seine Erben das Haus, die es 1756 an den Hofgerichtsadvokaten von Prangen verkauften. Dreißig Jahre später, 1786, erwarb es der Professor der Rechte an der Universität, Fr. C. Jensen, bekannt als Sekretär der Ritterschaft und erster Deputierter der schleswig-holstein-lauenburgschen Kanzlei in Kopenhagen; er war ein Onkel Dahlmanns. 1810 verkaufte er das Haus an den Professor Heinrich Müller, den berühmten Direktor des Kieler Schullehrerseminars, der es bis zu seinem Tode 1814 bewohnte. Seine Erben verkauften es 1835 an den Arzt lic. Freese, dessen Erben es vor einigen Jahren wieder verkauften.



Am Klosterkirchhof Anfang der 90ger Jahre.
Nach einer Photographie von Schmidt u. Wegener.

Anfang der achtziger Jahre etwa wurde das Parterre des Hauses bereits umgebaut und zu Läden ausgebaut; die Kelleröffnungen, die Kellertreppe und die Freitreppe, welche den Bürgersteig sehr beengten, schwanden. Als ein Überbleibsel aus alter Zeit schaute nur noch der alte unveränderte Doppelgiebel auf das Treiben, auf Handel und Wandel in der Straße hinab.

Im benachbarten Hulbeschen Haus befand sich Jahre lang die beliebte Wirtschaft von Wichmann.

Zu dem Freeseschen Hause gehörte als Hintergebäude der Stall am Klosterkirchhof, am Eingang der Falkstraße, der bis vor wenigen Jahren als sichtbares Zeichen von der Zeit erhalten geblieben war, wo noch ein Weg durch den schmutzigen Durchgang unter dem ehemaligen Pedellenhaus, dem Nachbarhaus dieses Stalles, an den noch erhaltenen alten Universitätshäusern, dem Dragonerstall und dem Gartenhaus des hortus medicus vorüber, zum Kleinen Kiel führte.



Es war dieses einst der malerischste Winkel Kiels. Zwei Häuser standen noch nach der Dänischen Straße zu, so daß nur ein schmaler Zugang zum Klosterkirchhof und zur Kirche blieb. 1843 fiel das eine, 1863 das andere dieser Häuser.

Da lag die kleine Kirche mit ihren halb ruinenhaften Nebengebäuden, den Überresten der alten Hochschule; an der andern Seite die gleichfalls sehr altersschwache Kaserne, in der sich später die Wirtschaft zur „Herrlichkeit" befand; daneben ursprünglich eine Einfahrt zu dem zum Hause Haßstraße 2 gehörenden Hof, den zwei schöne alte Pappeln zierten. Später ward ein Haus auf dem Hofplatz erbaut.

Die Falckstraße ist in den siebziger Jahren an die Stelle verfallener, in Schmutz starrender Bauten, verwilderter Gärten, sumpfiger Wiesen getreten. Es war ein wüstes Durcheinander, umsponnen von einem gewissen romantischen Zauber, das sich den Blicken bot, aber auch untrennbar verbunden mit der Poesie des Stalldufts und des Misthaufens. Ich will versuchen, ein Bild dieser Gegend, wie sie kurz vor dem Abbruch der alten Gebäude war, zu geben. Neben dem jetzt auch verschwundenen Flammeschen Haus lag der alte Ströhsche Stall. Ein großer Baum, der Mittelpunkt der Spiele der Kinder dieser Gegend, beschattete ihn. An Stall und Kirche lehnte sich die Pedellenwohnung oder das Pförtnerhaus, das aus zwei Flügeln bestand, an, unter denen sich ein Durchgang befand. War man durch diesen gegangen, so befand man sich in einem hofähnlichen schmutzigen Winkel. Links waren die drei sogenannten Universitätshäuser und der im städtischen Besitz befindliche verfallene Dragonerstall. Gegenüber lag der ehemalige hortus medicus mit seinen Bauten und Gartenhäusern, die allerdings vielfach dort wohnenden Familien zu andern Zwecken dienten!

Zwischen dem sich an den hortus medicus anschließenden, mit einem schmutzig-grauen Kalkbewurf versehenen Haus und dem Pförtnerhaus war ein kleiner schmutziger Hofplatz, auf den die Fenster eines Zimmers dieses Hauses hinausgingen, in welchem die Studenten häufig ihre Fechtübungen abhielten. Verschiedene Schlächtereien und Ställe lagen noch in dieser hofähnlichen Gasse, der Schmutz und Geruch dort war oft unerträglich. Gärten und Wiesen erstreckten sich bis zum Buchwaldschen Hof, kleine Gartenhäuser lagen darinnen und leise plätschernd schlugen die Wellen des „Kleinen Kiels" an das Gelände. Als dieser Teil des Kleinen Kiel aufgefüllt und 1869 der Damm errichtet wurde, wich bald der idyllische Reiz, der bis dahin dem Ganzen noch vielfach angehaftet hatte. Die Gartenhäuschen verfielen, die Gärten verwahrlosten und in Gräben sammelte sich das schmutzige Moorwasser. Die Passage über den „Damm" nahm zu und mit ihr der Durchgang durch den ehemaligen Universitätshof. Allmählich erweiterte man den Zugang und hielt den Weg etwas besser im Stand, die alten Pforten, welche den Weg zum Kleinen Kiel schlossen, fielen und 1881 wurde endlich bis auf wenige Überreste gründlich aufgeräumt und die Falckstraße durchgeführt.

Kurz bevor die neue Straße durchgelegt wurde, entstand das leider noch immer vorhandene, in Backsteinen aufgeführte Stallgebäude, das die Geruchsnerven noch manchmal an die früheren Zustände erinnert. Ein anderes Überbleibsel aus jener Zeit, ein kleines windschiefes Häuschen, in dem sich die Schlachterei von Sigmund befand und das Meister Sottmann in seinen „Erzeugnissen einer unfreiwilligen Muße" verewigt hat, ist vor nicht langer Zeit geschwunden.

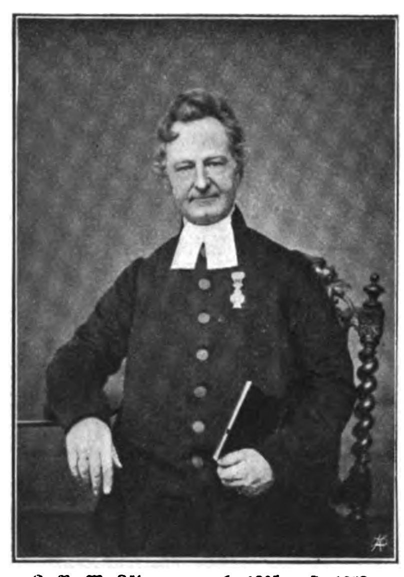
Früher führte der Weg zum Damm an der anderen Seite der Kirche vorbei, am Pfarr- oder Küsterhaus, dem einstigen Refektorium des Klosters mit den noch vorhandenen Resten des Kreuzganges, vorüber zu einer Speisewirtschaft, im Volksmunde „Der blutige Knochen oder die Mikei"



geheißen. An dieser vorbei ging ein schmaler Pfad an Holzlagern, Tischlerwerkstätten und Arbeiterwohnungen vorbei, hinunter zum Damm. Die ganze Gegend war ein Gewimmel von Gäßchen und Wegen, Baracken und armseligen Wohnungen, eine Gegend, geschaffen für einen Romanschriftsteller, dem diese Scenerie als Schauplatz unheimlicher Geschichten dienen könnte.

Die Klosterkirche ist nach dem Umbau ein ganz anderer Bau geworden. Vor allem sind die alten Anbauten, die zum größten Teil Grabkapellen waren, gefallen. Im Innern erfuhr die Kirche, die jahrelang auch als Garnisonkirche benutzt wurde, schon Mitte der siebziger Jahre eine Restauration, bei der viele Ausbauten und wenn auch nicht wertvolle, so doch interessante Gegenstände beseitigt wurden.

Jetzt ist sie auch im Innern gänzlich neu gestaltet und gewährt einen würdigen Anblick. Früher, vor der ersten Restauration, schwebte vor dem Altar in der Luft ein großer hölzerner rotbackiger Engel an einem Seil. In seinen Händen hielt er ein Taufbecken. Bei Taufen ließ der Küster den Engel herunter, der Pastor empfing aus seinen Händen das Becken und taufte aus diesem das Kind, gab dann dem Engel das Becken wieder, worauf der Küster ihn am Seil in höhere Regionen zog.



K. P. M. Lüdemann, geb. 1805, gest. 1889.
1834—1869 Prediger, 1839—1889 Prof. in Kiel.
Nach einer Photographie.

Langjähriger Seelsorger an der Kirche, 33 Jahre lang, war Karl Peter Matthias Lüdemann. Am 6. Juli 1805 als Sohn des Subrektors Lorenz Lüdemann zu Kiel geboren, studierte er Theologie in Kiel, ward am 6. September 1830 zum Adjunkten gewählt und am 4. August 1834 zum Prediger an der Klosterkirche, am 28. September zum Garnisonprediger ernannt. Bei ihm ist wiederum im vollen Umfange die Verbindung eines Predigtamtes mit einer theologischen Professur und zwar derjenigen der Homiletik, zu welcher er 1839 berufen ward, ins Leben getreten; keineswegs aber zum Nachteil eines der beiden Ämter, sondern nur zum gegenseitigen Vorteil derselben, da die Stelle des Predigers an der Heiligengeistkirche dem Inhaber volle Zeit ließ, seinem wissenschaftlichen Amte gerecht zu werden, andererseits dieses aber, gerade weil es die praktische Theologie umfaßte, für das Predigtamt von belebendster Einwirkung sein mußte. 1841 ward er ordentlicher Professor der Theologie, war gleichzeitig Dr. theol. und erhielt 1854 den Titel Kirchenrat. Erst als das höhere Alter herannahte, wünschte Dr. Lüdemann eine Erleichterung und suchte, nachdem auch die Garnisonpredigerstelle 1868 von dem Amte des Klosterkirchenpredigers wieder getrennt worden war, seine Entlassung, um sich fortan allein dem akademischen Lehramte zu widmen. Mit dem 1. Januar 1869 trat er als Prediger zurück. Im geistesfrischen Alter wirkte er noch bis 1889 in Kiel.

Die größten Veränderungen seit Beginn des Jahrhunderts sind am Hafen vor sich gegangen.

Ursprünglich gingen die Gärten hinter den Häusern der Vorstadt hinunter an den Hafen, der sich frei zur Holstenbrücke hineinbuchtete. Die ganze Breite des Eisenbahndammes ist aufgefahren vor jene Gärten und vor die Rosenwiese. Auch die Straße „Am Wall“ in ihrer jetzigen Gestalt und





Die Zollbude in Kiel. Nach einem Steindruck.

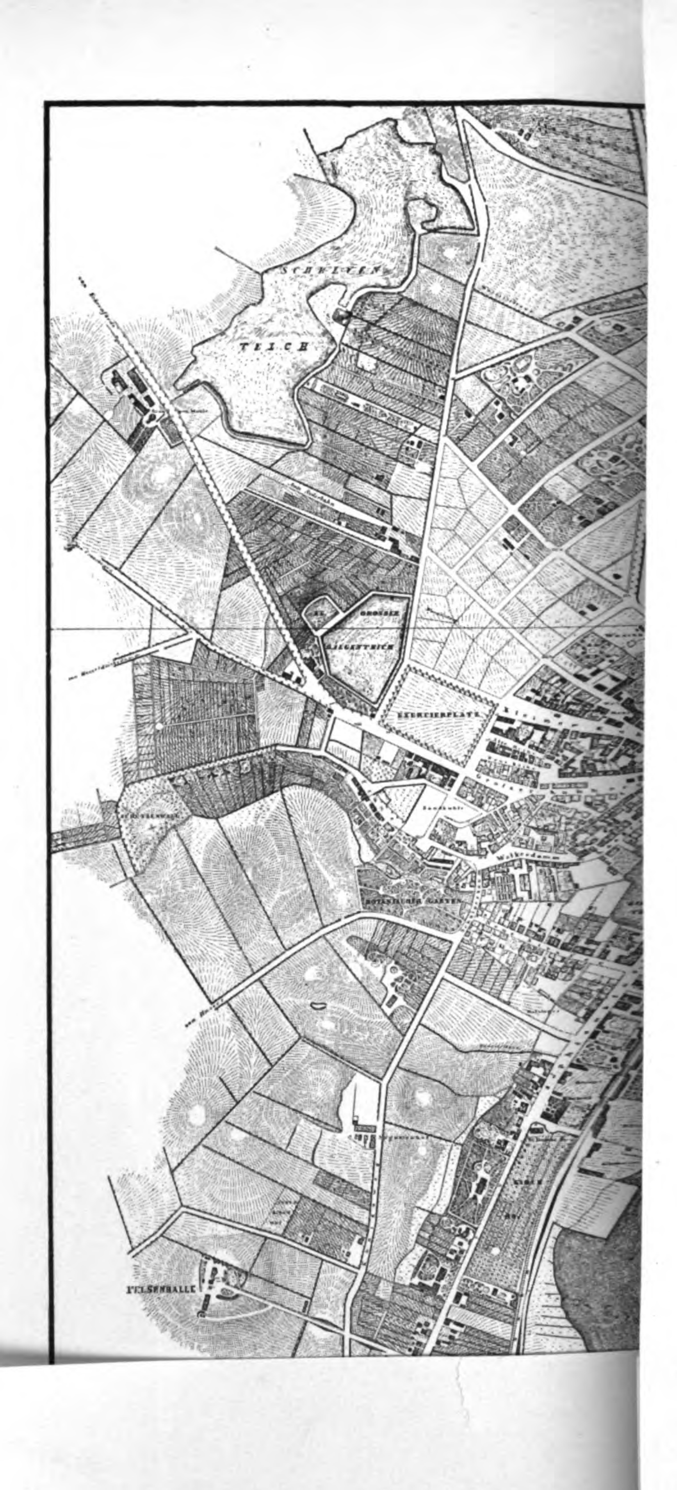
Breite, der Bootshafen, die Quaimauern, sind Werke, die zwischen 1830 und 1860 geschaffen wurden; die spätere Zeit hat verschönert, verbessert und manch Überbleibsel, das geblieben war, beseitigt.

Die alten Bäume des „Philosophischen Weges" sind gefallen, der Hafen ist ausgebaggert; 1817 bis 1819 ist die Faschinenbrücke errichtet, die danebenliegende Bollhörnbrücke hat 1829 bis 1830 neue Werke erhalten, die daranstoßende Bohlenbrücke ist 1838 und der Fischerleger 1835—1836 gründlich repariert worden. Alle die Bollwerke waren jedoch zum größten Teil aus Holz und oft der Reparatur unterworfen. Neben der alten Brücke stand das schwarzangestrichene hölzerne Zollhäuschen, das sich infolge von Unterspülungen ganz nach hinten übergelehnt hatte und durch einige starke Streberbalken vor dem Umsturz bewahrt werden mußte. Es sollen manche, die in fröhlicher Wein- oder Groglaune waren, versucht haben, die Balken bei nachtschlafender Zeit durchzusägen, der Wächter der Nacht soll jedoch ausnahmsweise stets ein wachsames Auge hier gehabt haben. Auf der anderen Seite des Fischerlegers befand sich ein Schiffsbauplatz, dann folgte vor den Speichern der Ballastplatz, neben dem sich noch ein kleiner im Klotzschen Besitz befindlicher Platz hinzog. An Stelle des Seegartens war noch Wasser, am Straßenrand waren zu beiden Seiten der vor dem Kattenthor belegenen Pferdeschwemme Holzlager, die sich bis zum Beginn der Wasserallee hin erstreckten.

1838 betrug die gesamte brauchbare Quailänge nur 1168 Fuß. Schon 1842 ward durch Verlegung der Schiffswerften am Fischerleger nach dem Platz unterhalb des Schlosses eine Strecke von 220 Fuß gewonnen nnd 1843 gleichzeitig mit der Erbauung der Eisenbahn und in Verbindung damit der Eisenbahndamm, zuerst in einer Breite von 50 Fuß, später, 1853 und 1854, in einer Breite von 100 Fuß angelegt. Die erste Anlage unternahm die Eisenbahngesellschaft, die Verbreiterung



Am Bootshafen. Nach einer Zeichnung aus den 50ger Jahren.


SCHWANEN
TEICH
EXERCIERPLATZ
BOTANISCHER GARTEN
FELSENHALLE



die Stadt, welcher einschließlich der Pflasterung, jedoch ohne die erheblichen Baggerungsarbeiten, hierdurch eine Ausgabe von ca. 44,000 Thlrn. erwuchs. Durch diese Arbeit ward der bis dahin nur kleineren Fahrzeugen zugängliche Damm zu einem Quai für größere Seeschiffe von 1300 Fuß Länge umgewandelt, und es konnten außerdem die städtischen Werften unterhalb des Schlosses durch Aufschüttung der am Eisenbahndamm ausgebaggerten Erde in Stand gesetzt werden. Zu derselben Zeit

Am Schumacherthor. Nach einer Zeichnung aus den 50ger Jahren.

wurde ferner der Quai am Kattenthor reguliert, in den Jahren 1856, 1859 und 1861 der der Altstadt zugewandte Teil des Bootshafens mit Quais und steinernen Vorsatzmauern versehen, wodurch fernere 550 Fuß Quailänge erworben wurden. Im Jahre 1861 wurde die eiserne Drehbrücke zur Verbindung des Hafens mit dem Bootshafen angelegt. So war bis 1868 eine Quailänge von 5488 Fuß geschaffen worden. 1855 wurde das neue Zollhaus am Wall errichtet.

Auch die Häuser am Wall wechselten ihr Kleid. Die wenigen Wohnhäuser, welche zu Anfang des Jahrhunderts am damaligen Philosophischen Weg lagen, waren in ihrem Anblick durch die alte



Am Flämischen Thor.
Nach einer Photographie aus den 60ger Jahren.

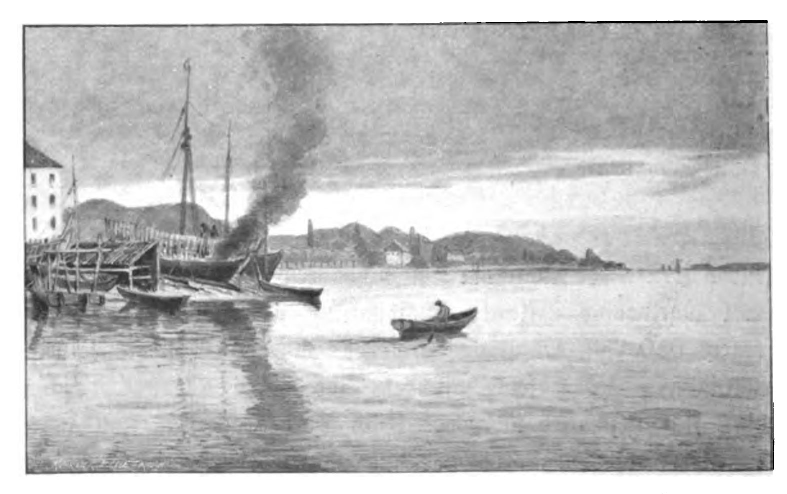
Ulmenallee und die Holzlager sehr beschränkt, sie waren düster und unansehnlich, vielfach nur Packhäuser, oft auch noch Überreste alter Türme und Warten. Da lag noch der alte Schuldturm (jetzt Nr. 12), zuletzt das Gefängnis für Bettler und Vagabunden und Wohnung eines Gerichtsdieners. Er ward 1860 verkauft und dann niedergebrochen. An Stelle des Zollgebäudes standen verschiedene Packhäuser, von denen eines seit 1838 schon als Zollpackhaus gedient hatte. Ein Zollschuppen war zeitweilig am Fischerleger errichtet.

Das Haus Ecke der Damen- und Fischerstraße befand sich von 1725 bis 1823 im Besitz der Familie Heesch, von 1823 bis 1851 im Besitz der Familie Volckmar, dann im Besitz von Schmeckpeper. Die Holzlager der 1743 gegründeten Firma Volckmar befanden sich neben und gegenüber dem Hause. Das Haus Nr. 74, das den Eingang zur Kattenstraße so sehr beengt, ist erst 1800 auf dem zu Nr. 76 gehörigen Gartengrundstück erbaut.

Die Damenstraße hat ihren Namen bekanntlich erhalten, weil sie durch Munificenz der Damen ein Kopfsteinpflaster erhielt. Sie ließen die Strecke vom Schumacher- bis zum Fischerthor auf ihre Kosten pflastern. Die Straße war jedoch längere Zeit nicht dem gewöhnlichen Wagenverkehr geöffnet, sondern durch an beiden Enden angebrachte Pfähle, welche für besondere Gelegenheiten niedergelegt werden konnten, versperrt.

Für Benutzung der Schiffsbrücke, für Löschen und Laden lag selbstredend eine ausführliche Taxe vor.

Diese Brückenordnung enthielt, entsprechend den Privilegien der Stadt, zahlreiche Bestimmungen, durch welche Handel und Schiffahrt ausschließlich den Bürgern vorbehalten wurden, während die Uferdörfer der Kieler Bucht und die umliegenden Landdistrikte, völlig von denselben ausgeschlossen, auf die Stadt verwiesen waren. Bremer hat eine Menge einzelner Fälle zusammengestellt, in welchen zur Aufrechterhaltung der städtischen Privilegien der Einschiffung von Holz, Korn, Mauersteinen und anderen Waren bei Ellerbek, Gaarden oder den anderen Uferörtern Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Holz durfte auch von der Schiffbrücke ohne eine beson-



Schiffswerft unterhalb des Schlosses. Nach einer Zeichnung aus den 50ger Jahren.



dere, oftmals aber nicht gewährte, Erlaubnis des Magistrats gar nicht ausgeführt werden, damit den Bürgern der Stadt der Ankauf des vom Lande herangebrachten Holzes nicht verteuert würde. Auch war es nicht gestattet, außerhalb Kiels Schiffswerften anzulegen, und wo dies geschah, ward noch im vorigen und im jetzigen Jahrhundert dagegen Einspruch erhoben. Als 1760 eine Schiffbauerei im Gute Seekamp bei Friedrichsort errichtet war, zeigte das Sechzehnerkollegium dem Magistrat an, daß dort ehestens ein Schiff ablaufen werde, und schlug vor, man solle sich desselben, sobald es im Wasser sei, bemächtigen. Man begnügte sich jedoch mit einer Vorstellung bei der damaligen herzoglichen Regierung. In unserem Jahrhundert führte die Stadt einen langen Streit mit dem Schiffbauer Diederichsen, welcher in Gaarden, auf dem Terrain der jetzigen Norddeutschen Werft, eine Schiffswerft, die jedoch nicht zur Bedeutung gelangte, angelegt hatte.

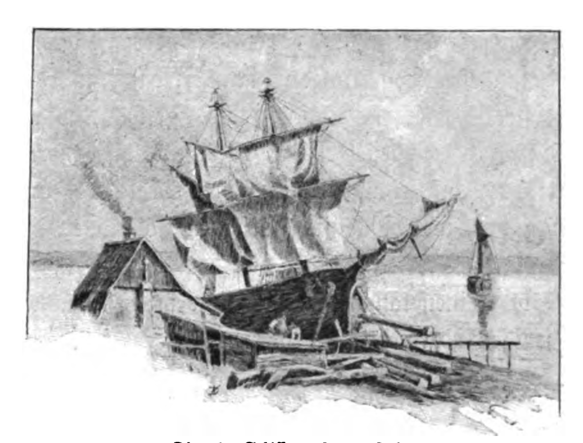
An früherer Stelle, S. 94, S. 103, ward des Schloßgartens bereits Erwähnung gethan. Nach dem Tode Karl Friedrichs, der ihn hatte ebnen und zu einem Exerzierplatz umwandeln lassen, ward der Garten wiederhergestellt. In dem Teil zwischen dem Schloß und den Anhöhen, vor denen jetzt das Universitätsgebäude sich befindet, wurden zwischen den schon bestehenden beiden Lindenalleen nach holländischer Weise Anlagen aus gradlinigen Hagebuchenhecken gemacht, welche „wegen ihrer Irrgänge“, wie Fehse sagt, sehr anmutig waren. Unmittelbar vor dem Schloß waren die Terrassen mit kleineren Bosquets bepflanzt. Der ganze Schloßgarten, sowohl an der Seite der Brunswiek wie nach der Hafenseite zu, war mit einer hölzernen Einfriedigung umgeben. Für sich aber war wiederum abgesondert die Höhe hinter dem jetzigen Universitätsgebäude nebst dem Schloßküchengarten, auf dessen Terrain gegenwärtig ein Teil der neuen Universitätsinstitute steht. Bald nach der Wiederherstellung des Gartens, 1749, erbot sich der Etatsrat Sarauw, die Unterhaltung des Gartens für jährlich 300 Thlr. zu übernehmen, während dieselbe der herzoglichen Kasse 620 Thlr. kostete. Ob dies Anerbieten angenommen ward, ergeben die Nachweise nicht. Später war ein eigener Schloßgärtner angestellt, welcher in dem an Stelle der jetzigen Bibliothek gelegenen Hause am Ende der linksseitigen Allee wohnte und bis in die sechziger Jahre den Schloßküchengarten zur Ausnutzung hatte.



Wasserallee und Hafenwache nebst Exerzierhaus.
Nach einer Zeichnung aus den 50ger Jahren.

Früher ging, wie schon oben erwähnt ist, das Wasser näher zum Schloß und auch an den Schloßgarten. Weil das Ufer mehr und mehr von dem Wellenschlag litt, so daß die Lindenallee in Gefahr kam, ward 1723 von der jetzigen „Seeburg“ bis zum Schloß eine steinerne Mauer am Ufer entlang gezogen und der Raum dahinter mit Sand ausgefüllt, den man von der Höhe am Ende des





Die alte Schiffswerft am Hafen.
Nach einer Zeichnung aus den 50ger Jahren.

Schloßgartens (dem jetzigen Klein-Elmeloo) nahm. Erst später ward dort die Wasserallee angelegt, deren innere Baumreihe 1840 zur Verbreiterung des Fahrweges weggenommen wurde. Auf der Terrasse vor dem Schloß, nach der Wasserseite zu, befand sich im vorigen Jahrhundert eine Batterie, die indes nur zu Saluten diente. Fehse erwähnt neben dieser auch den, durch die Herzogin Friederike Amalia angelegten Eiskeller als eine Merkwürdigkeit.

Als in unserem Jahrhundert die hohen Buchenhecken mehr und mehr undicht geworden waren und eine Verjüngung nicht angänglich erschien, wurden sie sämtlich ausgerodet und 1839 neue Anlagen nach englischem Stil geschaffen. Für diese kamen einige schöne große Bäume, welche innerhalb der Heckenumzäunungen gestanden hatten, vortrefflich zu statten. Gleichzeitig wurde der zur öffentlichen Benutzung überlassene Schloßgarten dadurch erweitert, daß die beiden mit schattigen Bäumen bewachsenen Höhen hinzugezogen wurden. Hier ließ in den vierziger Jahren Herzog Karl von Holstein-Glücksburg wöchentlich an bestimmten Nachmittagen das Musikkorps der von ihm kommandierten Jäger spielen, was derzeit auf die Bewohner Kiels um so größere Anziehungskraft übte, als öffentliche Gartenkonzerte noch zu den Seltenheiten gehörten.

Mit der neuen Anlage des Schloßgartens fiel auch die alte, zwecklose Einfriedigung, welche niemals viel genützt, wohl aber der Staatskasse bedeutende Unterhaltungskosten gemacht hatte, zumal öfters mutwillige oder diebische Zerstörungen derselben vorkamen. Während übrigens nach Nordost der Schloßgarten die erwähnte Erweiterung erfuhr, wurde unterhalb des Schlosses der die Terrassen umgebende Teil durch eine Einfriedigung dem öffentlichen Verkehr entzogen. Damit hörte auch der wohl mehrhundertjährige freie Durchgang von der Schloßstraße durch das Schloß nach dem Schloßgarten auf, infolge dessen sich die Frequenz der Schloßstraße verminderte, diejenige der Dänischen Straße aber vermehrte, ganz besonders nachdem später ein Fahrweg von der Dänischen Straße nach der Wasserallee angelegt wurde.

Unterhalb des Schlosses, am Eingang der Wasserallee, lag das Exerzierhaus, das 1871 zur Wache umgewandelt wurde.

Bis 1830 war im Schloßgarten das Rauchen verboten, auch will ich nicht unerwähnt lassen, daß mehrfach die Absicht bestand, den Schloßgarten eingehen zu lassen, ihn zu parzellieren und die Wasserallee zu Lagerplätzen zu verwenden. Ein Plan, dem sich glücklicherweise unüberwindliche Hindernisse entgegenstellten, wie auch der Absicht, die Bäume 1813 niederzuschlagen und zu Barrikaden gegen die anrückenden Schweden zu verwenden.



Klein-Elmeloo. Sommerwohnung von Franz Hegewisch.
Nach einer Zeichnung von L. Hegewisch.

Der Fortführung des Weges durch Friedrich VI ward an anderer Stelle Erwähnung gethan. Vordem war es bekanntlich ein noch von Knicks eingefaßter Fahrweg, auf dem die Bauern aus dem ihnen gehörenden Düsternbrooker Holze ihren Holzbedarf holten. Beim Karolinenweg trennten sich die Wege; der Knickweg folgte dem jetzigen Karolinenweg; ein schlecht unterhaltener Fahrweg führte weiter zum Gehölz und Reyhersbrunnen. Nach Errichtung der Badeanstalt, deren Entstehung wir weiter unten schildern werden, erwuchs dem Wege größere Bedeutung, es entstanden die ersten Häuser, anfangs Gartenhäuser, und bescheidene Anlagen.

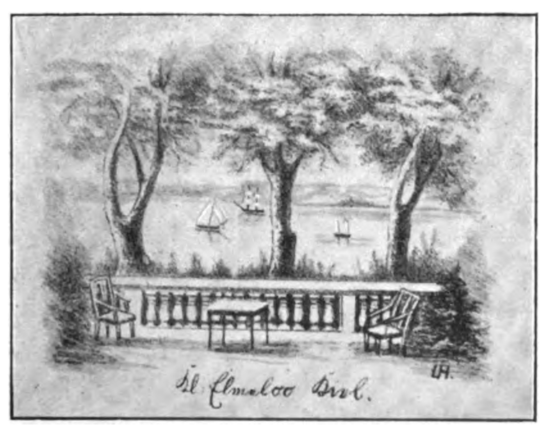


Caroline Hegewisch, geb. v. Linstow.
Nach einem Familienbild.

So sah es noch in den dreißiger Jahren aus, dann wurde von Jahr zu Jahr mehr gebaut und eifriger wurde die Nachfrage nach Bauplätzen in der Gegend.

„Die Wiesen am Hafen wurden aufgefüllt, die Berge zur anderen Seite abgetragen, und wo damals in der Stille der Pflüger seine Furchen zog, und auf den grünen Hängen die Kühe weideten, entstanden rasch nacheinander das Tivoli und die vielen gärtenumgebenen Privathäuser, und seitdem in der Senkung neben der alten Villa die ebenso großartigen wie geschmackvollen Anlagen des Herrn Schmidt entstanden sind, ist der letzte Rest jener alten Einfachheit des Düsternbrooker Weges geschwunden, welchem noch nicht wie jetzt die Kunst an diesem schönsten Schmuck unserer Vaterstadt der Natur zu Hilfe gekommen war“, schreibt der so verdienstvolle Dr. Volbehr in einer interessanten kleinen Skizze „Kiel vor dreißig Jahren“, die er 1861 veröffentlichte.

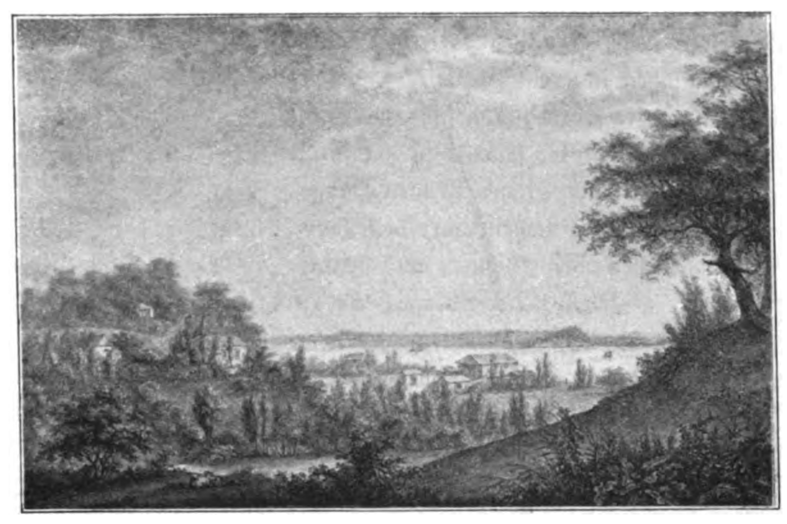
Seit jener Zeit, seit den sechziger Jahren, hat der Weg noch größere Umwandlungen erfahren; die großen Gärten und Wiesen an der Wasserseite sind geschwunden, um teils prächtigen und geschmackvollen, teils kasernenmäßigen, stil- und formlosen Neubauten Platz zu machen und haben dem Weg den eigenartigen Reiz genommen, den er früher besaß. Zur Zeit der Errichtung der Badeanstalt, 1821, waren nur ganz vereinzelte Baulichkeiten vorhanden, die Warnstedtsche Villa, das Hotel Düsternbrook, die Waldwirtschaft Sanssouci und die Seeburg, an deren Stelle 1769 die Konstablerwache lag. In den letzten Jahrzehnten hat das Hauptgebäude einige Veränderungen erfahren, im großen und ganzen ist es jedoch das alte geblieben, auch die Nebengebäude, vor allem das früher vollständig berankte alte Haus an der Straße steht noch. Der ehemalige zum Hause gehörige große Garten, der sich bis zu dem von der Brunswieker Feldmark



Gartenterrasse und Blick auf den Hafen von Kl.-Elmeloo.
Nach einer Zeichnung von L. Hegewisch.



kommenden Bach hin erstreckte, ist seit Ende der sechziger Jahre nach und nach zum größten Teil zu Bauplätzen verkauft, auf ihm stehen die Häuser Nr. 14, 16, 18, 20 und 22. Die alte Seeburg war im Anfang und im ersten Drittel des Jahrhunderts der Schauplatz der Thätigkeit einer der geistreichsten Frauen jener Zeit, der Gräfin Charlotte zu Rantzau, geborene Freiin Diede von Fürstenstein (Portrait S. 206). Eine Frau von seltener Liebenswürdigkeit und Trefflichkeit, die in ihrem Wesen alle Eigentümlichkeiten deutscher Bildung aus dem Reich, mit jeder Schattierung französischer Feinheit und Lebendigkeit verband und zugleich eine musterhafte Tochter und Gattin war. Der Graf war Besitzer von Ascheberg, verkaufte 1799 jedoch den alten Familiensitz, um in Kopenhagen Carriere zu machen, und kaufte sich in Seeland an. Seine umfassenden Kenntnisse und seine Arbeitskraft verschafften ihm dort schon in jungen Jahren eine angesehene Stellung als Mitglied erst des Kommerzkollegiums, dann der deutschen Kanzlei. Dennoch glaubte er seine Verdienste nicht nach Gebühr anerkannt. Kränklichkeit und unangenehme Vermögensverluste steigerten sein Unbehagen. Miß-



Blick auf Villa und Badeanstalt von den Höhen an der jetzigen Reventlowallee. Nach einem Steindrucke von Thöming.

mutig wandte er Kopenhagen den Rücken und nahm die Stelle eines Oberpräsidenten und Universitätskurators in Kiel an, wo er schon am 23. Februar 1813 starb. 1846 folgte ihm seine Witwe, deren Liebenswürdigkeit und geistige Bedeutung alle hervorragenden Männer jener Zeit gern anerkennen.

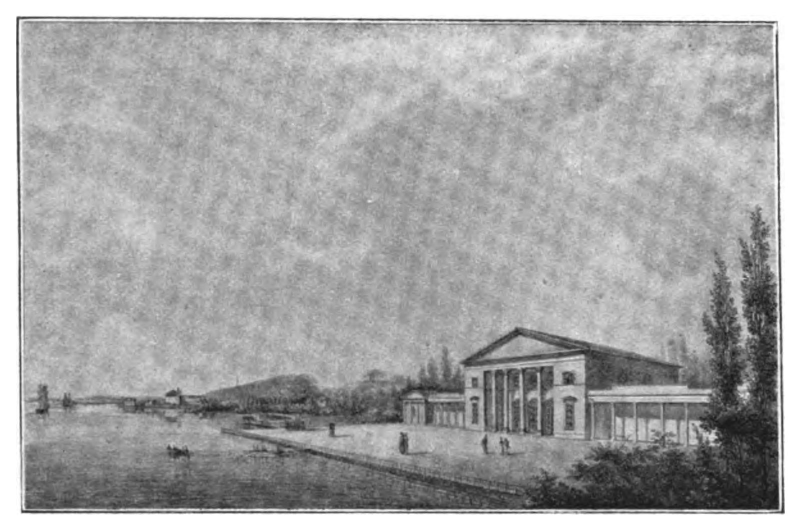
Der Seeburg gegenüber lag Klein-Elmeloo, das reizende Hegewischsche Besitztum. Das frühere Wohnhaus diente dem geistreichen Hegewisch und seiner Gemahlin zum Sommeraufenthalt und hat manch anregenden Kreis in seinem alten Häuschen gesehen.

An dieses Grundstück schloß sich der Brauersche Garten, der zur Anlegung des botanischen Gartens erworben wurde, wodurch verhütet ward, daß der herrlich gelegene Garten der Bauspekulation zum Opfer fiel. Früher war der ganze Platz, wo diese beiden Besitzungen liegen, eine Sandgrube, dann diente der Platz als Spielplatz für die Jugend und als Exerzierplatz für die Dragoner, die früher in Kiel standen. In den zwanziger Jahren kaufte Senator Lorentzen den Modenhauerschen Besitz in der Brunswiek und die zu demselben gehörigen, am Düsternbrooker Weg belegenen Koppeln und auch diese Sandgrube und schuf auf diesem ganzen Terrain, das sich vom



Schloßgarten bis zum späteren Tivoli hin erstreckte, die sogenannten Lorentzschen Anlagen. Der Schwanenweg wurde bei dieser Gelegenheit durchgeführt und das Schweizerhaus, das sogenannte Schwalbennest, daselbst erbaut. Diese Anlagen waren ursprünglich der öffentlichen Benutzung freigegeben, diese Erlaubnis wurde jedoch zurückgezogen, als die Grundstücke in anderen Besitz übergingen und teilweise mit dem Schloßgarten vereinigt wurden. Doch war auch dies nicht von Dauer, denn in den fünfziger Jahren ward dieser Teil der Anlagen wieder vom Schloßgarten getrennt und zum Terrain der akademischen Heilanstalten geschlagen.

An den früheren Garten der Seeburg stieß das Besitztum „Seeluft" (jetzt Nr. 32), früher im Besitz der Gräfin Reventlow. Nachdem der dabei befindliche Garten jahrelang in sehr verwahrlostem Zustand dagelegen hatte, wurden Anfang der achtziger Jahre auf dem Terrain die Häuser Nr. 36 und 38 erbaut. Die folgenden Häuser, die Doppelhäuser Nr. 40 und 42 und das Haus Nr. 44, gehören zu den älteren des Weges. Der zu dem letzten Hause gehörige Stall ist inzwischen



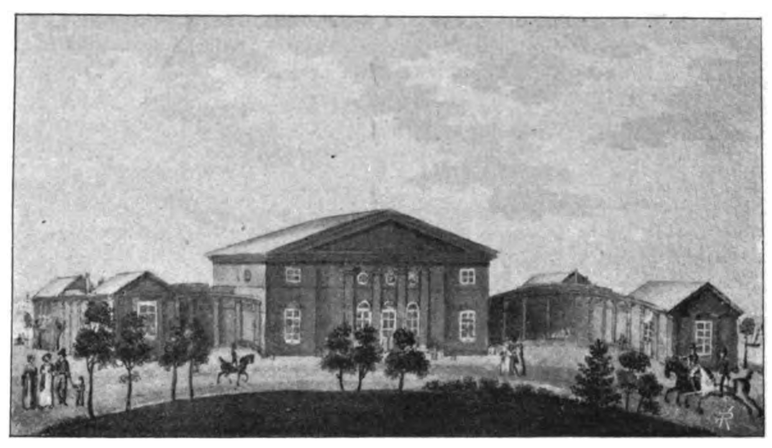
Die Seebadeanstalt von der Wasserseite. Nach einem Steindrucke von Thöming.

auch zum Wohnhause ausgebaut. An Stelle der nun folgenden Häuser waren bis Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre teils Wiesen, teils tiefliegende Gärten mit einfachen Häusern. Die dann folgenden Häuser sind bereits in den sechziger Jahren entstanden, Nr. 58 gehörte dem Herrn Schloßbauer, der Musiklehrer, Besitzer einer Instrumentenhandlung, gleichzeitig Besitzer der Badeanstalt und italienischer Konsul war. Er erwarb sich ein großes Vermögen, das er im Laufe der Jahre wieder einbüßte. Nr. 62 ließ der Minister Francke durch den Stadtbaumeister Martens erbauen, in späterer Zeit enthielt es die Blindenanstalt und Anfang der achtziger Jahre ward es von Folkers erworben, umgebaut und zum Restaurant eingerichtet. Eine große Wiese, lange Jahre unbebaut, und schöne Blicke auf das jenseitige Ufer, vornehmlich auf die Swentine-Mündung gewährend, trennte dieses Gewese von dem Grundstück der Badeanstalt, auf deren Terrain sich jetzt die Marineakademie erhebt. Die Badeanstalt, 1821 errichtet, war fast ein halbes Jahrhundert hindurch der Sammelplatz der Kieler Gesellschaft. Schon 1803 faßte Professor Brandis in Gemeinschaft mit Etatsrat Schrader und Professor Pfaff den Plan, eine Seebadeanstalt bei Kiel anzulegen. Als langjähriger Brunnen-



arzt in Driburg hatte er Kenntnis von den Einrichtungen einer derartigen Anstalt und nach seiner Meinung vereinigte der von vornherein in Aussicht genommene Platz in Düsternbrook alle Vorteile der berühmtesten Seebäder in Deutschland und selbst in England, und besitze keine der Nachteile, welche das Aufkommen mancher deutschen Seebäder so sehr verhindere.

Die Regierung begünstigte schon damals den Plan, der jedoch wegen ungenügender Beteiligung vorerst verschoben wurde. Mit der Verlegung des Hofes nach Kiel trat die Angelegenheit in ein anderes Stadium, die königliche Familie interessierte sich für das Projekt und die Regierung kaufte von dem Advokaten Diederichsen, der damals die sogenannte Villa besaß, zu einem für die damaligen Verhältnisse hohen Preise den Platz in einer Größe von drei Tonnen zur Anlage des Bades. Die politischen Ereignisse hinderten jedoch die Ausführung und vereitelten schließlich die Errichtung des Bades auf königliche Kosten. Es ward nun beschlossen, die Ausführung und Errichtung der Anstalt durch eine Aktiengesellschaft zu ermöglichen. Anfang 1819 bildete sich eine Gesellschaft und in kurzer Zeit war die erforderliche Summe von 23000 Rbthlrn. in Aktien, jede zu 400 Rbthlrn. oder



Seebadeanstalt von der Landseite um 1822. Nach einer Zeichnung von Bünsow.

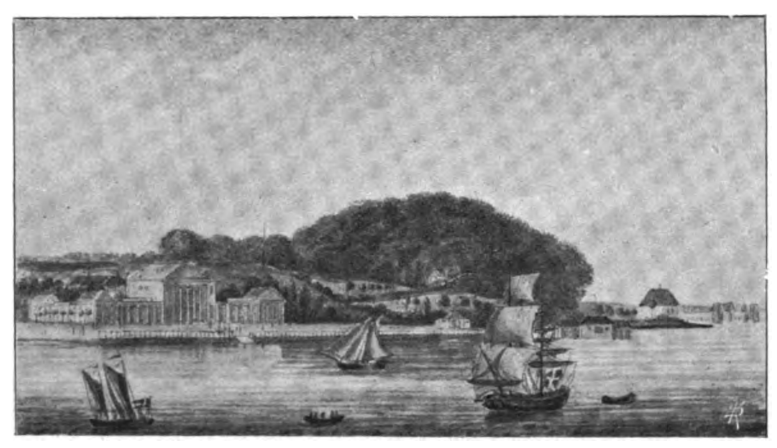
250 Rthlrn. schl.-holst. Courant, gezeichnet. Diese Gesellschaft wandte sich nun unterm 22. April 1819 an den König und suchte um ein Allerhöchstes Privilegium zur Errichtung eines Seebades nach. Unterm 15. April 1820 erfolgte die Antwort. Der König überließ die seiner Zeit gekauften Grundstücke der neugebildeten Gesellschaft gegen Erlegung eines sehr mäßigen jährlichen Kanons (6 Rbthlr. à Tonne) und erteilte der Gesellschaft das wichtige ausschließliche Recht auf eine Badeanstalt an und in dem Kieler Hafen und zwar dergestalt, daß es niemandem gestattet sein sollte, daselbst Badehäuser, Badekarren oder andere, eigens zu Bädern eingerichtete Veranstaltungen zum öffentlichen Gebrauch ohne Einwilligung der Gesellschaft anzulegen.

Außerdem wurde der Gesellschaft das Recht zu eigenen Musiken, Konzerten, Bällen und anderen anständigen Belustigungen während der Badezeit erteilt und zugleich die Anlegung von Spaziergängen im Düsternbrooker Holz bewilligt.

Nach Erhalt dieses Bescheides ward 1821 mit dem Bau begonnen und am 24. Juni 1822 die Anstalt eingeweiht.



Der Bau machte erhebliche Schwierigkeiten, da der Boden moorig war, es mußte daher eine kostspielige Pfählung vorgenommen werden. Das Gebäude bestand aus einem Hauptgebäude, an welches sich nach der Landseite hin zwei Flügel in halbrunder Form anschlossen, zwischen denen der offene Raum eine freie Auffahrt gewährte. Die Hauptfassade des Mittelgebäudes war gegen das Wasser gerichtet und bestand aus einem Peristyl mit vier majestätischen Säulen jonischer Ordnung, wodurch eine sehr bequeme Vorhalle vor dem Badesaal gebildet ward, in welcher die Badegäste zu jeder Zeit im Schutze die anmutige Aussicht auf die Bucht genießen konnten. Zu jeder Seite des Peristyls lief in gleicher Linie mit der Hauptkolonnade eine kleinere Kolonnade von sechs dorischen Säulen, die zum Aufenthalt im Freien einen ebenso angenehmen Schutz wie die Vorhalle gewährten. Von jedem Ende der Kolonnaden zog sich in senkrechter Richtung darauf nach der Landseite eine zierlich mit Pilastern gezierte bretterne Wand, wodurch der Raum verdeckt war, der zwischen den vorderen halbrunden Flügeln und jenen Kolonnaden gebildet war. In jenem Zwischenraum waren alle Ökonomieräume, namentlich für den Bademeister, die Restauration und die Pump-, Heizungs- und



Die Seebadeanstalt an der Wasserseite. Nach einer Zeichnung von Bünsow.

Zuleitungsanstalten für die Bäder verborgen. Die vordere Fassade des Hauptgebäudes war mit vier Pilastern geziert, zwischen denen drei gleich große Glasthüren unmittelbar in den Badesaal führten, aus dem man durch ähnliche, gerade gegenüberstehende Glasthüren in die Vorhalle des Peristyls gelangte. Den mittleren größeren Raum des Hauptgebäudes nahm der Badesaal ein, von einigen vierzig Fuß im Geviert, oben rund, mit einer Galerie versehen, und durch seine einfachen und geschmackvollen Verzierungen ungemein ansprechend wirkend. Er war sehr hell und gewährte durch seine Glasthüren einerseits die Aussicht nach der See, andererseits nach den Anlagen und den Höhen am Düsternbrooker Weg. Auf jeder Seite des Saales fanden sich parterre und neben der Galerie noch je zwei Zimmer, die zum Logis für Badegäste dienten. In den erwähnten beiden halbkreisförmigen Bauten befanden sich die warmen Bäder, auf der einen Seite für Damen, auf der anderen für Herren. Am Ende jedes Halbzirkels war ein Pavillon mit einem größeren Zimmer.

Die ganze Anlage war, wie auch aus dieser Beschreibung hervorgeht, die der Schrift von Pfaff entnommen ist, zweckmäßig und schön eingerichtet, die nach der See zu belegene Terrasse und

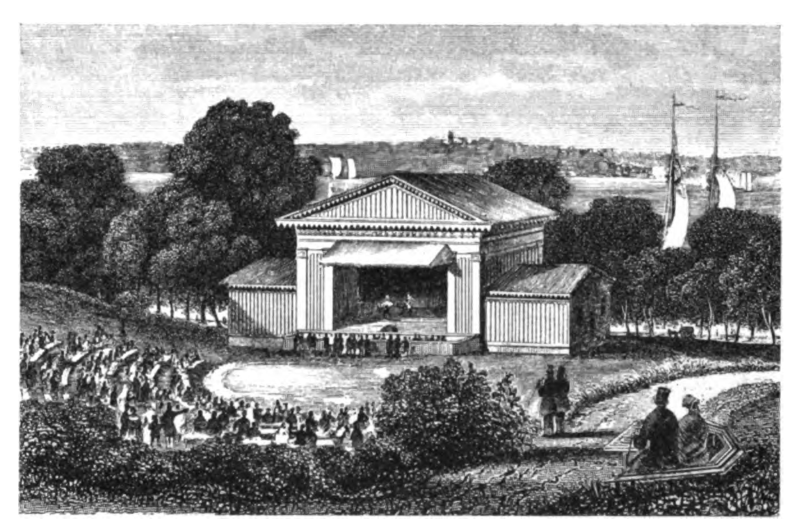


die nach dem Weg zu gelegenen Anlagen vervollständigten das anmutige Bild. Am Strande, weiter nach dem Gehölz zu belegen, waren die Einrichtungen für das kalte Seebad, näher der Badeanstalt für Damen, weiterhin für Herren.

Einige Jahre später wurde noch ein größeres Logierhaus seitlich der Anlage in der Nähe des Weges erbaut, und auch im Laufe der Zeit das Terrain durch Ankäufe auf 5 Tonnen 153 Quadratruten vergrößert.

Die Badeanstalt erfreute sich bald großer Beliebtheit und auch mit Recht, denn schon Pfaff hebt hervor, daß die Kieler Bucht eines der schönsten Landschaftsbilder darbietet und vielfach an den Golf von Bajä bei Neapel erinnert.

Die Preise der Bäder waren im Verhältnis zu den jetzigen Preisen hoch, für ein warmes Bad zwanzig Schillinge, für ein kaltes zwölf Schillinge.



Das Tivoli um 1846. Nach einem Stahlstich von Kurz.

Von vornherein wurde auf Abhaltungen von Vergnügungen mancher Art Gewicht gelegt, jedoch ward von der Errichtung einer Spielbank abgesehen, obgleich manche gewichtige Stimmen dafür sprachen.

Bald war die Seebadeanstalt im Sommer der Schauplatz heiteren Gesellschaftslebens, dort fanden regelmäßig Bälle statt, die Kinder hatten dort ihre Feste; manch bedeutungsvolle Rede wurde in dem Saal gehalten, so bei der Abschiedsfeier von Dahlmann und bei manch anderen Festen.

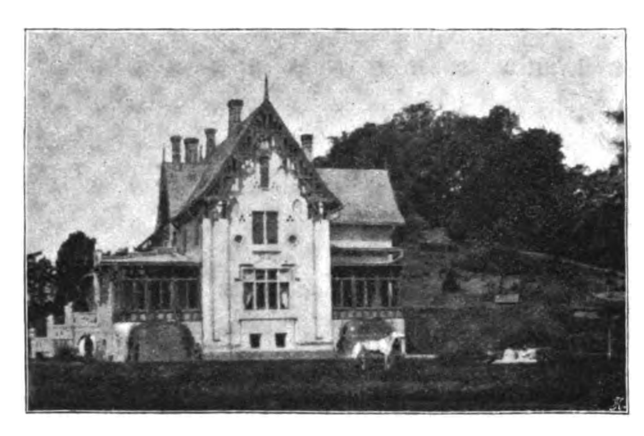
Eine Direktion, bestehend aus drei Mitgliedern und einem Arzt, leitete bis in die vierziger Jahre hinein die Anstalt.

In späteren Jahren ging die Badeanstalt in Privatbesitz über, von 1850 bis 1856 war Physikus Dr. Valentiner Besitzer. Die Preise wurden ermäßigt, für kalte Bäder 8 Sch., 4 Sch. und 2 Sch., für die warmen auf 1 M. 4 Sch., auch wurden Dutzendpreise und Abonnements eingeführt.

Nach dem Tode Valentiners erwarb der oben erwähnte Schloßbauer die Anstalt. Im Juli 1865 verkaufte er die Anstalt mit dem dazu gehörigen Terrain für 104000 Thaler an die preußische Regierung, die 1865/1866 daselbst das Marinedepot errichtete. Eines der letzten Feste in

der Anstalt war die Bewillkommnung der deutschen Kunstgenossenschaft durch die Kieler Damen und der daran sich schließende Ball.

Nach dem Verkauf des Grundstückes an den Fiskus ward nach mancherlei Verhandlungen endlich auch das Privilegium der Anstalt aufgehoben und entstanden nun in rascher Folge die neue Seebadeanstalt und die Badeflosse in der Hörn u. s. w.

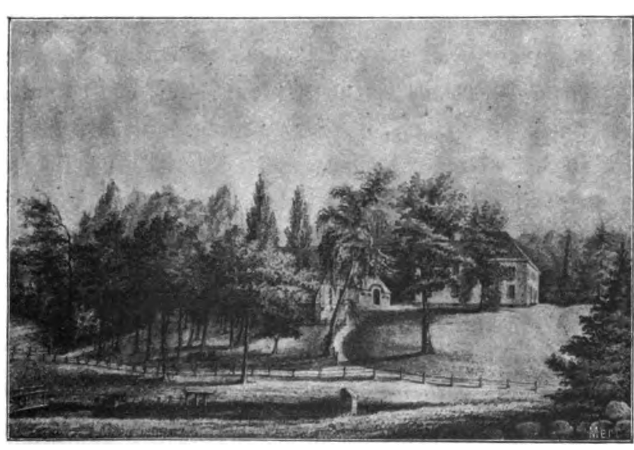


Die neue Villa am Düsternbrooker Weg. 1864 bewohnt von Herzog Friedrich. Nach einer Photographie.

Fast noch größere Veränderungen hat die andere Seite des Weges erlitten, und vor allem haben die Nebenstraßen des Düsternbrooker Weges ein ganz anderes Aussehen erhalten. Es ist noch kein Menschenalter her, da war der Schwanenweg noch ein verhältnismäßig schmaler Pfad, an dessen einer Seite große Gärten mit Wohnhäusern lagen, dessen andere Seite jedoch als Fortsetzung des Brauerschen Gartens Wiesen bildeten, die von einem übelriechenden Bach durchflossen wurden. An der Ecke, gegenüber dem Brauerschen Garten, lag die Rüdelsche Trinkhalle, später in eine einfache Sommerwohnung umgewandelt. Das Nachbarhaus ist aus dem Umbau eines früher vorhandenen Gebäudes entstanden. Die Häuser auf der Höhe über diesen beiden Grundstücken stehen seit Anfang der siebziger Jahre. Ein prächtiger, bis zum Weg sich hinziehender Garten zeichnet jetzt das nächste Grundstück aus.

Früher verdeckte die schöne Anlage ein kleines, bescheidenes Wohnhaus, das über und über mit Rosen berankt war.

Es folgte dann das Vergnügungslokal Tivoli mit seinem großen Garten, auf dessen Terrain jetzt fünf Häuser liegen. Auch das Tivoli ist längst dahin; eine Feuersbrunst vernichtete es 1870 und Kiel war wieder um ein eigenartiges Vergnügungslokal ärmer. Es enthielt ein Sommertheater, in welchem oftmals ganz gute Truppen spielten, in seinem Saal sind manch politisch wichtige Reden gehalten. Alles ist vorbei, nach dem Brande wurde das Grundstück parzelliert und drei geschmackvolle Villen entstanden; zwischen ihnen lag jahrelang ein wüst daliegender Bauplatz, der zu Knabenspielen mancher Art benutzt wurde, bis ihn die Spekulation mit zwei Bauten schmückte. Über das Leben und Treiben im Tivoli giebt uns Graf A. Baudissin in seinem Werke „Schleswig-Holstein" Aufschluß. Die kurze Skizze möge hier einen Platz finden.



Die Villa in Düsternbrook. Nach einem Steindruck.

„Dort zu unserer Linken liegt das Tivoli. Der Garten ist gedrängt voll Menschen; die Hausmutter hat die Bitten





der Kinder erhört und sie ins Freie geführt, und wenn sie nach unendlichem Umherlaufen atemlos zur Mutter zurückkehren, finden sie ein Körbchen voll Erfrischungen bereit, das bisher vorsichtig unter der blendend weißen Serviette verborgen gehalten war. Befreundete Familien gesellen sich zu einander, plaudern und scherzen, und hören zur Abwechslung auf die Worte der Schauspieler, die sich umsonst abmühen, die Augen zu öffnen, wenn die Strahlen der Sonne ihnen durch das zitternde Laub ins Gesicht fallen.

Rechts und links vom Wege sind öffentliche Gärten, in denen Kellner mit der Serviette unter dem Arme auf und ablaufen, um das Verlangte zu holen; hier sitzen heitere und glückliche Studenten um einen Tisch und übertönen durch ihren lauten Gesang die Klänge der spärlichen Musik; dort scherzen Philister mit ihren Frauen und Kindern; hier wandelt ein glücklich liebend Paar und bleibt unter einem mächtigen Eichbaum stehen und blickt träumerisch auf die Wogen der Ostsee."



Herzog Friedrich mit seinen drei ältesten Kindern.
Nach einer Photographie.

Die nun folgenden drei Villen, sowie das Schweizerhaus auf der Höhe zählen zu den älteren Gebäuden des Weges, haben jedoch auch Veränderungen und Vergrößerungen erlitten. Dagegen gehörte das Terrain, auf dem sich die nächsten Häuser bis an die Reventlowallee befinden, nebst der ganzen Straße zum ehemaligen Besitztum des Herrn Dröge-Schrevenborn. Ursprünglich eine Brunswieker Bauernstelle, ward die Anlage von einem Herrn Schmidt (Schmidt & Bichel) angelegt, ging später in den Besitz des obengenannten Herrn über, der Anfang der siebziger Jahre eine Straße durch das Grundstück legen ließ. Früher stand auf dem Besitztum die noch vorhandene ansehnliche Villa, jetzt in ein Gasthaus verwandelt und umgebaut, die 1865 zum Wohnsitz des Herzogs diente, und die zu derselben gehörigen Ökonomiegebäude. Um das Wohnhaus breitete sich ein prächtiger Garten aus, vor dem Haus war ein kleiner Teich; Gitterthore schlossen das Gewese gegen den Düsternbrooker- und Niemannsweg. Eine Allee durchschnitt das ganze Besitztum. Eine alte Scheune blieb noch ziemlich lange erhalten, in derselben wurde kuhwarme Milch geschenkt, und der dahinter befindliche hochgelegene Garten wurde wegen seiner herrlichen Aussicht häufig besucht. In der Mitte der siebziger Jahre entstanden die ersten Häuser in der Straße, geschmackvolle Villen, denen jedoch leider nicht viele ähnliche folgten. Der Garten der Villa fiel der Spekulation zum Opfer, vor ihr entstanden vier Gebäude. Einige Jahre lang befand sich auch eine Hühnerzuchtanstalt in dieser Straße, doch ist auch sie schon längst entschwunden und eine stattliche Villa erhebt sich auf ihrem Territorium. Leider hat die Reventlowallee in der Folge immer mehr verloren und ihren villenartigen Charakter dadurch eingebüßt, daß sie zum größten Teil von großen Etagenhäusern ohne Vorgarten eingefaßt wird; sie sind erst im Laufe der 80ger Jahre entstanden, vorher war dort noch Feld an Feld, die Hohenbergstraße und Kirchenstraße waren damals noch hochgelegene Koppeln und Felder.

Der Marineakademie gegenüber liegt die früher Schacksche oder Neue Villa, ein wahrhaft



vornehmer Besitz, einst im Besitz des Kammerherrn von Warnstedt. Sie ist eines der ältesten Gebäude des Weges und ist bereits zu Anfang des Jahrhunderts errichtet. Zu bedauern wäre es, wenn dieser prachtvolle Besitz samt Park einst auch der Bauspekulation zum Opfer fiele. Der zwischen diesem und dem nächsten Grundstück befindliche Karolinenweg hat sich wie diese beiden angrenzenden Besitzungen seine Urwüchsigkeit bewahrt. In fast noch größerem Maße war dieses bis vor kurzem bei dem früheren Hotel Düsternbrook der Fall. Der Wirtschaftsbetrieb ist seit Jahren eingestellt und damit ist wiederum ein Vergnügungsort eingegangen, der in früheren Tagen ein Lieblingsort der Kieler, insonderheit der Jugend war. In bescheidenerem Maße bestand das Gebäude schon seit dem Anfang des Jahrhunderts. Wirte und Pächter desselben waren u. a. Bruhn, die ihrer Zeit beliebten und bekannten Wirte Kranz und Krämer. Letzterer brachte die Wirtschaft zu großer Blüte.



Blick vom Marienhain um 1825. Nach einer Zeichnung von Hansen, Steindruck von Bendixen.

Wie schon berichtet, fanden daselbst studentische Feste, Kommerse und Versammlungen in den ersten Jahrzehnten statt. Auch wurde dort das Schießen der neuen Kieler Stadtgilde abgehalten.

Hier wurden ländliche Feste gefeiert, vor allem auch die Geburtstagsfeste der Kinder. Der alte Omnibus, der vom Markt dorthin fuhr, nahm die muntere Schar der Kleinen auf und führte sie hinaus. Das Innere des Wagen war den Dämchen eingeräumt, der Vordersitz unterm Kutscherbock war der Platz für besonders Bevorzugte, und oben auf dem Wagen saßen die Knaben und blickten stolz und freudig auf die Spaziergänger herab. Auf der jetzt noch vorhandenen Weidekoppel und im Garten des Gasthofes war Raum genug zum Spielen und Austoben, und falls dieser nicht genügte, so führte ein Pfad über die Weiden ins Gehölz, das sich mit seinen Hügeln und Schluchten so vortrefflich wie kein anderes zum Räuber- und Soldatenspielen u. s. w. eignete.



Fremdartig nimmt sich das alte hohe Haus mit seinen Wiesen und Feldern in dieser Gegend aus, und doch welch ein Vorteil wäre es nicht für die Stadt und den Weg, wenn diese Wiesen unbebaut blieben und dereinst mit dem Gehölz vereinigt würden.

Diesem Gewese gegenüber erhob sich ein kleineres weinberanktes Haus, dann folgte das von der großen Tanne beschützte Haus, das in einfacher Form schon lange bestand, und dann das vom Herzog erworbene und in den Jahren 1865 bis 1866 bewohnte Landhaus. In diesem Garten haben die herzoglichen Kinder, vor allem unsere erhabene Kaiserin, glückliche Stunden als Kinder verbracht. Nach der Abreise des Herzogs verblieben die Kinder unter Obhut ihrer Verwandten noch längere Zeit dort. Die neue Badeanstalt erhielt ihre Bedeutung, als die alte in den Besitz des Marinefiskus überging; das alte dort gelegene Wohnhaus diente wie das gleichfalls schon lange Jahre vorhandene Besitztum Wilhelminenlust (jetzt Hohenzollernbad) im Sommer als Logierhaus für Badegäste.

Des Marienhains und des Pavillons ward früher Erwähnung gethan. Die Herzogin Wilhelmine von Glücksburg, welche das Besitztum geerbt hatte, schenkte es der Stadt zurück. Die Schönheit und Anmut der Aussicht von diesem Punkt in früherer Zeit ward schon rühmend hervorgehoben.

Der weitere Teil des Weges von der neuen Seebadeanstalt bis Bellevue hat auch mannigfache Veränderungen erfahren, wenn sie auch weniger zu Tage treten, als bei dem ersten Teil des Weges. Noch vor zwanzig Jahren waren hier nur drei oder vier Besitzungen, darunter das Schwartzsche und Bünsowsche Grundstück. Zwischen diesen beiden lagen Wiesen, die zum Teil bebaut sind, zum Teil jedoch das Grundstück der jetzigen Torpedofabrik von Schwarzkopf bilden. Auch die beiden vorerwähnten Grundstücke sind in letzterer Zeit zu Baustellen ausgelegt.

Der Weg von der Seebadeanstalt nach Bellevue ist im höchsten Grade romantisch, vielfach erinnert die Straße an Wege im Harz und in Thüringen. Die herrliche Hölzung zieht sich neben dem Wege längs dem Rücken kleiner Anhöhen auf eine höchst pittoreske Weise auf und ab, läßt hie und da malerische Ansichten von dem Kieler Hafen und seiner Umrahmung, der Kanalmündung, dem Schrevenborner Gehölz und dem waldumkränzten Ährengefilde der Propstei durchblicken. Am Ende des Weges zieht sich von dem idyllischen Aussichtspunkt Niemannsruh ein dunkler Buchenwald den Hügel hinauf, dessen Spitze das Gasthaus Bellevue krönt. Am Fuße der „Niemannsruhe", im Volksmunde „Das billige Bellevue" genannt, liegt der Reyhersbrunnen, dessen frisches klares Wasser einst sehr gelobt und vielfach begehrt wurde.

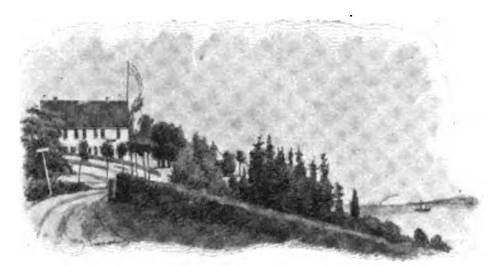
Auf einem ziemlich hohen, zur See steil abfallenden Hügel erbaut, heben sich die großen Bauten von Bellevue vorteilhaft von dem Dunkel des dahinter liegenden Holzes ab. Von der Terrasse vor dem Hauptgebäude hat man den herrlichen Blick auf den prächtigen Hafen und seine lieblichen Ufer. Da sind weite Wälder, freundliche Ortschaften, prangende Kornfelder. Starke Forts schützen dieses Paradies gegen etwaige Feinde und gewähren das Gefühl der Sicherheit und Macht.

Vor uns am anderen Ufer liegt das Gut Schrevenborn mit seinen ansehnlichen Waldungen, dann folgt der aufblühende Badeort Heikendorf, sodann das Fischerdörfchen Möltenort mit den romantischen Gründen, über die sich drohend Schanzen und Befestigungen erheben und endlich Laboe, das jedenfalls als Badeort noch eine Zukunft haben wird. An der anderen Seite sehen wir die Häuser und die Bucht von Wiek, die Mündung des Kanals mit der hochragenden Dankeskirche, den unter alten Bäumen gelegenen, nur durch rote Dächer erkennbaren alten Lagerhäusern und dem Leuchtturm des neuen Kanals, und endlich Friedrichsort, die starke Feste mit mächtigen Kasernen und wehrhaften Wällen.

Drüben in weiter Ferne scheint sich Land, Wasser und Luft zu vereinigen, eine weite, ebene Fläche bildend, die Unermeßlichkeit der Natur versinnlichend. Schiffe erheben sich am Horizont, kommen und gehen; kleine Dampfer und Böte mancher Art durchkreuzen das Wasser, stolze Panzer ziehen majestätisch daher; ein erhebendes, überwältigendes Bild.

Schwer nur vermag sich der Wanderer von diesem herrlichen Punkte zu trennen und voll und ganz wird er der begeisterten Schilderung zustimmen, die ein Franzose von unserem Hafen entwarf. Bekanntlich besuchte Verne, der eigenartige Schriftsteller, vor einigen Jahren mit der Yacht „Saint Michel“ Kiel und hat von dieser Fahrt eine farbenprächtige Beschreibung geliefert, die insonderheit Wilhelmshafen, Kopenhagen und Kiel behandelt und eine glänzende Schilderung des ehemaligen Eiderkanals enthält.

„Die Kieler Bucht ist ohne Zweifel eine der schönsten und sichersten von ganz Europa. In diesem geräumigen Wasserbecken könnten alle Flotten der Erde Schutz suchen und sogar manövrieren. Kiel selbst liegt (vom Lande aus) links am Ende des Hafens mit einem Hintergrunde von üppigem Grün. An der anderen Seite befindet sich das von der Stadt völlig getrennte und mit hohen Mauern umfriedigte Arsenal. Der Kieler Busen ist von einem dichten Rahmen herrlicher Bäume eingefaßt. Ulmen, Buchen, Kastanien, welche oft bis zum Strande herabgehen, erreichen hier eine kaum glaubliche Größe.



Bellevue in den 50ger Jahren. Nach einer Zeichnung.

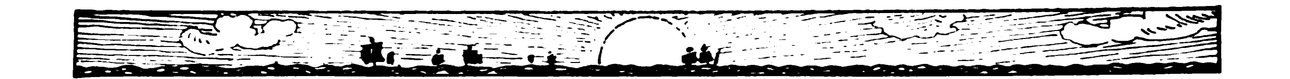
Zahlreiche Landhäuser schimmern auf den die Bucht umgebenden Hügeln lachend aus dem dunklen Grün hervor, während die verschiedenen Punkte des Hafens durch flinke kleine Dampfer in bequeme Verbindung gesetzt sind. Man kann sich kaum einen freundlicheren, erquickenderen Anblick denken, als den jener Häuschen von oft phantastischer Bauart, welche das schöne, wechselreiche Ufergestade schmücken. Ohne Zweifel entwickelt sich dieses bevorzugte Stückchen Erde in nicht ferner Zeit zum Stelldichein der vornehmen deutschen Gesellschaft, zu einem Brighton Norddeutschlands, aber einem unendlich viel grüneren, schattigeren, waldesduftigeren Platze als jenes Brighton an der englischen Küste, das, von der See aus gesehen, durch seine einförmige Dürre der Landschaft eher abschreckt.

Wir brauchen wohl nicht besonders zu bemerken, daß der Kieler Busen sorgsam und zweckmäßig befestigt ist. Die sehr enge Einfahrt zu demselben wird von furchtbaren Batterien beherrscht, welche jene übers Kreuz bestreichen. Ein feindliches Schiff, das diesen Weg zu forcieren versuchte, würde zweifelsohne binnen wenigen Minuten zerschmettert sein.“

Man sieht, auch das Urteil eines Franzosen kann gerecht und frei von Haß sein, ich hätte Worte anderer großen Geister anführen können, um die Schönheit unseres Hafens und seines prächtigen Aussichtspunktes zu verherrlichen, ich zog jedoch diese Schilderung vor, da sie unparteiisch richtet und Worte der Anerkennung aus dem Munde eines Gegners das größte Lob sind.

Die Vorgeschichte von Bellevue ist schon auf S. 146 bis 148 behandelt. 1829 wurde das Besitztum an J. Chr. Eckardt für 5000 Rthlr. verkauft.

Das ursprüngliche Besitztum, welches er kaufte, betrug acht Tonnen, später vergrößerte er es durch Ankäufe zu zwanzig Tonnen und erwarb außerdem noch verschiedene Grundstücke am Düstern-



brooker Wege und in Kiel selbst. Eckardt legte an der Nordseite des Gehölzes eine große Baumschule an, die bald einen bedeutenden Ruf erlangte, den sie sich Jahre hindurch bewahrte. Die schöne

Bellevue in den 50ger bis 70ger Jahren. Nach Lithographien und Photographien.

Lage des Wohnhauses, der prächtige Blick von dem Garten aus, lockte die Naturfreunde an und bald erwarb sich der Platz den Ruhm, einer der schönsten Punkte im deutschen Norden zu sein.

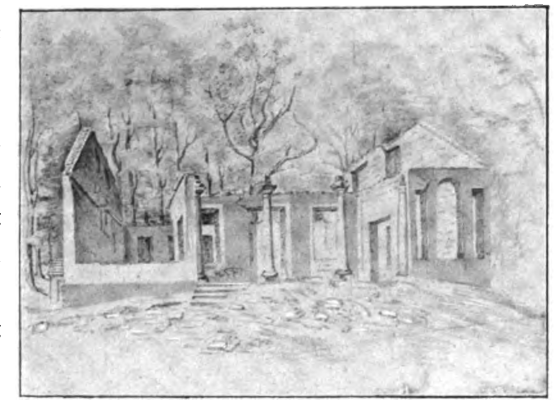
Um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen und vielfachen Wünschen nachzukommen, wurde



in einer neben dem Hause gelegenen Scheune eine einfache Wirtschaft eingerichtet, der bald ein Kellner vorstehen mußte. Dieser Kellner war Herr Abel, der spätere langjährige Besitzer des nachmaligen Gasthofes. Als die Bedürfnisse der Reisenden größer wurden, als viele den Wunsch aussprachen, an dem schönen Punkte übernachten zu können, entstand nach einem Brande der alten Scheune ein stattliches Logierhaus, das noch jetzt bestehende alte graue Gebäude. Eckardt hatte zu wenig Sinn und Verständnis für die Wirtschaft und verpachtete den Gasthof daher für einige Jahre an einen Wirt, Namens Perske. Der Krieg von 1848 bis 1850 hatte auch Abel ins Feld gerufen; als er nach Beendigung desselben zurückkehrte, übernahm er die Leitung des ganzen Betriebes.

Die Eisenbahnen führten manche Fremde nach dem abgelegenen Norden, der staunenden Welt zeigten sich ungeahnte Schönheiten der Natur und erwarben auch dem schönen Besitz neue Freunde und Gönner. Die bestehenden Räume wurden bald zu klein, es entstand noch ein Wohnhaus, das „Gelbe Haus", um der Nachfrage genügen zu können.

Bald nach seiner Rückkehr aus dem Feldzuge hatte Abel sich mit der jüngsten Tochter des Besitzers von Bellevue vermählt und pachtete nun von seinem Schwiegervater, der aus Kiel verzog, den ganzen Besitz, d. h. das ganze Bellevue. Der andere größere Teil der Grundstücke fiel dem jüngsten Sohne von Eckardt zu, der die Baumschule fortführte und zu derselben ein Wohnhaus „Marienhöhe" erbaute. Nach dem Tode seines Schwiegervaters 1859 einigte sich Abel mit seinem Schwager und übernahm den Wirtschaftsgarten und die Bauten als Eigentum.



Ruinen von Sanssouci.
Nach einer Zeichnung von Wolters sen.

Nachdem Kiel unter Preußens Scepter gekommen war und in ungeahntem Maße sich vergrößert hatte, trat auch das Bedürfnis nach einem neuen großen Wirtschaftsgebäude lebhaft hervor. 1869 entstand das jetzige große Haus mit seinem schönen Saal, das vor einigen Jahren noch durch eine Verbindung zwischen dem Haupthaus und Gelben Haus vergrößert wurde.

Abel war ein sehr tüchtiger Wirt, den die Gäste sehr schätzten und dessen Gasthof zu den besten Deutschlands zählte. Nach einer langen Thätigkeit zog er sich in das Privatleben zurück und übergab das Gewese zweien seiner Söhne, die dasselbe nach einigen Jahren wiederum verkauften.

Viele erlauchte und berühmte Gäste hat Bellevue in seinen Räumen beherbergt; viel prächtige Feste sind dort gefeiert worden. Bei seiner Anwesenheit in Kiel hat unser greiser Heldenkaiser stets Bellevue mit einem glänzenden Gefolge besucht, das letzte Mal zur denkwürdigen Feier der Grundsteinlegung der ersten Schleuse des Nord-Ostseekanales. Glänzende Feste fanden bei der jedesmaligen Anwesenheit des erlauchten Herrschers, wie auch des Kronprinzenpaares und des Prinzen und der Prinzeß Wilhelm statt. Feste anderer Art wurden dort bei der Anwesenheit des vereinigten englischen und französischen Geschwaders 1854 und bei der Anwesenheit des englischen Geschwaders 1884 veranstaltet.

Als Gäste zählte Bellevue fast alle Berühmtheiten der letzten fünfzig Jahre.

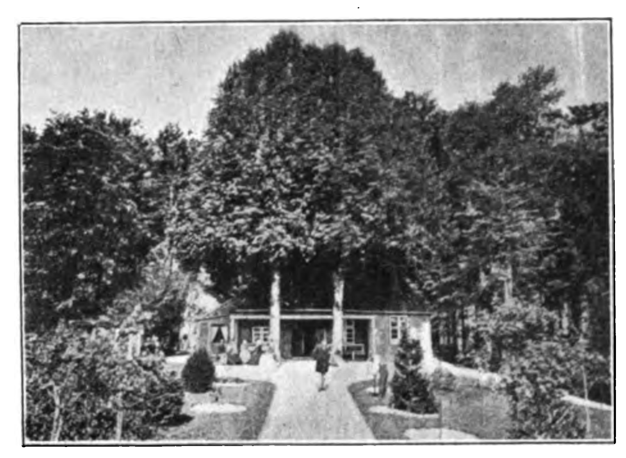
Auch Marienhöhe ist seit einigen Jahren in anderen Besitz übergegangen und parzelliert worden. Die Bismarckallee durchschneidet das Besitztum; der hochgelegene Teil des Gartens gewährte



vordem die schönste Fernsicht über Hafen und See. Früher war in viel größerem Maße als jetzt das Düsternbrooker Gehölz der Lieblingsort der Kieler; Bahnen und Dampfschiffe bestanden noch nicht, Landpartien waren vielfach zu kostspielig, und so war der größte Teil der Bevölkerung auf die Waldung angewiesen, und insonderheit war das Waldwirtshaus ein Sammelpunkt, vor allem der Studenten, die dort ihre Mensuren abhielten.

Inmitten des Gehölzes, an der Stelle, wo noch jetzt eine steinerne Treppe vom Wege zur Höhe hinaufführt, lag dies vom poetischen Zauber umsponnene Wirtshaus „Sanssouci". Das gefräßige Element des Feuers zerstörte diese Wirtschaft in den sechziger Jahren. In früherer Zeit war der beliebte und bekannte Daniel Wichmann dort Wirt; später war das Haus dem Besitzer von Bellevue verpachtet und wurde von dort aus bewirtschaftet.

Ein Blatt der Erinnerung hat der unvergeßliche Storm dem alten Waldwirtshaus in seiner herrlichen Novelle „Auf der Universität" gewidmet:



Die Forstbaumschule.
Nach einer Photographie aus den 70ger Jahren.

„Nach einiger Zeit sah ich vor mir zwischen den Stämmen ein graues Schieferdach auftauchen, allmählich wurden auch die Kapitäle einer kleinen Säulenhalle und zu jeder Seite derselben der obere Teil eines Fensters sichtbar. Noch ein paar Schritte und eine breite Steintreppe führte aus dem Baumschatten auf einen kleinen ebenen Platz hinaus. Da lag es vor mir; mitten im Walde, im stillsten Sonnenschein. Die Zeit schien hier kaum etwas verändert zu haben; wie damals war der ursprünglich rötliche Anwurf der Mauern, wo er nicht abgeblättert an der Erde lag, überall mit grünem Moos bezogen, und aus den Spalten der hölzernen Säulen drängte sich braunes wucherndes Schwammgewächs; auch jetzt noch stand unter der kleinen Halle eine dunkelgrüne Bank zu jeder Seite der halbgeöffneten Flügelthür. Nach einer Weile stand ich auf und ging in den Saal. Er schien mir noch düsterer fast, als ich ihn mir gedacht hatte; die dicht vor dem Fenster stehenden Bäume schienen ihre Zweige bis über das Dach zu breiten. Zur linken in einem Nebenzimmer, in das ich hineinblickte, stand ein einsames Billard. Aber gegenüber, an der anderen Seite des Saales, war noch eine Thür; ich öffnete sie und gelangte in einen schmalen Gang und durch diesen wiederum ins Freie, wo sich dicht am Hause eine Kegelbahn befand."

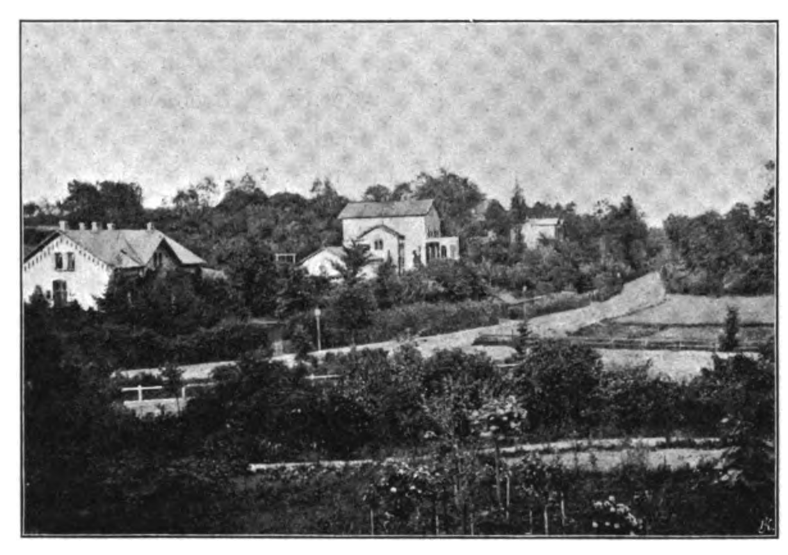
So beschreibt Storm den Ort, wo sich der Schluß seiner schönen ergreifenden Novelle abspielt, es war ihm kein fremder Ort, er selbst hat ihn mit Vorliebe aufgesucht; in der vortrefflichen Biographie von Schütz über ihn und in dem liebenswürdigen Werk von Litzmann über Geibel werden diese Erinnerungen aufgefrischt und Storm selbst berichtet in dem letzteren Werk über seine letzte Begegnung mit dem gemeinsamen Freund von Geibel und ihm, dem unglücklichen Röse, wie folgt: „Es war in der Studentenzeit, als in einem jetzt nicht mehr vorhandenen, einsamen Wirtshause, oben im Walde an der Ostsee, mein gleichfalls nun längst von der Erde verschwundener Freund, Ferdinand



Röse, oder wie er von uns und von sich selber gern genannt wurde, Magister Antonius Wanst, mir und den Brüdern Theodor und Tycho Mommsen sein tiefsinniges Märchen „Das Sonnenkind" vorlas. Wir saßen in einem hohen Zimmer, in welches von draußen die Bäume stark hereindunkelten; und von fern aus den Buchenwipfeln hörten wir das Flattern der Waldtauben, als der Verfasser in seiner feierlichen Weise aus dem entrollten Manuskripte anhub: ‚Hans Fidelbum, der lustige Musikant, ging durch ein Seitenthal des Böhmerwaldes rüstig vorwärts.' Später habe ich Röse nicht wiedergesehen."

Das Düsternbrooker und Düvelsbecker Gehölz, die jetzige Baumschule und der Waldteil von Forsteck war bis 1873 staatlich, dann ging es für 90000 Mark in den Besitz der Stadt über.

Noch früher war es in zehn Schläge geteilt, die den Brunswieker Bauern zu eigen waren und auf denen sie Schweine 2c. weiden ließen, wie aus der 1769 angefertigten Karte hervor-



Der Schwanenweg. Nach einer Photographie aus den 70ger Jahren.

geht. Kurz darauf, 1771, ward das Düsternbrooker, wie das Düvelsbecker Holz fiskalisch. Die bereits erwähnte Anlage Marienhain erwarb die Stadt zu dem bekannten Geschenk, nach der Wiedererlangung wurde auch dieser Teil mit dem übrigen zu einem Ganzen vereinigt.

Auch hier sind manche Veränderungen vor sich gegangen, neue Anlagen sind geschaffen und schöne Wege durchkreuzen nach allen Richtungen hin das anmutige Gehege, dessen herrliche Buchen jeden Frühling den schönen Anfang des Kleistschen Gedichtes:

„Empfangt mich, heilige Schatten! ihr hohen belaubten Gewölbe,
Der ernsten Betrachtung geweiht, empfangt mich und haucht mir ein Lied ein
Zum Ruhm der verjüngten Natur!"

lebhaft in die Erinnerung rufen.

Nach 1850 wäre bald die Stadt ihres schönsten Schmuckes beraubt worden, schon war auf Scheels Anraten vom Dänenkönig Friedrich VII. der Befehl erteilt, die ganze Hölzung abzuholzen;

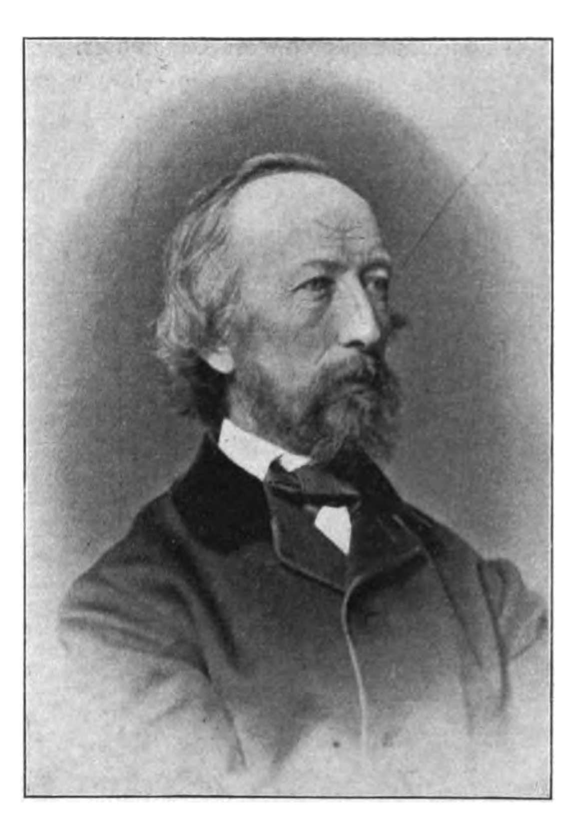




eine Deputation der Stadt, die an die allmächtige Gräfin Danner gesandt wurde, bewirkte jedoch durch die Gräfin die Rücknahme des Erlasses. So blieb Kiels Stolz erhalten.

Die Forstbaumschule und das Gehege Düvelsbeck sind 1873 gleichfalls von der Stadt als Bondenholz übernommen, leider war vorher schon die sehr schön am Wasser gelegene Parzelle dem Besitzer von Forsteck überlassen worden.

Im Frühjahr 1788 wurde im Anschluß an das 1785 errichtete militärische holsteinische Jägerkorps, mit dem eine Lehranstalt zum Unterricht künftiger Unterforstbeamten verbunden war, eine Baumschule errichtet. Diese sollte zur praktischen Übung Gelegenheit geben, das Areal wurde aus dem Gehege Düvelsbeck genommen. 1790 wurde das Jägerkorps in ein Feldjägerkorps umgewandelt und mit diesem die Forstlehranstalt verbunden. Als 1807 das Feldjägerkorps aufgehoben wurde, hörte die Verbindung auf. Die Baumschule erfuhr im Laufe der Zeit erhebliche Vergrößerungen. Ursprünglich gab sie ihre Erzeugnisse nur an die königlichen Gehege ab; seit 1809 wurden jedoch Bäume und Gesträuche auch an Privatleute verkauft. Im Jahre 1835 wurde die Forstlehranstalt aufgehoben und zugleich das Eingehen der Forstbaumschule in Aussicht genommen. Doch wurde 1836 ihr Fortbestehen vom König genehmigt, und seit der Zeit war sie, unter Leitung eines Forstbeamten, eine Handelsbaumschule, bis sie an die Stadt überging. Schon lange bevor dieser Übergang erfolgte, war die Baumschule ein von den Bewohnern Kiels vielbesuchter Ort, da auch schon früher, wenngleich beschränkt, eine ländliche Bewirtung daselbst zu haben war. Später, namentlich seit die Baumschule in städtischen Besitz übergegangen, ist sie immer mehr und mehr ein von Familien vielbesuchter Garten- und Waldaufenthalt geworden.



Klaus Groth.
Nach einer Photographie von Schmidt u. Wegener.

Die andere Seite des Düsternbrooker Gehölzes begrenzt der Niemannsweg, eine Schöpfung des Verschönerungsvereines und in drei Abteilungen 1872—1877 angelegt. Früher war er ein schmaler Feldpfad, der zwischen Knicks hindurchführte. Am Beginn des Weges überrieselte ihn ein kleiner Bach, der bei der Seelust in den Hafen mündete. Vom Karolinenweg ab hatte der Weg nicht die jetzige Richtung, sondern führte an einem kleinen Weiher vorbei über Koppeln an der Sternwarte vorüber zur Baumschule. Zur Zeit der Entstehung des Weges 1872 lagen an dem schmalen Weg nur einige wenige Häuser, die zum Teil noch schöne große Gärten besaßen. Erst Anfang der siebziger Jahre, nachdem das Marinelazarett erbaut war, wurden dort weitere Häuser errichtet und jetzt ist fast der ganze Weg bebaut.



Der Platz, auf dem die Garnisonkirche steht, und die angrenzende Umgebung, die jetzige Kirchen- und Hohebergstraße, war vordem eine große Sandgrube, ein bevorzugter Spielplatz der Jugend; von der jetzigen Kirchenstraße und vom Schwanenweg waren die Zufahrten. Große, meistenteils mit Senf bestandene Koppeln umgaben die Sandkuhle und ließen nur einen schmalen Pfad frei, der zur Reventlowallee hinunterführte. Ende der siebziger Jahre entstanden die ersten Häuser der Kirchenstraße, viel später folgte die Hohebergstraße, wo heute Haus an Haus steht.

Den größten Schmuck dieser Gegend bildet die in rotem Backsteinbau 1879—1882 errichtete Garnison-Simultankirche. Das hochgelegene Gotteshaus kündigt dem Schiffer schon aus weiter Entfernung die Nähe der Stadt an. Leider liegt die Kirche nicht mehr frei, sie ist verbaut, und nur dem Verschönerungsverein ist es zu danken, daß ein Zugang vom Niemannsweg aus errichtet worden ist.

Kein anderer wie Klaus Groth, der seit 1866 sein gemütliches idyllisches Heim in dieser Gegend aufgeschlagen, hat die ganze einstige ländliche Scenerie in einem tiefempfundenen Gedicht „Dat eerste Klockenlüden“ zum Ausdruck gebracht.

Dat eerste Klockenlüden an'n Niemannsweg.*)

Dat Klockenlüden
Wat mag't bedüden?
Dicht achter min Gaarn
Unverwahrn
Dar schallt dat!
Tum eersten Mal
Schallt dat hendal.

Dar sungn fröher de Lurken
Inn Morgendau,
Int Abendgrau,
Dar wog dat Koorn,
Blöhn Hecken un Doorn,
Un wenn ik wanner
Un sei' un plant,
So seeg ik rut öwer't gröne Land
Eensam.
Lütt Matten de Has'
Mak noch sin Spaß,
Eet vun min Kohl,
Un gungn min Jungs to Schol,
So pruß se herut
Un jag se en Schuder öwer de Hut.

Dar seeg ik Reinke sliken,
Un en Rapphehn mit twölf Küken
Wanner in en Snor
Morgens vörbi an min Dor.
„Dar gat se!“
Seggt bi'n Kaffe
Min Jüngste, un wi keken,
Wat se vöröwer streken.
Dat weer domals. —
Min Böm wussen op,
Wussen mi öwern Kopp,
Rapphehn un Swans gungn weg:
Wi kregen en Swanenweg.
Brunswik war en Vörstadt,
Kiel war en Weltstadt —
Wat en Vergnögen!
De Vageln seeg man verswinn',
Jümmer mehr Minschen, de man nich kenn.
Nie Hus' warn bu't,
Ut de olen trocken se nich ut.
Rund um mi her
Keem' Schösteens jümmer mehr.
Wer der kak,

*) Klaus Groth's gesammelte Werke (Lipsius u. Tischer, Kiel).



Wat he mak,
Dat weer en Jeden sin egen Sak. —
De Stadt ward grot,
De Minsch ward lütt:
He kann starben — wer geit noch mit?
He kann verswinn — he ward ni fehln,
Wo he spazeer, ward Annere speln,
Wat he bu' un plant,
Sin Hus, sin Land —
En Annern ward't kopen.
Dat is all een Wannern un Lopen.
Wat blifft noch stahn?
Dör den Karkhof sogar
Snitt de Isenbahn.
Un kamt mal de Kinner na Jahrn torügg
Den Platz, wo ehr Weeg stunn,
Se kennt em nich.
Awer doch!
Dar war emsig bu't
Achter min Gaarn
Sit Jahrn,
Op steeg dat Wark,
Ut de Müern steeg en Kark,
Ut de Kark steeg de Thorn.
He winkt al vun Feern
Oewer Hecken un Doorn.
Stumm winkt he.
Und wer wedder kumt to Hus,
Ob he wull oder muß,
Junk oder old,
Mit en warm Hart oder kold:
He süht em winken,
Den Fleier blinken,
Un süht he ok dör Thran'n —
He süht em an.
Dar hett he spelt,
Un wat nu ok fehlt —
De Thorn is bleben,
Wiest na'n Heben
Und wiest em op Eern,
Wo sin Kinnerfreuden weern,
So dacht ik.
Do hör ik den Klang,
As man em hört bi'n letzten Gang,
As man em hört to't Fest,
Bi't Slimmste un bi't Best,
Wenn man still to Kark gung
Oder fröhlich to Feld sprung,
Wenn bi Für un Noth
Dat reep to'n lewen Gott.
Dat Leben is en Wannern,
Nix blifft dar bestan,
Een folgt wi de Annern,
All möt wi gahn.
Awer de Thorn wiest na baben,
Na'n Heben,
Rop na en beter Leben,
Un sin Stimm un Klang
Klingt nu as Gesang
Vör't Kind in Schlummer,
Bi Freud un Kummer,
Bi Geburt un Dod —
So denn mit Gott!
Dat weer dat Klockenlüden,
Dat mag't bedüden.

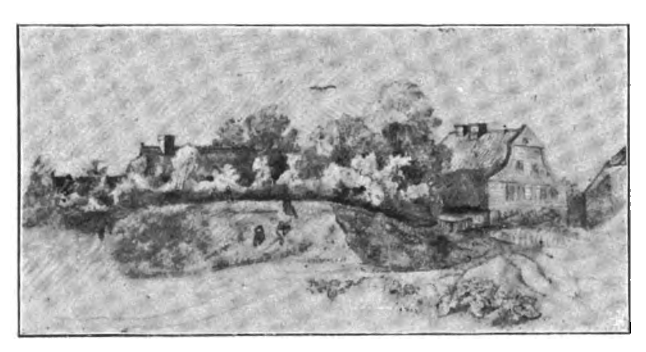
Klaus Groth.

Die Entstehung des ganzen Viertels zwischen Niemannsweg und Holtenauerstraße gehört der neuesten Zeit an.

Jahrzehnte sind erst vergangen, seitdem auf diesem Gebiet auf den Koppeln die Kühe weideten, auf den Feldern das Korn gemäht ward, seitdem der Fuchsbau ausgegraben, Hasen und Hühner gejagt wurden. Verschwunden sind die einsamen Wege, die zwischen hohen Knicks, über Felder und Koppeln hinaus zur Baumschule, zur Holtenauer und Knooper Landstraße führten, verschwunden die alten Eichen, welche einst manche der Wege, wie die Feldstraße, einsäumten, überall ist das Ursprüngliche zurückgedrängt und unaufhaltsam schieben sich die Häusermassen gegen Norden vor.

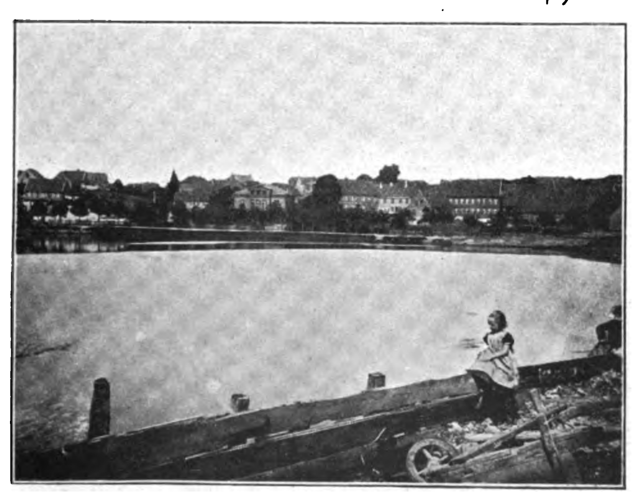


Das ganze Düsternbrooker Viertel gehörte zur Brunswiek, dem ehemaligen Dorf und Flecken, das erst seit 1869 mit der Stadt verbunden ist. Es möge hier gleich die Entstehung und Entwickelung dieses Stadtteiles wiedergegeben werden. Der dorfähnliche Charakter, den sich die Gegend bis Anfang der achtziger Jahre bewahrte, ist längst entschwunden; das letzte Strohdach fiel Ende der achtziger Jahre. Der um die Topographie Kiels und der Gegend um Kiel sich hochverdient machende Herr Dr. Gloy hat vor kurzem (Kieler Zeitung 23. Mai 1897, Nr. 17 957) einen Abriß über die Entstehung des Dorfes geliefert, dem ich hier im großen und ganzen folgen möchte.



Aus der Brunswiek.
Nach einer Zeichnung von Wolperding.

Wie schon S. 3 erwähnt, dürfte Brunswiek identisch sein mit dem in der Urkunde von 1242 erwähnten Uppande und hat aller Voraussicht schon vor der Stadtgründung Kiel bestanden. Der Name Brunswiek wird zuerst urkundlich erwähnt 1350 in einer Schenkungsurkunde, in der Nikolaus Splyt der Stadt Kiel von seinem in der Brunswiek gelegenen Lande einen Platz zu einem Kirchhofe schenkt. Es ist bisher noch nicht ermittelt, wo dieser Platz befindlich war, voraussichtlich jedoch am Schloßgarten. Im Jahre 1444 schenkte Otto Pogwisch, der in der Brunswiek drei Höfe besaß, die Hälfte dieses Besitztums der Stadt Kiel zum Besten der Armen. Aller Wahrscheinlichkeit nach, die Frage ist noch nicht endgültig gelöst, ist dieses Land der Lange Segen oder Wilckenshof gewesen. Jedenfalls ist der Lange Segen, Wilckens- oder Steffenshof, unter Jurisdiktion der Stadt Kiel gewesen und hat von altersher Lübsches Recht dort geherrscht, während sonst in der ganzen Brunswiek Sachsenrecht gültig war. Um diese Zeit wurde viel Hopfen in und bei dem Dorfe gebaut, wie ja auch Kiel ein Hauptmarkt für den Hopfenhandel war. 1520 erhielt Tönnies Rantzau zu Nienhof von dem Herzog Friedrich einen Hof und Garten „baven der Baroster Barnich" belegen, geschenkt; ein anderes Stück Land ward 1668 dem Amtsschreiber des Amtes Kiel vom Herzog Christian Albrecht verliehen. Die Schweden verbrannten und zerstörten 1645 die Brunswiek, weil die Bewohner der Besatzung in Christianpries Lebensmittel zugeführt hatten. 1728—1739 war die Brunswiek zeitweilig vom Amte Kiel getrennt und erhielt ein eigenes Fleckengericht. Die Bezeichnung Flecken hat sie dann auch nach ihrer Wiedervereinigung mit dem Amte behalten. Im vorigen Jahrhundert wurde ihr Name vielfach in Braunschweig verändert.



Blick auf die Brunswiek. Nach einer Photographie aus den 60 ger Jahren.

Mehr und mehr trat das Bedürfnis einer Vereinigung mit der Stadt zu Tage; 1788, 1802, 1804, 1812, 1820 und 1829 wurden bereits einleitende Schritte hierzu gethan, aber







Am Schloßgarten, im Hintergrund die Schloßgärtnerwohnung.
Nach einer Photographie.

erst 1869 kam die Vereinigung zu stande. Den ersten genauen Plan des Dorfes zeigt uns der Plan von Homann, es folgt dann 1769 ein Plan der Brunswieker Feldmark von Klessel und die bekannten Karten der Stadt von 1793, 1806 und 1838, auf der die Brunswiek gleichzeitig dargestellt ist.

Die Grenzen der Brunswiek, die so außerordentlich wichtig in rechtlicher Beziehung sind, waren etwa folgende: Von der Seeburg nördlich und westlich um den Schloßgarten herum, dann die Straße „Am Schloßgarten" entlang bis zum jetzigen Durchgang nach den Anlagen, bildet dort die Grenze der zu den Häusern am Schloßgarten gehörigen Gärten, überschreitet dann den Lorentzendamm, geht bis zum Pastorat, umschließt dieses an der Nordseite und am Philosophengang, über schreitet die Dahlmannstraße, umschließt das Grundstück, auf dem sich die Höhere Mädchenschule erhebt, die ehemalige Kirchenkoppel, und folgt dann dem Philosophengang bis zum ehemaligen Spelunkengraben, folgt diesem bis über die Muhliusstraße hinaus, biegt wieder nach Westen um, läuft parallel der Wilhelminenstraße, durchschneidet die Fährstraße und geht dann nach Durchschneidung der Wilhelminenstraße, etwa in Mitte der Fährstraße sich haltend, zum Schreventeich. Von hier verläuft die Westgrenze in der Hauptsache nach Norden bis etwa Neu-Christinenhöhe, von dort biegt sie über Alt-Christinenhöhe nach Osten um bis zum Hafen. Die Südgrenze bilden die Ländereien des ehemaligen Damperhofes, die Westgrenze das Kieler Stadtfeld.

Die Gemarkung zerfiel 1769 in 21 größere und kleinere Schläge oder Kämpe, in denen die Hufner und Käthner mehr oder weniger große Landstreifen besaßen. Diese Kämpe werden in dem Erbbuch als Kommuneländereien bezeichnet.

Betrachten wir nun den Flecken, wie er 1838 war. Die Reihe der Gehöfte begann schon in der Nähe des Dänischen Thores. Den Anfang bildete Weidemanns Gasthof an Stelle der späteren Lampschen Häuser, dann folgten einige Wohnhäuser und größere Bauernstellen. Bei der Biegung nach Westen, an dem eigentlichen Haupteingang zur Dorfstraße, zweigte die parallel der Hauptstraße laufende Fleckenstraße ab, an der das große Volbehrsche Gewese lag. Größere Bauernstellen lagen auch in der Hauptstraße, von der der Philosophengang als schmaler Pfad durch Felder und Gärten zu den Damper-



Die alte Schmiede in der Brunswiek.
Nach einer Photographie von Schmidt u. Wegener.



hofländereien führte. An Stelle der Hospitalstraße führte ein Feldweg zum größten Teil durch den Niemannsweg bis zum Strand am Düvelsbeeker Holz. Der Langensegen gehörte zur Stadt, an Stelle des Elysiums lag ein größerer Hof mit einem ansehnlichen Hauptgebäude. Bei der 1832 erbauten Schule und den dann folgenden Armenhäusern hörte das Dorf auf.

Etwas weiter hinaus, an Stelle der jetzigen Polizeiwache an der Wilhelminenstraße, lag vordem der „Großfürstliche Jägerhof", das Brackenhaus, wie es im vorigen Jahrhundert hieß, wo eine Meute von Jagdhunden gehalten wurde; der Name Jägerhof und die Bezeichnung hinter dem Jägerhof für die hinter demselben in den sechziger Jahren angelegte Straße „Jägersberg" blieb bis in die sechziger Jahre hinein gebräuchlich.

Am Düsternbrooker Weg und am Schwanenweg finden sich 1838 bereits verschiedene Landhäuser. Wo sich jetzt die Bauten der Universitätsinstitute erheben, befanden sich 1838 einige Bauernhöfe, die Wohnung des Schloßgärtners und der sogenannte Schloßküchengarten. Dieser, wie der ganze Schloßgarten, war königlicher, resp. großfürstlicher, resp. herzoglicher Besitz. Er reichte im Norden bis zur Seeburg. Das Terrain hinter der jetzigen Universität und das Terrain des Küchengartens selbst ist den Brunswieker Bauern im vorigen Jahrhundert abgekauft worden. Zu dem Küchengarten gehörten bis 1840 die sogenannten Kinderberge hinter der Universität und ein Teil der vorher bereits erwähnten Lorentzenschen Anlagen. Auf deren Grundstück und auf einigen daranstoßenden Koppeln wurden 1862 die Akademischen Krankenhäuser errichtet, und ein Weg zu diesen angelegt. Bald darauf entstanden auch die drei Professorenhäuser und die Privatkrankenhäuser. 1873—1876 wurde der Bau des Universitätsgebäudes aufgeführt und allmählich der Bau der übrigen Anstalten in Angriff genommen. Zu dem Zwecke fiel die alte Schloßgärtnerwohnung mit ihren Nebengebäuden, verfallene, ehemals weiß gewesene Gebäude, die von Schmutz und Unrat starrten, ferner das Gewese des Herrn Professor Janssen, der Volbehrsche Hof mit den dazu gehörigen Häusern und Kathen und das Terrain des ehemaligen Schloßküchengartens. Dieser große Garten erstreckte sich bis zur Hospitalstraße. Er war in mehreren Terrassen angelegt und enthielt eine Fülle der seltensten und schönsten Obstsorten und auch sonst manche Bäume, Sträucher und Pflanzen, die nur sehr selten so hoch im Norden gedeihen. Bis zu seinem Eingehen war er verpachtet. Vier Gewese begrenzten ihn, das Volbehrsche und Schlütersche Gewese und die Gärten von Eckmann und Moldenhauer. Das erstere ging, wie erwähnt, ein, das vierte Gewese, zu dem ursprünglich das ganze Terrain gehörte, auf dem Senator Lorentzen seine Anlagen errichtete, ward als Bauplatz verkauft, das dritte und zweite besteht noch, das letztere ist als ein abgesondertes Dörfchen von ca. 8—10 Häusern in der städtischen Umgebung geblieben.



Friedr. Theod. Frerichs, geb. 1819, gest. 1885. 1850—1851 Professor in Kiel. Nach einer Lithographie.



An Stelle der Dahlmannstraße war der Dorfteich, von anderen Straßen als die Brunswiekerstraße war keine Spur, an Stelle der Hospital-, Feld-, Wilhelminenstraße, des Schwanen- und Niemannsweges finden sich schmale Feldwege.

Soweit 1838; 1846 und viel mehr noch 1850 finden sich schon die größten Veränderungen.

Der Damperhof ist zu Bauplätzen ausgelegt, der Lorentzendamm geschaffen. An letzterem sind auf Brunswieker Seite, die ihren Abschluß am Spelunkengraben am Ende des Philosophenweges fand, bereits der Waschhof und etliche Landhäuser entstanden —, auch die Nebenstraßen der Brunswiekerstraße sind ganz bedeutend ausgebaut und die erstere selbst ist schon bis zum jetzigen Jägersberg durch Häuser begrenzt. Der Lorentzendamm hatte eine neue Verbindung zwischen Stadt und Brunswiek geschaffen, von seiner Ausmündung in den Schloßgarten bis zum Thor erhoben sich nach und nach Häuser in städtischem Geschmack, während sich auf der anderen Seite bis in die siebziger Jahre noch die großen Lehmannschen Bauernstellen ausbreiteten. Auch in der Brunswiekerstraße liegen an der einen Seite bis zum Philosophenweg einige größere Gewese, dann folgen einzelne Häuser, ab und zu von Ländereien unterbrochen, bis schließlich die sogenannten Armenhäuser den Beschluß machen. Auf der anderen Seite findet sich die Schloßgärtnerwohnung, das ihr gegenüberliegende Eckhaus an der Fleckenstraße, ferner große hochgelegene Gärten und dann die etwas abseits liegende Schmiede; an der jetzt in ihrem ersten Teil verschwundenen Fleckenstraße liegen größere Gewese mit ihren Nebenhäusern und Kathen. Etliche Häuser finden sich in der Hospital-, der verlängerten Fleckenstraße und am Langensegen, auch am Schwanenweg und in Düsternbrook zeigen sich Neubauten.



Emil Friedr. Götz, geb. 1806, gest. 1858. 1853–1858 Professor in Kiel.
Nach einer Lithographie von Graack.

Die akademischen Heilanstalten mit der medizinischen, der chirurgischen und gynäkologischen Abteilung rufen das Gedächtnis der Männer wach, die an diesen Anstalten segensreich helfend und heilend gewirkt haben.

Die Entstehung und der allmähliche Ausbau der chirurgischen Klinik ist schon geschildert, auch die gynäkologische Anstalt und ihre ersten Leiter Wiedemann und Michaelis wurden bereits genannt.

Aufgeführt wurden ferner schon als Direktoren des akademischen Krankenhauses: Lüders und Meyn. Nachfolger Meyns waren Wilhelm Griesinger (geboren 1817, gestorben 1868) von 1849 bis 1850; Friedrich Theodor Frerichs (geboren 1819, gestorben 1885) von 1850 bis 1851; beides Größen auf dem Gebiete der inneren Medizin, und von 1853 bis 1858 Emil Friedrich Götz (geboren 1806, gestorben 1858). Der Nachfolger von Götz war Karl Heinrich Christian Bartels (geboren 1825, gestorben 1878, seit 1850 in Kiel thätig), dessen Name noch lange Zeit in Stadt und Land unvergessen bleiben dürfte.

Er, Esmarch und Litzmann waren die ersten Direktoren des neuen Krankenhauses. Karl



Konrad Litzmann (geboren 1815, gestorben 1890), von 1849 bis 1885 Direktor der gynäkologischen Klinik, war der Nachfolger von Michaelis, auch sein Wirken dürfte ein bleibendes Andenken hinterlassen haben.

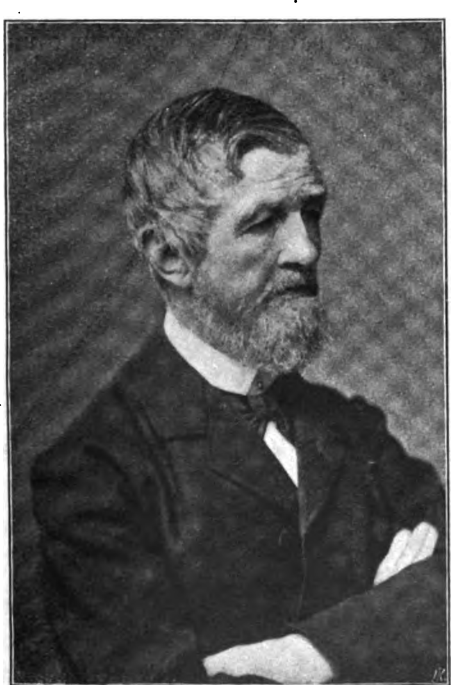
Als Anatom wirkte seit 1837 Wilhelm Friedrich Georg Behn, 1808 in Kiel geboren; 1832 Doktor der Medizin, 1833 Privatdocent und 1837 außerordentlicher Professor der Anatomie und Physiologie und Direktor des Zoologischen Museums, von 1848 bis 1867 ordentlicher Professor. Seit 1870 Präsident der „Leopoldina" in Dresden, starb er daselbst am 14. Mai 1878.

In einem ferneren Kapitel wird des Lebens und Wirkens der hier Erwähnten ausführlicher gedacht werden.



Karl Heinr. Christ. Bartels, geb. 1825, gest. 1878.
1851 Privatdocent, 1858—1878 Professor.
Nach einer Photographie.

Naturgemäß zeigt jetzt jeder neue Plan größere Veränderungen, wenn sie auch vorerst bei der Brunswiek nicht so sehr ins Auge fallen, vornehmlich nicht auf dem Plan von 1853, wo sich einige neue Häuser, jedoch keine neue Straßen in diesem Viertel finden. Auch 1858 zeigen sich nur ganz geringe Abweichungen, ganz anders ist jedoch der Stadtteil auf den Plänen von 1866 und 1867. Die Krankenhäuser sind inzwischen erbaut und hatten größere Privatbauten in der Hospitalstraße veranlaßt, die Karlstraße ist entstanden, der Niemannsweg als Feldweg vorhanden, die alte Brunswiek nimmt ein mehr und mehr städtisches Gepräge an, die Holtenauerstraße, vordem nur eine Landstraße, zeigt bereits manche Neubauten. Der Jägersberg ist angelegt und mit vereinzelten Häusern versehen. Besonders auf dem Plan von 1866, der in größerem Maßstabe gehalten ist, zeigt sich die Vergrößerung dieser Gegend, vor allem für die Veränderung im Düsternbrooker Viertel ist er interessant. So sind, wie erwähnt, die 1860 angelegten Heilanstalten vorhanden, der Schwanenweg ist auf der einen Seite mit Villen geziert, noch ist die große Besitzung an Stelle der jetzigen Reventlowallee vorhanden, doch ist bereits die Seebadeanstalt im Besitz des Fiskus. Forsteck ist angelegt und die Sternwarte projektiert.



Karl Konrad Theodor Litzmann, geb. 1815, gest. 1890.
1849—1885 Professor in Kiel. Nach einer Photographie.

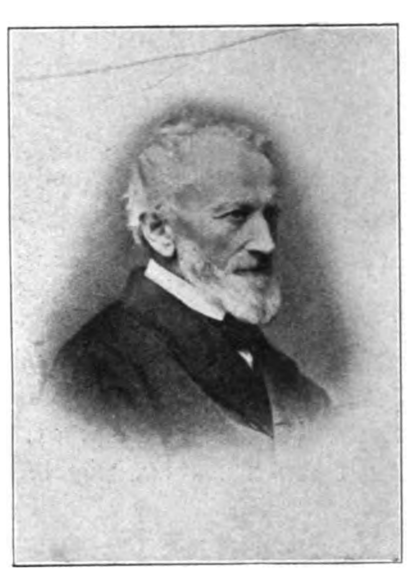
Auf dem nun folgenden Plan von 1869 zeigen sich ganz erhebliche Abweichungen. Er zeigt uns ein ganz anderes Bild, und von dieser Zeit an datiert der ungeheuere Aufschwung des ehemaligen Fleckens, der in jenem Jahre mit der Stadt vereinigt wurde. Die seit dieser Zeit entstandenen Veränderungen werden an späterer Stelle bei dem Stadt-



bild, wie es sich 1870 gestaltete, besprochen werden. Früher bestand die Verbindung zwischen Brunswiek und Stadt nur durch die Dorfstraße, jetzt die Straßen Am Schloßgarten und Brunswieker Straße; nach dem Waisenhof führten einsame, nicht immer passierbare Feldwege. Als später der Lorentzendamm erbaut wurde, bildete der Weg über die Kirchenkoppel einen Zugang zu ihm vom oberen Teil der Brunswiek aus; nach Errichtung des Dammes erhielt dieser Weg erhöhte Bedeutung, bis die Dahlmannstraße eine neue bessere Verbindung schaffte.

Der Pfad über die steile Kirchenkoppel ist eingegangen, zum größten Leidwesen vieler; von der Höhe der Koppel hatte man einen herrlichen Blick auf die im Grunde liegende Altstadt. Keine bessere Bahn für Knabenschlitten im Winter gab es übrigens als dieser steile Weg.

Da, wo jetzt die Straße Blocksberg ist, war früher — noch etwa vor 50 Jahren — ein ganz freies Feld, auf welchem nur ein Haus lag. Dieses Haus gehörte einem Manne Namens Block, von welchem das ganze hochgelegene Gebiet und endlich die jetzige Straße den Namen Blocks—berg bekommen hat. Der Name erinnert also nicht an die Hexen, welche in der Johannisnacht auf dem Blocksberg ihr Wesen treiben sollen, sondern an einen ehrsamen Bürgersmann. Lange hat das kleine Haus — Blocksberg 5 A — als ein Stück Altertum, aber auch allmählich als ein Fremdling unter den umgebenden Neubauten gestanden, bis es abgebrochen wurde, um einem neuen Miethause Platz zu machen.



Wilh. Friedr. Georg Behn, geb. 1808, gest. 1878. 1833 Privatdocent, 1837 außerord., 1848—1867 ordentlicher Professor. Nach einer Photographie.

So ist nach und nach der letzte Rest des ehemaligen Dorfes dahingeschwunden, vor kurzem auch der sogenannte Friedrichshof, der übrigens erst vor etwa 30 Jahren entstanden sein dürfte.

Auch die Brunswieker Gilde hat der raschen Entwicklung der Stadt ihren Tribut zahlen müssen. Anfang dieses Jahrhunderts hatte noch die um 1680 gegründete Schützengilde ihren Schießplatz und ihre Vogelstange auf dem Dreieck zwischen Wilhelminen-, Holtenauer- und Bergstraße. Die Schützen standen dabei so, daß die Kugeln in den Kleinen Kiel niedergingen. Ja, es fielen sogar noch am jenseitigen Ufer Kugeln gelegentlich nieder, so daß die städtischen Anwohner des Kleinen Kiels ihre Kinder zur Zeit des Schützenfestes aus den Gärten fern hielten. Das Wochenblatt enthielt denn auch immer darauf bezügliche Bekanntmachungen, so z. B.:

„Den 7. Junius ist das gewöhnliche jährliche Vogelschießen im Flecken Braunschweig bei Kiel. Jeder wird gebeten und gewarnt, an diesem Tage der Vogelstange nicht zu nahe vorbei zu fahren oder zu reiten, damit Keinen ein Schaden treffe.

Der Gildewirt hat die Erlaubnis, Fremde zu bewirthen, aber nur in der Stube vorne im Hause.

J. D. Vollbehr. — A. Muhly.
C. F. Stelting. — J. H. Schnohr."

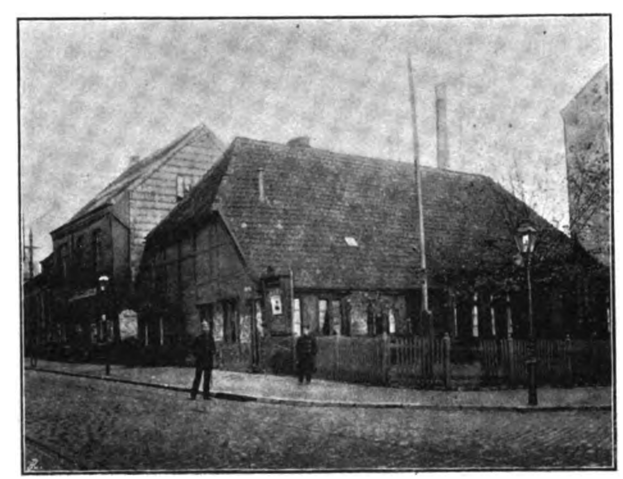
Später ward der Schützenplatz nach der Koppel und Wiese am „Weißen Knie" verlegt, da wo jetzt die Lornsenstraße von der Gerhardstraße geschnitten wird. Auch von dieser Stelle hat die



Vogelstange weichen müssen und liegt nun, wer weiß auf wie lange noch, in der Nähe des Ravensberges.

Die „Brunswieker Gill“ hat das alte Dorf überlebt, ihr Gildefest hat noch immer eine gewisse Bedeutung. Ihr Schießen ist ein Volksfest für den nördlichen Stadtteil. Morgens ist ein feierliches Frühstück für die Mitglieder auf dem Gildeplatz.

„Am Nachmittage aber ist der Trubel, wie G. Hoffmann so vorzüglich schildert, in vollem Gange, das Restaurationszelt angefüllt mit Männern, Frauen und Kindern; das Karoussel mit den schaukelnden Schiffen und feurigen Rossen dreht sich unablässig; von der Spickaalbude bewegen sich Gruppen hinweg, den errungenen Gewinn im langen, dürren Paket unterm Arm, und vor der Würfelbude drängen sich die Damen, die eine nach erstmaligem Wurfe eine hübsche Rose mit zwei Blüten und eine Knospe, die andere nach zehnmaligem Umdrehen des Bechers eine poesielose dürre Zinerarie davontragend, vielfach mit dem Besitzer streitend um die Zahl der gethanen Würfe und als Prämie noch einen solchen gratis verlangend. Und auf dem eigentlichen Schießplatz werden zunächst die Büchsen eingeschossen, ein jeder sucht einen „Placken“ zu erringen; und wenn's nicht gelingt, bei dem hat's zweifellos die Büchse schuld. Und dann geht's dem phantastisch gebauten Adler selbst zu Leibe. Manches Loch wird in die unschuldige Natur geschossen, mancher Fluch folgt der unsichtbar ins Leere fliegenden Kugel, mancher Witz wird laut und manch schallendes Gelächter erklingt. Klaps! Da sitzt ein Schuß, aber der Vogel regt und rührt sich nicht. „Harrst man 'n Toll Pulver mehr nehmen mußt, denn harrst wat dal kregen.“ „So? dat seggst du woll! dat is nich so licht as Söß un söstig speel'n; hier kannst nich schummeln.“ „Korl, reck di nich so uut bi't Anleggen! nochst kümmste nich weder t'recht mit dien langen Been.“ „Wat geiht die Poppen dat an?“ Paff! „Sühst woll, dor liggt de Kram.“ Und so geht's weiter; allmählich wird des Vogels Festigkeit doch gelockert, ein Stück nach dem andern splittert ab; aber ein Tag genügt nicht, ihm den Garaus zu machen. Der folgende Tag erst wird den neuen König gekrönt sehen.“



Die „Hoffnung“. Nach einer Photographie.

Die „Hoffnung“, das alte Gildehaus, die, wenn auch vielfach umgebaut, doch noch in alter Form bis vor Jahresfrist bestand, hat nunmehr auch einem modernen Wirtshausbau weichen müssen.

In einem Teiche in der Nähe der Koppel „Am weißen Knie“, der im Besitz der Rentekammer war, entsprang einst der Uppendelbech, der spätere Spelunkengraben, der sein Wasser über die Höhe der jetzigen Bergstraße in den Kleinen Kiel entsandte und teilweise die Grenze des Dorfes bildete; in den letzten Jahrzehnten nur noch ein übelriechendes Gewässer bildend, ist er jetzt längst tunneliert.

Jahre sind vergangen, bis die letzten charakteristischen Zeichen des ehemaligen Dorfes schwanden. Die strohbedeckten Bauerngehöfte mit ihren Ställen und Misthaufen, die baufälligen Kathen, die alte Schmiede, der Entenpfuhl!



Jetzt ist dies alles dahin und nur die schmalen Straßen erinnern daran, daß hier einst ein Dorf war, das eine Entwickelung ohnegleichen seit einem Menschenalter durchgemacht hat.

Zwischen Brunswiek und Kuhberg erstreckten sich früher die großen Ländereien des Damperhofes. Der umfangreiche Stadtteil, welcher vom Kleinen Kuhberg und der alten Fleethörn aus in weitem Bogen jetzt nach der Brunswieker Straße und nördlich über dieselbe sich hinzieht, also Waisenhof-, Gas-, Muhlius-, Dammstraße, neue Fleethörn, Lorentzendamm und was alles dahinter liegt, war vor 1850 Garten- und Ackerland und gehörte größtenteils zu dem sogenannten Damperhof, dessen Geschichte und von dessen Übergang an die Stadt bereits berichtet ist. 1849 zerlegte die Stadt das ganze Areal in kleine Parzellen, nachdem ein bestimmter Straßenplan entworfen war, und die Grundstücke gingen zuerst langsam, dann sehr rasch in Privatbesitz über. Diese neuen Straßen erschlossen dem städtischen Verkehr in nächster Nähe der Stadt eine umfangreiche Landfläche, die bisher nur ländlichen Zwecken gedient hatte.

Man begann damit, die Fleethörn, welche bis dahin eine durch eine Pforte verschlossene Sackgasse gewesen war, zu öffnen und zu verlängern, und an der Westseite des Kleinen Kiels den Lorentzendamm, wo bisher Gärten und Wiesen dies Gewässer unmittelbar begrenzt hatten, anzulegen. Einst führten hier 1830 noch ländliche Fußwege durch üppige Wiesengründe nach den nordwestlichen Anhöhen zwischen Gärten und Feldern, von wo man eine liebliche Übersicht über die vorliegenden Gärten, den Kleinen Kiel und die Stadt hatte. Vor langer Zeit war auch diese Gegend mit Wald besetzt, der sich auf der Höhe bei der Brunswiek und weiter nordöstlich mit dem Düsternbrooker Gehölz vereinigt haben wird. Am Waisenhof begann damals die ländliche Stille, von dort aus führten an den zum Waisenhaus gehörigen Gärten vorbei die schmalen Wege zu den Gärten, in deren Ruhe sich die Besitzer aus dem Geräusche der Stadt flüchteten. In diese stille Abgeschiedenheit paßte auch der Kleine Kiel mit seinem stillen, trüben Wasser, das die sumpfigen Vorufer jener Wiesen und Gärten begrenzte.



Am Kleinen Kiel. Nach einer Zeichnung aus den 50 ger Jahren.

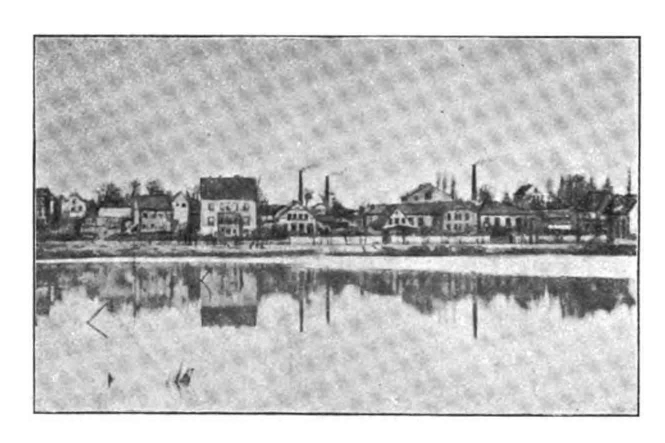
Als dann der Lorentzendamm angelegt ward, entstanden hier bald schöne Land- und Wohnhäuser, zuerst in der Nähe des Bleichhofes an der Kirchenkoppel, dann in der Dammstraße. Gleichzeitig entstanden Ecke der Fährstraße — am Endpunkt der Straße ging eine Fähre zur Küterstraße — die Gießereigebäude von Schweffel und Howaldt, die jetzt auch längst verschwunden sind.

Die Muhliusstraße und ihre Seitenstraßen wurden allmählich bebaut, aber noch geraume Zeit währte es, bis eine Verbindung zwischen Bergstraße und Brunswiek geschaffen wurde. Erst in den siebziger Jahren wurde dieser letzte Teil angelegt, nachdem schon Ende der sechziger Jahre die Infanteriekaserne an der Bergstraße errichtet war. Erst die letzten Jahre haben die vollständige Bebauung der Muhliusstraße herbeigeführt, die dort noch vereinzelt vorhandenen Häuser mit größeren Gärten sind fast sämtlich geschwunden und haben Mietswohnungen Platz gemacht; der Berg- und Fährstraße ist es ebenso ergangen und nur die Garten- und Wilhelminenstraße haben sich noch einigermaßen ihr ruhiges Gepräge zu wahren gewußt, vor allem ist die Gartenstraße, obgleich sich in ihr fast ein öffentlicher Bau an den anderen reiht, ruhig und still geblieben. Durch die endlich erfolgte Herstellung einer Brücke über den Kleinen Kiel ist die Bergstraße eine Hauptverkehrsader der Stadt



geworden und würde es noch mehr sein, wenn eine massive Brücke errichtet würde. Hinter dem Exerzierplatz lagen der große und kleine Galgenteich. Der kleine verschwand schon in den Jahren 1847 bis 1848, als der Knooperweg durch die Damperhofländereien gerade gelegt wurde. Zugleich wurde der größere Teich reguliert und mit Steinmauern eingefriedigt, bis er 1887 gleichfalls zugeschüttet wurde. Auf dem früheren Teich erheben sich jetzt vollständig ausgebaute Straßenzüge. Der langgestreckte Knooperweg, früher Totenweg genannt, vordem ein einsamer Feldweg, ist jetzt gleichfalls bis auf wenige Lücken bebaut und sogar bis zum Schreventeich erstrecken sich die Ausläufer der Straßenzüge.

Wie erwähnt, war der Stammbesitz des Damperhofs der Waisenhof, dessen Hauptgebäude an Stelle des jetzigen Schulgebäudes gelegen war. Früher lag hier das alte, schon sehr baufällige Waisenhaus, ein großes Haus mit Quer- und Seitenbau; ihm gegenüber ein Stallgebäude und ein sehr verfallenes Geländer, durch welches vom Kuhberg her eine Pforte auf den Waisenhof führte. Von der Hohen Straße aus gelangte man an Stelle der jetzigen Treppenstraße zu einem kurzen Baumgang, der sich neben dem jetzt auch längst verschwundenen Gebäude der Schulbuchdruckerei und dem Geländer des Waisenhofes zur erwähnten Pforte hinzog. Hier war der Spielplatz der kleineren Knaben, die nicht die entferntere Damperhofkoppel aufsuchen durften, zu welcher der Weg über den Waisenhof führte. Auf diesem spielten die Waisenknaben, die sich dort als Herren des Platzes fühlten und keinen fremden Jungen unter sich duldeten. Hinter dem Waisenhause herum zog sich ein großer Garten, an dem ein Gärtner angestellt war als Lehrer der Seminaristen; ein zweiter Garten zog sich etwas weiter hin, an der jetzigen Waisenhofstraße, bei dem dort gelegenen Gärtnerhause bis zu dem Waschhofe am Ende der Fleethörn hinunter. An diesem Garten rechts abbiegend ging der Fußweg entlang, welcher auf seiner andern Seite jahrelang mit der damals in den Tuchfabriken benutzten Kardendistel bepflanzt war. So sah es in früherer Zeit auf dem Waisenhof aus. Die frühere Geschichte und seine Entstehung erzählte ich bereits, ich kann mich hier kurz mit der weiteren Entwickelung der Anstalt beschäftigen, die fürs erste eng mit dem Seminar verbunden war. Nach Müllers Abgang ward der preußische Rat Hermes Vorsteher des Seminars, er verließ jedoch Kiel bereits 1806, ihm folgte Professor Gensichen, neben dem seit 1810 der seminaristisch gebildete Katechet Carstensen wirkte. Jedoch ging die Anstalt ihrem Verfall entgegen; Zerwürfnisse unter den Hauptlehrern, unliebsame Vorkommnisse bei den Seminaristen, veranlaßten an höchster Stelle den Befehl, die Anstalt zu schließen, sobald die noch vorhandenen Klassen ihren Kursus absolviert haben würden. 1822 trat die Schließung der Anstalt ein. Der Katechet Carstensen erhielt die Erlaubnis, im Privatunterricht junge Lehrer auszubilden, was er bis zu seinem 1836 erfolgten Tode that. Damit hörte das letzte Aushilfsmittel zur Lehrerausbildung in Holstein auf, und mehr als je machte sich das

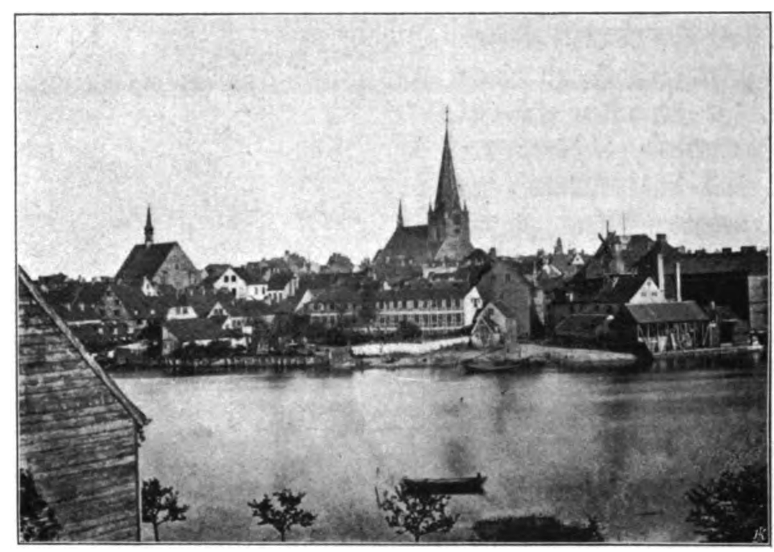


Schweffel und Howaldtsche Fabrik am Kleinen Kiel.
Nach einer Photographie aus den 60 ger Jahren.



Bedürfnis nach einer Neugründung des Seminars geltend, die 1839 endlich erfolgte. Das Seminar kam jedoch nicht nach Kiel, sondern nach Segeberg.

Nach dem Tode des Lehrers Carstensen hatten auch die Waisenknaben ihren eigenen Lehrer wieder erhalten, der gleichzeitig wieder die von Muhlius vorgeschriebene Beaufsichtigung führte. So sah man dann noch lange den „Schäper mit de Schap", wie der Kuhberger Witz wegen der weißgrauen Bekleidung der Waisenknaben zu sagen pflegte, sonntäglich zur Kirche ziehen, während zu anderer Zeit die Kinder den Waisenhof nur ausnahmsweise verließen. Die wirkliche, in dem Vertrag von 1780 vorgesehene Auflösung der Beziehungen des Seminars zum Waisenhaus trat erst 1839 ein. Die 1789 an das Seminar übergegangenen Erbpachtsländereien der Muhliusstiftung fielen jetzt an dieselbe zurück und zwar gegen Zahlung einer Abstandssumme von 11981 Thlr. 83 Sch. dänischer Reichsmünze, also reichlich 2500 Thlr. ehemaligen schleswig-holsteinischen Courant weniger, als das



Blick auf die Altstadt von der Fährstraße aus.
Nach einer Photographie von Renard aus den 60ger Jahren.

Seminar ehemals dem Erbpächter gezahlt hatte. Man erkannte indes, daß es nicht vorteilhaft sei, wenn die Verwaltung des Waisenhauses selbst wieder die Verwaltung des Landes übernehme. Daher ward schon 1842 ein höheren Orts genehmigter Kontrakt abgeschlossen, nach welchem das gesamte Landareal nebst dem Waschhof an die Stadt Kiel überging, die dafür die jährliche Zahlung eines Kanons von 1184 Thlr. dänischer Reichsmünze (jetzt 2664 M.) übernahm. Der Anstalt blieben nur die alten Gebäude und die dazu gehörigen Gärten. Die Baulichkeiten waren im Laufe der Zeit mehr und mehr verfallen. Die Inschrift „Das Muhlische Waisenhaus" über der großen Pforte war ganz verwittert nachdem man seit Jahren nicht daran gedacht hatte, sie, wie die Gründungsurkunde es vorschrieb, „so oft als nötig von neuem vergolden zu lassen". Ebenso war vor der Thür des Waisenhauses der „Block", unter dem nach Vorschrift des Stifters zwei Waisenknaben, weiß gekleidet, gemalt waren, längst morsch geworden.

Es wurde zwar 1842 ein Neubau des Waisenhauses angeregt, aber die Sache unterblieb, dagegen erhielten die Gebäude zum Teil wieder eine andere Verwendung. 1849 ward infolge einer



Vereinbarung mit der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde gegen eine jährliche, dem Waisenhaus zu zahlende Vergütung von 400 M. schleswig-holsteinischen Courant die Knabenfreischule in das Gebäude verlegt, und ferner 1852 nach Übereinkommen mit den Stadtkollegien auch die Vorstadtknabenschule. In letzterem Jahre ward dann die besondere Waisenschule aufgehoben, da seitens der Stadt den Knaben in einer, von den Inspektoren zu wählenden städtischen Schule freier Unterricht zugesichert war. Jedoch blieben die Knaben vorerst noch im Waisenhaus wohnen, obgleich der Zustand desselben fast unerträglich geworden war. Endlich schaffte man auch hierin Wandel und quartierte 1859 die Knaben zu ihren Müttern und anderen Leuten aus; es wurde auch, da die Kosten bei dem bisherigen Verfahren viel zu hoch gewesen waren, eine völlige Umgestaltung der Waisenstiftung in Erwägung gezogen und bei der Regierung beantragt. 1861 wurde die Genehmigung zur Umwandlung des Internats in ein Externat gegeben; die Knaben wurden zu rechtschaffenen Leuten in Kost gegeben und die Gebäude an die Stadt verkauft, welche sie niederreißen und dort das neue Schulhaus aufführen ließ. Aus pekuniären Gründen war es gleichfalls sehr wünschenswert gewesen, daß die Umwandlung vor sich ging, denn die Kosten waren unverhältnismäßig hoch gewesen, aber auch aus anderen Gründen zeigte sich die Befolgung der Muhliusschen Anordnungen unmöglich und so war es für die Anstalt nur der Beginn einer segensreicheren Wirksamkeit, daß die Umwandlung geschah.


Lehrer Rancke.
Nach einer Photographie.

So ging der Waisenhof nach achtzigjährigem Bestehen zu Ende. Die hochherzige Stiftung des edlen Gebers lebt jedoch fort, seinen Namen trägt die Muhliusstraße, welche die einstigen Ländereien des Damperhofes quer durchzieht, und sein Andenken wird gefeiert durch die eherne Büste, welche ihm 1867 vor dem Schulhause am Kuhberg, an der Stelle des ehemaligen Waisenhofes, gesetzt ward.

Die Erbauung der Altona-Kieler Bahn gab den ersten Anstoß zur weiteren Ausdehnung der Stadt. Unmittelbar nach der Anlage des Bahnhofes begannen die Bauten am Sophienblatt, die Anlage der Friedrichs- und Lerchenstraße.

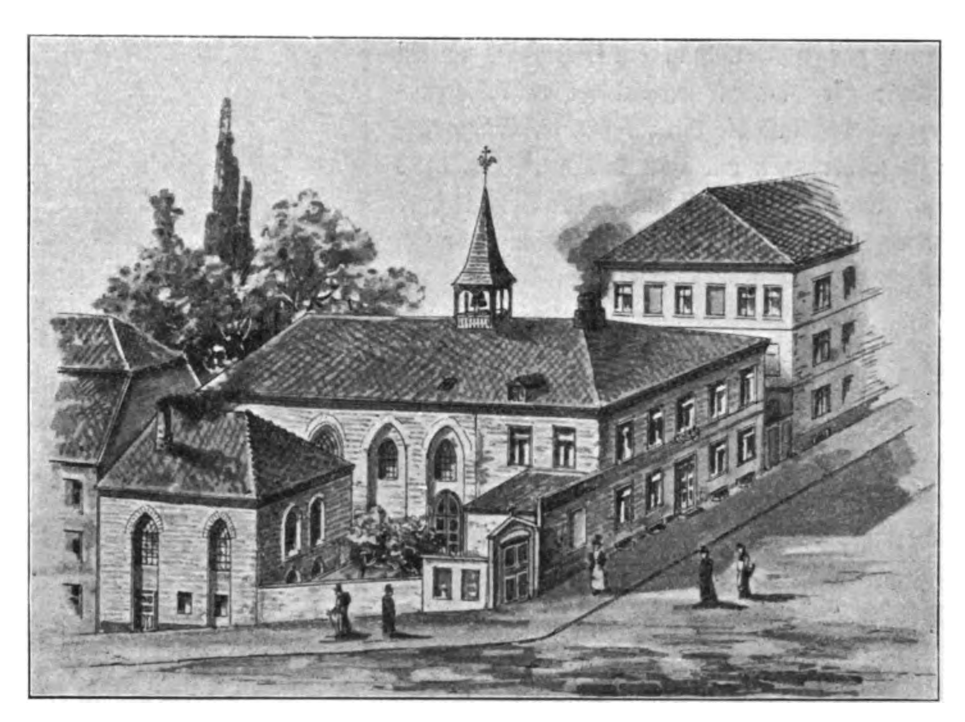
Schon vor der Erbauung der Bahn war die katholische Kirche am Sophienblatt erbaut. Es möge hier ein kurzer Bericht über die katholische Gemeinde folgen.

Im Jahre 1798 fingen die in Kiel wohnenden Katholiken an, eine Art Gemeinde zu bilden, indem sie aus ihrer Mitte zwei Vorsteher wählten. Durch eine Resolution vom 25. Juli 1800 gestattete Christian VII. den Katholiken in und um Kiel die Abhaltung des öffentlichen Gottesdienstes durch einen eigenen Geistlichen und die Rechte einer juristischen Persönlichkeit. Es sollte aber noch über 40 Jahre dauern, bis die Gemeinde einen eigenen Geistlichen bekam. Bis 1842 wurde von den Geistlichen in Glückstadt, Friedrichstadt, Friedericia und Hamburg einige Male im Jahre in Kiel Gottesdienst gehalten. 1842 wurde der Pfarrer von Glückstadt, Dr. Franksmann, zugleich mit der Wahrnehmung der Pfarrgeschäfte in Kiel betraut. Da die Zahl der Katholiken in Glückstadt fort-



während abnahm, die der Katholiken in Kiel aber zunahm, so ließ Dr. Franksmann sich 1843 dauernd in Kiel nieder. Von da an hatte die Kieler katholische Gemeinde einen ständigen Pfarrer und zwar Dr. Franksmann von 1843 bis 1851; Richard von 1851 bis 1857; Losse von 1857 bis 1864; Sommer von 1864 bis 1885; Plagge von 1885.

Der Gottesdienst wurde zunächst in einem Privathause, dann in einem gemieteten Lokal abgehalten. 1839 erwarb die katholische Gemeinde ein Grundstück auf dem Sophienblatt, auf welchem in den folgenden Jahren eine Kirche nebst Pfarrhaus erbaut wurde. Die Kirche wurde 1841 zum ersten Male benutzt. Haupt sagt von ihr: „Die katholische Kirche ist ein anspruchsloser, gotisierender Bau der Biedermannszeit." Die Anbringung eines Turmes auf der Kirche wurde zunächst nicht ge-



Die ehemalige Katholische Kirche am Sophienblatt. Nach einer Zeichnung.

stattet. Erst 1864, nachdem das Gesetz vom 14. Juli 1863 den Katholiken größere Freiheit gegeben wurde auf der Kirche ein kleiner Turm angebracht. Allmählich wurde diese Kirche zu klein. Es wurde die neue katholische Nikolauskirche in der Gasstraße gebaut und 1892 vollendet. Jedoch wurde in der Kirche auf dem Sophienblatt bis Januar 1896 noch regelmäßig Gottesdienst gehalten. Dann wurde der Turm abgetragen, die Kirche durchgebaut und vermietet.

Bis 1853 unterrichtete der Pfarrer die katholischen Kinder und zwar im Pfarrhause. 1854 bekam die katholische Gemeinde einen eigenen Lehrer und 1855 auch ein eigenes Schullokal, welches an die Kirche angebaut wurde. Über die Entwickelung der katholischen Gemeinde geben folgende Zahlen Auskunft:

1864	ca. 100	Katholiken;	20	Kinder in der katholischen Schule.
1867	601	„	39	„ „ „ „ „



1871	ca. 799 Kath.;	50 Kinder in d. kath. Schule.
1875	952 „	54 „ „ „ „ „
1880	1321 „	109 „ „ „ „ „
1885	1632 „	157 „ „ „ „ „
1890	2724 „	207 „ „ „ „ „
1895	3914 „	349 „ „ „ „ „



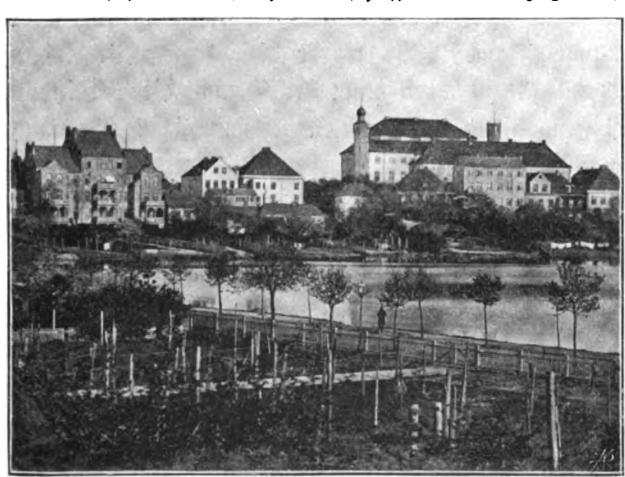
Am Pfaffenthor.
Nach einer Photographie aus den 60 ger Jahren.

Zur katholischen Gemeinde in Kiel gehören nach der Volkszählung von 1895 auch noch 314 Katholiken im Landkreise Kiel, 800 im Kreise Plön und 292 im Kreise Eckernförde.

Ferner ward zur Verbindung des Bahnhofs mit den Lösch- und Ladeplätzen am Flämischen- und Schumacherthor ein Damm bis an den Wall geschüttet und hierdurch einesteils eine neue Verbindung der Alt- und Neustadt, andererseits als innerer Hafen der Bootshafen geschaffen. 1856 trat an Stelle der bis dahin festen Brücke die Drehbrücke.

1847, nachdem ein Straßenplan entworfen war, geschahen dann die ersten Schritte zur Verwertung der 1842 erworbenen Damperhofländereien. Die städtische Kommune befand sich damals in einer finanziell sehr günstigen Lage, die Stadt war fast schuldenfrei.

Das Jahr 1848 veränderte indessen die ganze Sachlage. Während eines Kriegsjahres war, abgesehen von den namhaften Verlusten in der Einnahme, die Stadtkasse mit einer Schuldenlast von nahezu 100 000 Thlr. behaftet. Auf eine Rentabilität der Anlagen glaubte man in jenen Jahren bei der Ungewißheit über die Dauer des Krieges nicht rechnen zu können. Eine Fortsetzung der begonnenen Arbeiten um ihrer selbst willen war kaum zu rechtfertigen. Indessen war durch diese der arbeitenden Klasse der Bevölkerung, der es bei dem darniederliegenden Handel an Gelegenheit zum Erwerb fehlte, ein solcher verschafft, und vorzugsweise dieses Motiv gab den Anlaß, das Projekt trotz der Ungunst der Zeiten weiter zu fördern. Nachdem der ursprüngliche Plan in sehr vorteilhafter Weise dadurch abgeändert war, daß die Straßen statt der zuerst beabsichtigten Breite von 32 Fuß eine solche von 40 Fuß erhielten, wurden die Planierungs- und sonstigen Arbeiten im Jahre 1854 vollendet. Sie haben einschließlich der Regulierung des Exerzierplatzes und der Anlage des Lorentzendammes nach den Stadtrechnungen einen Kostenaufwand von ca. 34 000 Thlrn. erfordert.



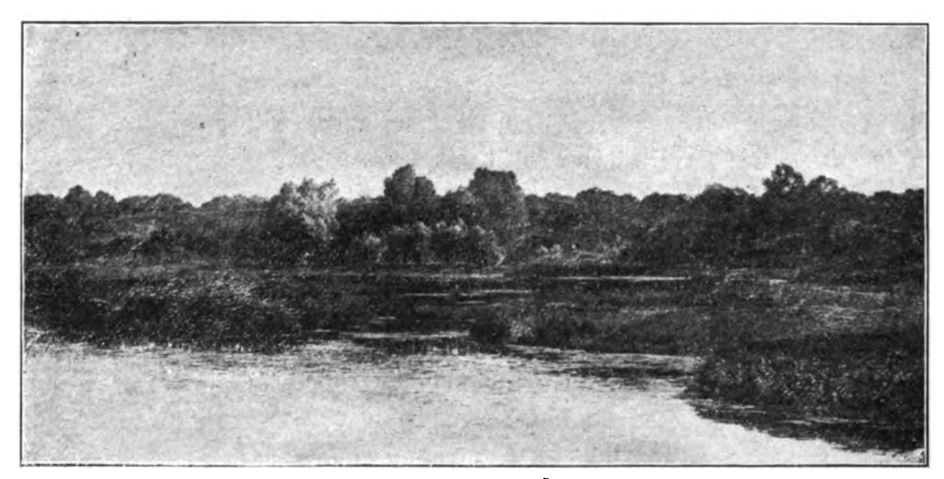
Blick auf Kleinen Kiel, Schloßgarten und Dänisches Thor.
Nach einer Photographie aus den 60 ger Jahren.

Die ersten Jahre nach Beendigung des Krieges mit Dänemark waren nicht geeignet, eine



größere Thätigkeit im Gebiete des Bauwesens zu begünstigen. An den neu angelegten Straßen auf dem Damperhof entstanden nur vereinzelte Bauten, unter diesen aber, durch seinen Umfang und seine industrielle Bedeutung hervorragend, der im Jahre 1851 unternommene Bau der Eisengießerei von Schweffel & Howaldt, und als ein städtisches Unternehmen, welches die von demselben anfänglich gehegten Erwartungen weit übertroffen hat, im Jahre 1855 der Bau der Gasanstalt, auf dem Grundstück des ehemaligen Waschhofes an der Fleethörn.

Die Ausdämmungen und Uferregulierungen vor der Gasanstalt, die Aufschüttung der in der Nähe gelegenen sumpfigen Wiesen durch Gewinnung von Erde, Schutt und Sand bei der Regulierung des Schreventeiches hatten nach und nach das Terrain entstehen lassen, auf dem sich jetzt der Neumarkt befindet. Immer fühlbarer ward der Mangel ausreichender Verbindungswege zwischen Alt- und Neustadt. Bereits 1851 war der Bau einer Brücke über den Kleinen Kiel angeregt, 1852 folgten Pläne zur Errichtung eines Dammes mit Brückendurchlaß von der Haß- oder Küterstraße nach



Am Kleinen Kiel um 1840. Nach einer Ölskizze von J. Bünsow.

der Fähr- oder Bergstraße; auch ward die Durchführung der Kehdenstraße durch die Gärten des Brockdorffschen Besitzes und der Harmonie ins Auge gefaßt. 1863 wurde diese letztere Verbindung beschlossen und 1865—1866 auch ausgeführt. 1868—1869 ward dann der Damm, die Verbindung zwischen Altstadt und Brunswiek nach mancherlei Hemmnissen aufgeschüttet. Gleichzeitig 1869 begann die Aufschüttung des Terrains, auf dem sich jetzt Möllings Anlagen erheben, 1872 wurde durch Errichtung des Brückensteigs eine bessere Verbindung von der Holstenstraße zum Neumarkt geschaffen und im gleichen Jahr der schon 1864 zum Teil verbreiterten Fleethörn durch Abbruch der vorspringenden Gebäranstalt und eines daneben liegenden Privathauses ein besserer Zugang vom Neumarkt hergestellt. Der weitere Ausbau des Martensdammes, die endliche Erbauung einer Brücke über den Kleinen Kiel gehören der neueren Zeit an.

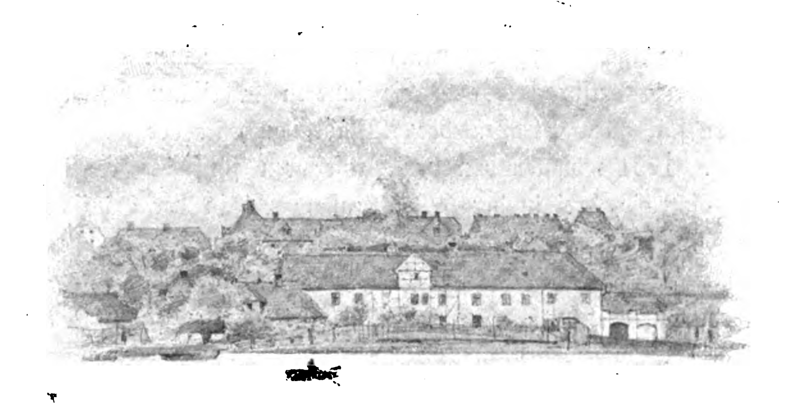
So hatte die Stadt in der ersten Hälfte des Jahrhunderts einen erfreulichen Aufschwung genommen und die leitenden Männer, wie Jensen, Witt, Lorentzen, hatten nicht nur für den Augenblick, sondern auch für die Zukunft gesorgt und Raum geschaffen für eine gesunde, gedeihliche Entwickelung. Die Bevölkerung stieg beständig. Sie betrug



1803:	7 075	Einwohner.
1825:	10 025	"
1835:	11 514	"
1840:	12 298	"
1844:	13 572	"
1855:	16 218	"

Bezüglich der Verkehrsmittel verdienen noch einige Züge erwähnt zu werden. Vom Dampfschiff „Caledonia" heißt es 1819:

„Das Dampfschiff „Caledonia" gehet ab von Kiel nach Kopenhagen jeden Donnerstag Nachmittags um 4 Uhr präcise ohne Aufenthalt, und legt an auf dieser Tour (sowohl um Passagiere aufzunehmen als abzusetzen)



Hebammenanstalt und Waisenhof. Nach einer Zeichnung von Wolperding.

Zu Kragenäs Fährstelle auf Laaland 4 Uhr Morgens,
" Gaabensee " " Falster 8 " "
" Koster " " Moen 10 " "

und gedenkt in Kopenhagen Freitags Abends um 8 Uhr anzukommen; gehet ab von Kopenhagen nach Kiel jeden Dienstag Morgens um 5 Uhr präcise ohne Aufenthalt und legt an auf dieser Tour:

Zu Koster Fährstelle auf Moen 2 Uhr Nachmittags,
" Gaabensee " " Falster 4 " "
" Kragenäs " " Laaland 8 " "

und gedenkt in Kiel Mittewoche Morgens um 8 Uhr anzukommen.

Es sind besondere Gelegenheiten zur Bequemlichkeit der Damen eingerichtet. Speisen und Getränke sind am Bord gegen Bezahlung zu erhalten. — Die Preise in der ersten Cajüte sind 8 Speciesthaler für jede Person, und in der zweiten Cajüte 4 Speciesthaler; für die Zwischenstationen sind die Preise verhältnismäßig, nämlich 3, 4 und 5 Speciesthaler in der ersten Cajüte, $1^1/_2$, 2 und $2^1/_2$ Speciesthaler in der andern. — Kinder unter 12 Jahren bezahlen nur den vierten Teil. — Zur





Erleichterung für Familien ist bestimmt, daß der Mann nur die Hälfte für seine Frau bezahlt, und ein Mann oder Frau nur den vierten Teil für ihre unerwachsenen Kinder, wenn sie auch über 12 Jahre alt wären, so daß eine Familie von 4 Personen nur 16 Speciesthaler für vier Plätze in der ersten Cajüte bezahlt. Aus Rücksicht für die Reisenden werden keine Deckspassagiere mitgenommen. Frachtgüter bezahlen die Hälfte der Posttaxe."

In den dreißiger Jahren, als schon eine bessere Verbindung durch den Dampfer Friedrich VI. hergestellt war, konnte es dennoch passieren, daß einmal, es war 1832, der Verkehr eine arge Stockung erlitt. Das Dampfboot Friedrich VI. hatte auf der Herreise bei Moen eine Beschädigung an der Maschinerie erlitten und mußte deshalb nach Kopenhagen zurückkehren. Statt dieses Schiffes fuhr dann die „Caledonia" nach Kiel, diese erlitt jedoch auf der Rückreise Havarie und so war die Verbindung zeitweilig unterbrochen. Gleichzeitig zerbrachen die beiden neuen Eilwagen zwischen Altona und Kiel, so daß auch vom Süden Reisende und Briefschaften mit Verspätung eintrafen.

Auch Lebensgewohnheiten, Sitten und Gebräuche änderten sich, wenn auch noch manch kleinstädtischer Zopf der Stadt jahrelang anhaften blieb.

Der beschränkten Ausdehnung der Stadt und der allgemeinen Dürftigkeit in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts entsprachen auch die inneren städtischen Verhältnisse. Man fand gut situierte Familien in fast allen Straßen der Altstadt, auch in der Fischer- und Damenstraße und „Hinter der Mauer". 1791 wohnten von den Professoren fünf in der Schumacher-, drei in der Schmiede- oder Schloßstraße, drei in der Kehdenstraße, zwei in der Dänischen Straße, vier in der Haß-, zwei in der Flämischen, einer in der Rosen-, einer in der Faulstraße, einer in der Vorstadt, drei am Markt und vier Hinter der Mauer.

Der Beförderungsmittel that ich bereits Erwähnung; bei ihrer Kostspieligkeit zog man vor, zu Fuß zu gehen. Die Straßenbeleuchtung lag noch sehr im argen, Laternen hingen an einem zwischen den Häusern gespannten Drahtseil und wurden mittels eines Flaschenzuges zum Anstecken herabgelassen. Für das zeitige Erlöschen der Laternen sorgte das Maß des am Morgen aufgegossenen Öles. Die Beleuchtung war so wenig befriedigend, daß damals noch die Handlaternen eine große Rolle spielten. Wer zur Abendstunde ausging, steckte ein kleines Laternchen zu sich, welches ihm den Heimweg erhellte. Damen ließen das Dienstmädchen mit einer großen Laterne vor sich gehen.

Es ist übrigens ganz lehrreich, zu sehen, wie man früher frohe Familienereignisse für den Stadtsäckel auszunutzen verstand.

Als Beitrag zur Straßenerleuchtung wurde für jede Abkündigung, das heißt Verlesung der Namen von der Kanzel, 8 Sch. Courant zur Stadtkasse erhoben. Zur Straßenerleuchtung mußte ferner beitragen, wem infolge eines Testaments eine Erbschaft zugefallen war, bei der gerichtlichen Eröffnung und Verkündigung desselben mußte 1 Thlr. Courant gezahlt werden; wer ein Haus erwarb, mußte 24 Sch. Courant, wer Meister wurde 16 Sch., wer Bürger wurde gleichfalls 16 Sch. für die Kosten der Beleuchtung zahlen; zeitweise bestand sogar die Bestimmung, daß Hausbesitzer, welche Stuben vermieteten, für jede vermietete Stube 8 Sch. Courant zahlen mußten.

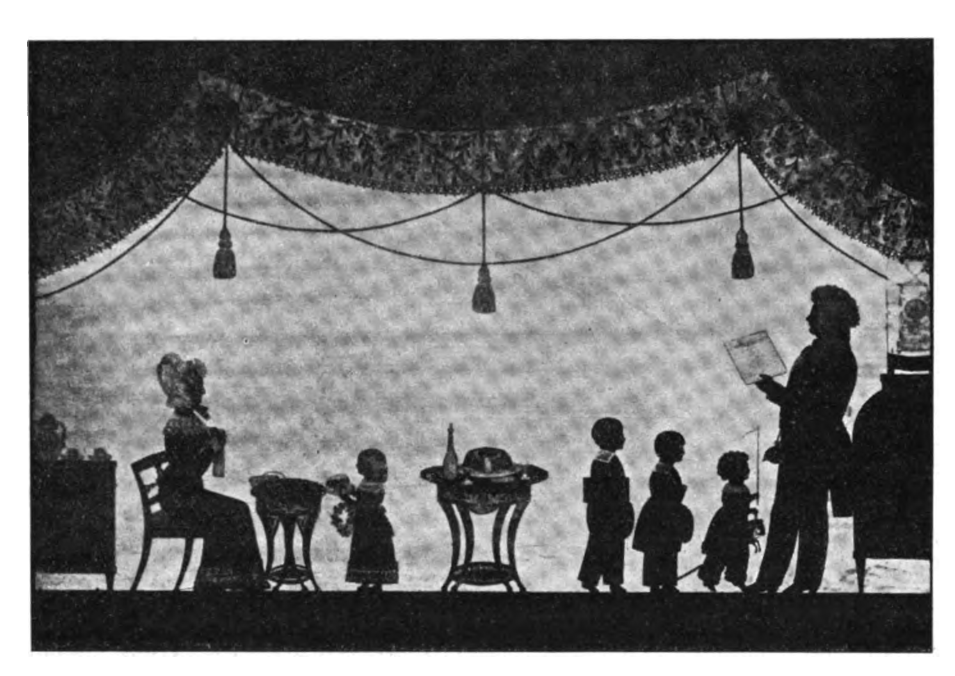
Noch manch alter Brauch herrschte: bewaffnet mit Morgenstern, Horn und Laterne zog der Wächter der Nacht durch die Straßen, blies die Stunden ab und sang allnächtlich von 10 Uhr bis 4 Uhr jede Stunde sein Lied: „Hört Ihr Herren und laßt Euch sagen, die Glocke die hat zehn ge-



schlagen" u. s. w. Am Neujahrsmorgen zog der Stadttambour von Haus zu Haus, brachte durch einen auf der Vordiele geschlagenen Wirbel seinen Glückwunsch dar und empfing dafür ein Geschenk; desgleichen gratulierten die beiden Polizeidiener durch Überreichung eines Türkenkopfkalenders, wofür sie von den Hausbesitzern größere Geldgeschenke erhielten.

Der Hauptcharakterzug des wirtschaftlichen Lebens war eine oft an Dürftigkeit grenzende Einfachheit und demgemäß waren auch die Geschäfte eingerichtet.

Unter dem Drucke der Napoleonischen Herrschaft hatte Deutschland von neuem unsäglich gelitten. In die mit dem Jahre 1815 beginnende Friedensperiode trat es deshalb als ein armes, erschöpftes Land ein. Auch die nächstfolgenden Jahre waren wenig günstig. Das Jahr 1816 brachte eine Mißernte, welche viele deutsche Länder an den Rand der Hungersnot brachte. Nur langsam konnte

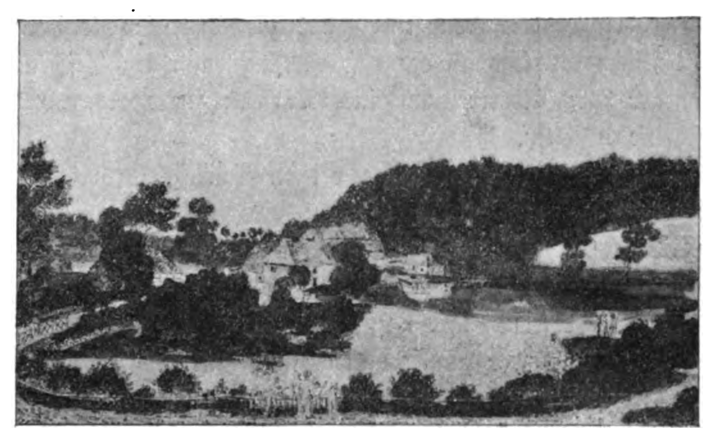


Familienbild 1829. Nach einer Silhouette im Besitz des Thaulowmuseums.

die Bevölkerung von den vielen Schlägen sich erholen. In Holstein lagen die Verhältnisse, wie wir sahen, nicht günstiger, das reiche, wohlhabende Land war durch seine Verbindung mit Dänemark mit ins Verderben gerissen. Geld war ein seltener Artikel. Die Preise der Lebensmittel, welche damals hoch erschienen, sind für unsere Verhältnisse allerdings unglaublich billig. Von Fleischarten kostete das Pfund Rindfleisch 25, Kalbfleisch 20, Hammelfleisch 20, Schweinefleisch 30 Pfennig, oder richtiger 2, $2^1/_2$ und 3 Schilling, dementsprechend waren auch die Arbeitslöhne bedeutend geringer und der Tagelohn für einen gewöhnlichen Arbeiter betrug höchstens 7—8 Schilling.

Es war im allgemeinen nicht üblich, daß Haushaltungsbedürfnisse dem Kunden in das Haus getragen wurden. Jeder mußte sie sich im Laden holen. Ebensowenig gab es Läden, in welchen man fertige Speisen hätte kaufen können; auch eingemachte Früchte und Gemüse gab es nicht zu kaufen, die Hausfrau setzte ihren Stolz darein, von den Früchten des Gartens selbst möglichst viel einzukochen.





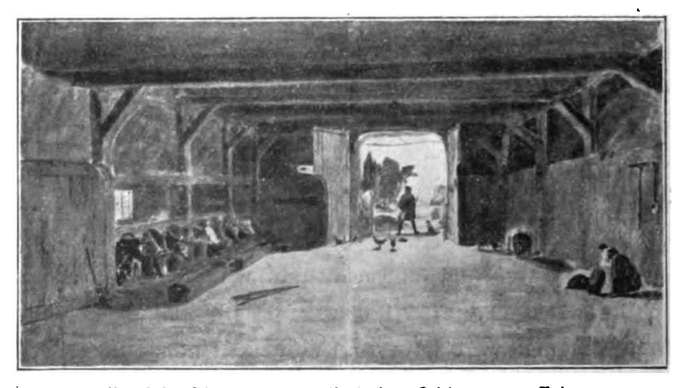
Die Raſtorfer Papiermühle 1806. Nach einem kolorierten Stich von Voigts.

Das Mittageſſen war um zwölf oder 1 Uhr, die Nahrungsmittel waren, abgeſehen von den Delikateſſen, von den heutigen kaum verſchieden. Die Hausfrau kochte meiſtens ſelbſt, ein Mädchen oder in beſſeren Häuſern ein Diener wurden noch gehalten. Abends ward ſehr oft Suppe gegeſſen, im Herbſt ſchlachtete man oft noch im Hauſe und dienten die geräucherten Würſte und Schinken als beliebter Aufſchnitt. Auch Brot wurde in manchen Familien vielfach noch ſelbſt gebacken, im großen und ganzen aber doch mehr von der Bäckerei geholt, dagegen wurden Kuchen, insbeſondere auch die braunen Kuchen, im Hauſe gebacken. Holſtein zeichnete ſich ja immer durch ſeine kräftige gute Koſt aus, und an Butter, Speck, Mehl wurde hier nicht, wie in anderen Gegenden Deutſchlands, geſpart.

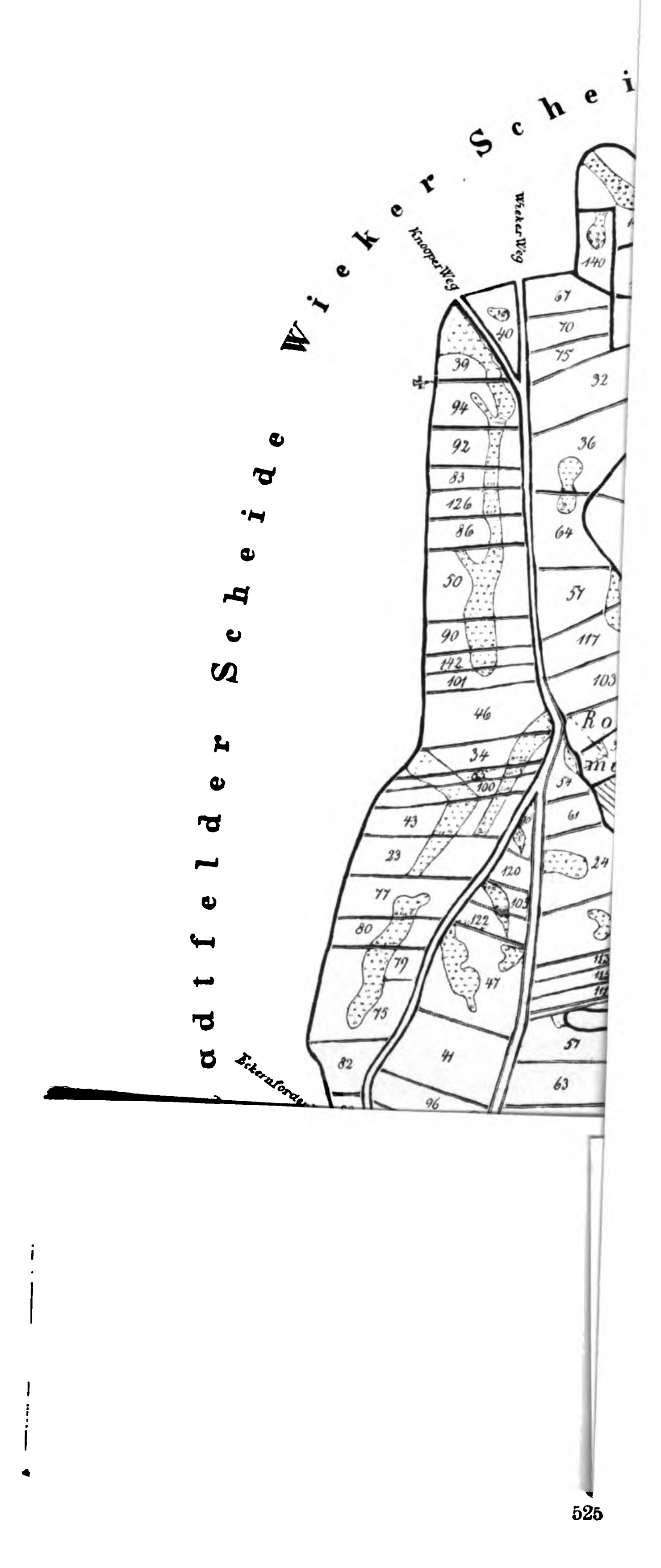
Was die Getränke anbelangt, ſo wurde Kaffee, der noch im vorigen Jahrhundert ſelten war, vielfach, Thee ſeltener getrunken, häufig gab es auch eine Morgenſuppe. Das Bier beherrſchte noch nicht die Welt und fand nur ſchwer ſeinen Abnehmerkreis. Das damalige Bier, es war ein Braunbier, war wohlfeil, aber auch ſehr dünn und ſchlecht. Bayriſches Bier kam erſt in den vierziger Jahren auf und bald entſtanden auch hier Brauereien, die auf dieſe Art brauten.

Reſtaurationen im heutigen Sinne gab es noch nicht. Man kannte ſie nicht einmal dem Namen nach. Es gab allerdings Wirtshäuſer, in denen man Schnaps und Bier trinken konnte, und es kam auch vor, daß mancher ehrſame Bürger abends ein Wirtshaus beſuchte, um bei einem Trunk Braunbier oder einem Glaſe Punſch und Wein und bei einer Partie Solo ſich mit Freunden und Nachbarn zu unterhalten. Im allgemeinen war aber die Gelegenheit dazu nicht ſo wie jetzt; einige Weinkeller, unter dieſen vor allen der Ratskeller, der Keller von Schneekloth, und Hamann, und die Wirtsſtuben der Brauer und Branntweinbrenner, waren die meiſtens engen Lokalitäten mit beſcheidenſter Ausſtattung; eigentliche Bier- und andere Wirtſchaften gab es nicht.

Größeren Zuſpruch hatten Konditoreien, ſo die von Tönnies am Markt, von Kühn in der Flämiſchen Straße, damals der Hauptſammelplatz der jungen Stutzer und Studenten, am Sonntag waren bei der Wachtparade am Markt vor der Tönniesſchen Konditorei (Markt 19) Tiſche aufgeſtellt, die dicht beſetzt waren. Wer aber außer Hauſe zu Mittag oder Abend ſpeiſen wollte, begab ſich in eins der Gaſthäuſer, deren Kiel 1799 fünf, 1804

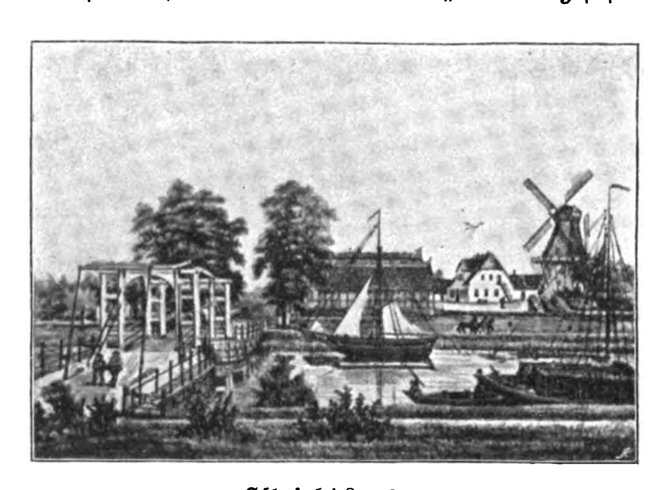


Probſteier Diele um 1850. Nach einer Zeichnung von Boie.


Wieker Schei
adtfelder Scheide
Knooper Weg
Wieker Weg



und 1810 sieben, 1821 nur wieder fünf zählte. Es waren dies Rathlevs „Stadt Hamburg“ in der Holstenstraße, das vornehmste Haus, in dem auch Friedrich VI. mehrfach sein Absteigequartier nahm, das „Ballhaus“ von Hagedorn und „Stadt Kopenhagen“ von Fischer in der Schuhmacherstraße, der „Adler“ von Paetzold und „Stadt Lübeck“ in der Vorstadt; 1804 kamen dazu „Stadt Stockholm“ in der Schuhmacherstraße und der Gasthof von Spethmann in der Dänischen Straße; 1810 ist dieser eingegangen und statt dessen „Stadt Kiel“ in der Dänischen Straße eröffnet; 1821 ist der „Adler“ in „Stadt Flensburg“ umgewandelt. 1832 sind „Stadt Flensburg“ und „Stadt Kiel“ nicht mehr aufgeführt, dagegen sind eine große Anzahl Speise- und Gastwirtschaften entstanden. Daß Damen öffentliche Lokale innerhalb der Stadt besuchten, kam nicht oder höchst selten vor; daß sie sich, den Männern gleich, hinter ein Bierglas setzten, war streng verpönt. Außer den Gasthöfen bot nur die „Harmonie“ ihren Mitgliedern Gelegenheit zu geselliger Unterhaltung. Die übrigen Vereine, deren Mitglieder vom guten Bürgerstande gestellt wurden, entstanden erst später; als erster dieser Art ward 1830 der „Verein“ gestiftet. Auch der Vereine für gemeinnützige Zwecke gab es damals nicht viele; der mustergültigen Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde that ich schon Erwähnung. Bis zur Gründung der den weiteren Kreisen des Bürgerstandes offenstehenden Vereine war der letztere, wenn er innerhalb der Stadt seine Frauen zum Tanz führen wollte, auf den Tanzsaal und das Ballhaus, das jetzige Theater, angewiesen. Später, in den zwanziger Jahren, entstanden die beiden großen Säle der „Erheiterung“ (jetzt Colosseum) und der „Erholung“ (Englischer Garten), welche beide vorwiegend nur von Bürgerfamilien besucht wurden. Für Handwerksgesellen, Dienstboten ꝛc. gab es auf dem Kuhberg verschiedene kleinere Lokalitäten. Auch außerhalb der Stadt, in der Brunswiek und in Dorfgaarden waren etliche primitive Tanzlokale.



Schleuse bei Levensau.
Nach einer Zeichnung aus den 50ger Jahren.

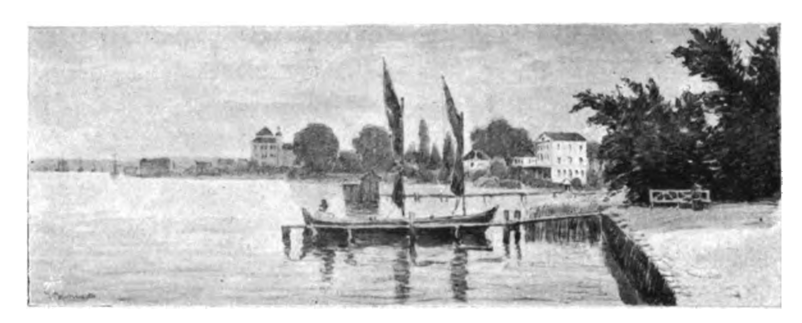
Zum Sommerbesuch gab es, vor Schaffung der Seebadeanstalt, für die besseren Stände nur die Sommerwirtschaften in Düsternbrook, die vom Gastwirt Bruhn betriebene, später „Hotel Düsternbrook“ benannte Wirtschaft und das mitten im Gehölz liegende „Sanssouci“. An Stelle des jetzigen „Bellevue“ lag bekanntlich eine Baumschule. Dorfgaarden mit dem Bruhnschen Wirtshaus war das Hauptziel der nachmittäglichen Spaziergänger. Auch der Sandkrug, später Wilhelminenhöhe, ursprünglich ein Fährhaus, Krusenrott, berühmt durch dicke Milch und rote Grütze, sowie der Uhlen- und Pfannkuchenkrug, am Hasseldieksdammer- und Uhlenkruger-Gehölz gelegen, waren beliebte Ziele der Spaziergänger. Weitere Ausflüge im Stuhlwagen wurden nach Holtenau, Knoop, sowie über den Lustigen Bruder, wo stets zum Kosten des berühmten Kirschschnapses eingekehrt wurde, nach Rastorf und Preetz und nach Achterwehr, wo schon damals der Aalfang betrieben wurde, und Aale in jeder Art der Zubereitung eine Spezialität waren, gemacht. Tagesausflüge wurden nach Bothkamp und Heeschenberg unternommen, Wasserfahrten nach Holtenau, Schrevenborn, den Gründen und Bothsand.



Ein feststehender Brauch war es, zum Pfingstfreitag in die Probstei zu ziehen, oder sich vom Milchbauer zum Scheibenschießen auf den Dörfern einladen zu lassen. Große Anziehung übten auch die Jahrmärkte aus und am Marktmontag strömten die Landleute scharenweise zur Stadt, um sich die Herrlichkeiten anzusehen. Budenreihen zogen sich die Kuhberge hinauf zum Exerzierplatz, wo sie, wie jetzt die Schaubuden, ihren Platz hatten. In größerem Maße als jetzt hatten die Märkte Bedeutung; heutzutage haben sie sich längst überlebt und jeden Zweck und Wert verloren.

Von allen zeitgenössischen Schriftstellern werden die Kieler als sehr vergnügungssüchtig geschildert, ihre Geselligkeit und ihre Freude am geselligen Leben hervorgehoben. Ich will hier nur einige Äußerungen des Hofrates Meyer anführen:

„Lieb ist mir der Ort, weil seine Bewohner ein gutes, lebensfrohes Volk sind, welches mit nordischer Gastfreundschaft und Herzlichkeit dem Fremden entgegenkommt. Das Geistige ist in den Gesellschaften weit mehr vorherrschend wie anderwärts, was wohl überall sein wird, wo Universitäten sind. Selten, daß bei einem Gastmahl bei uns Toaste ausgebracht werden. Bei den Kielern sind sie stets die Würze der Speisen und erquicken Leib und Seele besser, als die vielen nach französischer



Blick von der Badeanstalt auf Kiel. Nach einer Zeichnung aus den 50'ger Jahren.

Kochkunst bereiteten Speisen, womit man den Magen anfüllt und übersättigt und unbehaglich von Tische aufsteht.

Durch diesen Gebrauch findet man auch keine Zeit, während man tafelt, über Staatspapiere, Mauthen und dergleichen abgedroschene Sachen sich zu unterhalten, sondern benutzt dieselbe auf eine angenehmere Art, an welcher die Frauen Anteil nehmen können, und giebt sich so der Freude und dem Frohsinn ganz hin. Aber man glaube deshalb ja nicht, daß die hiesigen Kaufleute, weil sie weniger von ihren Geschäften sprechen, auch weniger um dieselben sich bekümmern, als anders die Söhne Merkurs; nein, gewiß nicht. Allein es scheint bei ihnen Grundsatz zu sein, die Geschäfte niemals mit in die Gesellschaft zu bringen, und so machen es die Professoren auch; sie lassen die Gelehrsamkeit zu Hause und zeigen sich nur als muntere, geistreiche Gesellschafter.

In den Gesellschaften herrscht ein recht schöner, feiner Ton, aber unschön finde ich es, daß die Männer in Gegenwart der Frauen, und sogar mit denselben am Spieltisch sitzend, Tabak rauchen. Mir fiel das ganz vorzüglich auf, besonders wenn ich die Damen in ihrem schönsten Putz betrachtete und neben ihnen die Männer mit dampfender Pfeife oder Zigarre sah.

Die Kieler sind lebenslustige Leute und diese Lust verbreitet sich über alle Stände. Es vergeht kaum ein Tag, an welchem nicht große Partien nach Grusterode, Dorfgaarden, Düsternbrook,



dem Sandkrug, der Papiermühle u. s. w. gemacht werden, wobei die Frauenwelt stets in Putz erscheint und man bei Thee, Butter und Brot munter und fröhlich ist. Wein trinkt man an öffentlichen Orten nicht. In dem Saal der Badeanstalt wird den Sommer über jeden Sonntag getanzt und oft auch noch in der Woche ein Tänzchen gemacht; loben aber kann ich ihr Tanzen nicht, denn es ist mehr ein wildes Toben als ein zartes Dahinschweben, und von Grazie auch nicht eine Spur dabei zu sehen. Ihr Walzer, besonders eine Art Galopade, welche die Probsteier Tägern, die Eutiner Radowatsky nennen, ist so zerrend und reißend schnell, daß man glaubt, die Tänzer wären von der Tarantel gestochen. Wie viele junge Mädchen mögen sich schon hier die Schwindsucht angetanzt haben."

An anderer Stelle berichtet er dann über den Luxus in den Bürgerständen und bei den weiblichen Dienstboten, und die Klage, der Vorwurf scheint berechtigt gewesen zu sein, denn der alte Domherr Meyer berichtet 1815 ähnliches. Dieser schreibt:

„Mit edler und liebenswürdiger Gastfreiheit wird der Fremde überall in Holstein und besonders auch in Kiel aufgenommen. Undank wäre es, die Wahrheit eines Vorwurfs behaupten zu wollen, der nicht dieser Stadt allein, sondern auch allen übrigen von reichen Güterbesitzern und dem Beispiel ihrer vormaligen Verschwendungen umgebenen Städte gemacht wird, nämlich der Vorwurf eines übertriebenen Aufwandes in allen geselligen Verhältnissen, der mit der Größe dieser Städte, ihrem inneren Wohlstand, und der Teuerung fast aller Lebensbedürfnisse, außer den Landesprodukten, in starkem Mißverhältnis stehen soll. — Unerhört sind auch die Mietpreise der Häuser und einzelner schlecht und recht verzierter Zimmer und Stockwerke: eine Folge der schwer auf dem unbeweglichen Eigentum lastenden Staatsabgaben."

Der Hofrat Meyer widmet auch den Dienstboten ein längeres Kapitel:

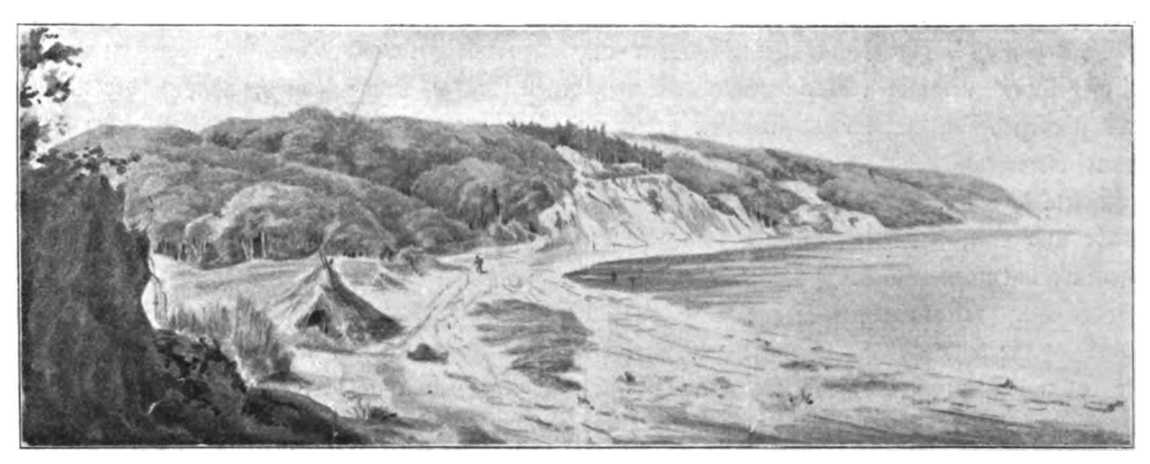
„Die letzteren sind alle fest geschnürt, haben die Arme bis fast an die Achseln blos und nur ihre rot und grün oder schwarz und rot gestreiften Röcke behielten sie bei; aber die schönen niedlichen, mit Silber oder Gold durchwirkten Mützchen, die sie früher trugen, sind größtenteils verschwunden und weiße Flügeltüllhauben an ihre Stelle getreten. Ihre Fußbekleidung ist noch dieselbe, das heißt sie tragen Pantoffeln, und da der Unterteil von Holz ist, so hört man in den Häusern und auf den Straßen ein beständiges Geklapper. Hier regieren die Pantoffeln, aber will's Gott! doch nur an den Füßen. Unter tausend Weibern, Kindern und mitunter auch Männern aus den niederen Ständen sieht man keine fünfzig, welche Schuhe anhaben. Kein Dienstmädchen geht zum Einkaufen aus, ohne ihren Korb mit einem langen befranzten Shawl überdeckt zu haben. Der Korb ist länglich viereckig, entweder geflochten oder von dünnem Holz und mit Ölfarbe angestrichen. Je schöner derselbe und der lange Shawl, desto stolzer die Dirne, welche ihn am Arme hat. Er ist die Puppe der Mägde und sie sehen mehr darauf, als auf ein schönes Kleid."

Sehr zur Belebung der Straßen trugen die Landleute bei, die vielfach noch eine Tracht hatten. Es dürfte zu weit führen, auf diese hier näher einzugehen. Am längsten hielt sich die Tracht in der Propstei, die wohl den meisten noch bekannt ist, der halb schwarz, halb rote Rock, das seidene Mieder mit den silbernen Spangen und dem bunten Brustschild. Aber auch die übrigen Landleute hatten noch ihre Tracht: die Männer lange, bis an die Knöchel reichende blaue Oberröcke, rote Westen mit großen silbernen Knöpfen, kurze Beinkleider und lange Stiefeln, auf dem Kopf einen runden Filzhut. Die Frauen trugen auf den mit Silber und Gold durchwirkten Häubchen runde schwarze Mannshüte.



Zu den ständigen Straßenfiguren gehörten außer diesen und den schon geschilderten Portechaisenträgern noch einige andere, so die Frauen, welche gewisse Eimer, die nebenbei bemerkt unbedeckt waren, aus den Häusern trugen und die man ihres Wohlgeruches wegen gerne mied, und die Litzenbrüder. Diese bildeten eine eigene Zunft und sind im Adreßbruch, so 1821, auch namhaft aufgeführt.

Der Einfachheit des ganzen Lebens entsprachen auch die Wohnungen, man hatte nur städtisch angelegte Wohnhäuser, Villen kannte man nicht. Allzu geräumig waren die Wohnungen wenigstens in den älteren Häusern im allgemeinen nicht. Die bessern Zimmer waren auch damals schon tapeziert, das Holzwerk meist mit weißer Ölfarbe gestrichen. Die minder guten Räume waren mit Kalkanstrich versehen. Die Fußböden waren einfach gedielt, angestrichene oder gebohnte Fußböden waren unbekannt. In einfachen Bürgerwohnungen wurden die Böden noch mit Sand bestreut. Fast allgemein war das Sandstreuen auf den Treppen im Hause. Die Zimmerdecken waren geweißt, gemalte Decken

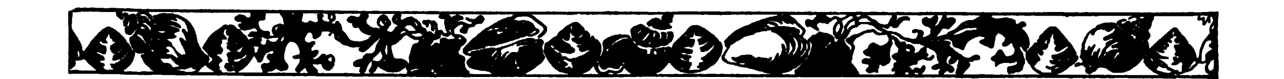


Partie aus den Gründen. Nach einer Zeichnung von Boie aus den 40ger Jahren.

waren nur selten vorhanden. Für die Fenster waren zwar die kleinen runden Scheiben, wie sie vielfach noch auf den Dörfern sich fanden, in der Stadt schon verschwunden. Gleichwohl waren auch hier die Scheiben noch so klein, daß deren vier oder sechs den Fensterflügel füllten.

Auch die Zimmereinrichtungen waren im Durchschnitt sehr einfach. Die Möbel waren ohne Stil und von geringem Geschmack. Vorherrschend war das polierte Kirschholz, Mahagoni galt als etwas besonders Feines. Eine Zeit hindurch war die Verzierung der Möbel mit Bronze stark in Mode. Vorhänge vor den Fenstern hatte man schon allgemein. Sie waren durchweg weiß und von einfachem Zeug. Der Stolz des Hauses war die „gute Stube“, der Saal, die nur für Besuch und bei Gesellschaften geöffnet wurde. In ihr standen die „guten Möbel“, die Polster von Sofa und Stühlen darin für gewöhnlich mit Schutzüberzügen bedeckt.

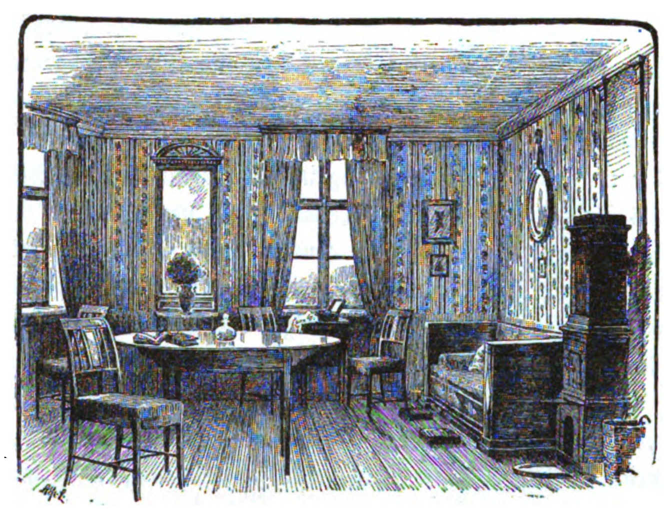
In diesem Raum standen die Schätze der Familien, alte Vasen, verzierte Tassen, ererbtes Silberzeug, Uhren mit Glockenspiel und ähnliche Dinge. Auf der ganzen Stube lag ein eigentümlicher Duft, den Kindern galt sie als ein Heiligtum. Überhaupt liebte man sehr zu räuchern, man streute Räucherpulver auf den Ofen oder steckte Räucherkerzchen an, welche angesteckt fortglimmten. Räucherpulver pflegten die Apotheker vielfach ihren Kunden am Neujahr zum Geschenk zu machen.



Als Beleuchtungsmittel kannte man für gewöhnliche Haushaltungen nur Talg und Öl; Wachskerzen gab es nur bei Hofe und in sehr reichen Familien. Talglichter waren die regelmäßige Beleuchtung der Wohnzimmer, sie mußten aller Viertelstunden geputzt werden, falls sie erträglich leuchten sollten. Für diesen Zweck lag eine Lichtputzschere neben dem Leuchter. Putzte man das Licht ungeschickt, so erlosch es, und die Gesellschaft saß plötzlich im Dunkeln. Öfters mußte auch ein „Diebe“ vom Lichte genommen werden.

Auch die Öllampen gaben nur ein mäßiges Licht, bei den meisten brannte die Flamme offen. So war sie in der Küche im Gebrauch, wo vielfach eine hängende Öllampe angebracht war. Von der größten Schwierigkeit war das Feueranzünden, denn Streichhölzer sind etwa erst seit 1835 bekannt; im Winter war ja an einer glühenden Kohle im Herd oder Ofen bald ein Fidibus entzündet, war dies aber nicht der Fall, so griff man zu Stahl, Stein und Schwamm, eine langwierige Arbeit. Zwar gab es auch sogenannte Zündmaschinen und chemische Feuerzeuge, aber sie waren kostspielig und unbequem und wenig im Gebrauch.

Das häusliche Leben war einfacher, spießbürgerlicher. Man lebte mehr in dem Haus und für das Haus. Die Frauen des Hauses waren noch selbst vielfach im Haushalt thätig, weil damals alle Arbeit, Waschen, Nähen, Häkeln und Stricken im Hause gethan wurde, das Spinnen nicht zu vergessen.



Zimmereinrichtung der 20ger und 30ger Jahre.

Geraucht wurde, wie wir gesehen haben, von den Männern bereits, aber fast nur Pfeife. Kam ein Freund zu längerem Besuch, so wurde ihm eine Pfeife angeboten. Der Raucher legte Wert darauf, eine ansehnliche Sammlung von Pfeifen zu besitzen. Ein schön angerauchter Meerschaumkopf mit silbernem Beschlag war sein Stolz. Bei Studenten galt besonders ein Porzellankopf mit einem Gemälde darauf als etwas Schönes. Freunde schenkten sich einen solchen beim Abschied. Im allgemeinen war das Rauchen selbst wohlfeil, denn der dazu erforderliche Tabak kostete nicht viel. Ein mäßiger Raucher konnte mit einem Paketchen für wenige Schillinge wohl eine Woche lang auskommen. Zigarren waren weit teurer, wurden aber nur von wenigen geraucht. Sie galten als ein Luxus. Auch war das Rauchen im großen und ganzen auf das Haus beschränkt, denn vielfach war das Rauchen verboten, so noch bis 1830 im Schloßgarten. Nachdem das Verbot aufgehoben, begann jedermann auch auf der Straße zu rauchen und zwar vornehmlich Zigarren.

Hochzeiten und Taufen wurden ungefähr so gehalten wie jetzt, nur waren Trauungen in der Kirche weniger gebräuchlich. Am Polterabend mußte tüchtig gepoltert werden und nahm bei bekannten Persönlichkeiten die ganze Stadt Anteil daran. Der Platz vor dem Hause der Braut war dann eine willkommene Ablagerungsstätte für im Laufe der Zeit zerbrochenes Geschirr.



Bei Beerdigungen bediente man sich vielfach schon des Trauerwagens, doch wurden auch häufig die Leichen getragen. Leichenträger und Leichenfrauen bekamen je eine Zitrone in die Hand, als Gegenmittel gegen üble Gerüche. Da sie die Früchte nachträglich wieder verkauften, so waren Zitronen als Würze der Speisen nicht sehr beliebt.

Für die Lektüre sorgte das „Kieler Wochenblatt", dieses enthielt auch stets einmal im Monat die Namen der Kopulierten, Getauften und Begrabenen. An Freunde und Verwandte wurden gedruckte Anzeigen geschickt; die Todesanzeigen waren ausführlicher gehalten, man pries die Tugenden des Verstorbenen, erzählte von dessen Krankenlager und bat wohl, mit allen Beileidsbezeugungen verschont zu bleiben, auch empfahl sich die Witwe in diesen Anzeigen häufig dem Publikum als Nachfolgerin ihres Mannes. Anzeigen und Nachrufe von Vereinen waren unbekannt. Bei der Konfirmation trugen die Knaben einen Cylinder.

War auch das Vereinsleben im heutigen Sinne nicht vorhanden, so hatte Kiel doch seine Schützengilde.

Die Grüne Gilde, früher auch genannt: „Große Schieß- und Brandgilde" zu Kiel muß schon sehr alt sein, ihre teilweise noch gut erhaltene Schützenrolle aus dem Jahre 1412 bezeichnet sie bereits als alt. Die Schießübungen der wehrhaften Bürgerschaft waren es, die fast überall zur Bildung von Schützengesellschaften führten; in den meisten norddeutschen Städten bildeten sich besondere Gilden, die unter dem Namen Papagringilden bekannt sind. Man schoß mit Armbrust und Bolzen und hatte als Zeichen und Zierrat: „enen Vagel van sülvern." — „Unse Koning schall dessen Vagel dragen alle Hyllige Dage upp sine Hoveda edder an sinem Halse. De schaffern schalet em geven ene Mütze to teyn schillinge, dar schal he den Vagel apenbar up dregen." Wenn jemand drei Jahre nacheinander König wird, so soll er den Vogel als Eigentum behalten „und de Kumpanige scholen enen andern Vagel maken laten".

Wenn Einer mitschießen will, der nicht Bürger in Kiel ist, der soll sich erst verpflichten, „dat he de Stadt to hülpe komm will in erer not". „Wer Kyff ofte verdret makde, dat Gott verbede, schal twee Tun Beer geben." Die ältesten vorhandenen Gildeartikel existieren aus dem Jahre 1606, und man sieht daraus und besonders aus einem diesen Artikeln beigegebenen, bis 1741 fortgehenden Protokoll, daß eine Brandgilde damit verbunden war. Man sieht ferner aus diesem Protokoll, daß auch viele Adelige, nicht minder bald nach 1665 die Professoren der Universität, auch wohl einzelne Prediger und Lehrer Mitglieder der Gilde waren. 1725 ward sogar Herzog Carl Friedrich und zwölf seiner höchsten Regierungspersonen Mitglied der Gilde. Von 1606 bis 1700 werden über vierzig adelige Gildebrüder, die sämtlich in Kiel Häuser besaßen, namhaft gemacht. Die Gilde hatte auch Zollfreiheit für das über Hamburg eingeführte fremde Bier, und dieses wurde an den Gildetagen in nicht unbedeutenden Quantitäten getrunken. Fick teilt in seinen Mitteilungen aus Kiels Vergangenheit, denen auch dieser Bericht teilweise entnommen ist, den Wortlaut der Gildeartikel von 1606 mit. Noch in unserem Jahrhundert spielte sie eine große Rolle, 1832 zählte sie 75 Mitglieder, darunter Etatsrat Wiese, Syndikus Jahn, Syndikus Christensen, Senator Witthöfft, Kammerjunker von Neergaard, Kapitän von Zülow, die Weinhändler Dittmer, Gänge, Grube, Apotheker Rübel, die Kaufleute Schweffel, Thöming, Bömelburg, Schulze, Schumacher, Hoge, Spetzler, Wistinghausen, Tomsen, Lempfert, Niese, sehr viele Ärzte und Advokaten und auch verschiedene Gutsbesitzer aus der Umgegend.

Dieser Gilde anzugehören war Pflicht eines jeden anständigen Bürgers und ein Ausschließen



aus der Gilde überstieg noch den Schimpf des Bankerotts. Bezeichnend hierfür ist eine Geschichte, die Theodor von Kobbe berichtet: „Als die alte Mutter eines Mitgliedes der großen Schützengilde zum Erstaunen des Lombardverwalters das beste Weißzeug des Hauses versetzen wollte, und dieser hierüber seine Verwunderung äußerte, antwortete sie mit derselben Ruhe, womit ein Vernünftiger die Wirkungen einer Naturnotwendigkeit anerkennt: „Et is ja dat Vogelscheten.“ Die Uniform der Mitglieder der Grünen Gilde bestand in einem Stürmer mit grünem Federbusch, grünem Tuchrock und Weste, und Hose von gelbem Nanking, die später mit einer solchen von weißer Farbe vertauscht wurde. — In früheren Zeiten hatte die Gilde sich bei festlicher Gelegenheit beritten gemacht, war dann den königlichen oder fürstlichen Herrschaften entgegengezogen und hatte beim Einzuge den Ehrenplatz vor dem königlichen Wagen eingenommen. 1796 entstand jedoch beim Einzuge des damaligen Kronprinzen, späteren Königs Friedrich VI., ein Streit um den Vorrang mit den Militärbehörden, und von dieser Zeit begnügte sie sich damit, wie die anderen Sterblichen zu Fuß zu paradieren. Einige Offiziere der Gilde ritten jedoch auch späterhin noch dem Könige entgegen.

Ferner hatte die Gilde das Vorrecht, Ehrenposten vor die königlichen Zimmer zu entsenden, ein Privilegium, das zuletzt beim erstmaligen Besuch König Wilhelms in Kiel 1868 ausgeübt worden ist.

Das jährliche Schützenfest der „Grünen Gilde“ war in früherer Zeit ein wahres Volksfest. Es währte mit Vorrüstung und nachfolgendem Ball fast eine Woche lang. Das Fest wurde auf dem der Gilde gehörigen Schützenwall abgehalten, der jetzt in den Besitz der Stadt übergegangen ist.

Die alte Schützenlade aus dem vorigen Jahrhundert, die Kleinode und Becher sind jetzt im Thaulowmuseum aufgestellt.

1833 ward die nach der Prinzessin Wilhelmine benannte Wilhelminengilde gegründet und 1836 königlich bestätigt. Im Volksmunde erhielt sich noch lange der Name: „Backenbitergilde“ für die Wilhelminengilde.



Stadtaktuar Rentz als Oberst der Grünen Gilde. Nach einem Steindruck.

Zur Wende des Jahrhunderts, und vor allem in den Jahren von 1815 bis 1840, spielt auch die Bürgerwehr eine große Rolle, und ein Ereignis war es, wenn sie beim Einzug des Königs ins Gewehr trat, was feststehender Gebrauch war. Jeder Waffenfähige war dienstpflichtig. Die vier Quartiere der Stadt stellten die vier Kompagnien; das Kommando führten die Kapitäne. Erst zu Anfang des Jahrhunderts hatte man für das Oberkommando einen Obersten — in der Regel den ersten Senator — und einen Major bestellt, neben welchen ein Fähnrich, der die alte Stadtfahne zu tragen hatte, und vier Adjutanten den Stab ausmachten. Diese Offiziere trugen sämtlich den dänischen roten Uniformfrack, wogegen die Lieutenants, deren das erste Quartier drei, die übrigen je zwei zählten, sich mit einem gelbknöpfigen, blauen Frack begnügten. Alle übrigen Mannschaften, Rottmeister und Gemeine, erschienen in beliebigem Anzuge, später, Ende der zwanziger Jahre, war schwarzer Frack und weiße Hose Vorschrift. Die Waffen waren Gewehr und Säbel, doch ward eine Gleichheit nicht beansprucht, und man sah kurze und lange Flinten, einige von alter, andere von neuer Konstruktion. Jede Kompagnie besaß ihre Tamboure, welche indes nur für die festlichen Tage angenommen wurden, während der einzige „Stadttambour“ der ersten Kompagnie zugeteilt war.



War die Ankunft des Königs festgesetzt, so gingen die Rottmeister bei den Bürgern umher und ersuchten dieselben, sich mit „Ober- und Untergewehr“ bereit zu halten. Die Waffen wurden nun hervorgesucht oder geliehen und dann bestens geputzt und in Stand gesetzt.

Wurden die Bürger nun zur Ankunft des Königs ins Gewehr gerufen, so wurde erst ein Umzug zu den Vorgesetzten unternommen. Später versammelte man sich im Schloßgarten, wohin der Stab und der Fähnrich mit der Fahne direkt kamen, und zog dann unter Vorantritt des vom „Stadtmusikanten“ dirigierten Musikkorps zur Spalierbildung.

Oftmals wurden den Trommlern und Pfeifern in Türkentracht gekleidete Leute beigegeben, um das Ganze würdiger und feierlicher zu gestalten. Gekleidet waren sie in Turbane, weiße Jacken und gleiche Pumphosen mit farbigen Bändern eingefaßt; einer schlug die große Trommel, andere handhabten Glockenspiel, Becken und Triangel. Im gewöhnlichen Leben waren diese imitierten Türken Kieler Butjers und Eckensteher.

Bis 1848 blieb die Bürgerbewaffnung bestehen, dann ward sie in eine ganz militärisch organisierte Bürgerwehr umgestaltet, die 1851 wieder aufgelöst wurde.

Seit 1840 bestand noch eine, 1841 vom König bestätigte reitende Bürgergarde. Sie war nicht sehr zahlreich und stand unter einem Rittmeister und zwei Lieutenants. Auch sie ward nach 1851 nicht wieder eingerichtet.

Der Einzug des Königs gab Anlaß zu diesen feierlichen Aufzügen. Friedrich VI. kam fast jedes zweite Jahr nach Kiel und ward stets feierlich empfangen. Etlichemale waren auch seine Gemahlin und seine Töchter in seiner Begleitung. Schon 1796 war der damalige Kronprinz mit Gemahlin in Kiel, 1807—1808 wohnte der Hof bekanntlich auf dem dortigen Schlosse, 1817 waren seine Gemahlin und die Prinzessin Wilhelmine in Begleitung des Königs. Der Prinzessin wurden am 12. August beim Besuch des Marienhains durch die königliche Familie von sechzehn jungen Kielerinnen Blumen und Kränze nebst einem Gedicht überreicht.

Über den Aufenthalt des Königs 1831 im Juni berichtet das „Korrespondenzblatt“:

„Zum Empfang des Königs trafen die Prinzessin Wilhelmine von Louisenlund und Prinz Friedrich Karl Christian ein. Der König kam von Altona. Eine Meile vor der Stadt bewillkommten die Generalität der Studenten, die Chefs der Korps, welche die Garnison bildeten und einige Beamte den König. In der Stadt bildeten Militär, Bürgergarde und Schützengilde Spalier. Da der König im Schlosse abstieg, ward er in der Vorhalle daselbst von den Professoren, den städtischen Behörden u. s. w. empfangen. — Bei früheren Besuchen hatte der Magistrat und die Kollegien der Sechzehner und Zweiunddreißiger, schwarzgekleidet, den Degen an der Seite (früher in Kniehosen, seidenen Strümpfen und Schuhen) an der Holstenbrücke ihre Aufstellung genommen, wo der Bürgermeister den König begrüßte.

Hatten sich nun Bürgergarde und Gilde auf ihre Plätze begeben, so wurden, da bis zur Ankunft des Königs noch viel Zeit war, die Stunden durch einen Besuch der Weinkeller ausgefüllt, bis ein als Vedette aufgestellt gewesener Reiter die Meldung von dem Nahen des Königszuges brachte. Nun ordnete sich alles rasch, das Publikum nahm von den Haustreppen Besitz und bald verkündete Musik und Hurrarufen das Näherkommen des Zuges. Vorauf fuhren einige Wagen des königlichen Gefolges, dann kam der Posthalter mit seinen sämtlichen Postillonen in roten Uniformröcken, darauf Forstmeister, Oberförster und Hegereiter, die Büchse quer über den Sattel gelegt, dann die Kavallerie- und



höheren Infanterieoffiziere, von denen die beiden höchsten und die Studentengenerale zu den Seiten des sechsspännigen königlichen Wagens ritten. Hinter dem königlichen Wagen folgte eine Abteilung Dragoner, denen sich die übrigen Wagen der königlichen Suite anschlossen.

Über den Aufenthalt des Königs 1831 berichtet das „Korrespondenzblatt":

„Unser geliebter König langte am 24. Abends von Altona hier an, und geruhte noch denselben Abend einem Fackelzuge und einem Hoch der Studierenden seine Aufmerksamkeit zu schenken. Am 25. nahm Er die hiesigen öffentlichen Anstalten in Augenschein, gab Privataudienz und empfing verschiedene Deputationen, z. B. eine der hiesigen Kaufmannschaft, eine von Fehmarn u. s. w. Nach der Tafel machten der König, Prinzessin Wilhelmine und Prinz Friedrich eine Spazierfahrt nach Düsternbrook, wo sie im Pavillon der Königin und in der Badeanstalt abzutreten geruhten. Am Abende des 25. brachte die hiesige Schützengilde und die Bürgergarde dem Könige je einen Fackelzug. Sowohl am 24. als am 25. war die Stadt Abends erleuchtet. Am 26. Mittags, nachdem Sie dem Gottesdienst in der Nikolaikirche beigewohnt hatten, verließen uns Se. Majestät, in Begleitung J. J. K. K. H. H. unter denselben Feierlichkeiten, die bei Ihrem Empfange statt hatten.

In Anleitung der Anwesenheit Sr. Majestät hatten die Studiosen Grothusen und Graf von Plessen die Allerhöchste Erlaubnis erhalten, als Anführer eines feierlichen Hochs während drei Tagen Generallieutenantsepauletts zu tragen, und wurden demnach als solche honorirt.

Erfreulich war es, bei dieser Gelegenheit wahrzunehmen, daß dieses allergnädigste Vorrecht, da es sowohl von der Generalität der Studenten, wie von dem hier garnisonierenden Militär aus dem einzig richtigen Gesichtspunkte aufgefaßt wurde, durchaus nicht störend einwirkte, sondern vielmehr wesentlich dazu diente, das früher lange bestehende freundliche Verhältnis zwischen den Studierenden und dem Militär hierselbst aufs neue fester anzuknüpfen."

Bei einem späteren Besuch des Königs in den dreißiger Jahren, vermutlich 1835, ward er und seine Tochter von Bewohnern der Propstei festlich im Sandkrug begrüßt und taufte die dortigen Anlagen Wilhelminenhöhe. Bei diesem Besuch suchte der König auch die greise Witwe des großen Ministers Graf von Bernstorff auf, die in Kiel lebte. Sie starb kurze Zeit darauf.

Das Bild wäre unvollständig, wenn ich nicht auch der Kinder, ihrer Sprüche und Spiele gedenken würde.

Daß der Kinder harmlos Spiel oft genug in Unart sich erweitert, zum empfindlichen Verdruß der Eltern und Lehrer, zur Plage sonstiger erwachsener Menschen, ist anerkannte Thatsache und bekannt von alters her und stets so gewesen. Die Kämpfe zwischen Jungens zur Sommers- und vornehmlich zur Winterszeit haben auch für Unbeteiligte manch unangenehme Vorkommnisse im Gefolge und häufig genug künden zerbrochene Fensterscheiben und Laternen von der Wucht des geworfenen Geschosses. In früherer Zeit fanden zu festlichen Zeiten in der Stadt noch Umzüge der Kinder statt, so vor Jahrhunderten noch der Umzug der drei Könige, der in katholischen Gegenden noch heute vielfach gebräuchlich ist. Die Verse aber:

„Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern,
Sie essen und trinken und bezahlen nicht gern!"

sind noch jetzt nicht geschwunden.

Sonst sind Kinderspiele, Kinderreime, seit langer Zeit die alten geblieben, wenn auch dies





und das in Form und Ausdrucksweise geändert ist. Georg Hoffmann hat in der „Kieler Zeitung" eine Abhandlung über Kinderspiele veröffentlicht, die ich hier mit einigen Ergänzungen zum Abdruck bringen möchte:

„All' Ding hat seine Zeit!" Selbst unsere jüngste Jugend weiß das; wer das Jahr über die Beschäftigungen unserer Kleinen auf Straßen und freien Plätzen in ihrer stereotypen Aufeinanderfolge beobachtet, überzeugt sich leicht davon und bemerkt zugleich, daß dieser Folge ein gewisses rationelles System nicht abzusprechen ist. Von durchaus konsequenter Durchführung dieses Systems darf man allerdings nicht reden, aber im allgemeinen diktiert die Jahreszeit, der Wärmegrad, die Stärke der beim Spiele erforderlichen Bewegung und damit die einzelnen Spiele selbst. Freilich bezieht sich dies nur auf die — wenn ich mich so ausdrücken darf — „gebundenen" Spiele, d. h. solche Spiele, die durch die Beschäftigung mit einem ganz bestimmten Gegenstande, dem Kreisel, dem Ball, den Marmeln ein festes Gepräge tragen. Aber gerade diese Spiele, neben welchen andere „freie, wie „greifen", „letzten abschlagen" &c. während des ganzen Jahres, oder besser während der ganzen günstigen Jahreszeit geübt werden, sind es, welche in den verschiedenen Frühlings-, Sommer- und Herbstmonaten zur Charakteristik unseres Straßenlebens am wesentlichsten beitragen.

Im Winter giebt's nur eine, freilich nimmer zum Überdruß werdende Beschäftigung im Freien: „Eis und Schnee" ist die Parole, und giebt's davon nur recht reichlich, so ist für Unterhaltung gesorgt. Täglich nach Schluß der Schulen wiederholt sich dasselbe Schauspiel in den Straßen, Schneeballwerfen, solange der frisch gefallene Schnee nicht abgefahren oder durch Wagen und Schlitten festgewalzt ist, und selbst dann noch wird aus den Rinnsteinen, den Winkeln und Winkelchen das möglichste herausgekratzt, um ein Geschoß herzustellen, mit welchem man den Nacken des arglosen Kameraden begrüßt. Ist das Geschoß zu hart gewesen, so giebt's eine Verfolgung des Schützen seitens des wütenden Opfers, und wird er ergriffen, so endigt eine solenne Prügelei die Szene. Bisweilen verfehlt der Ball sein lebendes Ziel, und „klirr" fliegt er in die nächste Fensterscheibe. Dann gilt's Gleichgültigkeit heucheln. Die Hände in den Hosentaschen schlendert das raffinierte Bürschchen dahin, besieht sich dieses, besieht sich jenes, als ob ihm nichts gleichgültiger sei, als der Schnee auf der Straße, und wird er nur nicht von einem rachsüchtigen Kameraden angegeben, so gelingt's ihm, zu entkommen. Unschuldigere Naturen ergreifen die Flucht, und da der verfolgende Besitzer immer erst aus dem Zimmer auf die Straße eilen muß, so entwischen auch sie bisweilen dem strafenden Arme. Wer aber in dieser Beziehung noch ganz ohne Erfahrung ist, der bleibt, vom ersten Schreck gelähmt, stehen, glühende Röte ergießt sich über sein Angesicht, und ist er erwischt, so giebt's ein jämmerliches Geheule. Aber alle diese Szenen spielen sich sozusagen en passant, in der kurzen Zeit des Heimwegs von der Schule, ab. Man drängt nach Hause, wo der Kaffee stehend eingenommen wird, und nach einer Viertelstunde schon ist das Bild ein anderes. Alles eilt, die Schlittschuhe, selbst solche vorsintflutlichen Systems, in der Hand, oder den kleinen Pekenschlitten hinter sich drein ziehend, den Orten zu, wo immer nur eine noch so kleine Fläche Eises oder festgetretenen Schnees die Ausübung winterlicher Lust zuläßt. Was helfen der Polizei ihre Verbote, den kleinen Kiel zu betreten? Die liebe Jugend ist und bleibt waghalsig; Entree zu bezahlen, besitzt die Mehrzahl nicht die Mittel, Villenlauf und Waldwiese sind den meisten verschlossen, gepekt und Schlittschuh gelaufen muß werden, also — nur hinauf auf die gefährliche, verbotene Fläche! Welcher Wächter des Gesetzes wird ihnen auch folgen? Die Schutzleute sind in der Lage von Hennen, denen man Enteneier zum Ausbrüten



unterlegte, und die nun ihre junge Brut zu Wasser gehen sehen, ohne ihr folgen zu können. So ist nun einmal unsere Jugend, das „Nitimur in vetitum“ bewahrheitet sich nirgends stärker als bei den Kindern.

Doch der Frühling zieht ins Land und auch in die Mauern unserer Stadt, das Straßenpflaster wird für einige Wochen feucht-schwarz, und die Eisdecke am Kleinen Kiel löst sich vom Ufer; eine Rinne offenen Wassers bildet sich am Rande, für einige Knaben wieder ein verlockender Zustand. Mit einem Fuße am Lande, mit dem andern auf dem Eise, versucht man, ob's noch hält; man sucht Schollen abzutreten, es gelingt, aber die Scholle weicht zurück, man gerät selbst bis ans Knie ins Wasser; doch das ist ja der eigentliche Zweck dieser letzten Tändelei mit dem Winter. Die Sache hat bald ein Ende; es wird Zeit zu anderen Spielen. Sobald die Erde einigermaßen frostfrei ist, zieht die liebe Jugend auf die noch ungepflasterten Stellen unserer Plätze und Straßen. Kleine Löcher werden in den Boden gemacht und das Marmelspiel beginnt. Da es sich dabei um materiellen Gewinn und Verlust, wenn auch nur in thönerner Münze, handelt, so werden leicht die jugendlichen Leidenschaften entfesselt; Zank und Streit in Worten und Thaten sind regelmäßige Erscheinungen, das Ende vom Liede ist, daß der machtlose Verlierer, wütend über den Spott seiner Kameraden, seinen Zorn am unschuldigen Erdboden ausläßt und mit aller Gewalt die Löcher zustampft. Natürlich wird er dafür von den Übrigen schleunigst gelyncht; dann beginnen diese ohne ihn von neuem. Etwas ruhiger geht's in jenen Gruppen zu; wo ein kleines Fleckchen weichen Rasenbodens unter dem Zaun hervorragt, sofort wird es ausgenutzt zum edlen Sport des „Pickpahl“, einer selbst für Erwachsene interessanten Kraftübung. Es sind meist ältere Jungen, welche die im Erdboden steckenden Knittel umstechen, unaufhörlich mit den kalt gewordenen Füßen den Erdboden stampfend und in die roten, steif gefrorenen Finger hauchend. Erwartungsvoll stehen sie, ob „Korl woll Krischahn sinen 'rut sleiht“. „Korl“ nimmt seine ganze Kraft zusammen, er schlägt den angegriffenen Knittel richtig aus dem Boden, aber leider! die eigene Waffe ist anstatt in den Boden dem Angreifer an die Beine gefahren: ein lautes schmerzliches „Au!“ wird von einem homerischen, schadenfrohen Gelächter begleitet; Krischahn aber kann für diesmal noch am Spiele teilnehmen. Und nun kommt Hannes an die Reihe; er schmettert seine Waffe gegen Franz' Knittel; letzterer fällt zu Boden. „He fritt noch!“ ruft Franz jubelnd. „Na! dat deiht he nich!“ „Jawoll deiht he't!“ „Wat schul he woll, kiek dor is de Spitz!“ „Ja, aber dee stickt noch inne Ehr'!“ „Ne! dat deiht se nich!“ „Deiht se doch!“ und nun ist auch hier die Zwietracht ausgebrochen; die Parteien pro und contra Franz bekämpfen sich, schließlich siegt die Macht des Stärkeren wie bei allen Kinderspielen.



Mann mit Heuschreckenhäusern. Straßenfigur um 1800. Nach einem kolor. Stich.

Ist die Luft warm genug geworden, so daß die Finger nicht mehr steif werden, so kommt



der Ball an die Reihe. Wer kennt nicht die mannigfachen Variationen des Ballspiels, an dem auch die weibliche Jugend sich stark beteiligt. Der Ball giebt ja Gelegenheit zu Gesellschaftsspielen verschiedener Art, wie zu einsamer Unterhaltung. Wo nur ein nicht mit zu schonenden Anlagen ausgefüllter Platz sich findet, da haben die Knaben sich zum Ballschlagen vereinigt, ein munteres Spiel, das jedem Gliede die gesunde Bewegung bietet. Auf allen nicht gar zu belebten Straßen aber wird namentlich von den Mädchen das Ballfangen geübt. Hier steht eine Anzahl von ihnen wie die Orgelpfeifen in Reihe aufgestellt, davor ein einzelnes Mädchen, das ihren Ball einer ihrer Kameradinnen nach der anderen zuwirft; die jüngsten der Gespielinnen sind noch so klein, daß ihre Händchen ihn unmöglich fassen können: er fällt regelmäßig zu Boden; aber sie wollen doch gern mitspielen. Dort fangen zwei andere um die Wette. Sie werfen den Ball gegen die Hauswand, und wer die größte Zahl der Points erreicht, ist Siegerin. Dabei werden allerlei kleine Künste geübt. Während der Ball sich in der Luft befindet, dreht man sich ein-, zweimal um sich selbst, um ihn dann wieder zu fangen; andere arbeiten nach Art der Jongleure mit zwei oder drei Bällen auf einmal und dergleichen mehr. Das Ballspiel ist eine der unsere Straßen am charakteristischen belebenden Jugendbeschäftigungen.

Fast aber hätte ich ein anderes Frühjahrsspiel vergessen, das „Hinkepot“, das eigentlich noch vor dem Ballspiel beginnt, zur Zeit, wenn die Füße, um warm zu bleiben, noch der Bewegung bedürfen. Wenn es recht in Blüte steht, dann wird es auf jedem Trottoir, jedem Spielplatz ausgeübt. Mit einem Stöckchen an ungepflasterten Stellen, mit einem Stück Kreide oder Ziegelstein auf den gepflasterten Trottoirs wird der durch Kreuz- und Querstriche in eine Anzahl numerierter Fächer geteilte Tempel auf den Boden gemalt, und nun heißt's, mit dem Steinchen ein Fach nach dem andern zu treffen, den Stein aber, vorschriftsmäßig von Fach zu Fach springend, wieder einzuheimsen. Wie scharf paßt da die kleine Schar auf, daß derjenige, der augenblicklich „dran“ ist, mit seinem Wurf das bestimmte Fach nicht verfehlt, beim Springen beileibe nicht auf einen Strich tritt! und ärgerlich ist man, wenn Vorübergehende durch ihre Tritte die wichtigen Linien verwischen! Alle Augenblicke müssen die Linien von neuem kenntlich gemacht werden.

Zur selben Zeit kommt dann das Trundelband, der hölzerne oder eiserne Reif, der mit einem Stock in fortrollender Bewegung erhalten wird.

Epochemachend wirkte die Periode der von den Schulen veranstalteten Kindervogelschießen. Eine Zeitlang ward nichts weiter gespielt, als eben Vogelschießen. Da mußten denn Papas Cigarrenkisten herhalten, aus denen man die phantastischen Ungetüme von Vögeln zurechtzimmerte. Der Vogel ward auf irgend einem Hofe aufgestellt, und nun begann das Fest mit allen in der Erinnerung haftenden Ceremonieen. Kleine Festzüge mit Trommelschlag und Pfeifenklang, mit Fahnen und Schärpen bewegten sich durch die nächsten Straßen des betreffenden Stadtviertels. — Ja, der Kreisel, der Kreisel! dieses unendlich alte einfache und doch alljährlich neue, ewig beliebte Straßenspielzeug! Wie mit einem Schlage sind sie aus den Trottoirs hervorgewachsen; manches Fünf- und Zehnpfennigstück ist zur Kreiselzeit in die Kurzwarenläden gewandert, und nichts ist vor den Fingern der Kinder unsicherer, als die kleinen Bindfadenreste in den Schartekenkästen. Glücklich derjenige, welcher das notwendige Geschirr in Ordnung hat und alleiniger Besitzer eines dieser Spielzeuge ist! Er kann seinen Kreisel munter straßauf, straßab treiben und hat nur aufzupassen, daß er nicht in eine Ritze des Klinkertrottoirs gerät oder einem Vorübergehenden an die Beine fliegt. Wie quält sich



dagegen jener Kleine mit seinen einzigen Endchen Bindfaden, das den Fuß des Kreisels durchaus nicht mehr fassen will! Hundertmal hat er ihn in Gang gebracht und hundertmal hat er ihn mit dem Schlage entweder ganz verfehlt oder mit dem Peitschenstiel getroffen, daß er weit über die Fahrstraße küselt. Und dann dort die beiden sind Brüder; sie besitzen zusammen einen Kreisel und sollen sich in das Vergnügen teilen. Dem einen ist's gelungen, fünf Minuten lang in einer Tour dabei zu bleiben, der andere bringt ihn durch den ersten Schlag zu Fall; er „will noch mal", aber das widerspricht der Abmachung; er soll die Peitsche hergeben, doch er weigert sich; der andere nimmt den Kreisel und nun hat niemand etwas Rechtes. Es bedarf erst eines langen Streites, bis der Klügste nachgiebt. Dann endlich beginnt das Spiel von neuem.

Wenn die Abende im August sich früher herabsenken und das Dunkel unsere Kleinen noch auf der Straße überrascht, dann haben sie gleich etwas neues. Man bedarf der Beleuchtung, es beginnt die Periode der Papierlampions. Dieses Spiel gewährt einen hübschen Anblick und giebt dem abendlichen Straßenbilde ein ganz besonders reizendes Gepräge. „Laterne! Laterne!" klingt das einförmige Lied aus hundert kleinen Kehlen, und hundert bunte Laternen bewegen sich, bald einzeln, bald in kleinen Zügen auf und ab. Wer nicht selbst eine solche besitzt, ist glücklich, wenn er diejenige eines andern eine Minute lang tragen oder nur mit anfassen darf. Galt die Sehnsucht der Kinder beim Kreiselspiel den Bindfadenresten, so ist sie jetzt auf kleine Lichtstümpfchen gerichtet; alle zwei Minuten blickt man in die Laterne hinein, wie lange wohl noch der „Stummel" aushält. Und dann geht's wieder weiter; „Brenn' auf, mein Licht! brenn' auf, mein Licht! Nur meine liebe Laterne nicht!" Ein paar Tage geht's gut, jeden Abend wird ein Stümpfchen verbrannt, aber schließlich — o Jammer! — man hat die Augen anderwärts, und da plötzlich fängt die „liebe Laterne" doch Feuer, und die Herrlichkeit hat ein Ende. Und so wandelt ein Lampion nach dem andern den Weg alles Irdischen, bis schließlich das buntfarbige Schauspiel abends ganz wieder einschläft.

Nun aber kommt die Zeit der steifen Herbstwinde und mit ihr die Periode der Papierdrachen, auch ein alter und doch ewig neuer Sport, der hauptsächlich draußen vor den Thoren auf freien Plätzen betrieben wird und auf die Physiognomie unserer Straßen weniger Einfluß hat. Indessen ahmen doch die Kleinen in den Straßen das Spiel der Größeren vor den Thoren nach. Aus einem beschriebenen Quartheft des älteren Bruders wird eine Seite herausgerissen und in die birnenförmige Gestalt gebracht; dann wird der Länge nach ein einziges Stäbchen hindurchgesteckt, unten ein kleiner Schweif befestigt, und der Miniaturdrache ist fertig. Sobald Mutter nur erst ein paar Meter von dem Garn des kürzlich losgeribbelten alten Strumpfes herausgerückt hat, kann's losgehen. Solche Drächelchen lassen unsere Kleinen und Kleinsten überall in den Straßen steigen, d. h. in Wirklichkeit ist von einem Steigen weniger die Rede als von einem Schleifen durch die Rinnsteine. Zum „Stehen", wie der Kunstausdruck lautet, kommt so ein papiernes Ungeheuer nie.

Mit dem Drachen endet die Saison der stereotypen periodischen Spiele. Die kühlere Herbstluft macht allerlei freie Lauffspiele notwendig, und diese werden nun so lange fortgesetzt, bis der Winter unsere Kleinen an den Ofen lockt oder ihnen von neuem die Eisbahn glättet und den verführerischen ersten Schnee vom Himmel herabsendet. Aber einerlei! Leben bringen die Kinder das ganze Jahr über auf die Straße".

Dabei gab es noch mancherlei andere Spiele, die kindliche Feste belebten, so Sacklaufen, Topfschlagen, Semmelbeißen, Mastbaumklettern, Puppengreifen. Dieses fand beim jährlichen Fest der



Freischulen statt. Eine angekleidete Strohpuppe hing frei und daran waren allerlei Kleinigkeiten befestigt und versteckt. Die Mädchen traten mit verbundenen Augen heran und griffen sich ein Stück davon heraus. Da war ferner der Plumpsack „Kiek di ni um, de Plumpsack gait 'rum" und bei den Pfänderspielen „Hangen" mit dem Spruch „Ik hang, ik hang!" und Ofen anbeten mit dem Spruch:

„Aven, Aven, ik bede di an,
's Winters bist du 'n goden Mann,
's Sommers seh ik di nich an!"

oder:

„Aven, Aven, ik bede di an,
Giff mi enen goden Mann,
Giffst du mi keenen goden Mann,
So bede ik di nich wedder an."

Beim Ringeltanz ist nicht das Spiel Königstochter im Turm zu vergessen mit dem Spruch:

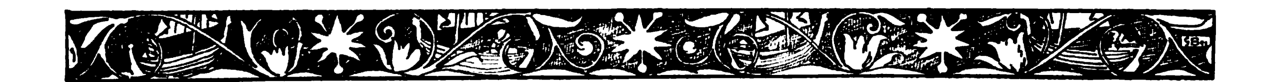
„Kling, klang, kloria,
Wer sitt in dissen Thoria?
Da sitt en Königsdochter in,
De kann ik nich to sehen krig'n.
De Mauer de will nich breken,
De Stock de will nich steken.
Kling! seggt de Klock.
Fat' mi achter bi'n Rock."

oder:

„Wer sitt in dissen hogen Thorn?
Da sitt en Königsdochter in."
Kann ik de nich to sehen krigen?
„Se is so fast vermuret,
„De Muuer de will nich breken,
„De Steen de will nich steken."
Enen Steen brek ik ut.
„Beide Ogen fallt di ut."
Ne, ne, schad't nich! da'et nich!
Steen und Been verlat mi.
Kling, klang, kloria!
Kumm und folg mi achterna.

Im Kreise hockt hier ein Mädchen, dessen Kleid von den Spielern festgehalten wird, bei den Worten: „Enen Sten" läßt je einer das Kleid los und tritt aus dem Kreis. Das Singen und Tanzen wird fortgesetzt, bis alle das Kleid losgelassen haben und der Kreis aufgelöst ist.

Sehr beliebt ist auch die Brücke. Es wird dazu gesungen:



„Hal up de Brügg!
Hal dal de Brügg!
Den Letzten wöllt wi fangen
In de güldenen Stangen;
He blift darin befangen."

„Letztes Paar heraus", „Dritten abschlagen", „Blinde Kuh", „Katze und Maus", „Der Wolf der kommt", „Versteckspielen" sind sehr verbreitete Spiele von altersher gewesen.

Ein beliebtes Kinderspiel, welches bisweilen noch vorkommt, war folgendes:

Die Kinder stellen sich in zwei Abteilungen hintereinander auf; die einen sind die Freier, die andern die Mutter mit ihren Töchtern. Die Zeilen werden abwechselnd gesungen, während die Züge gegeneinander und zurückmarschieren:

„Da kommen zwei Herren aus Lünefeld (Ninive).
Juchheisasa filadi."

„Was wollen zwei Herren aus Lünefeld?
Juchheisasa filadi."

„Sie wollen die älteste Tochter freien.
Juchheisasa filadi."

„Und wer soll denn der Bräutigam sein?
Juchheisasa filadi."

„Das soll der Kaiser selber sein.
Juchheisasa filadi."

„So nehmt sie hin mit Freuden."

Auf diese Weise werden aus der zweiten Reihe alle abgerufen und schließen sich der der Freier an, bis die Mutter allein nachbleibt.

Dann singt man:

„Was wollen sie mit der Mutter thun?
Juchheisasa filadi."

„Sie wollen sie in ein Kloster sperren.
Juchheisasa filadi."

Man schließt einen Ring, aber sie entwischt nach irgend einer Seite und man sucht sie nun zu haschen.

Verschwunden ist aber wohl der „Rummelpott". Ein irdener Topf mit einer straffgespannten Schweinsblase überzogen, in deren Mitte ein Stück hohles Schilfrohr gerade aufstehend befestigt ist; an diesem Rohrstengel ward mit etwas angefeuchteten Fingern auf und nieder gerieben, wodurch das Rummeln hervorgebracht ward. Arme Kinder gingen mit diesem Instrument zu Weihnachten von Haus zu Haus, sangen dabei und sammelten Gaben ein. Sie sangen dazu:



De old Johann Langmann
Hett en roden Rock an,
Appeln un Beeren schmeckt ok god
Giv mi wat in 'n Rummelpott."

oder:

Rummel, rummel, röschen!
Gif mih wat in't Pöschen.
Lat mi hier nich länger staen,
Ick sall van Dag noch wieder gaen.

Unter Kinderliedern und Kinderreimen sind mir erinnerlich:

„Johann spann an!
Dre Katten vöran,
Dre Müs vörup,
Na'n Blocksbarg herup."

„De hett in Water legen,
De hett em rut kregen,
De hett em afdrögt,
De hett em in Bett legt,
De Schelm un Deef hett an Moder segt."

„Backe, backe Kuchen,
Der Bäcker hat gerufen:
Wer da will Kuchen backen,
Der muß haben sieben Sachen:
Eier und Schmalz,
Butter und Salz,
Zucker und Mehl,
Safran macht die Kuchen geel."

„Hopp Marjanchen, hopp Marjanchen,
Laß das Püppchen tanzen."

„Wir wollen einmal spazieren gehn,
Von einer Stadt zur andern gehn.
Risch, rasch, rusch,
Der König sitzt im Busch."

„Hau de Katt den Swanz af,
Hau em nich to lang af.
Laat en lütt Stummel stahn,
Dat se kann ut musen gahn."



„Tuck, tuck, tuck, tuck mien Höneken,
Wat deist du in mien Hof?
Du plückst mi all de Blömeken,
Dat maakst du gar to groff.
Mien Moder ward di kywen,
Mien Vader ward di slahn.
Putthöneken, Putthöneken,
Wo ward dat di noch gahn."



Straßenfigur (Bilderhändler) um 1790.
Nach einem Stich.

„Alle miene Aanten
Swemmt up de See.
Kopp ünner Water,
Steert in de Höh."

Dem Storch ruft man zu:
Adebahr, Bester,
Bring mi en lüttje Swester,
Adebar, oder
Bring mi en lütten Broder.

Beim Abzählen und Abmählen heißt es:

„Ele, mele,
Zuckerseele,
Königskind,
Golden Ring.
Du sast lehren
Bookstaberen.
Abel, mabel, piff, paff,
Du bist heraf."

„Edelmann, Bedelmann, Doktor, Pastor,
Rathsherr, Borgermeister, Snieder, Major."

„Ich und Du,
Müllers Kuh,
Müllers Esel,
Der bist Du."

„Eine kleine weiße Bohne,
Fahre hin nach Engeland.
Engeland ist zugeschlossen
Und der Schlüssel abgebrochen."



Straßenfigur um 1790. Nach einem Stich.



Als Wiegenlieder galten:

„Eia, popeia, wat rappelt im Stroh?
De Göös, de gaht baarfoot und heft keen Schoh.
De Schoster hett nich Ledder noch Liesten darto,
Wat könnt de armen Göös darto.“

„Slaap, Kindchen slaap,
Dar buten staht de Schaap.
Dar binnen staht de Lämmer un Köh,
Slopt min Kind denn ahne Möh.
Slaap, Kindchen slaap.“

To Bett, to Bett,
De'n Lewsten hett.
De kenen hett,
Mutt ok to Bett.

Goden Abend, gode Nacht,
Mit Rosen bedacht,
Mit Nägelken bestäken
Kruep ünner de Däken
Morgen frö, wills Gott, wöln
Wie uns wedder spräken.“

Der Umschlag zog früher, ungefähr bis in die Mitte dieses Jahrhunderts, eine Unmasse Fremde herbei, fast der gesamte Adel fand sich ein, kam vierspännig in eigenem Wagen mit zahlreicher Dienerschaft zur Stadt gefahren, um seine Geldgeschäfte abzuschließen und sich zu vergnügen; streng wurde darauf gehalten, daß die Gutsbesitzer mit ledernem, die Pächter jedoch nur mit hänfenem Geschirr fahren durften. Zu dieser Zeit war der Umschlag dem Adeligen ein hauptsächlicher Tummelplatz der Wintervergnügungen geworden, wo er seinen Überfluß mit Anstand verthun konnte. Die Adeligen fanden sich so zahlreich ein, daß sie in der Holstenstraße sogar ihr eigenes adeliges Kaffeehaus hatten. Die fremden Kaufleute führten ihm die Luxusartikel der ganzen civilisierten Erde zu, — Hasardspiele kamen in Mode, Spiel- und Trinklokale entstanden, und eine Anzahl von Leuten aller Art, welche auf guten oder schlechten Wegen auf den Geldbeutel ihrer Mitmenschen spekulierten, fanden sich ein.

Sobald der Umschlag eingeläutet war, durfte selbst der gemeinste Dieb frei und ungehindert in der Stadt sich bewegen, ohne wegen früherer Verbrechen gefaßt zu werden, wenn er sich nur nicht bei neuen Diebereien erfassen ließ. Dieses kam sehr selten vor, denn es hatten sich ganze Banden gebildet, welche zusammen wirkten und noch zu Anfang unseres Jahrhunderts unter dem Namen „Weißkäufer“ bekannt waren. Es hat sich aus dieser Zeit auch noch die Redensart erhalten: „Nu warrt Schelm und Deef inlött!“



Wie großartig dieser Zusammenfluß von Gaunern gewesen sein muß, erhellt daraus, daß die übrigen kleinen Städte Holsteins in der Umschlagszeit besondere Sicherheitsmaßregeln trafen und durch bewaffnete Männer ihre Stadt allnächtlich zu beschützen suchten. Noch im Jahre 1818 mußten die Bürger vom 6. Januar bis 2. Februar in Oldesloe, Segeberg u. s. w. die sogenannte „Taterwache" halten, d. h. mit alten Flinten und Spießen jede Nacht in den Straßen patrouillieren. In Kiel erließ im gleichen Jahr der Polizeimeister eine Warnung, daß das Polizeiamt vom Auslande benachrichtigt sei, daß berüchtigte Gauner beabsichtigten, den Umschlag zu bereisen, um auch ihre Geschäfte zu machen und empfiehlt Wirten und Bürgern die größte Aufmerksamkeit. Die fremden Kaufleute wurden vor Alters sehr protegiert und hatten besondere Freiheiten, weil durch ihr Erscheinen eine große Anzahl von Käufern herbeigelockt wurde, welche ihr Geld in der Stadt verzehrten und ihr großen Vorteil brachten. Die Hallen unter dem Rathause, wo sich jetzt die Schlachterbänke befinden, waren ursprünglich für diese Fremden bestimmt. Hier war der eigentliche Bazar, wo die prachtvollsten Stoffe, Geschmeide rc., ja sogar Gewürze aller Art feilgeboten wurden. Später hatten sich außerdem eine ganze Reihe von leichten Buden längs der ganzen Holstenstraße bis zur Holstenbrücke und einem Teil des alten Walles gebildet. Die Plätze dazu wurden von den Hausbesitzern vermietet und brachten diesen eine gute Einnahme. Als der Handel in Kiel sich jedoch immer mehr und mehr hob, und die hiesigen Kaufleute dieselben Waren feilboten, blieben die fremden Kaufleute nach und nach fort; die verlassene Halle wurde zu anderen Zwecken benutzt und die Messe sank zu einem gewöhnlichen Jahrmarkt herab. Die Buden in der Holstenstraße aber erhielten sich bis zum Jahre 1817, wo der zunehmende Verkehr in dieser Hauptstraße ihre Beseitigung erheischte, und man sie nach dem Marktplatze, wo sie bis vor kurzem noch standen, verlegte, — die einzelnen Plätze aber durch die Kämmerei vermietete.



Vierländer um 1800. Nach einem kolor. Stich.

Außerdem aber wurde für die gewöhnlichen Markttage noch eine Budenreihe auf dem großen Kuhberge eingerichtet, welche bald so bedeutend wurde, daß sie die ganze Strecke von der Schevenbrücke bis zum Exerzierplatz nebst der Sandkuhle bedeckte.

Noch im ersten Viertel des gegenwärtigen Jahrhunderts war der Umschlag viel belebter, als in unseren Tagen. Die meisten Adeligen erschienen noch persönlich, teils ihre Geschäfte zu besorgen, teils um sich zu vergnügen, und aus denselben Gründen fanden sich viele angesehene bürgerliche Personen aus allen Städten der Herzogtümer hier ein. Größere Tanzsalons gab es damals noch nicht, aber desto mehr Trinklokale, unter denen der Keller von Schönhannchen der besuchteste und beliebteste war; auch öffentliche Maskeraden im Ballhause und mehrere privilegierte und geheime Spielbänke, welche sämtlich von Leuten aller Stände sehr eifrig besucht wurden. Daß es bisweilen dort sehr lebhaft herging, wenn reiche Fideikommißerben ihre Zinsen hoben und die Taschen voll Geld hatten, versteht sich von selbst, und daß mancher, der gekommen war, um sich ein rundes Sümmchen zu holen, dem lieben Pharao und Champagner mehr opferte, als ihm am folgenden Morgen lieb und ange-



nehm war, wird niemand wundern. Selbstredend kam zum Umschlag auch vielfach allerlei fahrendes Volk, so findet sich eine Anzeige:

„Die junge Riesin und das wunderbare Mädchen sind bis Montag zum Beschluß allhier auf dem Tanzsaal zu sehen."

Da tritt im Schauspielhaus ein nordischer Herkules, Herr Franke, auf, Gebrüder Denneberg aus Paris empfehlen ihr Metamorphosentheater, ein anderes Mal wird ein Stelzenballet angekündigt.

Zu anderen Jahreszeiten finden sich auch Anzeigen von Seiltänzern und Equilibristen, die im Schloßgarten ihre Vorstellungen gaben.

Bisweilen kamen auch Kunstreitergesellschaften nach Kiel, welche dann vormittags im stattlichen Aufzug durch die Stadt ritten und abends im akademischen Reithause Vorstellungen gaben.

Eine Kleinigkeit war es nun nicht, um Mitternacht seine Wege durch die Straßen zu finden, denn die Straßenbeleuchtung war noch recht mangelhaft, wenn's nicht allzu spät war, oder Mondschein im Kalender stand, so glimmte hie und da ein schwaches Flämmchen, das nicht viel mehr Licht gab, wie eine gute Cigarre und nur notdürftig die Richtung zeigte, keineswegs aber die zahlreichen Eisberge und Löcher in den Straßen, welche fast jeden Schritt lebensgefährlich machten.

Man ließ damals nämlich allen Schnee samt dem gefrorenen Schmutz bis zum gelegentlichen Thauwetter liegen und brach dieses unversehens herein, so ging die Fährlichkeit erst recht an. Auch machte sich mitunter der Sturm das Vergnügen, die leichten Marktbuden in der Holstenstraße umzuwerfen, wodurch dann förmliche Barrikaden entstanden, welche — zumal in etwas erregter Stimmung — zu übersteigen oftmals rein unmöglich war.

Um diesen Hindernissen zu begegnen, hatten sich einige eigentümliche Erwerbszweige herausgebildet, welche damals im schönsten Flor standen und, soviel bekannt, nur in Kiel zu Hause waren, von denen aber schon längst keine Spur mehr vorhanden ist. Das scherzhafteste von allen waren die Laternenträger, — eine Masse von Arbeitsleuten und Burschen, welche vor jedem öffentlichen Lokal, an jeder Straßenecke gruppenweise auf der Lauer standen, um mit ihren großen Stocklaternen den Heimkehrenden für ein Trinkgeld bis zu ihrer Wohnung zu leuchten. Sobald man nur die Straße betrat, war man auch sogleich von diesen dienstbaren Geistern dicht umringt, und die Anerbietungen steigerten sich in gar kurioser Weise und bei jedem Schritte:

„Will de Herr to Huus lücht sin?"

„Ne, de gnädige Herr nimmt mi."

„Ach, Herr Baron, ick häff noch gar nix verdeent."

„Hier, Herr Graf, min Lücht is de beste" u. s. w.

und dabei entstanden denn nicht selten solche Balgereien, daß die armen Laternen zusammenkrachten und erloschen. An ein Entkommen war nicht zu denken, hatte man aber endlich einen Führer erwählt, so war man auch vollkommen sicher, man durfte sich seiner Leitung unbedingt überlassen; die Leute waren überall orientiert und man konnte auf dem kürzesten Wege dahin gelangen, wo man sein wollte, was namentlich für den Fremden ein sehr großer Vorteil war. Bei diesem Geschäfte fanden viele arme Handwerker, deren Arbeit im Winter stille lag, ein recht gutes Auskommen, die Weinlaune des Vermögenden warf ihnen oft ein bedeutendes Trinkgeld zu, zumal, wenn der Stocklaternist etwas witzig war. Diese harmlosen Leute haben manchen Arm- und Beinbruch abgewendet, welcher sonst wohl



unausbleiblich gewesen wäre. — Ein anderes, gleichfalls sehr rentables Geschäft war das der Portechaisenträger, welche eine förmliche Innung bildeten und niemand unter sich duldeten, der nicht zünftig war. In jener Zeit gab es noch keinen einzigen verdeckten Mietwagen in der ganzen Stadt, die Gassen aber waren dermalen überall so schmutzig, daß man es sich jetzt nicht mehr vorstellen kann. Wer unbeschmutzt in eine anständige Gesellschaft wollte, mußte sich bei Tage wie bei Nacht tragen lassen; — da aber immer nur eine Person zur Zeit fortgeschafft werden konnte, und die Taxe für jeden Gang in der Stadt 1 Mark lübsch, außerhalb der Barriere aber das Doppelte betrug, so war solche Beförderung immer sehr kostspielig. Die ehemalige große Anzahl von Portechaisen, welche an bestimmten Orten in den Stadtvierteln, hauptsächlich am Nikolaikirchhof, postiert waren, ist geschwunden, nachdem die Droschken mehr und mehr Verbreitung fanden.

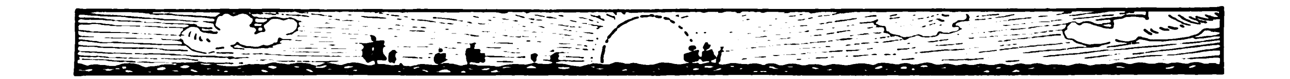
Ein gemütlicher Geist beherrschte die frühere Kieler Umschlagsschwärmerei, ein wirklicher Frohsinn erfüllte alle Lokale.

Zum Umschlag kam alles, was Geld zu holen, Geld zu zahlen, Geld zu verdienen und Geld zu verjubeln hatte, nach Kiel: der Adel des Landes, die Gutsbesitzer und Pächter, Hamburger Butter-, Korn-, Speck- und Fleischhändler; Advokaten und Rechtsgelehrte mit Akten und Urkunden, Kauf- und Pachtkontrakten. Ehrlichkeit und Pünktlichkeit herrschte und unbedingtes Vertrauen brachte einer dem andern entgegen. Es werden verschiedene Geschichtchen erzählt (Baudissin, Schleswig-Holstein), die die gute alte Zeit charakterisieren.

Die Zahlungen wurden in Silber geleistet und die Spezies und Thaler waren gewöhnlich in Beuteln von grauer Leinwand verpackt, welche den Inhalt und den Namen des Pächters oder Gutsbesitzers trugen, der das Geld eingezählt und versiegelt hatte. Selten kamen Irrungen vor; wo sie vorkamen, wurden sie auf der Stelle verbessert. So hatte einst ein Gutsbesitzer von seinem Geschäftsführer einen ganzen Haufen Beutel, je zwei- bis dreihundert Thaler, erhalten und bona fide angenommen; am folgenden Morgen sollte er eine Zahlung leisten, er öffnete einen Beutel, der dreihundert Thaler enthalten sollte, fand aber, daß hundert Thaler fehlten. Er ging zu seinem Geschäftsführer, zeigte ihm an, daß er hundert Thaler zu wenig bekommen habe und verlangte die fehlende Summe. „Sie haben Recht," entgegnete der Geschäftsmann; „Ihr Geld sollen Sie bekommen, aber einen Augenblick Geduld! Wem habe ich gestern außer Ihnen Zahlungen geleistet? — Richtig! — dem und dem. Einer von den beiden hat also einen Beutel, in welchem hundert Thaler zuviel enthalten sind." Der Kommis wird ausgeschickt, um den hundert Thalern nachzujagen und kommt gegen Abend mit der Summe bei seinem Herrn an. Er hatte den fraglichen Geldbeutel bereits in der sechsten Hand gefunden; der Besitzer hatte auf seine Bitte sogleich das Siegel gelöst und den Inhalt nachzählen lassen, und natürlich ohne Widerstreben das, was ihm nicht gehörte, zurückgeschickt. Solche Beispiele ereigneten sich jährlich, während fast niemals Fälle vorkamen, daß einer den andern zu übervorteilen suchte.

Den schönsten Beweis von der Redlichkeit der Kieler gaben einst die Eckensteher und Butjers ab, Baudissin erzählt den Fall wie folgt:

„Ein Karrenschieber, der seinen Karren mit Geldsäcken beladen und Mühe hatte, sich in dem Menschengewühl und in der engen schmutzigen Straße mit seiner Last Bahn zu brechen, stieß gegen einen Eckstein an und warf seine Geldbeutel sämtlich in den tiefsten Straßenkot. Zwei oder drei von den Beuteln waren bei dem Falle geplatzt und die Spezies und preußischen Thaler rollten nach allen



Seiten über das Pflaster und in die Gosse; anstatt sich das Unglück des Karrenschiebers zu Nutze zu machen, eilten die Eckensteher herbei, schlossen einen Kreis und duldeten nicht, daß ihnen irgend jemand beim Auflesen des Geldes behilflich sei, und als sie nach langem Suchen endlich die Passage in der Straße wieder frei ließen, fehlten von den fünf- bis sechshundert Thalern auch nicht einer."

Das waren echte Kieler Jungens von altem Schlag, ein typisches Beispiel überhaupt für diese längst vergangenen Tage der Biedermännerzeit, die oft nicht mit Unrecht: „Die gute, alte Zeit" genannt wird.

Das Wanderlied des Schumachergesellen sagt von Kiel:

„Un en Universität is Kiel
De Pedell, seggt he, de heet Biel,
Und de Rector, seggt he, wesselt af;
Mal weer't Falck, seegt he, mal weer't Pfaff."

Unsere Schilderung des alten Kiels möge der alte Spruch beschließen, der sich im Munde der Landleute häufig findet:

„In Kiel ist's am schönsten im ganzen Holstein."



Am Strand bei Bellevue.
Nach einer Zeichnung aus den 50ger Jahren.



Aus trüber Zeit zum neuen Reich.



Am 20. Januar 1848 bestieg der Sohn aus Christians VIII. erster Ehe den Thron seiner Väter. Friedrich VII. ist der letzte Regent aus Oldenburgischem Stamme, der über Dänemark geherrscht hat. Er war kein weltkluger Fürst, die Schlauheit seines Vaters, seine großen Geistesgaben gingen ihm ab, dazu war er ein Mensch, aufgewachsen ohne die Liebe einer Mutter, ohne das Glück einer eigenen Häuslichkeit, von rohen Sitten, jähzornig, ungebildet, wenn auch nicht ohne Verstand und derben Humor. Er war durch und durch Däne, haßte alles Fremde und verabscheute jeden höfischen Zwang, am wohlsten fühlte er sich an Bord seines Schiffes oder im Kreise seiner Zechkumpane, in deren Auswahl er nicht wählerisch war. In Dänemark ist er wohl neben Christian IV. und Friedrich VI. der volkstümlichste Fürst aus dem Oldenburgischen Hause, die Liebe seiner deutschen Unterthanen hat er sich dagegen nie zu erwerben verstanden, die Zeit seiner Regierung ist die schwerste für Schleswig-Holstein geworden. Sie ist eine Zeit des Kampfes, der Entsagung, des Duldens und Hoffens, sie hat die vielfachen Bande, welche trotz allem Vorangegangenen noch zwischen Dänemark und den Herzogtümern bestanden, gelockert; Schleswig-Holstein und Dänemark sind sich, trotz der nochmaligen Vereinigung von 1851 bis 1863, fremd geworden und sind ihre eigenen Wege gegangen, die Trennung zwischen deutsch und dänisch, die seit 1806 sich vorbereitete hatte, ward entgiltig und blieb bestehen. Die Ereignisse, die der Thronbesteigung Friedrichs folgten, sind bekannt, am 3. März hatte er noch die Landesprivilegien der schleswig-holsteinischen Ritterschaft bestätigt und fast schien es, als ob der König das alte Recht wahren wollte und nicht geneigt sei, den Wünschen und Forderungen der sich mächtig regenden eiderdänischen Partei nachzugeben. Die Gärung in der Kopenhagener Bevölkerung stieg aufs höchste und es bedurfte nur eines Anlasses, um offenen Aufruhr entstehen zu lassen.



König Friedrich VII. von Dänemark. (1848—1863.)
Nach einem Stich.

Die Nachricht von dem Ausbruch der Februarrevolution in Paris, die Meldungen von Un-





Graf Reventlou-Preetz.
Nach einem Ölgemälde.

ruhen in verschiedenen Theilen von Deutschland, führten die Entscheidung rasch herbei und zwangen Friedrich VII. sein königliches Wort zu brechen.

Am 20. März kam es in Kopenhagen zu einer Volksbewegung, die den König nötigte, das bisherige Ministerium zu entlassen und ein neues entschieden eiderdänisches Ministerium zu ernennen, in dem die Hauptführer der Eiderdänen, Bankdirektor Hvidt, Höchstengerichtsadvokat Orla Lehmann und General Tscherning Plätze fanden. Zugleich wurde der König dazu vermocht, die Einverleibung Schleswigs in den dänischen Staat auszusprechen. Der König war nicht mehr Herr seiner Entschlüsse. In Schleswig-Holstein war man derweilen nicht unthätig gewesen, die Vorgänge, die sich in Kopenhagen seit Wochen abspielten, der Kampf der Eiderdänen gegen die Regierung, dessen Ausgang unzweifelhaft sein mußte, drängte zum entscheidenden Handeln. Die einzelnen Phasen des Vorkampfes hier zu schildern, würde zu weit führen, es kann nur das Hauptsächlichste erwähnt werden.

Am 11. März fand im Kasino in Kopenhagen eine große Versammlung statt, in welcher unter einstimmigem Beifall Tscherning ausrief, die größte Gefahr sei es, wenn Schleswig nicht dem Königreich einverleibt werde, ob Schleswig wolle oder nicht wolle, davon könne keine Rede sein, wenn es sich widersetze, so sei das offener Aufruhr, deren Anstifter mit Waffengewalt zu Paaren getrieben werden müßten. Eine stürmische Beratung folgte der andern, Verleumdungen und Lügen, wie, die Herzogtümer ständen bereits in offener Empörung, wurden verkündigt; Studenten, Künstler und Polytechniker bewaffneten sich unter Leitung von Linienoffizieren. Die städtischen Behörden ersuchten den König um Absetzung des Ministeriums, und eine große Volksversammlung fügte die Bitte hinzu, der König möge sein treues Volk nicht zur Selbsthilfe der Verzweiflung treiben. Die Regierung selbst ordnete im geheimen militärische Rüstungen an und befahl die Abführung der schleswig-holsteinischen Kassen nach Kopenhagen.



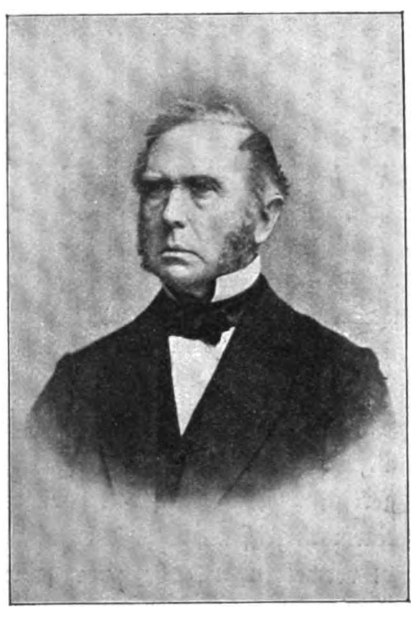
Freiherr Rochus v. Liliencron (S. 538).
Nach einem Daguerreotyp.

Alles dies zwang die Schleswig-Holsteiner zum Handeln, die Saat war reif und wie ein Mann erhob sich das in den vorhergegangenen Jahren zur politischen Reife herangezogene Volk zur Wahrung seiner Rechte.

Überall bildeten sich Bürgervereine und Bürgerwehren, die Presse erhob überall ihre Stimme und auf Anregung des Grafen Reventlou-Preetz versammelten sich am 18. März

die sämtlichen ständischen Abgeordneten beider Herzogtümer in Rendsburg unter Beselers Vorsitz. Dort wurde beantragt, die Vereinigung beider Herzogtümer, die Aufnahme Schleswigs in den Deutschen Bund, dazu freiheitliche Rechte, wie sie allerorten verlangt und zugestanden wurden.

Eine Deputation der Stände, bestehend aus Olshausen, Claußen, von Neergaard, Gülich und Engel sollten die Wünsche der Versammlung dem Könige vortragen. Dem Grafen Reventlou, sowie Bargum und Beseler ward gleichzeitig der Auftrag erteilt, bei gegebener Veranlassung die Versammlung aufs neue zu berufen. Alle weitergehenden Anträge, die insbesondere von Olshausen und Claußen gestellt waren, wurden von der Versammlung abgelehnt, von Widersetzlichkeit, Meuterei war keine Rede.


Wilhelm Beseler. Nach einer Photographie.

Am 21. März mittags reiste die Deputation nach Kopenhagen. Als sie dort eintraf, fand sie bereits das neue Ministerium vor, das dem Könige aufgedrungen worden, als die Nachricht von der Rendsburger Versammlung sehr entstellt und ausgeschmückt nach Kopenhagen gelangt war. Auf eine Erfüllung der Wünsche und Forderungen der Schleswig-Holsteiner war nicht zu rechnen. Der König empfing die Deputation zwar am 23., sprach auch die Hoffnung auf Verständigung aus, aber am nächsten Tage bereits ward die Einverleibung Schleswigs proklamiert. Der Kopenhagener Pöbel bedrohte die Abgesandten an Leib und Leben, nur mit Mühe gelang es ihren Begleitern sie zu schützen, heimlich mußten sie am 24. auf den Dampfer geschafft werden, mit dem sie die Heimreise antreten sollten. Im Augenblick der Abreise übermittelte ihnen Orla Lehmann den Beschluß des Ministeriums und des Königs, daß Schleswig mit Dänemark in eine unzertrennbare Vereinigung treten, die durch eine gemeinsame, freie Verfassung gekräftigt werden sollte.


Friedrich Prinz von Schleswig-Holstein-Augustenburg (Prinz Noer). Nach einem Steindruck.

Es war die amtliche Verkündigung eines Rechtsbruchs, hingehalten ohne Zweifel bis zum letzten Augenblick, in der Hoffnung, daß vor der Ankunft der Deputation in Kiel die zusammengezogenen änischen Truppen die Grenze überschreiten und die wehrlosen Herzogtümer in raschem Überfall unterjochen würden.

Doch „Gott ist in den Schwachen mächtig!“ Ein so leichter Erfolg war dem frechen Angriff nicht vergönnt. Als Orla Lehmann die Antwort des Königs den Abgesandten der Herzogtümer übergab und des Königs Gruß an die Einwohner Kopenhagens an den Straßenecken angeschlagen wurde, war bereits in Kiel die provisorische Regierung er-





Das Rathaus 1848. Nach einer Zeichnung von Wolperding.

nannt und die wichtigste Festung des Landes „Rendsburg“ war nicht mehr im Besitz der dänischen Truppen.

Als das planmäßige Dampfschiff, welches am 23. März aus Kopenhagen in Kiel eintreffen sollte, ausblieb, es wurde absichtlich in Kopenhagen zurückgehalten, durchschwirrten beängstigende Gerüchte von einem beabsichtigten Überfall durch dänische Truppen die Luft und man ergriff in Kiel mancherlei Vorsichtsmaßregeln, um das Herannahen des Feindes beizeiten zu erspähen. Alle einflußreichen und angesehenen Männer in den Herzogtümern mahnten zur Besonnenheit. Schon am 21. März war der Herzog Christian August von Augustenburg nach Berlin gereist, um den König von Preußen zu einer Erklärung zu vermögen, die genügen werde, die Dänen von einem Angriff auf Schleswig abzuhalten. Der Herzog hielt dies für den einzigen Weg, um einen Konflikt zu vermeiden und beschwor seine Vertrauten dahin zu wirken, daß bis zu seiner Rückkehr kein Ausbruch erfolge.

Es sollte anders kommen. Am Morgen des 23. erhielt Beseler in Schleswig die Nachricht von den Vorgängen in Kopenhagen. Ohne Zögern begab er sich nach Kiel und veranlaßte, daß Graf Reventlou gleichfalls dorthin berufen wurde, von anderer Seite ward, ebenfalls mit Beselers Zustimmung, der ehemalige Statthalter Prinz Friedrich von Augustenburg von seinem Gute Noer herbeigerufen. Im Laufe des Abends fand man sich bei dem Advokaten Bargum zusammen. Gleichzeitig tagten auf dem Rathause die Führer und Vertreter der Fortschrittspartei, in der Mehrzahl jüngere Männer, die den Wunsch hegten, daß die zu bildende Regierung durch Anhänger ihrer Partei vervollständigt würde. Sie hatten die Bürgerwehr, deren Offizierswahlen an demselben Abend stattgefunden hatte, für sich gewonnen. Schon vorher hatte der Kommandant der in Kiel liegenden Truppen der Oberst Hoegh, ein tapferer, ehrenwerter, alter Offizier, das Kommando niedergelegt und dasselbe dem Major Sachau übergeben, da er nicht gegen die Herzogtümer kämpfen wolle und verschiedene seiner Offiziere ihm erklärt hatten, daß sie keine Befehle aus Kopenhagen mehr entgegen nehmen könnten. Auch die Truppen fraternisierten von vornherein mit den Bürgern.



Advokat Bremer. Nach einem Steindruck.

Die Geschichte der denkwürdigen Nacht vom 23. auf den 24. März, ist von Beteiligten, je nach ihrem Standpunkt aufgefaßt, berichtet worden. Der Prinz von Noer, Fock und Samwer haben sich unter andern in ihren Erinnerungen damit beschäftigt. Der mir noch zur Verfügung



stehende Raum gestattet eine ausführliche Darstellung dieser Stunden, wie ich sie zu schildern beabsichtigte, nicht, wie er auch eine Charakteristik der einzelnen leitenden Persönlichkeiten verbietet. Man einigte sich schließlich zur Bildung einer provisorischen Regierung, die aus Reventlou, Beseler, dem Prinzen von Noer, dem Kaufmann M. T. Schmidt aus Kiel und dem Advokaten Bremer aus Flensburg bestand. Von einer Hinzuziehung Bargums sah man ab, die Cooption Olshausens wurde in Erwähnung gezogen und später auch vollzogen.



Kaufmann M. T. Schmidt. Nach einem Steindruck.

Beseler, Reventlou und der Prinz waren die führenden Männer, sie einigten sich darin, daß die Regierung vorerst nur im Namen des Landesherrn geführt werden könne und daß es gelte sowohl die Rechte des Herrschers, wie des Landes zu vertheidigen. Es war durchaus geboten sofort zur That zu schreiten, da die drohende Gefahr eines sofortigen Überfalles seitens Dänemark vorhanden war. Die Drei gaben sich die Hand darauf in der Durchführung der ihnen gestellten Aufgaben bis auf das äußerste zusammen zu halten.

Fast schien es, als ob die auf Veranlassung und unter Mitwirkung von Beseler und Reventlou durch Droysen verfaßte Proklamation noch einmal Anlaß zu Zwistigkeiten geben sollte, da sie den Hitzköpfen auf dem Rathause nicht freiheitlich genug klang und zuviel von unfreiem Landesherrn sprach. Schließlich fügten sie sich der Einsicht der gereiften und erfahrenen Männer, als Reventlou ihnen in warmen Worten sagte: „Nicht ihre Verheißungen, sondern ihre Persönlichkeit müsse Bürge sein, daß sie in inneren Fragen wirkliche Wünsche des Volkes erfüllen würden. Welche das seien, komme allein den legalen Organen zu beurteilen zu. Vielleicht werde der Landesherr bald selbst die Zügel der Regierung wieder übernehmen können, sie hätten kein Recht, seinen Entschließungen vorzugreifen. Sollte sich dieser Zeitpunkt hinausziehen, so würden sie auch in innern Fragen handeln müssen. Aber ein anderes bindendes Versprechen könne er nicht geben, außer daß



Gefangene Kieler Turner auf der „Dronning Maria“. Nach einer Lithographie.



die Regierung sofort alles zur Vertheidigung des Landes vorkehren werde. Er und seine Freunde ständen im Begriff, einen Schritt zu unternehmen, der eine gleiche moralische und rechtliche Verantwortlichkeit enthalte, der sich nur durch die Gefahr des Landes und die Annahme eines einstimmigen Wunsches rechtfertigen und von dem sich nur Erfolg erwarten lasse, wenn sie das unbedingte Vertrauen aller besäßen. Noch sei dieser Schritt nicht geschehen, und sie würden ihn nicht thun, wenn ein einziger der Anwesenden erkläre, mit der Proklamation nicht unbedingt einverstanden zu sein."

Ein Manneswort verfehlt selten seine Wirkung, kein Widerspruch erhob sich, mit Handschlag verpflichteten sich alle Anwesenden zur Anerkennung der provisorischen Regierung. So schloß die denkwürdigste Sitzung, die je auf dem Kieler Rathause stattgefunden hat, ein folgenschwerer Schritt war geschehen.

Die Mitglieder der provisorischen Regierung mit allen Anwesenden traten vor die Thür des Rathauses. Hier legte Beseler die Lage des Landes dar, sprach in wenigen aber kräftigen Worten von der Notwendigkeit des innigsten Zusammenschließens und der kräftigsten Vertretung unserer Landesrechte, erklärte dann, daß die provisorische Regierung sich konstituiert habe und verlas folgende Proklamation:

Mitbürger!

Unser Herzog ist durch eine Volksbewegung in Kopenhagen gezwungen worden, seine bisherigen Rathgeber zu entlassen und eine feindliche Stellung gegen die Herzogthümer einzunehmen.

Der Wille des Landesherrn ist nicht mehr frei und das Land ohne Regierung.

Wir werden es nicht dulden wollen, daß Deutsches Land dem Raube der Dänen Preis gegeben werde. Große Gefahren erfordern große Entschließungen; zur Vertheidigung der Gränze, zur Aufrechthaltung der Ordnung bedarf es einer leitenden Behörde.

Folgend der dringenden Nothwendigkeit und gestärkt durch das uns bisher bewiesene Zutrauen haben wir dem ergangenen Rufe folgend vorläufig die Leitung der Regierung übernommen, welche wir zur Aufrechthaltung der Rechte des Landes und der Rechte unseres angestammten Herzogs in seinem Namen führen werden:

Wir werden sofort die vereinigte Ständeversammlung berufen und die übernommene Gewalt zurückgeben, sobald der Landesherr wiederum frei seyn wird oder von der Ständeversammlung andere Personen mit der Leitung der Landesangelegenheiten beauftragt werden.

Wir werden uns mit aller Kraft den Einheits- und Freiheitsbestrebungen Deutschlands anschließen.

Wir fordern alle wohlgesinnten Einwohner des Landes auf, sich mit uns zu vereinigen. Laßt uns durch Festigkeit und Ordnung dem Deutschen Vaterlande ein würdiges Zeugniß des patriotischen Geistes geben, der die Einwohner Schleswig-Holsteins erfüllt.

Der abwesende Advocat Bremer wird aufgefordert werden, der provisorischen Regierung beizutreten.

Kiel, den 24sten März 1848.

Die provisorische Regierung.
Beseler. Friedrich Prinz zu Schleswig-Holstein.
F. Reventlou. M. T. Schmidt.

„Ein unendlicher Jubel", schreibt das Korrespondenzblatt in einem Extrablatt vom 24. März,



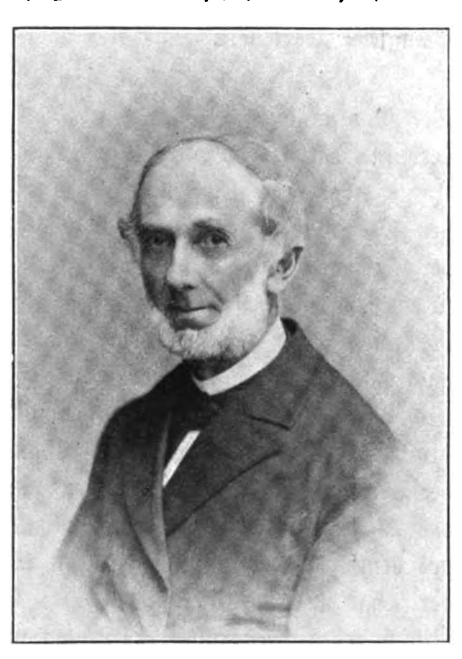


„brach aus; durchdrungen von dem Bewußtsein, daß mit diesem Augenblicke die Geschichte Schleswig-Holsteins einer neuen und schöneren Zeit entgegengehe, schallte ein tausendstimmiges Hoch nach dem andern durch den Markt und die Straßen hin; und die Constituierung der provisorischen Regierung war vollzogen.“

In der Morgenfrühe des 24. ward vor der auf dem Markt versammelten Menge, der Garnison, dem Studenten- und Turnerkorps, sowie der Bürgerwehr die Proklamation durch Beseler vom Fenster des Rathauses nochmals verlesen.

Ein dem Vaterlande geltendes Hoch erscholl aus aller Munde, würdig und ernst ging die große bedeutungsvolle That vor sich, nicht Auflehnung und Empörung gegen den rechtmäßigen Landesherrn, sondern der Trieb der Selbsterhaltung führte zur Proklamation der provisorischen Regierung.

Warme Vaterlandsliebe vermochte Männer, welche sich bis dahin kaum gekannt hatten, und deren politische Ansichten weit auseinander gingen, zur Übernahme der bei ihrem Mangel an Erfahrung doppelt schweren, verantwortlichen Aufgabe. Die Gerechtigkeit der Sache, für welche sie eintraten und das Zutrauen ihrer Mitbürger bildete ihre Legitimation, schreibt Schleiden in seinem Werk: „Schleswig-Holsteins erste Erhebung“.



Dr. Friedr. Volbehr (S. 554). Nach einer Photographie.

Vor allem galt es, sich der Hauptfestung des Landes, Rendsburg, mit ihren reichen Waffenvorräten zu bemächtigen.

Sofort nach der zweiten Ausrufung der provisorischen Regierung in der Morgenfrühe des 24. brachen der Prinz und Beseler mit einer Schar von 250 Jägern unter Führung des Hauptmanns Michelsen und etwa 40 Bürgern und Studenten unter Führung Samwers zum Bahnhof auf, um den Zug nach Rendsburg anzutreten. Das Studenten- und Turnerkorps konnte nicht sogleich teilnehmen, weil Gewehre und Munition nicht in Ordnung waren.

Ungehindert erfolgte der Einmarsch nach Rendsburg, ohne einen Schwertstreich gelangte die wichtige Festung in den Besitz der provisorischen Regierung. Die aus Dänemark gebürtigten Offiziere verließen das Land, die Truppen schlossen sich der Bewegung an.

Rendsburg wurde der Sitz der provisorischen Regierung und der Mobilisierung der Truppen. Die übrigen Truppenteile und das Land schlossen sich rasch der gerechten Sache an; am 25. März waren bereits alle in den Herzogtümern befindlichen Truppen zur Verfügung der provisorischen Regierung und ebenso schnell das ganze Land, am 26. war das ganze Festland mit Ausnahme von Hadersleben, das bereits durch die Dänen bedroht war, der Proklamation der provisorischen Regierung beigetreten.

Von allen Seiten strömten Freiwillige herbei, das Vaterland zu verteidigen; alt und jung, Bürger und Bauer, Edelmann und Tagelöhner stellten sich in den Dienst der gerechten Sache, ein Gedanke beseelte alle, ermutigte und begeisterte sie, der, für das Recht und die Freiheit der Heimat zu fechten.



Wohl selten hat sich eine so edle Begeisterung in einem Volke kundgegeben; da war von Zusammenrotten und Pöbelhaufen keine Rede, kein unmännliches Toben und Schreien, keine jener rohen Beigaben einer Volkserhebung befleckte die Schleswig-Holsteiner. Möge im dänischen Volke eine andere Meinung über unsere That der Notwehr herrschen, mögen sie uns ruhig Empörer, Aufrührer nennen; aufrührerische Scenen, schamlose, Volk und Regierung entehrende Handlungen werden die Dänen den Schleswig-Holsteinern vergebens nachzuweisen suchen.

Die weitere Geschichte der Erhebung, ihren unglücklichen Ausgang zu schildern, gehört nicht in den Rahmen dieses Werkes. Des Tages von Bau, an dem Kiel's Söhne und Jünger seiner alma mater die Begeisterung und Hingabe für die Sache des Vaterlandes mit ihren Herzblut bezahlen mußten, ist schon gedacht.

Holstein blieb von den Kriegsstürmen der nächsten Jahre verschont, das Kriegsglück war bekanntlich bald auf der einen, bald auf der anderen Seite. Dank dem mächtigen Einfluß, den Rußland auf Preußen hatte, ward Schleswig-Holstein unbesiegt und unbezwungen aufs neue seinen Peinigern überliefert.

Kiels Handel litt in jenem Jahre empfindlich, da dänische Schiffe vor dem Hafen kreuzten. Der Wohlstand der Stadt sank, die Schuldenlast wuchs enorm, die den dänischen Machthabern so verhaßte Stadt wurde in jeder Beziehung geschädigt.

Jahre finsterer Reaktion folgten den Tagen der Erhebung, das deutsche Wort ward von den Machthabern verhöhnt, das Recht des Landes und Volkes mit Füßen getreten. Die Jahre der Schmach, des Elends und der Knechtung vermochten nicht den Glauben an eine bessere Zeit zu nehmen und immer mächtiger brach sich der Ruf Bahn: „Los von Dänemark!“ Kiel war vornehmlich der Ort, an dem gearbeitet wurde, um die Befreiung des Landes zu ermöglichen, hatte auch Dänemark manche der besten Söhne des Landes in die Fremde getrieben, war es auch nach Möglichkeit bestrebt, die Hochschule zu schädigen, Schule und Kirche zu unterjochen, es konnte drücken, doch nicht unterdrücken. Männer, wie Theodor Lehmann, der Abgeordnete Kiels zur Ständeversammlung, traten mit beredten Worten und edlem Mannesmut für das Recht und die Freiheit des Wortes ein, Lehrer der Hochschule waren Hüter des edelsten Schatzes der Christiana Albertina, des deutschen Geistes und deutschen Wissens. Als Leuchten der Wissenschaft und als deutsche Männer der That werden die Namen eines Bartels, Esmarch, Litzmann, Karsten, Forchhammer, Thaulow, Nitzsch neben den früher erwähnten unvergessen bleiben. Das Schillerfest, das Fest der Schleswiger im Tivoli zeugen von dem Wirken Fr. Volbehrs, der als treuer Sohn seiner Vaterstadt ihr bedeutendster Chronist derselben geworden ist, zuerst wieder Interesse für die Geschichte unserer Stadt wachgerufen hat und als Litterat Jahrzehnte hindurch für das Zeitungswesen der Provinz und vor allem Kiels von hervorragender Bedeutung war.

Markus Schlichting wird stets einen hervorragenden Platz in der Reihe bedeutender Schulmänner einnehmen, sein Werk ist vor allem die Reorganisation des Kieler Schulwesens, die 1861 vor sich ging und den Grundstock legte zu den mustergiltigen Schuleinrichtuugen, die wir jetzt besitzen.

Als Prediger wirkten in jener Zeit Wolf, Jensen, Schrader und Hasselmann,

im Magistrate als Bürgermeister Bargum, Kirchhof und Thomsen als Gelehrte Senatoren Jensen, Bachmann, Reiche, Nitzsch, Kraus, als Bürgerliche Senatoren Klotz und Volckmar.

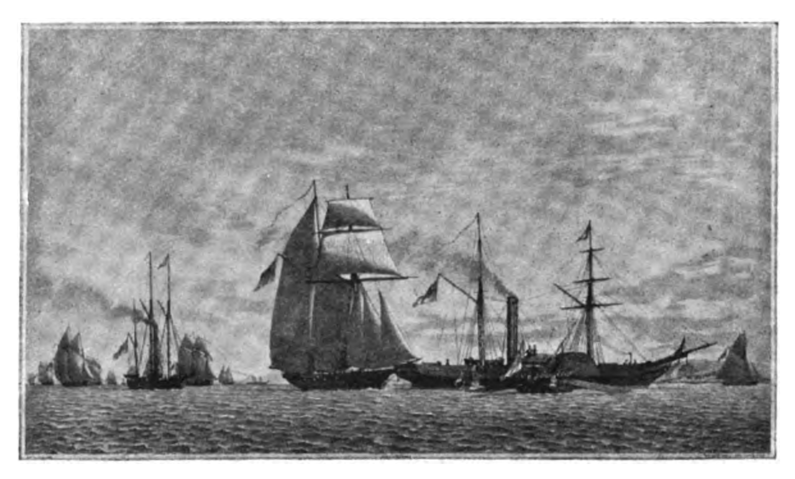


Kiel's Handel und Industrie war durch die Namen Schweffel und Hoewaldt, Birch, Maßmann u. a. mehr vertreten, die Kunst durch Roß, Claudius, Wolperding und Hundertmark.

Das unerwartete Hinscheiden Friedrichs VII. schuf eine andere Lage, Schleswig-Holstein ward frei. Die Geschichte der Jahre, die politischen Verwickelungen zu schildern, kann hier nicht mehr meine Aufgabe sein.

Der Wunsch der großen Mehrzahl des Volkes ein eigenes Reich unter dem angestammten Herzog zu bilden, ging nicht in Erfüllung, der Schmerz, daß es nicht geschehen, ist längst verstummt und freudigen Mutes konnten Schleswig-Holsteins Söhne auf Frankreichs Schlachtfeldern ihr Blut und Leben für Deutschlands Einigkeit opfern, denn auch sie waren ein Glied des Reiches geworden.

Alldeutschlands Flagge aber weht im Kieler Hafen und wohlgerüstet wacht die Wehr zur See auf den blauen Fluten der deutschen Meere. Alljährlich hält der Kaiser seinen Einzug in die treue Holstenstadt und häufig ihm zur Seite seine hohe Gemahlin aus Augustenburger Stamm.



Die Schleswig-Holsteinische Flotte im Kieler Hafen.
Nach einem Steindruck.

Unvergessen wird das Andenken des Oberbürgermeisters Mölling bleiben, sein unverdrossenes Wirken für das Gedeihen der Stadt, der Wirksamkeit des jetzigen Oberbürgermeisters Fuß begegnen wir auf Schritt und Tritt. Nicht unerwähnt darf der Name des genialen Stadtbaumeisters Martens bleiben, der zuerst die künftige Größe und Bedeutung der Stadt ahnte und einen Plan für die künftige Gestaltung der Stadt aufstellte.

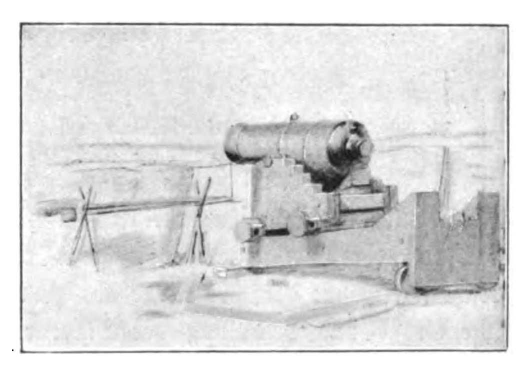
Vergegenwärtigen wir uns, wie Kiel vor fünfzig Jahren aussah und was es geworden, so müssen wir voll Bewunderung gestehen, daß hier eine Entwicklung ohnegleichen vorliegt. Möge es mir vergönnt sein, diese Fortschritte, welche sich auf allen Gebieten zeigen, an anderer Stelle behandeln zu dürfen.

Fünfzig Jahre sind vergangen, seitdem zum erstenmale wieder die deutsche Flagge auf deutschen Kriegsschiffen wehte, wurde man sich doch damals bewußt, welche Gewähr für die gedeihliche Entwickelung eines Landes in der Wehr zur See läge. Mit freudiger Begeisterung steuerten arm und reich zu diesem nationalen Werk, das leider vorerst unvollendet blieb, bis Preußens König das Werk



seines großen Ahnen, des Großen Kurfürsten, wieder aufgriff. Heute weht auf allen Meeren stolz die Kriegs- neben der Handelsflagge des Deutschen Reiches und der Hafen, in welchem vor fünfzig Jahren die kleine schleswig-holsteinische Flotte gebildet ward, ist jetzt der Hauptkriegshafen des mächtigen Deutschen Reiches.

Durch sechs Jahrhunderte habe ich die Leser geführt und mich bemüht, ein Bild der Entwickelung der Vaterstadt, des Treibens, Lebens und Wirkens ihrer Bürger zu geben. Es giebt viele deutsche Städte, die eine größere, reichere Geschichte haben, deren Vorzeit uns Kunde giebt von der Kolonisation durch die Römer, von den Kämpfen der Völkerwanderung, von den Kriegen zwischen Deutschen, Slaven und Wenden. Kiel ist auch nicht vergleichbar jenen großen Handelsstädten, die einst deutschen Namen und deutsches Ansehen auf dem Meere und in fernen Landen zur Geltung brachten, es haben die Kräfte gefehlt, sie in früheren Zeiten zu dem werden zu lassen, zu was sie von ihren Gründern bestimmt war. Die Hansestadt Kiel hat keine Bedeutung erlangt, die Residenzstadt Kiel hat große Wichtigkeit nie besessen, erst diesem Jahrhundert war es vorbehalten, dem Namen Kiel einen Klang zu verschaffen, der überall in deutschen und in fernen Landen bekannt ist. Die Thatkraft der Bürger, die Bedeutung der Professoren hat in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts den Namen Kiel's mit einem unverwelklichen Eichenkranz geschmückt, die Entwickelung und Gestaltung des Deutschen Reiches, an dem es seit 1815 so regen Anteil genommen, hat ihm den schönsten Hort anvertraut, seine Flotte. Die Gnade des erhabenen Herrschers hat die Stadt hoch geehrt, untrennbar ist ihr Name verbunden mit der schwarz-weiß-roten Flagge, die auf allen Meeren weht, und die überall Kunde bringt, von der Größe des Reiches von der Macht seiner Herrscher und der Tüchtigkeit seiner Bürger. Gott schütze Kaiser und Reich, Gott schirme die Stadt und unsere teure Heimat Schleswig-Holstein für alle Zeit!



Aus der bei Laboe 1848/49 errichteten Schanze.
Nach einer Zeichnung von Boie.



Verzeichniß der Abbildungen, Karten und Pläne.















Der bedeutend erweiterte Umfang des Textes machte es unmöglich, das Werk wie geplant, bis zur Gegenwart fortzuführen und abzuschließen. Die Erhebung des Jahres 1848 bildet den vorläufigen Abschluß. Der Verfasser giebt sich jedoch der Hoffnung hin, daß es ihm in absehbarer Zeit möglich sein wird, die bereits in Angriff genommene Fortsetzung erscheinen zu lassen, und rechnet dabei auf die Unterstützung seiner Mitbürger, da ein derartig kostspieliges Werk nur erscheinen kann, wenn ein fester Stamm von etwa 1000 Abnehmern gesichert ist. Der neue Band wird in großen Zügen die Geschichte unserer Heimat in den letzten fünfzig Jahren bringen, die Entwickelung und den Ausbau unserer Stadt, ihre Verwaltung; Kirchen- und Schulwesen, Handel und Industrie behandeln; der aufblühenden Universität, den großen industriellen Etablissements und vor allem der Entwickelung des Reichskriegshafens werden größere Abschnitte gewidmet sein.

Er soll ferner das bringen, was im ersten Theile vermißt worden ist, vor allem auch altväterliche Sitten und Gebräuche, Straßenbilder und Straßenfiguren; der derbe, echte Humor, der über breite Schichten des Volkes sein lustiges Scepter schwang, soll zu seinem Rechte kommen.

Von dem reichen Bilder- und Kartenschmuck, der für diesen Band bereits angefertigt ist, erwähne ich:

Pläne der Stadt 1858, 1867, 1871, 1880, 1891, 1894.

Portraits der Kaiser und Könige Wilhelm I., Friedrich III., Wilhelm II.; der Prinzen Adalbert und Heinrich von Preußen, des Herzogs Friedrich und der Herzogin Adelheid.

Portraits der Bürgermeister Bargum, Kirchhoff, Thomsen, der Oberbürgermeister Mölling und Fuß, der Pastoren Wolf, Hasselmann, Jeß, Behrmann, der Professoren Karsten, Thaulow, Forchhammer, Thomsen, Fricke, Weiß, Lipsius, Möller, Ihering, Planck, Neuner, Bartels, Esmarch, Ravit, Curtius, Weinhold, Junghans, Treitschke, Handelmann, Alberti, Krueger; der Admirale Jachmann, Werner, Goltz, Knorr; der Vertreter von Handel und



Industrie wie Howaldt, Maßmann, Sartori, und vieler anderer hervorragender Personen auf politischem, wirtschaftlichem und litterarischem Gebiet, deren Zahl durch die große Anzahl noch vorgesehener Portraits jetzt wirkender Persönlichkeiten erheblich vermehrt wird.

Bilder sind ferner in großer Zahl schon vorhanden von Plätzen, Straßen und charakteristischen Bauten, vom Hafen und seiner Umgebung, von Festen und Feierlichkeiten der letzten fünfzig Jahre.

Die Marine charakterisieren zahlreiche interessante Gruppenbilder am Bord der „Arkona“ und „Niobe“ aus den sechziger Jahren, Abbildungen älterer Kriegsschiffe und anderes mehr.

So würde auch der neue Band jedem etwas bieten und bringen und schließlich ein Bild unserer Vaterstadt zur Wende des Jahrhunderts geben.

H. Eckardt.



Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.


Digitized by Google

